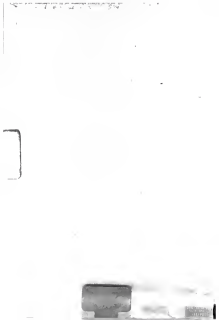
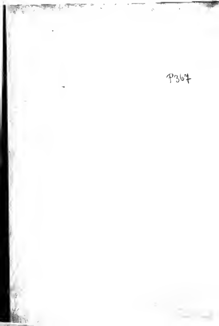

NIKOLAUS LUDWIG
HULDREICH
ZWINGLI
JAKOB STURM
MARTIN BUCER
GUSTAV ADOLF
Monatsschrift für Gottesdienst
und kirchliche Kunst





P367

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend

Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg

---

8. Jahrgang

Januar—Dezember 1903

Mit [illegible] Abbildungen im Text und einer Notenbeigabe im Quartformat



Göttingen

Vandenhoeck und Ruprecht

1903


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
306725A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

Inhaltsverzeichnis zum 8. Jahrgang S. 413—415



8. Jahrgang Nr. 1 Januar 1903

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 6252 Ausgabe mit Correspondenzblatt Nr. 6253.)

Gottesdienst und Glaubensbekenntnis

von Friedrich Spitta

Die Frage nach dem Glaubensbekenntnis als einem notwendigen Bestandteil des evangelischen Gottesdienstes ist in den Tagen des Apostolikum-Streites und der Revision der Preußischen Agende viel erörtert worden, nicht immer mit der notwendigen Objektivität. Das Nachlassen der leidenschaftlichen Gereiztheit auf beiden Seiten ist der Erörterung dieser Frage von Nutzen gewesen. Und wenn man so besonnene Behandlungen dieses Gegenstandes liest, wie sie letzthin Georg Rietschel in seinem ausgezeichneten Lehrbuch der Liturgik (I, 2 S. 526—528), aber auch Siebert in der Zeitschrift für Pastoral-Theologie (XXIV, 12 S. 671—682) bietet, so sollte man sich wohl damit zufrieden geben. Ich würde auch dazu nicht die Feder nehmen, wenn ich nur oft Gesagtes wiederholen wollte, um ein stilvolles Portal für den neuen Jahrgang der Monatschrift herzustellen, oder wenn ich mich gegen Angriffe zu verteidigen Lust hätte, die gegen früher von mir ausgesprochene Ansichten unternommen worden sind. Im Gegenteil, ich finde, daß der Widerspruch dagegen zum Teil sehr unerheblich, zum Teil aber auch ganz berechtigt war. Nachdenken hat mich vielfach zu einem Gegner meiner selbst gemacht. Ich möchte das aber nicht unausgesprochen lassen, damit man mir nicht immer wieder Ansichten zuschreibe, die ich gar nicht mehr vertrete, wie das häufig noch bezüglich meiner Äußerungen über den Knabenchor auf dem Deutsch-evangelischen Kirchengesangstage in Bonn geschieht. Aber auch davon abgesehen, habe ich über das Glaubensbekenntnis im Gottesdienst im Lauf der Jahre Ansichten gewonnen, die in den letzten Abhandlungen über diese Frage nicht oder nicht genügend zum Ausdruck gekommen sind, von denen ich aber glaube, daß sie für Theorie und Praxis wichtig genug sind, um mit der Erörterung darüber einen neuen Jahrgang unseres Blattes zu eröffnen.

Die obengenannten Abhandlungen kommen darin überein, daß sich aus der Wesenseigentümlichkeit des evangelischen Gottesdienstes die Notwendigkeit nicht ableiten lasse, daß in ihm ein historisch überliefertes Glaubensbekenntnis seinen

Platz habe. Daß das Bekennen in der Gemeindeversammlung überhaupt nicht fehlen darf, versteht sich von selbst. Ein echter Gottesdienst ist ohne Bekennen gar nicht denkbar, ja, er selbst ist ein Bekenntnis. Mag man sich sein Wesen vorstellig machen durch die beliebte Unterscheidung einer sakrifiziellen und einer sakramentalen Seite oder durch die Definition einer Darstellung des christlichen Glaubens durch die Gemeinde zum Zweck ihrer Erbauung, immer wird das Bekennen des Glaubens zu den Wesenseigentümlichkeiten des Gottesdienstes gehören. Dieser prinzipiellen Forderung entspricht aber die Praxis durchaus. Nicht bloß im Hauptgottesdienst oder in der Festtagsliturgie, sondern auch im Nebengottesdienste und in der bescheidensten Wochenbetstunde bekennt die Gemeinde. Jedes Lied des Gesangbuches, das nicht Gebet ist, hat Bekenntnischarakter — nein, jedes Gebet ist Bekenntnis zu dem, den der Betende anruft, das Lobopfer, das die Gemeinde darbringt, ist nach Hebr. 13, 15 die Frucht der Lippen, die sich zu Gottes Namen bekennen. Und mag es mit Ritschls Behauptung, das Vaterunser sei das eigentliche Bekenntnis der Christenheit, stehen, wie es wolle, gewiß ist: wo bei einer gemeinsamen Andacht auch nur das Gebet des Herrn laut wird, da hat man ein klares fundamentales Bekenntnis ausgesprochen.

Wird hierüber wohl nirgends eine ernstliche Meinungsverschiedenheit bestehen, so handelt es sich eben in der vorliegenden Frage nicht um das Glaubensbekenntnis der Gemeinde überhaupt, sondern um das, was man die kirchlichen Bekenntnisse im engeren Sinne zu nennen pflegt, um gewisse Formulierungen des christlichen Glaubens, wie sie im Laufe der Geschichte aus besonderem Anlaß hervorgetreten sind und in denen wir charakteristische Äußerungen des Glaubens unserer Väter erkennen. Daß diese ein Recht darauf haben, als wesentliche Stücke unserer Gottesdienstfeier zu erscheinen, muß ich mit aller Entschiedenheit behaupten. Meine Begründung dafür gestaltet sich so: Der christliche Glaube, der im Gottesdienste zur Darstellung kommt, ist ein gegenwärtiger Besitz der Gemeinde, der auf einer in der Vergangenheit liegenden göttlichen Offenbarung beruht, die im Laufe der Geschichte der Kirche immer wieder neu angeeignet und zum Ausdruck gebracht worden ist. Wie es deshalb der Gemeinde nicht genügt, im Gottesdienste zu beten und das freie Zeugnis des Glaubens aus der Gegenwart in der Predigt anzusprechen, sondern auch die heiligen Urkunden ihres geoffenbarten Glaubens zu verlesen, so wird sie auch das Bedürfnis haben, die Stimme der Kirche zu hören, die Zeugnisse unsrer Väter von ihrem Glauben. Durch beides wird sie, wenn auch in einer durch die Sache gegebenen Abstufung, ihren Glauben reinigen und vertiefen. — Nun wird man mir vielleicht antworten, dazu bedürfe es nicht der Verwendung der kirchlichen Symbole, unsere Agenden und Gesangbücher boten in ihren Gebeten und Liedern ja eben die Glaubenszeugnisse unserer Väter und unter ihnen solche, die in noch frühere Zeit hinaufreichen als die ökumenischen Symbole. Allein weil es sich hier um Stücke handelt, die sich die Gemeinde sofort betend und singend aneignet, so kann sie dabei nicht zu dem deutlichen Bewußtsein von einem uns objektiv entgegentretenden Glaubensbekenntnis unsrer Väter kommen. Diese Empfindung geht nur nebenher. Somit bleibt, wenn nicht für alle Gottesdienste, so doch für diejenigen, in denen sich die Darstellung des evangelischen Glaubens nach allen Seiten hin ausbreiten will, bestehen, daß in ihnen die Mitteilung des Glaubensbekenntnisses der Väter nicht fehlen solle.

Kehren wir von dieser prinzipiellen Feststellung zu der praktischen Frage zurück, so wird der erste Eindruck der sein, daß diejenigen, welche in unseren

Tagen für den Gottesdienst den Vortrag eines kirchlichen Glaubensbekenntnisses fordern, weil hinter dem zurückbleiben, was sich nur als das Selbstverständliche ergab. An Stelle einer allseitigen Verwendung der kirchlichen Glaubensbekenntnisse fordern sie einzig den Gebrauch des sogenannten apostolischen Symbolums und des Nicäno-Konstantinopolitanischen. Hier und da z. B. im anglikanischen Kultus, in der evangelischen Kirche Polens oder in der Ordnung des Kindergottesdienstes für Münster i. W. wird auch wohl das sogenannte athanasianische Bekenntnis verwendet. Schöberlein meint: „Das Athanasianum dürfte sich bei seinem dogmatisierenden Charakter bloß für das Trinitatisfest eignen. Sein Vortrag ist ein antiphonischer wie der der Psalmen“. Wird sich nun aus dem von Schöberlein genannten Grunde dieser psalmodische Gesang in der evangelischen Kirche kaum ein weiteres Gebiet erobern, so bleibt es dabei, daß Nicäno-Konstantinopolitanum und Apostolikum die beiden Stücke sind, für die im evangelischen Gottesdienste eine Ehrenstellung gefordert wird, die man keinem unserer evangelischen Bekenntnisse einräumt, ja keinem Abschnitte der heiligen Schrift. Denn wo wird ein solcher, etwa das Wort unseres Herrn von der Liebe zu Gott und dem Nächsten oder das hohepriesterliche Gebet oder irgend ein apostolisches Bekenntniswort, Sonntag für Sonntag beim Hauptgottesdienst verlesen? Daß das ein unhaltbarer Zustand ist, kann man bei ruhiger Erwägung doch wohl nicht in Frage stellen.

Oder lassen sich genügende Gründe beibringen, welche die Ausnahmestellung, die man diesen beiden Symbolen zuschreibt, rechtfertigen?

Man sagt, die gottesdienstliche Gemeinde habe das Bedürfnis, sich im Beten und Bekennen mit der gesamten Christenheit auf Erden zusammenzuschließen. Gewiß! Aber kann diesem Zwecke der Gebrauch jener beiden Symbole dienen? Die griechische Kirche kennt das Apostolikum nicht, und auch in neueren evangelischen Denominationen ist es nicht einmal im Kinderunterricht und bei der Konfirmation im Gebrauch. Die in der römischen Messe gebräuchliche und von da in den evangelischen Gottesdienst übergegangene Form des Nicänum enthält aber gerade diejenige Wendung („Ich glaube an den Herrn den heiligen Geist, der da lebendig macht, der vom Vater und vom Sohne ausgeht“), die den dogmatischen Hauptgrund zur Trennung der morgenländischen und abendländischen Kirche abgab. Will man zu Bekenntnisworten kommen, die wirklich allen Christen gemeinsam sind, so muß man wohl oder übel bis zum Neuen Testamente hinaufgehen, und auch insofern weiß ich Ritschl nichts zu entgegnen, wenn er behauptet, der Gebrauch des Vaterunsers gebe jenem christlichen Gemeingefühl zutreffenderen Ausdruck als der Gebrauch eines der ökumenischen Symbole. Auch durch andere Partien der Bibel ließe sich diesem Gefühl Ausdruck geben. Begeben wir uns dagegen auf das außerkanonische Gebiet, so beginnt sofort die Trennung der verschiedenen kirchlichen Richtungen sich geltend zu machen, ja allen den Symbolen, nicht bloß denen der evangelischen Kirche, ist es uneigentümlich, die Grenzen zu ziehen zwischen eigener und ketzerischer Auffassung des Christentums.

Kann somit das alle kirchlichen Konfessionen und Denominationen verbindende Gemeingefühl, dessen Aussprache im Gottesdienste gewiß einem berechtigten Bedürfnisse entspricht, durch den Gebrauch des Apostolikums und Nicänums nicht zum Ausdruck gebracht werden, so fragen wir, wie es sich denn mit einem zweiten Bedürfnisse verhält, das angeblich den Gebrauch jener Symbole fordert. Man sagt, es müsse im Gottesdienst der Glaube irgendwo auf einen kurzen zusammenfassenden Aus-

Digitized by Google

druck gebracht werden. Ich weiß nicht, wo man für diese Behauptung Gründe finden will. Eine derartige Zusammenfassung der Glaubenswahrheiten kann in polemischem, apologetischem, wissenschaftlichem Interesse von Wert sein, im gottesdienstlichen nicht. Da ist die unmittelbare, unreflektierte, warme Äußerung des Glaubens in Gebet und Bekenntnis am Platze, und in einer solchen wird immer der ganze, nicht nach Paragraphen aufzuzählende Inhalt des Glaubens niedergelegt sein. Die Freude über das Kind in der Krippe kann begrifflich ganz losgelöst sein von dem Gedanken an Christi Tod und Auferstehung sowie an die Sendung des heiligen Geistes und doch ein vollkommener Ausdruck des Glaubens der Weihnachtsgemeinde sein. Das Gebetsbekenntnis zur Rechtfertigung aus Glauben kann ohne jede Beziehung zu den eschatologischen Gedanken auftreten, und keiner wird es für einen unvollständigen Ausdruck evangelischer Überzeugung halten. Anders steht es bei der Aufnahme von Personen in die christliche Gemeinde. Daß hier eine Summe christlicher Lehre irgendwie in Anwendung komme, liegt in der Natur der Sache. Aber die Eigenart dieser liturgischen Akte auf den Gemeindegottesdienst zu übertragen, würde dessen Grundcharakter antasten. Indes lasse man jene Forderung einmal zu Recht bestehen, so wird man doch fragen dürfen, ob denn jenem Bedürfnisse nicht mit einem biblischen Worte genügt werden könne. Darauf wird man vielleicht antworten, es gebe kein Bibelwort, in dem kurz sämtliche christlichen Heilswahrheiten zusammengefaßt seien. Das wäre nun allerdings eine Behauptung, die nur bei einer quantitativen Beurteilung des Glaubens zutreffend wäre. Aber die Berechtigung einer solchen einmal angenommen, so würde man doch fordern müssen, daß an Stelle der quantitativ nicht zureichenden biblischen Bekenntnisse solche zu treten hätten, denen von der geforderten Summe der christlichen Heilswahrheiten keine fehle. Aber läßt sich das vom Nicänum und Apostolikum sagen? Allgemein gibt man zu, daß das nicht der Fall sei, daß man mit mehr oder weniger Recht aus einzelnen Worten nur herausdeuten müsse, was nach evangelischer Überzeugung eine klare und breite Ausführung verlange, etwa die Lehre von der Rechtfertigung. Dann kann man aber doch beim besten Willen nicht behaupten, daß das Apostolikum oder Nicänum die Eigenschaften habe, die uns veranlassen könnten, sie an die Stelle der biblischen Bekenntnisformeln zu setzen.

So bleibt denn nur noch Ein Grund übrig, weshalb man den beiden Symbolen jenen höchsten Ehrenplatz anweist: die Tradition oder gut deutsch die Gewohnheit. Ob dieser Grund gerade einer Beweisführung aus evangelischem Munde wohl ansteht? Unsre Reformatoren haben uns nicht gelehrt, vor der Tradition Halt zu machen. Nun weiß ich ja wohl, daß wir nicht rein aus dem Prinzip und unbekümmert um die geschichtliche Entwickelung unsern Gottesdienst konstruieren dürfen. Aber es wird uns doch wohl eine freimütige Untersuchung seiner einzelnen Teile erlaubt sein und eventuell auch der Vorschlag, dieses oder jenes Stück, wenn nicht zu entfernen, so doch anders zu beurteilen und zu stellen. Und dazu werden wir doppelt Recht haben, wenn es vor Augen liegt, daß eine einheitliche Tradition überhaupt nicht vorhanden ist. Die griechische Kirche kennt das Apostolikum überhaupt nicht, und die römische hat es in ihrer Messe nicht, an die sich doch der lutherische Hauptgottesdienst anschließt. Was aber das Nicänum betrifft, so hat es vor dem elften Jahrhundert überhaupt keine Stelle in der Messe gehabt. In der evangelischen Kirche aber kann von einer Tradition erst recht nicht die Rede sein. Während Luther in seine Formula missae, dem katholischen

Urbild folgend das Nicänum aufnahm, ersetzte er dieses in der „Deutschen Messe“ durch sein Lied „Wir glauben all an Einen Gott,“ und es gibt große Landeskirchen wie die sächsische, in denen im Hauptgottesdienste nie Nicänum oder Apostolikum laut wird, sondern nur jenes Lutherlied oder ein anderes Glaubenslied; andere wie die Württembergs, in denen nichts von allen diesen Formen im Gebrauch ist, andere, in denen der Glaube bald als Lied gesungen, bald vom Pfarrer oder von der ganzen Gemeinde gesprochen wird, bald an den gewöhnlichen Sonntagen ausfällt und nur an den Festtagen in Gebrauch kommt. Wie kann man da von einer festen Tradition reden? Ja, wenn man wie in Preußen das Apostolikum unbedingt vorschreibt und den Gesang des Lutherliedes nur in den Gemeinden gestattet, wo er bereits im Gebrauch stand, da schafft man zwangsweise eine Tradition. Wer sich aber auf diese berufen wollte, um das Recht des Gebrauches des Apostolikums als des Bekenntnisses im Gottesdienste zu erweisen, würde sich eines Trugschlusses schuldig machen.

So ist also schlechterdings kein Grund zu entdecken, weshalb dem Apostolikum und Nicänum im evangelischen Gottesdienste ein Ehrenplatz eingeräumt werden solle, der keinem anderen der kirchlichen Bekenntnisse, ja keinem Abschnitt der heiligen Schrift zuerkannt wird. Was man aber gegen sie sagen muß, das gilt natürlich in gleicher Weise dem Lutherbekenntnis in seinem Liede „Wir glauben all an Einen Gott“ oder einer für den liturgischen Gebrauch hergerichteten Zusammenziehung dieses in Eine Strophe. Ich halte nach wie vor diese, ich weiß nicht von wem herrührende, Bearbeitung des Luthertextes für gar nicht so mißglückt wie Kleinert, der von einem Brockenhäufchen spricht, das von Luthers Zyklopenmauer übrig geblieben, und den Ekel, den er vor den beiden von mir verfaßten Schlußzeilen („Und ob auch Tod und Hölle dräut, Wir sind des Herrn in Ewigkeit“) hat, teilen offenbar sehr viele Liturgiker und Hymnologen nicht. Aber das Recht auf jenen einzigartigen Ehrenplatz im Hauptgottesdienste hat diese Strophe ebenso wenig, oder vielmehr noch weniger als Luthers Original, da man sie, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe“, hergestellt hat, um den Schwierigkeiten auszuweichen, die dem Gebrauch des Originals anhaften. Denn daß das dreistrophige Lied mit seiner für den modernen Sänger immer schwer zu bewältigenden Melodie den Verlauf des Gottesdienstes mehr als gut verzögert und die evangelische Glaubensstimmung nicht recht aufkommen läßt, ist oft genug empfunden und ausgesprochen worden. Aber ist es denn überhaupt in Luthers Geist, anzunehmen, dieses sein Lied solle ein notwendiger Bestandteil des evangelischen Hauptgottesdienstes sein? Oder lag es ihm nicht vielmehr daran, der Gemeinde, die bislang in der Messe geschwiegen, ein Bekenntnislied in den Mund zu geben, und zwar als ihr Bekenntnis, das sie selber ausspricht, und nicht als ein ihr objektiv gegenüberstehendes Stück aus der Vergangenheit? Wenn aber das, so haben die ganz Recht, welche meinen, das Luthersche Bekenntnislied solle mit ähnlichen Liedern anderer Dichter wechseln, sei es nun das Clausnitzersche „Wir glauben all an Einen Gott, Vater, Sohn und heilgen Geist“ bezw. dessen Modernisierung im Sächs. Ges.-B. Nr. 264, oder trinitarische Gesänge wie „Allein Gott in der Höh“, „Gelobet sei der Herr“, „Halleluja! Lob, Preis und Ehr“. Wird aber der Ton darauf gelegt, daß es sich hier um das Herzensbekenntnis der gegenwärtigen Gemeinde handle, so ist gar kein Grund zu entdecken, weshalb die fraglichen Lieder nur nach dem Schema des Apostolikums oder Nicänums gestaltet sein müßten, und weshalb nicht je zu seiner Zeit Gesänge wie „Es ist

das Heil uns kommen her", „Ich habe nun den Grund gefunden", „Ich weiß, woran ich glaube" denselben Dienst tun können. — Damit wären wir denn wieder ungefähr an dem Punkt angelangt, den wir gleich zu Anfang als einer Diskussion überhaupt nicht bedürftig bezeichnet hatten: die Gemeinde muß im Gottesdienste ihren Glauben bekennen. — —

Aber damit ist die Frage nicht beantwortet, was denn geschehen müsse, um das Glaubensbekenntnis unserer Väter im Gottesdienste zu derjenigen Darstellung zu bringen, die ihm gebührt. Zunächst gilt es, den Ausnahmezustand für Apostolikum und Nicänum zu beseitigen und vor allem unsre evangelischen Bekenntnisse in ihr Recht einzusetzen. Was wissen denn unsre Gemeinden von letzteren? Es ist mir im Augenblick nicht gegenwärtig, ob heutzutage der Brauch, an gewissen Tagen die Augsburgische Konfession zu verlesen, noch besteht. Von den anderen Bekenntnissen wird erst recht nicht die Rede sein. Zu den offiziellen Symbolen treten nun aber die Zeugnisse der großen Gottesmänner aus der Geschichte der Kirche. Wer von unsern Gemeindegliedern kennt von ihnen mehr als den Namen, wenn sie nicht gerade Kirchenlieder gedichtet haben? Mit welchem Rechte kann von ihnen gesagt werden: Ob sie gleich gestorben sind, so reden sie noch? Ihre starken Persönlichkeiten wären so recht geeignet, nicht auf dem Umweg über die Theologie, sondern unmittelbar auf das Geschlecht der Gegenwart zu wirken. Allein alle möglichen berufenen und unberufenen Prediger der Gegenwart fordert man zu Gastpredigten in unsern Gottesdiensten auf; an die großen Zeugen der Vergangenheit denkt jedoch so gut wie keiner. —

Ich kann mir schon vorstellen, daß man mich kaum ausreden lassen mag, da hundert Gegengründe gegen diese Ansicht vorzubringen sind. Mit Beziehung auf die eine der badischen Einleitungsformeln zur Verlesung des Apostolikums („Vernehmet das Bekenntnis, in welchem die christliche Kirche von Alters her ihren Glauben bezeugt") und somit auch gegen meine Auseinandersetzung bemerkt Rietschel: „Die zweite Form in Baden ist ganz unzulässig, da im Gottesdienste nicht kirchliche Urkunden vorgetragen werden", und fährt dann mit Kliefoths Worten fort: „Den Anspruch, vernommen zu werden, hat im evangelischen Kultus nur das göttliche Wort." Merkwürdig! Ist denn das Neue Testament keine kirchliche Urkunde? Und erheben nicht die kirchlichen Oberbehörden durchaus den Anspruch, im Gottesdienste vernommen zu werden, wenn sie es für nötig halten, den Gemeinden einen Hirtenbrief zu proklamieren oder sie über eine besondere kirchliche Angelegenheit aufzuklären? Aber man erschreckt uns nun auch durch den angeblichen Nachweis, daß die Verlesung eines kirchlichen Bekenntnisses eine verborgene Heterodoxie zum Grunde habe. Kliefoth, von Rietschel beifällig zitiert, bemerkt: „Der Vorstellung, daß das ministerium verbi nicht bloß das göttliche Wort, sondern auch eine Stimme der Kirche an die Gemeinde zur Vernehmung bringt, liegt eine im Prinzip unevangelische Entgegensetzung von Kirche und Gemeinde zu Grunde." Aber wie so denn? Tritt denn Kirche und Gemeinde in Gegensatz, wenn man der Gemeinde der Gegenwart Mitteilungen macht aus der Vergangenheit der Kirche? Oder liegt das Unerlaubte nur darin, daß man solche Mitteilungen nicht im Verlauf der Predigt macht, wo sie doch gewiß von Keinem angefochten werden können, sondern in einer besonderen Vorlesung? Da möchte ich wohl wissen, was für eine Ketzerei dem zu Grunde lag, wenn man ehedem (vielleicht auch jetzt noch) am 10. Sonntage nach Trinitatis den Gemeinden die in ihren Gesangbüchern zugleich mit den Sonntagsperikopen und der Leidensgeschichte ab-

gedruckte „Beschreibung des Josephus von der Zerstörung Jerusalems“ vorlas. Daß ein Unterschied zu machen ist zwischen der heiligen Schrift und den Bekenntnissen der Kirche, versteht sich von selbst und ist von mir zuvor gerade mit Bezug auf die Überschätzung des Apostolikums und Nicänums hervorgehoben, aber wenn man dem Prediger der Gegenwart das Recht gibt, in der Predigt sein Glaubensbekenntnis vorzutragen, ja auch, wenn er schwachen Gedächtnisses ist, sein Manuskript vorzulesen, soll dann unseren Vätern im Glauben, vor denen doch jeder kirchliche Pfarrer sich beugen wird, ein gleiches Recht nicht zuerkannt werden?

Als man bei dem Straßburger Kirchengesangstage nach der biblischen Vorlesung auch ein Bekenntniswort Luthers und unsres elsässischen Reformators Bucer vorlas, hörte man aus dem Munde eines kirchlichen Würdenträgers den Einwand, an den Altar gehöre nur die Verlesung des Wortes Gottes. Es war ihm wohl in dem Augenblick aus dem Sinne gekommen, daß die von ihm am Altar gesprochenen und gesungenen Gebete auch nicht in der Bibel stehen, ja daß die dort gehaltenen Tauf-, Traunngs-, Beicht- und Ordinationsreden auch nicht Wort Gottes in unmittelbarem Sinne gewesen. Ich weiß nicht, ob man ähnliche Reden gehört hat, als unsre lieben Nachbarn im Schwabenland in ähnlicher Weise ihren Brenz haben reden lassen, oder als bei einer Feier des Evangelischen Bundes nach der Vorlesung von Psalm 119, 29—32 die herrlichsten Stellen aus Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ vorgetragen wurden. Denen, welche sich an solcher Entweihung des Altars ärgern, kann man ja gern dadurch entgegen kommen, daß man solche Vorlesungen auf die weniger empfindliche Kanzel verlegt.

Ernsthafter sind Einwendungen andrer Art zu nehmen. Apostolikum und Nicänum sind kurze Abschnitte, die schnell absolviert werden können, ohne den Gang des Gottesdienstes wesentlich aufzuhalten, aber wie wäre eine Vorlesung unserer evangelischen Bekenntnisse in ihrem ganzen Umfange möglich? Aber das ist ja auch garnicht nötig. Die Masse tut's auch hier nicht. Einige mit Takt und Vorsicht ausgewählte Kernstellen und charakteristische Partien brauchen keinen besonders langen Zeitraum in Anspruch zu nehmen. Wohl wäre allerdings zu wünschen, daß die Gemeinde das nicht stehend anhören müßte. Aber auch einer etwas umfangreicheren Vorlesung der heiligen Schrift wäre mit einer Änderung der Gewohnheit gedient, die ganze sogenannte Liturgie stehend anzuhören.

Aber was wird aus dem Wunderbau unsrer Liturgie, in der ein Stück vom anderen bedingt und getragen ist, wenn man auf einmal ein neues Stück dazwischen treibt, und wo ist für dieses noch ein Platz frei? Wie es mit der Einheitlichkeit der Liturgie bestellt ist, wissen alle, die nur einen Blick in die Geschichte ihrer Entstehung geworfen haben. Der richtige Platz aber für das Bekenntnis unsrer Väter wäre wohl schneller gefunden als der für die oben besprochenen zur Stunde allein berechtigten Bekenntnisse, die bald am Anfang des Gottesdienstes, bald am Ende, bald nach der Epistel, bald nach dem Evangelium, bald nach der Predigt, bald nach dem Predigtlied u. s. w. gestanden haben und — noch stehen. Bei unserer Auffassung ergibt sich die notwendige Reihenfolge von selbst: Vorlesung der heiligen Schrift, Vorlesung der kirchlichen Bekenntnisse, Zeugnis der Predigt der Gegenwart, beruhend auf der heiligen Schrift und den Bekenntnissen. Die Abgrenzung dieser Stücke von einander durch Gemeinde- und Chorgesang ist ohne jede Schwierigkeit.

Aber noch bedenklicher lautet der Einwand: Woher haben wir die Be-

Digitized by Google

kenntnisworte in dem geforderten Umfang? Wer wird sie uns auswählen? Wer wird sie auf die verschiedenen Sonn- und Festtage so verteilen, daß sie nicht unvermittelt dastehen? Gewiß, hier ist noch so gut wie alles zu tun, hier hat der Kirchenhistoriker dem Liturgiker in die Hand zu arbeiten. Aber muß nicht dem Kenner der Geistes- und Glaubensschätze der Kirche das Herz im Leibe lachen, wenn er sich vor die wundervolle Aufgabe gestellt sieht, zum Gebrauch für die gottesdienstliche Gemeinde der Gegenwart ein Buch der Bekenntnisse der Väter zu formen, wirklich einmal eine neue große liturgische Aufgabe in unserm Epigonenzeitalter, in dem für manche die ganze liturgische Arbeit aufgeht in der Restauration und Reproduktion des Gewesenen! Und dabei handelt es sich hier nicht um die von vielen mißtrauisch betrachtete moderne Weisheit, sondern um das Wort unserer Väter, das unsern eigenen Glauben erfrischen, unsern Bekennermut heben und uns überhaupt emporführen soll auf eine Warte, höher als der eigene Kirchturm, von der man hinausschaut in weite Lande und Zeiten, aus denen immer neue Bekenntnisse und Bekenner auftauchen, die in Mannigfaltigkeit der Zungen und Einigkeit des Glaubens Zeugen sind von dem Sieg, der die Welt überwindet. Wir bedürfen dessen. Nicht „Weg mit dem Bekenntnisse!“ darf die Losung sein, sondern „Mehr Bekenntnisse im Gottesdienste!“ Und ihre unstilisierte Mannigfaltigkeit würde gerade dem evangelischen Gottesdienste ziemen. Dahin sollte es kommen, daß wir nicht eine feierliche Reihe von Gestalten auf Goldgrund zu sehen meinen, sondern die ganze reiche Fülle individuellen Lebens, die das Christentum in sich birgt, wenn die Worte des altkirchlichen Hymnus unser Ohr erreichen, der auch ein Credo ist, obwohl man ihn Te deum nennt:

Der heiligen zwölf Boten Zahl
und die lieben Propheten all,
die teuren Märtrer allzumal
loben dich, Herr, mit großem Schall.
Die ganze werte Christenheit
rühmt dich auf Erden allezeit.

Offizielle Fürbitten

von Lic. theol. **Rudolf Günther**, Dekan in Langenburg

Die Fürbitte ist eine ebenso ursprüngliche als grundwesentliche Äußerung des Gebetsgeistes der christlichen Gemeinde. In allen christlichen Kirchen gehört unter die vornehmsten Gegenstände der Fürbitte das staatliche und nationale Leben und in monarchischen Staaten das Herrscherhaus mit dem Regenten an der Spitze. Beschränken wir uns jetzt auf die evangelischen deutschen Landeskirchen, so ist hier im allgemeinen als zurecht bestehend anzusehen, daß das Kirchenregiment nicht nur die besonderen Anlässe kirchlicher Fürbitte bestimmt, sondern auch den Wortlaut der letzteren vorschreibt. Das ist immer so gewesen, seitdem die anfängliche liturgische Freiheit der Reformationszeit, welche noch liturgische Formulare den einfältigen Pfarrherren, die selbst nichts Besseres haben, darbieten konnte, verschwunden ist. Das Staatskirchentum der Aufklärungszeit hat bei aller sonstigen liturgischen Willkür hierin keine grundsätzliche Änderung gebracht. Und wenn diese Gebetsformeln nur als maßgebendes Vorbild gemeint und hiezu auch wirklich geeignet sind, so lassen sich für die Beibehaltung dieser Ordnung triftige Gründe geltend machen; viele werden es schon gar nicht anders wünschen. Zu was für Ungereimtheiten indessen die ängstliche Handhabung des liturgischen Gesetzgebungsrechts auf unserem Gebiet führen kann, mag folgendes Beispiel zeigen. In einer Landeskirche folgt der am 26. Juli 1900 angeordneten Fürbitte für die Chinakämpfer

Google

am 1. Februar 1901 ein Nachtrag, wonach mit allerhöchster Genehmigung der angeordneten Fürbitte für die im Kampf stehenden Söhne des Vaterlandes zutreffendenfalls die Worte eingefügt werden „und zumal unserer Gemeinde". Sollte nicht vielleicht in irgend einer Dorfkirche in Einfalt ein kindliches Gemüt geübt haben, worauf der Verstand der Verständigen erst nach halbjähriger Frist verfallen ist? Und was für Schlüsse auf die christliche Einsicht und den kirchlichen Takt der Pfarrer läßt man unwillkürlich zu, wenn man das Selbstverständlichste nachträglich noch unter Anwendung des kirchlichen Verwaltungsapparats zu verfügen für nötig hält? Die ganze Angelegenheit ist ja so geringfügig, daß sie der Erwähnung überhaupt nicht wert wäre, wenn sie nicht für die Auffassung, deren sich heutzutage das Liturgische bei einzelnen Kirchenregierungen erfreut, bezeichnend wäre.

Aber verhalte es sich damit, wie es wolle, die Forderung ist wenigstens berechtigt, daß Gebete, deren Wortlaut für alle Kirchen des Landes amtlich festgesetzt wird, von liturgischen Verstößen frei seien. In dieser Beziehung ließe sich wohl eine Sammlung kasueller Fürbitten aufstellen, die, wenn man die evangelischen und katholischen Kirchenleitungen hinsichtlich der Schulung in der Gebetssprache vergleicht, schwerlich zum Vorteil der ersteren ausfällt. Die Siona stellt XXV, 185 einige der kirchlichen Fürbitten, welche allerorten für die nach Ostasien bestimmten Truppen und für die dortigen Christen angeordnet wurden, zusammen. Preußen: „In der schweren Prüfung, die durch ruchlosen Friedensbruch über uns gekommen ist, bitten wir Dich, Allbarmherziger Gott und Vater, tröste die Betrübten, deren Angehörige um des Vaterlandes willen im fernen Lande den Tod erlitten haben. Breite Deine Hand über die, welche um ihres christlichen Glaubens willen verfolgt und gequält werden, und über die Verkündiger Deines Evangeliums unter den Heiden. Laß das Geleit Deiner Stärke mit den Söhnen unseres Volkes sein, die ausgesandt sind, Recht und Gerechtigkeit aufzurichten unter den Fernen, mache ihre Hand sieghaft und führe sie uns heim mit einem ehrenvollen Frieden." Bayern: „Halte Deine schirmende Hand über den in Lebensgefahr und schwerer Bedrängnis schwebenden Missionaren und Missionsgemeinden in China und anderen Ländern, und laß das Werk der Predigt Deines Evangeliums trotz allem seinen Fortgang nehmen. Begleite mit Deinem allmächtigen Schutz und Beistand die Söhne unseres Vaterlandes, die hinaus in die weite Ferne ziehen, um die Ehre und das Wohl unseres Volkes zu wahren und den bedrängten Volks- und Glaubensgenossen Hilfe und Errettung zu schaffen." Württemberg: „Behüte insbesondere die nach dem fernen Osten in Kampf und Gefahr ausgezogenen Söhne unseres Vaterlandes, laß sie vollbringen, wozu sie gesandt sind, wehre dem Blutvergießen und gib Frieden allenthalben und auf allerlei Weise." Ich übergehe, was an diesen Formeln gut und schön ist, auch was an Proben jenes bombastischen Stils, welcher von offiziellen liturgischen Hervorbringungen heute nun einmal unabtrennbar zu sein scheint, sich hier findet, um nur auf einige charakteristische Anstöße aufmerksam zu machen. Ist die Klage über den „ruchlosen Friedensbruch", der den Anlaß der chinesischen Wirren bildete, hier wirklich ein Stück des Gebetes geworden? Ist diese begründete Anklage der chinesischen Hinterlist auf den Ton gestimmt, der mit der Anerkennung einer über uns gekommenen Prüfung zusammenklingt? Besondere Schwierigkeit macht die Aufnahme geographischer Bestimmungen in das Gebetswort. Man muß sich daher auch gegenwärtig halten, daß bei der Anrufung Gottes neben den Darstellungs-

reihen, welche sämtliche Entfernungen und Schranken bezeichnen, nach dem Gesetz des Kontrastes auch solche auftauchen, für welche dieselben überwunden sind. Man muß daher mit dem Begriff der Ferne sinngemäß umgehen. Die unglücklichste Lösung der Aufgabe stellt sicher der „ferne Osten" dar, welcher in dieser Form durchaus der rednerischen Sprache angehört.

Nehmen wir jedoch an, daß Form und Inhalt der offiziellen Fürbitten nicht zu tadeln sei, so erübrigt immer noch die Frage, ob die Veranlassungen, bei welchen sie angebracht werden, in dem herkömmlichen Maß zu rechtfertigen sind. Daß Kaiser und Reich, Landesfürst und Volk, das Vaterland in guten und bösen Tagen nicht nur im allgemeinen vom Gebet der christlichen Gemeinde zu tragen sind, sondern daß diese Fürbitte je nach den außerordentlichen und besonderen Verhältnissen kasuell sich zu gestalten hat, darüber ist hier kein Wort weiter zu verlieren. Anders steht es schon mit der Ausdehnung der kasuellen Fürbitte auf die Agnaten des regierenden Fürstenhauses. So viel ich sehe, setzt hier die Kirche den Fortbestand der alten patriarchalischen Verhältnisse voraus, der nur für ihre Vorstellung vorhanden ist. Entscheidend muß hier doch sein, ob das Ereignis, von welchem das Gebet seinen Ausgang nehmen soll, ein öffentliches Interesse für die christliche Gemeinde hat. Hat dasselbe ausschließlich familiären Charakter, so kann ihm immer noch die menschliche Teilnahme gebühren, aber es geschieht ihm Genüge, wenn die Landesgemeinde es mit all der namenlosen Freude oder dem namenlosen Leide in dem allgemeinen Gebet dankend und flehend vor Gott niederlegt. Wenn es eine Berücksichtigung dieser Begebenheiten im Gemeindegottesdienste gilt, so ist die Hofgemeinde hierfür der natürliche Ort. In einer sozial erregten Zeit wie der unseren bewirkt die Aufrechterhaltung sachlich nicht mehr begründeter Standesvorrechte im kirchlichen Leben so ziemlich das Gegenteil von dem, was man in guter Meinung damit bezweckt. Wenn dann gar noch unchristliche Begriffsbildungen wie hochselig u. a., die der Grundlehre des Evangeliums geradezu ins Gesicht schlagen, in die liturgische Sprache Eingang finden, so ist der Vorwurf des Byzantinismus der mildeste, welcher einer solchen Kirche gemacht werden kann.

Es besteht auch mehr als Ein Bedenken gegen den Gebrauch, derartige kasuelle Fürbittengebete unvermittelt dem allgemeinen Kirchengebet, in welchem doch des Fürstenhauses bereits gedacht wird, folgen zu lassen. Vollends kann man sich die Andacht der Gemeinde vorstellen, wenn dasselbe kasuelle Fürbittgebet, wie das auch vorkommt, wochenlang wiederholt werden muß, wahrscheinlich weil es auf diese Weise erhörlicher wird. Für die Bezeugung der Loyalität und patriotischer Gesinnungstüchtigkeit ist das Gebet in der Tat das ungeeignetste Mittel. Die Kirche ist es sich selbst schuldig, daß sie bei solchem Anlaß ihre Fürbitte in einer, durch keine Nebenabsicht getrübten Reinheit ihrer priesterlichen Würde zum Ausdruck bringt. Für so manche Fälle ist überhaupt ein besonderes Fürbittengebet neben dem allgemeinen zu anspruchsvoll. Hat nicht auch die kasuelle Fürbitte im allgemeinen Kirchengebet Raum, dessen Fürbitten man ohnehin manchmal aktueller gestaltet sehen möchte? Oder wenn es erst einer Vorrede bedarf, um die Gemeinde zum Mitbeten der offiziellen Fürbitte zu befähigen, wenn also erst der Tatbestand dargelegt werden muß, der der letzteren zu Grunde liegt, sollte nicht für solche und ähnliche Fälle eine sachgemäße Wiederbelebung der Prosphonese dazu angetan sein, die Fürbitte, die allgemeine und die besondere, der Gemeinde als ein wichtiges Stück ihres Gebetsgottesdienstes zum Bewußtsein zu bringen?

Digitized by Google

Doch es sind schon zu viel Worte um eine an und für sich untergeordnete Sache. Das königlich preußische Christentum findet hier überhaupt nichts auszustellen. Aber es sind nicht gerade unruhige und antidynastische Köpfe, welche mit Bedauern die byzantinischen Neigungen der Kirche in der Gegenwart wachsen sehen, in demselben Maße, in dem die politische und kulturelle Entwicklung des Volkes dem Byzantinismus den Boden entzieht.

Kirchenmusikalische Schwierigkeiten

von Pfarrer O. Raupp in Mundingen (Baden)

Bei der Besprechung der musikalischen Ausgestaltung unserer Gottesdienste*) sind z. T. Ideal und Wirklichkeit in einen solchen Gegensatz zu einander gebracht worden, daß eigentlich fast nur eine Klage über die Armseligkeit unserer Zustände das Endergebnis geworden ist. Die Anerkennung dessen, was tatsächlich geleistet wird, hört sich da und dort wie ein Verlegenheitstrost an die Getadelten an, denen man aus erzieherischen Gründen und um der Höflichkeit willen nicht mitten ins Gesicht hinein sagen will, daß sie Nichtskönner sind. Den einen Wischer bekommen die ausübenden Sänger samt ihrem Leiter und den andern die Geistlichen, welche ja im Rahmen eines Gottesdienstes dem Chor den passenden Raum und doch auch die passenden Worte und die passende Komposition geben sollen. Man kann aber in beiden Punkten zu weit gehen. Entweder wird das Ideal mit zu rauhen Händen aus dem Reich der mangellosen Sphären heruntergeholt, oder es wird überhaupt in zu hoch entlegenen Gebieten gesucht, und die vorhandenen Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung jener wunderschönen Wünsche entgegenstellen, werden nicht genügend gewürdigt. Ich sage das nicht gegen die Theorie dieser Dinge. Diese muß ja selbstverständlich das Höchste erstreben, und wenn sie innerhalb ihrer vorhandenen Schranken ein Stück weit empor gestiegen ist, dann liegt ihr Ziel schon wieder um einige Meilen höher. Aber die Praxis ist doch wohl genötigt, dem Flug der sehnsüchtigen Seele einige Zügel anzulegen und sie daran zu erinnern, daß das Eigentliche immer nur im Tiefstgeheimen empfunden, aber nicht einmal bei noch so heißem Fühlen erjagt werden kann. Stellt man sich auf diesen etwas niedrigeren Berg, dessen Spitze nicht die Sterne berührt, dann erkennt man doch rings umher viel Einzelnes, Kleineres und Größeres, mit Liebe und Sorgfalt Gewolltes und Erarbeitetes. Man sieht, wie Augen leuchten vor Freude am Erreichten und hört Worte voll Dank und Anerkennung, weil kundige verlorene Schätze wieder aufgefunden und Helfer von redlichem Eifer, wenn auch von minder einwandfreiem Können, sich gerne ihrem Wirken zur Verfügung gestellt haben.

Von der Liturgie soll hier weniger gesagt sein. So lange ein Gottesdienst in der üblichen Weise verläuft, also in Gemeindegesang, Gebet und Predigt, sind der musikalischen Ausgestaltung sowieso bestimmte Schranken gezogen. Länger als eine Stunde darf ein Gottesdienst im allgemeinen nicht dauern. Das Läuten ist dabei miteingerechnet. Die Hauptgebete könnten wohl oft etwas gekürzt werden. Aber die Predigt wird 25 Minuten beanspruchen müssen. Nur der Prediger weiß, wie rasch beim Reden die Zeit vergeht, und wie mancher Gedanke unterdrückt

*) Vgl. M.-Hefte VII, 302. 364.

Digitized by Google

werden muß, wenn das Maß einer angenehmen Länge nicht überschritten werden soll. Nun will aber die Gemeinde nicht immer nur zuhören. Sie will selber etwas leisten. Ihre Aufmerksamkeit ist auch ein Tun, aber ein anstrengendes. Das andächtige Mitbeten der kirchlichen Gebete ebenfalls. Dagegen eine Erholung, eine Auffrischung ist der Gemeindegesang. Allzu oft darf man nicht ermahnen, „Lobsinget dem Herrn und preiset seinen Namen!“, dann aber durch den Chor der Gemeinde den Lobgesang vor dem Mund wegnehmen. Es bleibt also für die Betätigung des Chors in ausführlicherer Kunst Raum frei wesentlich nur an den hohen Feiertagen. Das Bewußtsein, daß der Kunstgesang im Lauf eines Kirchenjahres nicht das Allsonntägliche ist, sondern etwas verhältnismäßig Seltenes, muß man ohne Traurigkeit durchs Leben tragen — um der Gemeinde willen.

Aber die Gemeinde selbst soll mit mehr Kunst singen! Das ist richtig. Allein das hat seine besondern Schwierigkeiten. Ich weiß nicht, wie das in dem viel gepriesenen Reformationszeitalter war. Es hat niemand von uns selber zugehört. Es wird wohl unterschiedlich zugegangen sein. Wie es heute noch Gegenden gibt — ja Völker —, in denen der musikalische Sinn in reicherem Maß vorhanden ist als in andern, also auch die Betätigung dieses Sinnes. Bekanntlich kommt es auch vor, daß in einem Ort einmal eine förmliche musikalische Ära vorhanden ist. Man kann da und dort wohl die Bemerkung hören: „Früher waren viel bessere Stimmen hier.“ Musikalische Menschen kann man nicht aus dem Boden stampfen. Man muß nehmen, was man hat. Das kann man ja üben, verbessern. Herrschende Untugenden zu beseitigen, will sich fast gar nicht machen lassen, z. B. die häßliche Aussprache von Vokalen, das Schleifen der Töne, die Langsamkeit des Vortrags. Es müssen schon mehrere glückliche Umstände zusammen wirken. Gräßlich ist es, wenn die Orgel voran strebt und die Gemeinde nachschleppt. Seit der Neuordnung unseres badischen Choralbuches ist auch die Melodie in einigen Liedern etwas abgeändert. Die Schulkinder üben jede Woche die Gesänge des folgenden Sonntags. Die Gemeinde singt trotzdem die alte Weise. Was früher eine Tugend für sie war, ist jetzt auf einmal ein Fehler geworden. Er erbt sich wie eine ewige Krankheit fort. Wenn die jüngeren Gemeindeglieder in die Bänke der älteren fortgerückt sind, nehmen sie die musikalische Gewohnheit ihrer Umgebung wieder an. Wie soll man das beseitigen? Vielleicht dadurch, daß man die Erwachsenen zur Übung der betreffenden Stellen da behält. Ich habe mir vorgenommen, diesen Versuch einmal zu machen. Auf den Erfolg bin ich selber gespannt. — Ein anderes Mißgeschick! Da habe ich einen fleißigen Kirchgänger. Er singt mit Begeisterung. Zum Glück hat er eine starke Stimme, die viele auf richtige Bahnen bringen könnte. Aber sie plärrt! Außerdem singt eine an und für sich sehr schöne und laute Frauenstimme fortgesetzt in der Terz, was natürlich oft zum Orgelsatz paßt wie die Faust aufs Auge. Das ist nun einmal so und bleibt auch so. Aber ich ärgere mich dennoch nicht. Warum? Weil ich wohl der einzige bin, dessen Ohr in Mitleidenschaft gezogen wird. Die zwei singen aus warmem Herzen. So kann ich ihnen nicht den Mund verbinden. Diese musikalischen Störenfriede sind Gott angenehmer als die Schläfer, deren Lied nie andern wehe tut, und als die Gewohnheitschristen, die ohne Andacht singen.

Aber das sind Einzelheiten. Der Gemeinde als Ganzem kann man doch etwas mehr Zug beibringen. Wozu hat man unter den Registern auch die mächtigen, die sich Geltung zu verschaffen wissen? Wozu den Organisten, der ja doch bloß einen Willen zu haben braucht, um ihn durchzusetzen? Ganz schön! Wenn

Digitized by Google

nämlich beides da ist. Die Orgeln sind ja wohl meistens heutzutage so ziemlich in Ordnung. Aber die Organisten? Manche, viele verdienen alle Anerkennung. Bei vielen ist dieses Lob aber entweder auf ihre Vergangenheit oder auf ihre Zukunft beschränkt und darf auf ihre Gegenwart nicht ebenso sehr angewendet werden. Da ist vielleicht der Lehrer ein betagter hochverdienter Mann, der in früheren Jahren mit Lust und Liebe ganz Gutes geleistet hat. Nun aber rollt ihm das Blut langsamer durch die Adern. Seine Augen sehen nicht mehr so scharf, und es zieht außerdem noch eine Wolke an dem Fenster vorbei, dessen Licht ihm das Notenblatt erhellen soll. Seine Finger können den weiten Griff nicht mehr so machen, mit dem er einen Ton zum andern Takt hinüber binden soll. Das Mark, die Kraft des Liedes, die königliche Herrschaft der Orgel über die Herzen und Kehlen der Gemeinde liegt nicht mehr in seinem Spiel. Und wenn er der Leiter des Kirchenchores ist, so fehlt auch da die nötige Feinheit der Einübung und der erforderliche Schwung des Vortrags. Trotzdem kann ich ihn nicht tadeln. Ich kann seine Arbeit ihm nicht wegnehmen und sie einem jüngeren geben, den ich entweder gar nicht habe, oder der zufällig nicht will, weil er nicht muß. Ich achte und liebe seine Mühe, weil sie redlich ist und das Abendrot nach kräftigerer Mittagssonne. — Ähnlich ist es, wenn der Organist noch ein Werdender ist und seiner vollen Wirksamkeit erst hoffend entgegenstrebt. Da sind seine Mängel wohl auch bedauerliche Wirklichkeit, und trotzdem darf man nicht ungehalten sein. Jeder war in seinem Leben einmal jung und hat allerlei Fehler gemacht, selbst bei entschiedenstem Wollen. Die Sicherheit und innere Ruhe seiner Arbeit steht einem vorgerückteren Alter bevor. Bis dorthin ist alle Fehlerhaftigkeit der Gedanken und der Werke ein Stück Natur und Gottesordnung, das man mit Demut und Bescheidenheit, ohne Zürnen, tragen muß. — Aber es kann der Schaden auch noch viel schlimmerer Art sein. Unter Umständen ist nämlich der Lehrer gerade in musikalischer Beziehung überhaupt kein Held. Es fehlt ihm die Begabung. Das kann man auch wieder nicht schelten. Denn dafür kann er nichts. Er macht denn was er vermag. Mehr darf man von ihm nicht verlangen. Wir haben zudem noch gegenwärtig in Baden einen quantitativen und qualitativen Lehrermangel. Die bisherige Bezahlung der Lehrer war so dürftig, daß der Zudrang zu diesem sonst doch so schönen Lebensberuf nachließ. Der Staat muß für den allgemeinen Schulbetrieb nehmen, wen er bekommt. Also muß auch die Kirche mit den Hilfskräften sich zufrieden geben, die aus dem Bereich des staatlichen Schullebens zur Verfügung stehen. Wie sich die Sachlage nach Aufhebung des Orgelparagraphen nun gestalten wird, das ist noch eine besondere Frage.

Abgesehen von dem bisher Geschilderten, was den Gemeindegesang angeht, ist es aber auch oft sehr schwer, das erforderliche Stimmenmaterial für den Chor aufzubringen. Nicht deswegen, weil es überhaupt an brauchbaren Stimmen fehlt, sondern weil diese meistens schon, wenigstens soweit es Tenor und Baß betrifft, durch die bestehenden Männerchöre in Anspruch genommen sind. Man kann doch nicht gut bei der Gründung eines neuen Vereins den alten verdrängen oder schwächen. Daß die Sänger in beiden Vereinen mitmachen, geht nicht gut. Denn jeder einigermaßen fleißige Verein muß doch an zwei Abenden üben. Das wäre in beiden Vereinen zusammen vier Abende in der Woche. Das ist zu viel, wenn das Familienleben auch noch seine Pflege haben soll. Also hat der Kirchenchor da, wo er als der spätere Verein gegründet wird, die Nachlese. — Frauenstimmen gibt es in genügender Menge. Aber da ist ein anderer Fehler. Sie bleiben nur

so lange, bis ihre Besitzerinnen einmal einen eigenen Hausstand haben, dann verabschieden sie sich. Es melden sich ja freilich immer wieder jüngere, aber auch nur, um später zu verschwinden. Also ist gar kein dauernder Bestand da, der im Lauf der Jahre zu einer höheren Kunstleistung zur Verfügung steht. Grade aber, wenn die Fähigkeit vorhanden wäre, stellen die besten Stimmen ihre Wirksamkeit ein. Bleibt noch übrig, daß man den Versuch macht, auch die Frauen festzuhalten. Der Erfolg ist wohl meistens klein genug oder gleich Null.

Das Stimmenmaterial ist zum Teil ganz brauchbar. Aber die Kenntnis im Singen ist nicht weit her. Das Lesen der Noten ist eine Kunst, auf deren Erlernung man größtenteils verzichten muß, wenn man nicht Aussicht hat, die Sänger und Sängerinnen eine Reihe von Jahren hindurch zu behalten. Zu einer mehr als einigermaßen unterstützenden Fertigkeit wird man's überhaupt nicht bringen. Zum Glück ist das Gedächtnis gut. Es ist oft zum Verwundern, was sie alles behalten können. Wenn die Notenfolge sitzt, dann ist auch die nötige Unabhängigkeit der einzelnen Stimmen von den benachbarten vorhanden. Der Mangel an Lesefertigkeit bringt es mit sich, daß verwickeltere Kompositionen eine fast gar zu große Vorarbeit nötig machen. Das Kunstvolle kann daher nur in sehr bescheidenem Maß Verwendung finden. Wenn das Lied mit Empfindung vorgetragen wird, die Aussprache deutlich ist, die Harmonie rein, so ist ein einfacher, kunstloser Gesang das zu erstrebende Ideal. Mollakkorde zu hören ist das Ohr der Landbewohner nicht geübt genug. Ebenso sind halbe Töne eine fast völlig fremde Welt. Wenn die einzelne Stimme endlich nach langem Vorspielen, Vorsingen, Mitsingen und Mitspielen ihre halben Töne sozusagen der Kehle eingeprägt hat, dann ist's bis zu einem Zusammensingen und Zusammenstimmen mit den andern noch ein gutes Stück Weg.

In einer Stadt liegen die Verhältnisse natürlich günstiger. Da hat man mehr Auswahl der Stimmen. Ein tüchtiger Dirigent ist leichter zu finden. Mit weniger Mühe sind die Mittel aufzutreiben zu seiner Besoldung, u. a. m. Aber auf den Dörfern, den kleinen vor allem, erreicht auch der Eigensinn eines guten Willens nur Halbes. Meine Gemeinde zählt 750 Seelen. Der Männergesangverein, der übrigens früher im Jahr ein oder zwei Mal im Gottesdienst gesungen, hat auf die zwanzig besten Stimmen Beschlag gelegt. Meine Bitte um Beitritt zu dem zu gründenden Kirchenchor hat demnach zuerst überhaupt nur bei den Jungfrauen Erfolg gehabt. Ich wollte schon am Gelingen verzweifeln. Da meldete sich nach erneuter Einladung ein 16jähriger Tenor und ein 17jähriger Baß. Wir haben trotzdem die Proben angefangen. Nach einiger Zeit kamen zu jeder Stimme noch drei andere. Von diesen sind im ganzen drei wieder fortgegangen. Eine aus Zorn darüber, weil ich ihr einmal sagte, daß sie „dick" sei. Sie war auch wirklich nicht zu gebrauchen. Einen solchen verquetschten Tenor hätte ich auf die Dauer nicht aushalten können. Der gute Wille, der aus den mißhandelten Tönen uns entgegenklang, konnte dem Ganzen nicht zum Segen gereichen. So sind wir also eine kleine Schar, und unsere Leistungen in dem einen Jahr unseres Bestehens sind nicht über die Maßen.

Aber das macht ja auch gar nichts! Denn es muß entgegen allen allzu hohen Anforderungen gesagt werden, daß wir ja nur für uns und unsere Gemeinde singen und nicht für Joh. Seb. Bach und das verfeinerte Bedürfnis städtisch gebildeter Ohren. Für unsre Mittel können wir vielleicht eine sehr gute Note beanspruchen. Wir unserseits stellen sie uns ohne Gewissensbedenken aus. Warum?

Digitized by Google

Zuerst, weil die Sänger mit ihrem Herzen dabei sind. Eine solche Freudigkeit darf man nicht zurückstoßen, weil das Können dem guten Willen nicht entspricht. Wenn die Sänger, vom künstlerischen Standpunkt aus angesehen, auch nur Unvollkommenes leisten, so dienen sie damit doch dem Gemeindeleben. Sie erbauen sich selbst an den Liedern und sind überzeugt, daß sie auch andere erbauen. Das ist ein unbestreitbarer Erfolg. Ich übe jeden Abend auch das einfache Quartett. Das übt das Ohr besser. Aber es zeigt auch, daß schon die kleine Zahl 4 etwas Hörbares zuwege bringt. Vielleicht kommen vier der Vereinsmitglieder einmal bei einer Hochzeit, einer Taufe oder Abends in einem Hause, während der Sommerszeit im Hof, an der Straße beim nachbarlichen Geplauder zusammen. Dann können sie ihre Instrumente stimmen, ihre Noten aus dem Herzen holen und darbieten, was sie können, dem kleinen Publikum der Freunde und Verwandten, der unsichtbaren Gemeinde ihrer eigenen sehnsüchtigen Gedanken nach Friede und Freude. Dann haben sie auch einen Gottesdienst verrichtet, dem die nicht ganz rein erklingenden Harmonieen keinen Eintrag tun.

Aber in der Kirche selbst hat auch die gottesdienstliche Gemeinde ihr Wohlgefallen an dem bescheidenen Können. Es sind ihre eigenen Söhne und Töchter, die da vor dem Altar sich aufstellen, um Gott zu loben und zu preisen. Das ist für ihre Begriffe doch auch Kunst, was da vorgetragen wird! Vielleicht bringen wir's einmal dahin, daß wir auch ein Lied mit besonderer Orgelbegleitung auftreiben, das für alle Beteiligten nicht allzu schwer ist, und daß die Schulkinder ein zweistimmiges, auch mit Orgelbegleitung lernen. Kommt nun gar für eine besonders festliche Gelegenheit der Männerchor uns zu Hilfe — dann feiern wir einen liturgischen Gottesdienst, bei dem wahrscheinlich nicht alles genau zu einander paßt, bei dem wir aber sicher unsre Freude haben, und zu dem auch, obwohl keine Fuge und kein figurierter Choral dabei ist, ein Bach seinen Segen geben könnte.

Ich glaube, ich habe gesagt, was ich auf dem Herzen hatte. Es war mir darum zu tun, die Schwierigkeiten ins rechte Licht zu rücken, die einer reichlicheren Verwendung der Kunst im besonderen Sinn des Wortes, wenigstens auf dem Lande, sich entgegenstemmen. Ich wollte den etwas tiefer gelegenen Standpunkt einnehmen, von dem aus angesehen auch das minder Vollkommene seinen großen Wert hat. Der gute Wille und das Einfache und Unscheinbare gehört auch in das Reich der Kunst.

Bedarf die evangelische Kirche eines Chorraums?

von Pastor **R. Harder** in Tetenbüll (Schleswig)

Unter dieser Überschrift hat Oberpfarrer P. Beathe in Ronis in der vorigen Juni- und Juli-Nr. dieser Zeitschrift einen eingehenden, sehr interessanten Aufsatz veröffentlicht, der das Gewicht des Herkommens, der Gewöhnung und aller aus katholisierenden Anschauungen oder Stimmungen hergeholten Gründe fallen läßt und rein aus rein evangelischen Grundsätzen aus die Notwendigkeit des Chorraums dartun möchte. Darin liegt seine überredende Kraft.

Da aber nach unserer Überzeugung die ganze Beweisführung falsch ist, können wir sie nicht ohne Widerspruch lassen.

Auf die historischen, ästhetischen und praktischen Gründe, welche etwa für einen abgesonderten Chorraum sprechen möchten, legt Beathe kein entscheidendes Gewicht. Dagegen stellt er den Satz auf: Nicht die Liturgie, die Liturgik ist die eigentliche Bauherrin. Diese Unterscheidung scheint mir freilich nicht glücklich zu sein. Unter Liturgie

müssen wir die Ordnung des Gottesdienstes unter Liturgik die Wissenschaft verstehen, die es mit der Liturgie zu tun hat. Soll nun nicht die praktisch in der Gemeinde geübte Gottesdienstordnung, sondern die gelehrte Wissenschaft davon die Entscheidung geben, wie der Raum für den Gottesdienst gestaltet sein muß? Aber freilich, wenn Liturgik, wie Brathe will, die in einer Gemeinschaft herrschende Auffassung vom Wesen des Gottesdienstes, von den handelnden Subjekten, von Grund und Zweck dieser Zusammenkünfte ist, dann ist sie die Seele, die sich als ihren Leib die äußere Form des Gottesdienstes schafft, ihre Herrschaft zeigt sich dann eben darin, daß sie diese Form, also die Liturgie bestimmt, und gewiß kommt es dann ihr zu, die eigentliche Bauherrin zu sein.

Darum stimmen wir auch dem zu, daß man zur Entscheidung der Frage auf den Grundbegriff des Kirchengebäudes selbst zurückgehen muß, und es ist vortrefflich gesagt: „Eine Kirche ist eine zum Gottesdienst der Gemeinde bestimmte Stätte, die den Charakter ihrer Bestimmung trägt.“

Es fragt sich also, was die Feier des Gottesdienstes ihrem Wesen nach ist. Mit Recht weist Brathe die Auffassung des Gottesdienstes als einer pädagogischen Veranstaltung ab. Mit Unrecht aber sieht er unseres Erachtens in dem Schleiermacher-Sulze'schen Gedanken, daß der Gottesdienst eine Selbstdarstellung des Glaubens der Gemeinde sei, und daß die Seelen der Gemeindeglieder das Werkzeuge in der Kirche und die Gemeinde die Werkstatt Gottes sei, eine Einseitigkeit, welcher gegenüber geltend gemacht werden müßte, daß die Gemeindeglieder, welche zum Gottesdienst zusammenkommen, obwohl prinzipiell gläubige Christen doch sündige Menschen bleiben, Strebende, mit uns auf dem rechten Heilsweg Befindliche, aber noch nicht am Ziel Stehende. Das klingt, als ob zu diesen sündigen, strebenden Gemeindegliedern der Pastor nicht mit gehöre. Es wird aber nicht so gemeint sein, darum betonen wir das nicht weiter.

Aber es ist doch eine Behauptung, die jeder, der die Schleiermacher'sche Anschauung von dem darstellenden Charakter des Gottesdienstes zu seiner eigenen gemacht hat, buchstäblich unterschreiben wird. Wir sind erlöste Gotteskinder und dennoch Sünder, die wie Paulus seufzen: Ich weiß, daß in mir, d. i. in meinem Fleische, nichts Gutes wohnet, und demütig wollen wir mit Brathe bekennen: wir „sind arme zerbrechliche und beschränkte Scherben, in welche die Gnade Gottes ein wenig himmlischen Inhalt hinein gefüllt hat.“

Und auch das ist wahr: wir kommen nicht nur in den Gottesdienst, um uns das Bewußtsein zu stärken, daß viele mit uns nach demselben Ziele streben, sondern wir wollen „mit den Gleichgesinnten gemeinsam Gott anbeten, mit Gott in Verkehr treten, von Gott etwas empfangen: Stärkung, Mahnung, Trost, Weisung, vermittelst der Gnadenmittel des Worts und Sakraments.“ Das ist aber kein Widerspruch gegen den Satz, daß der Gottesdienst darstellendes Handeln sei. Was wir im Gemeindegottesdienst von Gott empfangen, gibt er uns eben durch die Selbstdarstellung der feiernden Gemeinde. Sonst brauchten wir den gewöhnlichen (sakramentlosen) Gottesdienst überhaupt nicht. Warum sollte Gott uns nicht dasselbe im Kämmerlein geben?

Brathe schreibt: „Nicht zum gegenseitigen Austausch des gemeinsamen geistlichen Besitzes versammeln sich die Gemeindeglieder, sondern zur gemeinsamen Anbetung Gottes, um sich ihm als ein lebendiges Dankopfer darzustellen und von ihm innere Förderung zu empfangen.“ Aber das sind ja gar keine Gegensätze! Wenn die Gemeinde sich Gott darstellt, so geschieht das nur, indem jeder Einzelne in den Formen, wie der gemeinsame Gottesdienst sie darbietet, den in ihm lebendigen Glauben darstellt, ihn so äußerlich macht, daß die Andern das in ihm vorhandene Leben spüren und es in sich aufnehmen. Jeder aber empfängt im Gemeindegottesdienst Förderung von Gott nur dadurch, daß er das in ihm vorhandene Leben darstellt und das in den Andern vorhandene und von ihnen dargestellte in sich aufnimmt. Worin besteht denn der Unterschied, ob ich in der Stille für mich die Bibel lese oder sie im Gemeindegottesdienst vorlesen höre? Nicht darin, daß sie das eine Mal mir als sozusagen gewöhnliche menschliche Privatlektüre und das andere Mal als geoffenbartes Gotteswort entgegentreten müßte. Vielmehr beim einsamen Lesen wie beim gemeinsamen Hören kann ich etwas von Gott empfangen, kann mir das Bibelwort

Digitized by Google

unmittelbar Gottes Wort an mich werden. Im Gemeindegottesdienst ist es aber die Gemeinde, die mir dieses Gotteswort darreicht und damit ihr eigenes Glaubensleben darstellt, ist es das einzelne vorlesende Gemeindeglied (Pastor), das es mir darreicht und zugleich mir durch Sprache und Geberde etwas von dem mitteilt, was es selber aus dem Schriftwort empfangen hat. So stimmen wir dem Satze Brathes zu: „Der Gottesdienst ist Gemeinschaftsverkehr der gläubigen Gemeinde mit ihrem Gott", oder fügen hinzu durch das Mittel der Selbstdarstellung der Gemeinde. „Dem Herrn wird etwas dargebracht und vom Herrn will man etwas empfangen", das aber geschieht nur dadurch, daß man einander etwas gibt und von einander etwas empfängt. Dabei ist es, wenn ich wirklich etwas von Gott empfange, doch er selber, der es mir gegeben hat.

Selbst aber, wenn Brathe uns darin nicht sollte folgen können, das scheint mir nicht denkbar, daß er bei der Folgerung beharren wird, die er aus seiner Anschauung zieht. Er folgert nämlich: „Sind es nur zwei, die im Gottesdienst mit einander in Wechselbeziehung treten, Gott und die Gemeinde, beruht grade darin das Wesen des Gottesdienstes, so muß dies auch in der Gestaltung des für den Gottesdienst bestimmten Raumes zum Ausdruck kommen, der ja eben, sofern er ein Kunstwerk sein will, das Wesen dessen, wozu er bestimmt ist, widerspiegeln soll. Es muß zu sehen sein, daß da zwei mit einander Verkehr pflegen." Eine chorlose Kirche sagt uns nur, daß eine Gemeinde da ist, der Chor ist nötig, weil es auch zur sinnlichen Erscheinung kommen muß, daß Gott gegenwärtig ist. Soll auch der Chorraum nicht als „Wohnung Gottes" betrachtet werden, so soll er doch die Gegenwart Gottes augenfällig machen.

Dagegen fragen wir: Ist nicht auch das Gebet im Kämmerlein ein Verkehr des Menschen mit Gott? Müßte es nicht also grade so gut seinem Wesen nach einen zweigeteilten Raum verlangen, einen, in dem der Mensch betet, einen, der Gottes Gegenwart zur Anschauung bringt? Gilt nicht dasselbe vom gemeinsamen Hausgottesdienst?

Ferner: wie kann der Chorraum die Gegenwart Gottes augenfällig machen? Sollen die zwei Räume die Gegenwart der Gemeinde und Gottes zur sinnlichen Erscheinung bringen, so ist das nur möglich, wenn die Gemeinde in dem einen, Gott in dem andern gegenwärtig ist. Wenn wir aber singen: „Gott ist gegenwärtig", so meinen wir gewiß nicht, daß er in dem Chorraum und nicht bei uns gegenwärtig sei, auch wird das Bewußtsein der Gegenwart Gottes uns dann nicht durch das Vorhandensein eines zweiten Raumes außer dem Gemeinderaum, sondern durch die Worte des Tersteegenschen Liedes, durch die Weise der Neanderschen Melodie, durch die von der Gemeinde gesungenen Töne wachgerufen. Der Raum als solcher kann unmöglich die Gegenwart des Unsichtbaren, Unräumlichen zu sinnlicher Anschauung bringen oder augenfällig machen, die Zweiheit der Räume uns nicht sagen, daß außer der Gemeinde auch Gott da ist.

Darum will Brathe das, was der Raum nicht vermag (nach seiner Anschauung wohl nicht genügend deutlich vermag), durch die Ausstattung und Ausschmückung des Raumes erreichen. Der Altar als der Tisch des Herrn soll hier stehen, und nur hier soll er als Tisch des Herrn erscheinen, während er in einer chorlosen Kirche Tisch der Gemeinde ist! Nein, ob der Altar als Tisch des Herrn oder der Gemeinde angesehen wird, hängt lediglich von dem Gebrauch ab, dem er dient. Ist das Abendmahl ein Mahl, das Gott der Gemeinde durch die Hand des Priesters gibt, so ist der Tisch, auf dem das Mahl steht, sein Tisch, wo er auch seinen Platz haben mag. Ist das Abendmahl Gemeindefeier, so ist der Altar der Tisch der Gemeinde, auch wenn er im Chor steht. Was aber sonst durch die Mittel der bildenden Kunst geschehen kann, um die Gegenwart Gottes augenfällig zu machen (Darstellung von Personen, in denen Gott lebt, von Geschichte, in der sein Walten sich kund tut, Sinnbilder ꝛc.), kann seine Wirkung grade so gut im Schiff wie im Chor der Kirche ausüben.

Die Gegenwart Gottes beim Gemeindegottesdienst ist nicht an einzelne Akte desselben gebunden. Wenn die ganze Gemeinde singt, ist Gott so gut gegenwärtig, als wenn der Pastor vorliest oder redet. Darum können wir Gottes Gegenwart nicht durch die Zahl der Räume veranschaulichen. Vielmehr wenn die Gemeinde durch den Raum als eine Einheit

Google

sichtbar wird, wird das Bewußtsein viel leichter in den Feiernden wachgerufen, daß der Unsichtbare sich zu dieser im Glauben an ihn geeinten Gemeinde herniederneigt. Soll aber der Chorraum die Gegenwart Gottes augenfällig machen, so darf der Pastor nicht darin sein, der ein Glied der Gemeinde ist; nur ein Priester, ein Stellvertreter Gottes hätte darin Platz.

Die Teilung des Raumes für den Gemeindegottesdienst kann nur von der Teilung der sichtbaren, einen Raum bedürfenden Gemeinde hergenommen werden, die ihn selbst nicht von ihrem Verhältnis zu Gott, der keines Raumes bedarf. Nur dann wäre ein von dem übrigen Kirchenraum abgesonderter Chor notwendig, wenn der Pastor bei Schriftlesung und Gebet von der übrigen Gemeinde dem Wesen des evangelischen Gottesdienstes entsprechend getrennt sein müßte, oder wenn der Organist mit seiner Orgel, der Kantor mit seinem Chor einen solchen Raum verlangte.

Das alles müßte man zugestehen, scheint uns, auch wenn man wie Beiths das Wesen des Gottesdienstes als Gemeinschaftsverkehr der Gemeinde mit Gott bestimmt. Diese Bestimmung ist aber zu weit. Es gibt andere Arten des Gemeinschaftsverkehres mit Gott auf dem Gebiet des wirksamen Handelns. Hier handelt es sich um diejenige Art, die sich durch die Selbstdarstellung des Glaubens der Gemeinde vollzieht. Die Gemeinde singt, betet, predigt, liest, teilt die Sakramente aus und empfängt sie oder besser: feiert die Sakramente. In diesem ihrem Tun, wenn es gesegnet ist, naht sich ihr Gott, aber in all diesem verschiedenen Tun ohne Unterschied. Darum kann die Raumgestaltung nur von der Gemeinde und ihrem Tun, nicht von dem unsichtbaren Tun Gottes hergenommen werden. Es muß also schließlich die Liturgie, die Form des Gottesdienstes, die Bauherrin sein. Die Liturgie als gemeinsam geltende Anschauung vom Wesen des Gottesdienstes wird freilich die Liturgie bestimmen.

Druck und Schmuck der neuen Ausgabe des evangelischen Gesangbuches für Elsaß-Lothringen

von **Johannes Ficker.**

Im vierten Jahrgange der „Monatschrift“ (1899, Juli) ist Entstehung und Bedeutung des künstlerischen Schmuckes der großen Ausgabe des neuen evangelischen „Gesangbuchs für Elsaß-Lothringen“ geschildert worden*). Die folgenden Blätter berichten von der Arbeit, die seit dem getan worden ist.

Die kleine Ausgabe 1902. Nur wenig Schmuck, im Vorblatt, Titel und Vorwort, konnte der großen Ausgabe des Gesangbuches mitgegeben werden; der eigentliche Inhalt blieb unberührt. Dem zierlosen Gebäude konnte bloß ein schmuckvolles Portal angefügt werden. Aber die wenigen Schmuckstücke haben, Freude und Verständnis weckend, Freunde werbend, den Weg zu Weiterem, Reicherem gebahnt. Das Portal ist zur Durchgangspforte zu einem künstlerischen Ganzen geworden, zu einem Werke für unser Volk, das aus durchweg gutem, echtem Material in schlichter und würdiger Ausstattung, in Allem ein einheitliches Werk ist, von der Type bis zum Einband aus der Hand eines Künstlers.

Der Antrag, die notwendig gewordene kleine Ausgabe des Gesangbuches zu einem solchen einheitlichen, künstlerischen Ganzen zu gestalten und diese aufzubauen auf einer charaktervollen, schönen Druckschrift, fand volle Zustimmung bei der Straßburger Pastoralkonferenz am 12. Juni 1900, und diese war um so wertvoller, als dem Antragsteller für die Ausführung unumschränkte Freiheit gewährt wurde. Doch war der Wunsch ausgesprochen

*) Dieser frühere Aufsatz erscheint mit einigen leichten Änderungen aufs Neue auf Wunsch der Straßburger Pastoral-Konferenz zusammen mit dem neuen über die kleine Ausgabe in besonderer Schrift: „Druck und Schmuck des neuen evangelischen Gesangbuchs für Elsaß-Lothringen“. Leipzig 1903. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher).

worden, daß von den Schmuckmotiven der großen Ausgabe die besonders charakteristischen, als schon zu Kennzeichen des elsässischen Gesangbuches geworden, in freier Verwendung mit erhalten werden möchten.

Die kleineren Ausgaben der Gesangbücher in handlichem Taschenformat haben gewöhnlich reichere Ausstattung. Sie werden besonders gern zu Geschenken in der Familie für Paten bei Trauungen verwendet. Bei den für sie üblichen höheren Preisen war daher schon von vornherein eine zierlichere Herstellung ermöglicht. Andererseits waren auch die Grenzen sogleich klar. Nicht ein Luxusbuch soll es zu schaffen, sondern ein Volksbuch nach den früher entwickelten Grundsätzen, ein Werk, schlicht und würdig, das den Weg finden konnte in jedes Haus, in jede Hütte. Gerade weil das Gesangbuch vor allen andern das Volksbuch ist, wird das Volk am sichersten und nachdrücklichsten für die Bildung des Geschmacks und für Freude und Verständnis an künstlerischen Schöpfungen von einem schön ausgestalteten Gesangbuch erreicht und gewonnen werden, viel eher und eindrucksvoller als von allen andern für das Volk veranstalteten noch so dankenswerten künstlerischen Unternehmungen. Schon deshalb mußte der Preis in mäßiger Lage gehalten werden. Ganz abgesehen aber auch von Anderem machte auch das Format seine Forderungen geltend. Auch bei dem größeren Format, das die Versammlung der Pfarrer und Vertreter der Kirchen von Elsaß-Lothringen unter den vorgelegten Proben wählte, ist doch der zur Verfügung stehende Raum beschränkt. Ornamentale Fülle etwa der Umrahmung jeder Seite mit zierlicher Bordüre, wie sie uns erlesene Bücher aus bester Zeit darbieten, wäre dem Buche zum Nachteile geworden. Die im Vergleiche mit fast allen andern Gesangbüchern geringere, immerhin aber doch beträchtliche Zahl der Lieder unserer Gesangbuches, besonders aber die Notwendigkeit, jedem Liede den Notensatz beizugeben, muß, wenn anders das Buch nicht zu großen Umfang annehmen soll, jeder Seite an sich schon den Charakter gedrängten Reichtums geben.

So mußte vom Anfang an ganz besonderes Augenmerk auf die Druckausstattung und Druckgestaltung gerichtet werden, um durch sie allein schon eine dem schönen und bedeutenden Inhalte entsprechende Wirkung voll Kraft und Anmut zu erreichen. Wenn aber für ein künstlerisch wirkendes Buch die Type überhaupt die Grundlage ist — wer denkt nicht an die glänzendsten Beispiele, den Theuerdank und das Gebetbuch Kaiser Maximilians — wie mußte nicht gerade in Straßburg mit seiner glorreichen Bedeutung für den Buchdruck in einstigen besseren Zeiten die Forderung einer charaktervollen schönen Druckschrift an der Spitze aller Pläne, aller Arbeit gestellt werden! Hinaus mit den Zeitungslettern aus dem Gesangbuche!

Unser Druck erforderte noch eine besondere Eigenschaft von der Type. Mit Rücksicht auf den Umfang des Buches mußten wir eine Letter haben, die auch möglichst eng lief, um jede Seite möglichst viel fassen zu lassen. Wo war solch eine Type? Und wo der Meister, der auf solcher Grundlage die künstlerische Ausschmückung schaffen konnte?

So war eine doppelte Aufgabe gestellt für den Druck und für den Schmuck. Und zwei Meister, beide in beidem, jeder in seiner Weise Meister, der besten, die nur gefunden werden konnten, stellten sich gern und ganz in den Dienst der schönen Doppelaufgabe, mit seiner ganzen freudigen, selbstlosen Hingebung Heinrich Wallau, der hervorragende Kenner der Geschichte des Buchdrucks, der rastlose Förderer gediegenen Buchwerks, der Meister der Druckerkunst in Deutschland, und der Künstler, dessen Buchschmuck und neue Typen soeben in schönster Verwendung bei denkwürdiger Feier des Gutenbergs großes, allgemeines Aufsehen erregt hatten, Otto Hupp in Schleißheim, der wie als scharfsinniger Forscher in den Urkunden des frühen Buchdrucks und in den Denkmälern deutscher Vergangenheit so als Künstler sich seinen eigenen Weg gebahnt hatte, [illegible] sich in das versenken, was unsere Väter uns gegeben haben, und mit ernstem Sinn und froher Kraft Neues schaffen, das war es, was wir wollten, und darum war er der Künstler, den diese Aufgabe brauchte.

Die sogenannte neudeutsche Schrift, welche für den Druck gewählt wurde, ist eine Schöpfung Hupps nach erlesensten Mustern aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation, auf der Grundlage gotischer Typen mit Benutzung des Antiquaduktus, also

Digitized by Google

ein Mitteltypus zwischen beiden*). Die schönen Buchstaben mit ihren ganz individuellen selbständigen Formen mit ihrer kräftigen Bestimmtheit und klaren Linienführung sind ein großer künstlerischer Fortschritt. Man halte nur dagegen irgend eine von unsern bisherigen kleinen Ausgaben. Wenn man aber die fadenscheinigen Lettern in diesen sieht, erkennt man auch den großen praktischen Nutzen der neuen Schrift. Die kräftigen Körper derselben geben, wie die schönen, vorbildlichen Muster aus dieser Zeit, ein ganz anderes, volleres, dunkleres Druckbild. Uns, weil wir diese nicht mehr gewohnt sind, überrascht und befremdet es wohl zunächst, aber bloß um, wie vielfältige Erfahrung bestätigt, sobald das Auge sich eingesehen hat, lebhafte Zustimmung folgen zu lassen. Die Typen sind, wie einen jeden der Maßstab überzeugen kann, nur um ein Minimum kleiner als die Lettern in der großen Ausgabe des Gesangbuches, aber wie viel massiver und darum deutlicher! Dasselbe gilt von den Noten. Die Distanz der Notenzeilen ist beinahe die gleiche wie in der andern Ausgabe, die Noten selbst sind sogar noch größer und viel kräftiger. Die gewöhnliche Notenform konnte neben der kräftigen und rechteckig konturierten Schrift nicht stehen bleiben und mußte einer ebenso geschwungenen als gerade geragten im Umrisse ähnlichen Platz machen, wie auch die Schnörkelform des Violinschlüssels einer einfacheren und kräftigeren älteren Form weichen mußte. So hat das für den Druck besonders ins Auge fallende Bild des Notensystems Geschlossenheit, Kräftigkeit und Einheitlichkeit erhalten und harmoniert mit der Einzelletter, aber nicht weniger stimmt das Druckbild der Liedverse mit ihm zusammen. Die Hauptteile des Satzes vereinigen sich zu einem völlig einheitlichen, ruhigen und streng geschlossenen Gesamtbild. Wesentlich ist das durch den fortlaufenden Zeilensatz erreicht. Erfordert war dieser zunächst schon durch das Gebot möglichster Raumausnutzung. Im Vereine mit der Letter ist es dem fortlaufenden Satz zuzuschreiben, daß, trotz der außerordentlich viel Raum beanspruchenden Notenzeilen, sich der Inhalt einer Seite des kleinen Formats mit dem in der großen Ausgabe beinahe deckt. Dabei ist, um den Druck so deutlich als möglich wirken zu lassen, mit möglichst großem Zeilendurchschuß möglichst licht gedruckt worden, und durchgehends ist Strophenabsetzung beobachtet. Der fortlaufende Zeilensatz bei Liedern ist bekanntlich in früherer Zeit die Regel gewesen, erst vom 17. Jahrhundert ab verliert sich allmählich die Gewohnheit, doch ist sie in dem und jenem Gesangbuche noch heutigen Tages zu finden. Die Absetzung der Zeilen hat mit ihrer Augenfälligkeit einen großen praktischen Vorteil. Aber auch der Zwischenraum, der in unserem Drucke die einzelnen Verszeilen trennt, wird sofort in die Augen springen, und es bedurfte sogar nicht besonderer Trennungszeichen, wie sie in früheren Gesangbüchern im Gebrauch waren; sie hätten bei ihrer großen Anzahl nur sehr unruhig gewirkt. Was aber praktisch eine unumgängliche Notwendigkeit war, kam auch der harmonischen Wirkung des Ganzen zu gute, und hierein fügen sich auch die andern Satzelemente. Die nach der Mitte eingerückten Kolumnentitel und die hinausgeschobenen Liednummern schließen oben, die an den äußeren Enden unten eingedruckten Seitenzahlen schließen unten das geschlossene Bild ab. Dazu die Täfelchen über den Liedern, die in ihrer Wiederholung der Liedertafel in der Kirche sogleich in die Kirche hineinsehen lassen und unter die singende Gemeinde versetzen. Sie beleben freundlich die Seite, sie geben aber auch der Zahl Rahmen und Halt und lassen sie damit nachdrücklicher hervortreten.

Wie durchweg im Drucksatz ersichtlich, ist eine schematische Behandlung ferngehalten und Freiheit gewahrt worden, und gerade an der Verwendung der Liedertäfelchen tritt es zu Tage: wo es günstiger und passender erschien, sind sie von der Mitte nach der Seite geschoben worden. So am Anfang der Abschnitte, wo sie zusammen mit der Überschrift den oberen Rahmen des Satzes zu bilden haben.

Wie die Nummer, so ist der Anfang des Liedes selbst nachdrücklich und zierlich hervorgehoben durch Initialen in vergrößerter Wiederholung oder leichter Variierung der Lettern des Satzes; sie sind vor die erste Notenzeile in den ausgesparten Raum vorausgerückt, aber mit ihrem rechteckig ruhigen Umriß in den Satz eingepaßt und dienen fest und klar, doch zugleich mit dem grazilen, leicht bewegten Zierwerk gefällig und friedlich ihrem Zwecke.

Von besonderer Bedeutung ist für die Wirkung die einzelnen Stücke der einzelnen

*) Vgl. zum Folgenden die beiden auf S. 24 u. 25 abgedruckten Probeseiten.

Seite, wie des Ganzen die Farbe. Reich sind unsere alten Ausgaben mit Rotdruck bedacht. Welch festlichen Eindruck den unseren großen Straßburger Gesangbücher der Reformationszeit gerade mit Verwendung dieser festlichen Farbe an den Initialen jeder Lieder, ja jeden Verses, den Notenzeilen, den Trennungszeichen der Versenden hervorrufen! Aber doch der allem Reichtum welche Vorzug! Weise beschränken sich der Buchdrucker in den kleinen Ausgaben. Dementsprechend ist auch hier verfahren worden. Die Initialen wechseln in Schwarz und Rot. So geht ein gewisser ruhig lebhafter Rhythmus durch das ganze Buch. Sonst sind nur die Überschriften rot, die Zahlen, welche gewissermaßen als Überschriften rechnen, und die Kolumnentitel, welche Kapitel und Unterteil angeben und darum besondere Hervorhebung beanspruchen, schlingen sie sich doch wie ein roter Faden durch die einzelnen Teile, um die Lieder zum Ganzen zusammenzuknüpfen.

Die Farbe läßt dann auch die Einteilung des Buches deutlicher hervortreten. Rot und in größerem Grade sind die Überschriften der Unterteile gedruckt. Gerade die Farbe ermöglichte mit ihrer raschen Verdeutlichung einen verhältnismäßig kleinen Schriftgrad und sie läßt andererseits eine reichere ornamentale Ausschmückung an diesen Stellen, zu der freilich viele Überschriften aufforderten, die aber im Interesse des Ganzen nicht ungern man weniger oder gar nicht vermissen.

Wohl aber durften die Hauptteile nicht ohne künstlerische Ausstattung und Verdeutlichung bleiben. Vielmehr zu dem, was das Herz bekennt und der Mund singt und sagt, muß der Lobpreis auch der Hände treten, um dem Auge im Bilde den herrlichen Inhalt des evangelischen Liederbuches deutlich zu machen, nahe zu bringen, damit wir mit allen Sinnen Kräften und Künsten die Gott uns gegeben, seine Wunder immer völliger sehen und erfahren und sie uns immer lebendiger zu seligem Besitze machen. Wie aber unsere Vorstellung das Unendliche nicht fassen und Worte das Große nicht ausschöpfen können, so vermag auch der Stift nur leise andeutend, nur in Symbole auf die unendliche Fülle des reichen, des ewigen Lebens hinzuweisen, die hier sich vor uns auftut, die gottesdienstlichen Zeiten und Handlungen. Gottes Zeit von Anfang her, Gottes Zeit ohne Ende, in dem Gezeiten des kirchlichen Jahres, am Morgen und Abend des Tages, in Fest- und Werktag des Lebens. All unsere Zeit ist seine Zeit, und Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit. In Gottes Reich ist nur Blühen, Wachsen und Segen, und was Nehmen und Verlust und Dunkel scheint, aller, alles ist nur Gewinn, Gabe und Licht, Licht, Liebe, Leben — aber die Liebe ist die größte unter ihnen allen. Es ist ein Ros entsprungen — also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, ja, daß er ihn hingab für uns aus lauter Liebe in die Marter des Leidens, wie niemand sie gelitten, unter die Dornen, die seine Krone geworden sind, zum Tod am Kreuze, da er sein rosenfarbenes Blut vergoß, der daß das in die Erde gelegte Reis die Erde zersprengte und an das lichte Sonne emporbrach, am mit dem Reichtum der Pfingstgaben, der Pfingstrosen, deren Blätter wir noch in die Welt streuen, seine Kinder zu begaben, die mit hellen Augen durch diese Zeit wandern, und denen sich in der Erfahrung des Ewigen alle Zeit und alles Erleben auch das Tränenvolle wandelt zum blühenden Rosengarten der ewigen Liebe, alle Zeit zu gottesdienstlicher Zeit und aller Tun zum Gottesdienste der dimmelanwärtsenden Lobens und Dankens. Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.

Einst schon schmückten unsere christlichen Ahnen die Stätten des Todes in Fortsetzung heidnischer Sitte mit Rosen und im Bilde streuten sie in bunter Fülle die Rosen auf die Wände der Grabkammern als die Zeichen des Frühlings, ein Abbild dessen, was ihr Trost und ihre Hoffnung war, die unvergänglichen, rosengeschmückten Gefilde, zu denen der Erhöhte die Seinen emporführt. Mit der ganzen Zartheit und Innigkeit deutscher Empfindung malen unsere Meister des späten Mittelalters am Niederrhein wie am Oberrhein, besonders ausdrucksvoll unser großer elsässischer Meister, die Mutter mit dem göttlichen Kinde im Rosenhag. Was diese Bilder uns sagen wollen, spricht einer der innigsten und zartesten unter den Mystikern aus, der vor Allen die deutsche Frömmigkeit vertieft und verinnerlicht haben, selber ein Freund der malenden Kunst und ihr eifriger Förderer zum Nutzen frommer Betrachtung. „Hebet auf, hebet auf eure Herzen in den schönen, himmel-

schen wunderwahrenden Maien, der euch bereitet ist in dem Abgrund der göttlichen Klarheit. Sehet an die schönen roten Rosen, nehmet wahr der weißen Lilien, die diesen langen traurigen Winter so geduldiglich gewartet, bis daß sie die sommerliche Zeit bringt zu schöner blühender Zier!“ Was diese Mystik der Rose von hoher Bedeutung für die oberdeutsche Reformation, für deren Empfindung und Sprache gewesen ist, uns zeugt, das sagt uns auch Luther: „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht“, und wenn für einen, so ist für ihn das Bild der Rose der deutsche Ausdruck seiner innersten Art: „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein“, wie sein Bildnis auf den Medaillen umschrieben ist. Gottes Rosen blühen am tausend- und tausendjährigen Rosenstock seines Reichs, ohne Eines Zutun, oder einem jeden. Wir harren in Geduld und freudiger Zuversicht. Denn er ist getreu. Er ist die Liebe.

So wurde die Rose zu dem Symbol, mit dem wir den ersten Teil unseres Buches umrahmen hier in diesem Lande der Rosen, und nicht anders wird uns zum tief bedeutsamen Symbol für unser Buch geadelt, was ebenso in besonderem Reichtume unserm Lande geschenkt ist, ein Wahrzeichen des Landes: es ist durch den Herrn selbst ein Wahrzeichen seiner Kirche geworden, geheimnisvollen Sinnes und doch von kinderleichter Verständlichkeit, ein Symbol seiner selbst. D a s c h r i s t l i c h e H e i l, Leben im Besitze des Heiles, Streben nach Vollendung des Heiles, was vermag im Bilde deutlicher und inniger auszudrücken, als das Bild, das der Herr selbst gegeben hat? „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun. Wenn einer nicht in mir bleibt, der verdorrt wie die Ranke. Damit ist der Vater verherrlicht, daß ihr viele Frucht bringet und meine Jünger seid. Wie mich der Vater geliebet, habe ich euch geliebt, bleibet in meiner Liebe. Dies habe ich zu euch geredet, damit meine Freude über euch komme und eure Freude völlig sei. Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Niemand hat größere Liebe als der, daß er sein Leben gibt für seine Freunde.“

Engste innigste lebendig persönliche Gemeinschaft mit dem, der der Weinstock ist, engste Gemeinschaft mit Allen, die diesem Weinstocke entsprossen. Die Gemeinschaft mit Christus ist das Wurzeln in ihm, das Empfangen des Lebens von ihm. Unser Leben ist in ihm verborgen und mit ihm verwachsen in dem, in dem er selbst wurzelt. In ihm haben wir das Gut ob allem Gut. Nichts, was nicht von ihm ist, macht unser Leben aus. „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd, was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert.“ Und zu dieser Erfahrung die andere große, freudige, beseligende: der ewige Wert alles wahrhaft Lebendigen. Was in uns lebt, Christus selbst, wächst und treibt unaufhaltsam zur Vollendung, freudig bereit zum Preise des Ewigen. Hier erkennen wir, hier erahnen wir noch einmal nach tiefer das Geheimnis: in diesem Organismus des Ewigen ist kein Stillstand, kein Rückgang, nicht Vergehen und Verlieren, nein, Wachsen und Werden zur Vollendung. Nichts ist hier nutzlos. Alles ist hier Harmonie des sich vervollkommnenden Lebens in Einem Walten und Wirken, in unzertrennbarer Gemeinsamkeit Aller, „der Gemeinschaft der Heiligen, die schon abgestorben, lebendig oder noch künftig, welche durch den Glauben ein geistlicher Leib in Christo sind, deren Haupt kein Mensch, sondern Christus Jesus, unser Erlöser.“ Hier ist Leben, wo es Tod schien: das Blut, das er vergoß, ward uns zum Lebensquell, im Blut der Traube gibt er sich selbst uns zum Leben, und das Kreuz ward zum Sieges- und Lebenszeichen, das Triumphzeichen der welt- und todüberwindenden, Leben und Segen spendende Liebe: der Weinstock wird zum Kreuzesstamm,* das Kreuz zum Lebensbaume, in den wir alle eingezweigt sind, in dem sie Alles haben, an dem Alles zum Gut und Segen wird. Wie einer unserer reformatorischen Väter vom Christenmenschen sagt, daß er leben und leiden solle „als ein Christ, der durch wahren Glauben dem Herrn Christo als seinem Haupte eingeleibt ist. Er ist dem Herrn Christo als dem rechten Rebstock eingezweigt, er ist ihm angewachsen, wie ein Rebschoß dem Stock. Daher weiß nun der Christ, daß Christus und Alles, was er ist und hat, sein eigen ist, und er ist Christo auch eigen. Er weiß auch und hat den Trost daher, daß all sein Leiden in dem Leiden des Herrn Christi gesegnet und geheiligt ist und ihm Alles zum Guten dienen muß.“

Google

Frühchristliche, tiefsinnige Sage läßt das Kreuz aus dem Lebensbaume des Paradieses gezimmert werden, und als das Holz des Lebens preisen von den Zeiten frühester Dichtung an die Dichter das Kreuz. Und mit innerster Bewegung nur macht der Wanderer im Schwarzwalde Halt vor Bildstöcken, auf denen aus dem Kelche ein Weinstock hervorwächst, dessen Stamm das Kreuz mit dem Gekreuzigten trägt und dessen Ranken in Köpfe ausgehen. Laß uns so vereinigt werden, wie du mit dem Vater bist. Ja, wir sind von Einem Stamme, aus Einer Wurzel zart, und wir hangen an dem, der unser Haupt ist, und von seinem Brennen nehme unser Licht den Schein.

ERSTER HAUPTTEIL

Die gottesdienstlichen Zeiten und Handlungen

I. GOTTESDIENSTLICHE ZEITEN

Der Weinstock des Knechtes Davids rankt durch die Zeiten der christlichen Kirche. Er schmückt die frühesten christlichen Denkmäler als beredter Ausdruck der gewissen Hoffnung unvergänglicher Gemeinschaft mit dem Erhöhten. Blieb dem christlichen Altertume der Tod am Kreuze ferner, so versenkte sich deutsche Frömmigkeit gerade in ihn als den höchsten Beweis der Treue des königlichen Herrn. Wir fassen hier beides zusammen, und wem dies Heil zu lebendigem und immer wachsendem Besitze geworden ist, der vermag fröhlich wie ein Kind mit den Kindern einzustimmen „O du fröhliche, o du selige, immerwährende Gotteszeit, Maienzeit", wie diese fröhlichen deutschen Kinder mit ihren hellen Stimmen den Frühling preisen und mit den Maienglocken den Maien einläuten im Wetteifer mit den gefiederten Sängern, die auf der Erde gehend und in die Lüfte und in den Blütenbäumen auf Ast und Blatt ihr Lied erschallen lassen zu Ehren Gottes, ihres Schöpfers. Ihre hat einer aus dem sangesreichen Kranz, von dem die Jugend früh und froh das Singen der evangelischen Lieder zur Reformationszeit lernte, einer der frohesten und längsten Sänger, Ambrosius Blaurer, das Bild zu seinem Liede bekommen, dessen Schlußstrophen das Vorwort unseres Gesangbuches bringt:

Vermahnung an die christliche Jugend zum Gesang

Wolauf du junger frischer Mai!
Zu Gott sollt haben Lust und Mut
Mit Leib und Seel ergib dich ihm
Leb ihm im Leben, Herz und Sinn
Mit Psalmen und geistlichem Gesang
So lobst du Gott dein Leben lang
— — — — — — — —
Horch du, wie der Vogel singt,
Daß Wald, auch Berg und Tal erklingt.

— — — — — — — —
Und was das Himmels Vöglein
Die fliegen in der Luft dahin
Singend auf Bäumen und Zweigen frei
Sieh, ist das nicht groß Wunder Gottes hie
Kein einziger unlieber singt
Und ich und er also Musik klingt
Mit hundert Stimmen singen zusammen
Loben ihren Gott und Schöpfers Namen.

Wer vermöchte dem Jubel dieser Worte, diesem Bilde zu widerstehen und nicht von ganzem Herzen mit einzustimmen: „Gott sei Dank, der uns solch seliges Blühen und die festliche, immerwährende Frühlingszeit, Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat!“

Wenn wir auf dem Titelblatte das ins Bild darstellen, wenn wir zusammenfassen wollten, was die Teile der einzelnen Teile, was das ganze Gesangbuch darbietet, so war es eines, in dem sich Alles zusammenschloß, eines, auf den Alles hinweist: Christus der Herr.

Unsere Altvorderen pflegten sich Neujahrswünsche zu schicken mit dem Wunsche „Ein gut neu Jahr“, und mit dem Bilde des segnenden Christkindes, das Beste, was sie hatten und sich einander wünschen konnten. Wenn wir auch angesichts des Kreislaufs des Jahres und des Inhalts des Lebens, wie es sich im Gesangbuche in seinen Teilen darbietet, uns und Allen, die dies Buch benützen, dieser Landschaft, der es dienen soll, das Beste wünschen und geben wollen, was wir haben und einander wünschen können, so kann es nur Christus sein, den „Gott also gnadenreich uns zu tausend guten Jahren schenkt.“

Aus dem Kindesalter der deutschen Kirche hat die Reformation ins Mannesalter geführt, in dem selbständige Persönlichkeiten vor Gott treten an der Hand ihres Erlösers, an dem sie heranwachsen sollen nach dem Maße des vollkommenen Mannes, auf dem sie sich hindurchdringen durch dieses Lebens Not und Sünde zum Besitztum des Unvergänglichen. Er hat den Sieg errungen und den Herzen Freude gegeben, daß es sich anstimmt und der Mund redet und rühmt vom Sieg und vom Gut über allem Gut. Der Christus hier über seinem Grabe ist der Held, der sich durchgerungen hat durch die Marter, deren Male er trägt, der uns ruft und zu sich zieht. „Er sprach zu mir: Halt dich an mich, es soll dir jetzt gelingen, ich geb mich selber ganz für dich, da will ich für dich ringen. Denn ich bin dein und du bist mein, und wo ich bleib, da sollst du sein, uns soll der Feind nicht scheiden.“

80 — Gottesdienstliche Feiern

Karl Johann Philipp Spitta, 1801–1859

80

Straßburg, 1525

Wie so manches Gesangbuch das Bild des Auferstandenen trägt, so hat die Straßburger deutsche Bibel 1742 auf dem Titelblatt den Auferstehenden mit dem Worte „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden,“ und das Siegel der Straßburger Universität gab noch besonderen Fingerzeig und Vorlage.

Unzerstörbares Leben, unverlierbare Gewißheit, Sieg und Freude! Ostern weht über die Lande. Osterfreude unvergänglich soll diesem Buche, soll dem Christenvolke den Tempel geben. Hütten der Gerechten, die erfüllt sind von so beseeltem, so gestimmtem Gesange,

sollen Kirchen und Burgen und Häuser dieses Landes werden, das in den charakteristischen Merkmalen seiner Landschaft, der Rebgelände und der Höhenzüge des Gebirgs, wie seiner Geschichte, der Thomaskirche und der Melchsburg, den weiten, von der Ostersonne des Auferstandenen erleuchteten Hintergrund abgibt.

Dem lebendigen Herrn folgt ein lebendiges Gefolge. Er schreitet durch die Jahrhunderte und ihm schließt sich an der unabsehbare Zug der lobpreisenden Sänger und Musizierenden, die in die Lieder ihrer Dichter und in die Melodien ihrer Chorführer einstimmen. Wie sollten, wie müßten wir nicht in unserer Zeit der geschichtlichen Betrachtung und Arbeit, in der uns die Persönlichkeiten der Vergangenheit und ihre Werke wieder näher gerückt sind als je, in der wir den ganzen Umkreis ihrer Bedeutung und ihres Schaffens zum guten Teile erst kennen gelernt haben, auch unserem Volke die Persönlichkeiten dieser Chorführer und Liedermeister wieder lebendig machen und in ihrem Bilde ihre Lieder erst recht zu lebendigen persönlichen Zeugnissen werden lassen! Wir glaubten zuerst genug zu tun, wenn wir den drei Vormonatssprüchen die Bildnisse mitgaben. Aber ganz von selbst wurde der Blick weiter, die Schar größer, und jetzt ziehen in einer Schar auserwählter Männer die verschiedenen Jahrhunderte von der Reformation bis zur Zeit der Wiedererweckung, deren Strom wir noch lebendig verspüren, die verschiedenen Gebiete, die verschiedensten Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche an uns vorüber, wie verschiedenartig und doch alle eins in dem Einen, Großen, Gemeinsamen, in der Gefolgschaft und im Preise ihres Herrn! Zu Luther, dem Meister und Anfänger des evangelischen Kirchenlieds, gesellt sich Zwingli, der freilich sich und seine Kirche dem Kirchenliede fern gehalten hat, der aber wie als der Anfänger der Reformation in der Schweiz, so um einiger tief empfundener Lieder willen, hier nicht fehlen darf. Aus dem uns besonders teuren Kreise in Konstanz, der liederreichen Warte des Evangeliums in Schwaben, stimmt Ambrosius Blaurer ein und zu beiden Männern, ihnen und ihren Städten eng verbunden, treten die beiden Männer, die die Führer und die Seele der Straßburger Reformation gewesen sind, Martin Bucer und Jakob Sturm, der Theologe, der mit seinem großen, dem herrlichsten Gesangbuche und mit der für dieses geschriebenen Vorrede sich ebenso einen Platz in der Geschichte des Kirchenlieds gesichert hat als Jakob Sturm, der große Staatsmann, der Führer und Vertrauensmann der deutschen Städte, der in eigener Arbeit sich der Pflege des Kirchengesangs angenommen hat. Noch

Chor 375

Triumph, Tri-umph! Triumph, Tri-umph!

Viktori-a und ewiges Hal-le-lu-ja!

2. Das Freuden Tal und Wald erklingt, die Erde frisches Blumwerk bringt, ihr schönster Schmuck zu dieser Frist zeugt, daß ihr Schöpfer Sieger ist.
A Triumph, Triumph! Triumph, Triumph! Viktoria und ewiges Halleluja!

3. Die Sonne sich aufs schönste schmückt und wieder durch des Mondes Blick, die nun im schwarzen Trauerkleid erschaut den blutigen Todesstreit.
A Triumph, Triumph! Triumph, Triumph! Viktoria und ewiges Halleluja!

4. Das stille Lamm jetzt nicht mehr schweigt, sich mutig als ein Löwe zeigt; kein Fels, kein Stein ihn hält und zwingt, durch Siegel, Riegel er ihm springt.
A Triumph, Triumph! Triumph, Triumph! Viktoria und ewiges Halleluja!

5. Herr Jesu, wahrer Siegesfürst, wir glauben, daß du schenken wirst den Frieden uns, den du gebracht wie aus dem Grab und aus der Schlacht.
A Triumph, Triumph! Triumph, Triumph! Viktoria und ewiges Halleluja!

6. Triumph, Triumph! Dich ehren wir, wir wollen auch mit dir kämpfen hier, daß wir als Reichsgenossen dort dir folgen durch die Siegespfort.
A Triumph, Triumph! Triumph, Triumph! Viktoria und ewiges Halleluja!

Benjamin Prätorius, 1636–1674

243

haben unsere Straßburger Reformatoren, der Staatsmann und der Kirchenmann, in Straßburg kein Denkmal. So mag es ihnen hier gesetzt sein. Das Jahrhundert der Reformation gab noch Heinrich Schütz das Leben, der dann weit hinaus im folgenden Jahrhundert wirken konnte, der erste wahrhaft große, erst in unsern Tagen wieder bekannt gewordene und verständnisvoll gewürdigte Meister evangelischer Kirchenmusik, der an den größten einzigen, an den ein Jahrhundert späteren Johann Sebastian Bach heranreicht und mit seiner scharfen Realistik selbständig neben ihm steht. Auch das Bild des Befreiers des deutschen Protestantismus, dessen Name unserer evangelischen Kirche zum größten Segen geworden ist, möchten wir in unserem Liederbuche nicht missen, ist doch der fromme König auch ein Bannerträger des Kreuzes gewesen. Was uns Paul Gerhardt ist, dessen Lieder uns zum dessen Teile unseres Wesens mit geworden sind, gedenken wir an dem besonderen Gedenktag, der sich dachtnis erneut, mit besonderer Dankbarkeit und Allen wohl vertraut, wenngleich ein Angesicht wohl nur wenigen bis jetzt bekannt, vereinigt sich wie ihm Joachim Neander, dessen festliches Psalmenlied „Lobe den Herren" mit seinem hohen, jugendfrischem Schwung allem schon Zeugnis gibt, wie die reformierte Kirche in der Art der Zeit von der älteren Schwester das Singen gelernt hat. Wie verschieden sind die Weisen, welche die Vertreter des te Jahrhunderts anstimmen, Gellert und Zinzendorf! Und doch möchten wir keinen missen. Ein jeder weiß Saiten in unserem Herzen anzuschlagen, jener mit seiner mehr nüchternen Art, der Offenbarung Gottes in der Natur bewundernd und dankbar nachgehend, dieser mit seiner weich gefühlvollen, aber fortreißenden, auf die Sammlung uns allen Kirchen zu einer Reihe hindrängenden Frömmigkeit. Wiederum, welche Zeiten hat E. M. Arndt durchlebt, der noch ein Jahrzehnt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehört, und welchen Anteil hat der feurige Mann mit seiner festen kernigen Art an der neuen großen Zeit, an der Neugewinnung der großen in der Geschichte schlummernden Güter unseres Volkes, unserer Kirche, auch an der Wiedererweckung und Pflege des deutschen Kirchenlieds!

INRI

ZWEITER HAUPTTEIL

Das christliche Heil

I. LEBEN IM BESITZE DES HEILES

Welche Individualitäten in diesen Köpfen, welche Persönlichkeiten! Welcher Reichtum an innerem, geistigem, ewigem Leben bei all den Verschiedenheiten, welche diese Männer verkörpern!

In den Oberdeutschen Bucer, Sturm, Blaurer und dem eng mit ihnen gesellten Schweizer Reformator die Niederdeutschen Neander und Arndt, der Nordländer Gustav Adolf,

und sie verbindend die Sachsen Thüringer Luther, Schütz, Paul Gerhardt, Bach, Zinzendorf, Gellert. Der König und der Graf, die reichsdeutschen Patrizier und Bürger, der Stiftsmeister, die Pfarrfrauen und die Prediger, der Hofkapellmeister und der Kantor; gäbe es ein Bild von Tersteegen, so würde auch der Handwerker den Andern die Hand reichen.

Die Größe der Köpfe wird vielleicht auffallen. Aber bei kleinerem Maßstabe — in der Größe zweier Notenzeilen — wäre die Wirkung nicht bedeutend genug, und die Bedeutung der Persönlichkeiten darf auch größeren Raum beanspruchen. Bei der Anordnung und Ausführung der Köpfe ist ein Unterschied gemacht. Die Dichter und Komponisten sind als Initialen verwendet worden, das unmittelbare Verhältnis der Persönlichkeit zu ihrer Schöpfung soll damit angedeutet werden, während die andern Köpfe, die den Liedern eingesetzt worden sind, sich vorzugs- ... Wie nicht anders als billig gebührt Luther an die Spitze des Buchs; er steht am Angange des Vorworts am Kopfe seines schönen Geleitspruchs Unser und Ja- ... und Sturm er- öffnen dem Ab- schallt der Lieder der Reforma- ... Adolfs Bild steht neben seinem Feldliede (Nr. 111). Die andern Bilder sind bei einem besonders charakteristischen und schö- nen Kernliede des Betreffenden angedeutet worden. Doch d..., wie z. B. bei Gellert die An- fangsteile den zuerst gewählten Liedes sich als ungünstig für die Umrahmung erwiesen, so daß ein anderes Lied genommen wer- den musste. Am- den ins Wunder heit seiner und seiner Kunstan- zer Mitarbeiter Begeisterung, dem reichen innigen Ge- musizieren, der Sehnsucht nach Erregung aller Christgläubigen und nach Fül- licher Wirkung des Ewigen im Irdischen und dem Pfingstliede „Jauchz, Erd' und Himmel, jubile hell" (Nr. ...) einen reichen Ausdruck gegeben, wie

Lieder für den Kindergottesdienst

I. DIE FESTZEITEN.

Zwingli seine in den letzten Jahren stürmischen Vorwärtsdringens oft herben Erfahrungen in dem tiefernsten, schwermütigen und doch fest vertrauensvollen „Herr nun selbst den Wagen halt" (Nr. 106). Das Bild des Trostliedes „Befiehl du deine Wege" (Nr. 310) bringt uns die Züge des Mannes, der im eigenen Leben ergreifenden Ernst mit dem, was er gesungen, gemacht hat, und Joachim Neander sieht uns aus seinem begeisternden Liede „Lobe den Herren" selbst entgegen (Nr. 212). Auch bei Zinzendorf brauchte ich nicht lange zu wählen, sein hinreißendes Lied „Herz und Herz vereint zusammen" (Nr. 262) ist die Krone seiner Lieder, während Gellerts Bildnis den Abschnitt „Freude an Gott und seinen Werken" eröffnet mit dem Liede „Gott ist mein Lied" (Nr. 209). Arndts liebes Gesicht sieht uns an bei seinem schönen Bekenntnis „Ich weiß, woran ich glaube" (Nr.

Digitized by Google

1901). Die beiden Musikmeister haben bei Liedern ihrer Melodien ihren Platz gefunden, Schütz bei Nr. 263 „Der weil wird sind versammelt", dem Liede des treuen Helfers Bucers Konrad Hubert und Bach ist unter die Kinderlieder gekommen zu dem Liede, das ganz sein Herz und Wesen ausspricht „Ich laß dich nicht, du mußt mein Jesus bleiben" (Nr. 394).

Eine gewisse Gleichmäßigkeit bei der Verteilung dieser auf dem roten Grunde lebendig leuchtenden Bilder ist berücksichtigt worden, aber nicht mit großer Ängstlichkeit. Es ist ja nur recht und billig, daß in einem evangelischen Gesangbuche die reformatorischen Persönlichkeiten und der Abschnitt über Reformation reichlicher bedacht werden.

Bei der Herstellung der Bilder haben wir ebenso dem Gebote der geschichtlichen Treue als der Freiheit der Behandlung zu folgen gesucht. Die Mehrzahl der Köpfe ist nach bekannten sicheren Vorlagen gezeichnet. Doch wurde wo nötig und wo irgend möglich Vergleichsmaterial herangezogen, so zu dem Kopfe Zwinglis (nach dem Holzschnitt der von Leo Jud besorgten Ausgabe exegetischer Schriften, welche Froschauer 1539 gedruckt hat) der Stumpfschen Medaillen von 1561, zu dem Bildnis Jakob Sturms die Medaille von 1525. Die ersten ganz andern Typus zeigt. Bei dem Lutherkopfe und bei dem Bildnis Bachs ist eine Nach- und Neuschöpfung geschehen. Auf der Grundlage des im Volke lebenden Cranachschen Holzschnittes und des Bildes in der Stadtpfarrkirche zu Weimar ist mit Benutzung der besten früheren Bilder Luthers zeitlich ein jugendlicher dargestellt worden und bei Bach hat der Künstler aus dem einzigen sicher echten, aber nicht bedeutenden und nicht erfreulichen Bilde das von Bach vorhanden ist, im Unterschiede von den anderen charakterisierenden Bildern den Kopf in seiner charakteristischen Art und in seiner Bedeutung herauszuschaffen verstanden.

MAN SINGET MIT FREUDEN VOM SIEG IN DEN HÜTTEN DER GERECHTEN!
Evangelisches Gesangbuch für Elsaß-Lothringen · 1902 ·

In knapper geschichtlicher Zusammenfassung tritt noch einmal der ganze Reichtum der evangelischen Kirche in Lied und Ton in dem Schlußholzschnitte entgegen, „von den Worten und Weisen des Gesangbuchs." Nicht ungeschmückt durfte darum dieser Teil bleiben. Der ganze Fülle dessen, was wir haben und was wir lebendig haben, klingt heraus aus dem Instrument des Gemeindegottesdienstes, des eigentlich protestantischen Instruments und wiederum weisen die beiden lieben Gesellen höher dorthin, wo der im letzten Grunde Klang und Lied in des Menschen Brust gekommen sind, um fröhlich wieder von der Christengemeinde aufzusteigen und sich zu vereinigen mit den oberen Chören. Denn beider zugleich ruft diese Vignette nach Ergänzung und Widerhall der jubelnden Engelscharen, die auf


LUTHER
HULDREICH
ZWINGLI
JAKOB STURM
MARTIN BUCER
GUSTAV ADOLF
PAUL GERHARDT
HEINRICH SCHUTZ
JOH SEBAST BACH
GELLERT
E M ARNDT

Meister Baldungs reichem Bilde im ersten großen Straßburger Gesangbuche zusammen mit den Sängern des alten und neuen Testaments die heilige Dreieinigkeit loben in vielstimmigem Preise. Und dazu ein volles, fröhliches, seliges Amen. Katharina Zell, die Lieder preisende und Lieder verbreitende Straßburger Pfarrfrau, spricht das schöne Schlußwort im Text, und mit ihr spricht einer der liedwertesten Männer, einer der frömmsten und schlichtesten Sänger — auch er ist leider nicht im Bilde erhalten — mit seinem süßen, tiefen Worte den Beschluß: „solte vogelgsang Gottes lob syn mögen und nit der christen gsang?“ So antworten der Wittenberger Nachtigall am Anfang Straßburg und Konstanz am Ende des Liederbuchs, und im Bilde faßt sich Alles noch einmal zusammen: Alles was Odem hat, lobe den Herrn, di[e] Gottesdienst des Gesangs in ehrfürchtiger, hingebender Danksagung, im frohem Anstimmen von Herzen, Mund und Händen.

Bleibe in dem das dir vertrauet ist. II Tim 3,14

Manch guter Meister der einst die Unterlagen für unsere geschichtlichen Bilder geschaffen hat, steht neben unsern Dichtern und Singern, vor Allen auch hier zu gedenken des Meisters der Wittenberger Reformation. Mit der Erinnerung an das schönste Gesangbuch der evangelischen Kirchen in dem Initial vom „Worten und Weisen“ lebt Straßburgs größter Künstler Meister Hans Baldung Grien. Und mit ihm der Größte von Alten, Albrecht Dürer. Wie wird, in der Schlußvignette zumal, die Erinnerung an seine Verzierung des schönsten Gebetbuchs lebendig! Und ein bester Wiederschein des Herrlichsten, was er für alle Zeiten vorbildlich geschaffen hat, ein Denkmal wahrer schlichter Volkskunst, ein Zeugnis frommer und großer Empfindung leuchtet vor uns in der Gestalt des Ansiedlern, denen. Denn was die besten Künstler unseres Volks geschaffen haben, gehört auch zu dem Besten, was wir heiten sollen. Das zu halten, ist unser Stolz und unsere Krone. Das Anvertraute aber zu bewahren, mahnt noch besonders das Widmungsblatt, das entsprechend der besonderen Bestimmung des Buchs all den Blättern vorangesetzt ist, die Greisen, die mit ihrem Namen die Schildtafel festhalten, des Besitzers wie des Familiengeschlechts, die Landschaft der Geschichte Zeichen, und mit zart eindringlicher Rede die Zweige und das Kranzgewinde der schlichten Wiesenblume, deren Sprache unser Volk, die Großen wie die Kleinen wohl versteht: Sei treu. Bleibe in dem, das dir vertraut ist. In deiner Kindheit am Konfirmationstage, am Traualtar, im treuen Eltern Segen. Der Herr hat dein noch nie vergessen, vergiß, mein Herz, auch seiner nicht. Siehe, er selbst ist dein, er steht vor dir, der Auferstandene lebendig. Bleibe in ihm.

(Schluß folgt.)

Kritiken und praktische Winke für Weihnachten und Jahreswende

von **Friedrich Spitta.**

(Schluß: Jahreswende.)

Die gottesdienstlichen Feiern bei der Jahreswende, Silvesterabend und Neujahr, sind im Charakter und demgemäß in Verwendung der gottesdienstlichen Kunst sehr von einander verschieden. Zwar ist bei der altkirchlichen Bedeutung der Weihnachtsoktave als Tag der Beschneidung und Namengebung Jesu ein deutlicher Zusammenhang mit Weihnachten vorhanden, der in den an die altkirchlichen Perikopen sich anlehnenden Liedern des älteren Protestantismus noch nachklingt, Rists „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen" und Schmolcks „Jesus soll die Losung sein" und dergl. Und es ist gut, wenn die spezifische Weihnachtsmelodie „Vom Himmel hoch" noch und zum letzten Mal im Kirchenjahre zu den Liedern „Das alte Jahr vergangen ist" und „Nun wolle Gott, daß unser Sang" angestimmt wird. Aber das alles bedeutet doch nur einen bescheidenen Einschlag in die Grundstimmung, welche der Gedanke an den Wechsel der Zeit beherrscht. Ja am Sylvesterabend existiert überhaupt jener Nachklang nicht, und so tritt auch hier der Gegensatz zu Weihnachten am schärfsten heraus. Während sich dort alle Gedanken konzentrieren um das göttliche Wunder der Sendung des Sohnes in das menschliche Leben, so haftet hier der Blick gerade auf diesem und seiner Vergänglichkeit; während dort das Kind in der Krippe den Mittelpunkt der Feier bildet und dem ganzen Feste den Charakter eines Kinderfestes gibt, für das der freudige Genuß der Gegenwart das Charakteristische ist, so wird hier die Gegenwart zu einem wesenlosen Punkte gegenüber der weit dahin sich streckenden Vergangenheit und der unübersehbaren Zukunft, und auf dem kindlicher Harmlosigkeit entgegengesetzten Standpunkte erklingt das aus bitterer Erfahrung geborene Wort: „Unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen". — Aus dem Gesagten ergibt sich zum Teil auch schon der Unterschied der Silvester- von der Neujahrsfeier: der Ernst der Betrachtung ist dort um einige Grade tiefer als hier. Und damit stimmt, daß dort die Feier in die stillen und dunkeln Abendstunden fällt, hier dagegen in den lichten Morgen, und daß es sich dort um Abschluß und Abschiednehmen handelt, hier um einen neuen Anfang. Es sind das alles im Grunde ganz selbstverständliche, einfache Erwägungen. Aber es folgt daraus nun auch die Aufgabe, ihnen entsprechend die Silvester- und Neujahrsfeiern zu gestalten, sie möglichst gegen einander abzugrenzen und nicht die Eigenart der einen mit der der anderen zu vermischen. — Die Grundstimmung der Silvesterfeier ist feierlicher Ernst. Beim Rückblick auf die verflossene Zeit wird der Christ ja allerdings auch zu Lob und Dank gegen den barmherzigen Gott gestimmt sein, aber es ist doch nicht jener Dank, der bei einem festlichen Ereignisse laut wird, sondern den man nicht zurückhalten kann, wo sich der Blick auf eine dahinten liegende Zeit wendet. Und eben deshalb ist er verbunden nicht bloß mit der Erinnerung an erlittene Leiden, sondern an begangene Sünden. Das Eine nicht ohne das Andere. Und dazu kommt nun das Gefühl der rastlos dahin fliegenden Zeit, das solche Rückblicke erwecken, der Flüchtigkeit der Lebenstage, der Nichtigkeit der eigenen Existenz. Gerade am Neujahrstage, wo der Blick sich vorwärts richtet, erschüttert uns diese Empfindung nicht mehr in dem Maße. Es ist uns dann zu Sinne, als ob wie aus ihrer dunklen Tiefe wieder zum lichten Morgen des Lebens und der Tätigkeit emporgetaucht wären. Aus alle dem ergibt sich für die Silvesterfeier folgender Kanon: 1) Es muß in ihr das Gefühl des Dankes für Gottes Führungen im verflossenen Jahre zum Ausdruck kommen, etwa im Anschluß an Abschnitte wie Psalm 103, 1—13 oder Psalm 146. Von den Liedern der Gemeinde, die hier am Platze sind, wüßte ich kein passenderes zu nennen als Gotters „Womit soll ich dich wohl loben", man vergleiche besonders die Strophen „Ach ja, wenn ich überlege", „Bald mit Lieben, bald mit Leiden", „Wie ein Vater nimmt und gibet", „Mich, daß da auf Adlersflügeln". Hier ist die richtige Mischung von Ernst und Dankesfreudigkeit, nicht minder in den beiden ersten Strophen von „Bis hierher hat mich Gott gebracht." Daß das protestantische Tedeum, das am Silvesterabend so viel gebrauchte „Nun danket alle Gott", am Platze sei, kann ich nicht finden, das paßt eher für den Neujahrsmorgen. Vor Umdichtungen aber dieses Liedes für die Silvesterfeier bewahre uns Gott. Ich teile eine solche mit, um zu zeigen, was in unsern Gottesdiensten zur Zeit noch möglich ist:

Nun danket alle Gott, dankt ihm mit Herz und Munde!
Sie ist nun still gerauscht, des Jahres letzte Stunde.
Des Jahres ... verschieden vor der Gnaden Throne floß
Und jeden Morgen uns mit Segen übergoß.

Der ewig weise Gott wolle uns nach seiner geben,
Das, was uns nötig ist zum Wachstum und zum Leben,
Und komm ... dann ... uns ..., Er lindert jeden Schmerz,
Und träufelt Balsam uns ins wunde kranke Herz.

Digitized by Google

Lob, Ehr und Preis sei Gott dem Vater, Sohn und Geist!
Ihm, der in immer Weise, ob Zeit und Jahr auch kreise
Und immer wechseln mag. Sein ist die Herrlichkeit.
Sein ist das Reich, die Macht — Preis Ihm in Ewigkeit — — — !

2) Neben die Äußerung des Dankes muß das Verlangen nach Vergebung der Sünde treten. Auch hier ist zu bedenken, daß dieses Gefühl nicht das alles umfassende ist wie am Bußtag oder im Beichtgottesdienst, sondern daß es neben dem Danke hergeht, wie in dem Liede „Womit soll ich dich wohl loben“, aus dem die Strophe „Denk ich, wie ich dich verlassen“ gerade die Stimmung trifft. Somit wäre es unrichtig, wenn man Psalm 130 oder verwandte Stellen erlesen und dem entsprechende Lieder wie „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ singen lassen wollte. Dagegen wäre Psalm 51 (mit Auswahl) wohl am Platze und als Liedantwort etwa Str. 2 und 3 aus „Herr Jesu, Gnadensonne“. 3) Neben Dank und Bitte tritt als dritter oder vielmehr die beiden anderen beherrschend und umschließend die Empfindung von der Flüchtigkeit des Lebens, wie sie in Psalm 90 oder 102, 25—29 Ausdruck gefunden hat und in Liedern wie „Mein Leben ist ein Pilgrimstand“, „Wie fleucht dahin“, „Wiederum ein Jahr verflossen“ u. a. Hier liegt die Gefahr vor, die Grenzen zwischen einem Silvestergottesdienste oder einem solchen am Totenfeste zu verwischen. Daß jener Gedanke nicht ohne sein Gegengewicht, den Hinweis auf den ewigen Gott, in dessen Händen unsre Zeit ist, und auf seinen Liebeswillen erscheine, versteht sich von selbst. Ja, darein muß die Feier ihren Höhepunkt finden, eine schöne Aufgabe für den Redner, der sich an jene drei Teile in Bibelwort und Lied mit seiner Ansprache anschließen kann, um die Gemeinde in dieser besonders beweglichen Stunde den vollen Trost des Evangeliums schmecken zu lassen. Daß man mit dem alten Liede „Unsern Ausgang segne Gott“ die Feier beschließe, scheint mir selbstverständlich. — Bei den mannigfachen Empfindungen, die sich gerade an diesem Abend im Herzen der Gemeinde regen, ist es doppelt nötig, in der Gestaltung der Gottesdienstes Maß und Klarheit walten zu lassen. Daran fehlt es in den mir vorliegenden Programmen, in denen sich sonst viel Lehrreiches findet, oft sehr. Es hat keinen Wert, auf viele Einzelheiten hinzuweisen. Nur ein paar Notizen! So vortrefflich sich die Schlußstrophe von „Sollt ich meinem Gott nicht singen“ etwa als Antwort der Gemeinde auf die Ansprache (Predigt) eignet, ein so starkes Vergreifen ist es, wenn der Gemeinde angesonnen wird, „Ein feste Burg“ anzustimmen, das sich übrigens gelegentlich auch in Weihnachtsprogrammen findet. So selbstverständlich die Lektion von Psalm 90 ist, so wenig die von Psalm 91. Wer gestreng sein wollte, der könnte sagen, beide Psalme ständen neben einander wie Ausdruck der Silvester- und der Neujahrsstimmung. Auch einer Lektionenreihe wie Psalm 90, 1—12. 37, 6—7. 34, 2—9. 103, 1—8 oder Psalm 92, 2. 93, 1. 6. 39, 5—6. 130, 1—4. 103, 8 ff. 91, 1. 2 kann ich aus Gründen, die ich nicht zu wiederholen brauche, nicht zustimmen, und in der von Ps. 37, 5—7. Röm. 8, 31—39. Ps. 67 fehlt der notwendige Ausdruck der Sündenerkenntnis. Dagegen ist ein sinniger und gewiß sehr wirksamer Zug, wenn man das schöne Adel'sche „Herr, bleibe bei mir“ vom Chor zu Anfang und zu Schluß der Feier singen läßt. Und nicht minder ist es berechtigt, wenn der Pfarrer am letzten Abend des Jahres mit einer reicheren Segenshandlung als gewöhnlich die Gemeinde entläßt, wie das in Hanau geschieht. Freilich besorge ich hier, daß, wenn der Pfarrer nicht singt, der schnelle Wechsel von gesprochenem und gesungenem Worte unruhig wirken könnte. Ergreifend muß es wirken, wenn, wie in St. Bernhardin zu Breslau, zum Segen alle Glocken zu läuten beginnen und so weit hinaus Kunde geben, daß die Gemeinde sich, Stadt und Land, für alle Folgezeit der Barmherzigkeit Gottes empfiehlt und seinen Segen erfleht.

Läuten der Glocken um Mitternacht, Blasen von Choräln hoch von der Zinne der Türme sind alte herrliche Sitten, die ich wünsche, ich mich nicht, merkbar neu anfrieden. Einmal eingeführt, wollen sie die Gemeinden bald nicht mehr missen, die Gebete aber, welche der feierliche Klang hin und her in den Häusern wach ruft, sind auch Silvestergottesdienste, deren Segen sich die Pfarrer für die Feier in der Kirche wünschen möchten. Auch Stiftungen für Gesänge der Kinder in der Kirche und vor den Häusern bestehen noch hier und da. Auch sie sind zu pflegen. Dankbar wäre ich, wenn uns ein kundiger Mitarbeiter oder Leser der M.-Schr. einmal erfreuen wollte mit einer Darstellung der Sitte der „Gesänge der jungen Volks zum guten Jahr“, dem wir verschiedene schöne Neujahrslieder verdanken (vgl. Wackernagel III Nr. 600. IV Nr. 7. 425. V Nr. 68).

Mit dem aber die Silvesterfeier Bemerkten ist das Gebiet für den Neujahrsgottesdienst abgegrenzt. Für diesen ist schließlich alles mit der ersten Strophe von Zwicks Neujahrslied gesagt:

Nun wolle Gott, daß unser Gsang
mit Lust und Freud aus Glauben gang
zu wünschen euch ein gutes Jahr
und es die Gnade werde wahr.

Mit dankbarer Freude schaut die Gemeinde in die Zukunft und tröstet sich zu allem Werk Gottes Segen. Dieses Segens darf aber der Gläubige um so gewisser sein, als über dem ersten Tage des neuen Jahres der Name JESUS strahlt. L. Helmbold singt:

Wir ihn loben im neuen Jahr,
daß ihm viel Gutes widerfuhr,
der glaubt allein und Wandelein,
welchen in der Beschneidung sein
Jesus der Heiland ist genannt.

Digitized by Google

Man sorge dafür, daß in diese Gedanken und Empfindungen keine fremden Töne eingemischt werden. Daran fehlt es leider in unseren Programmen nicht. Es sollte eigentlich unmöglich sein, daß in solcher Feier das Lied „So nimm denn meine Hände“ von Julie v. Hausmann erklänge, und das war noch nicht einmal in einem Krankenhause. Im Gegenteil, in einem solchen (Halberstadt) klang die Feier aus mit P. Gerhardts „Weil dann weder Ziel noch Ende“ und mit Joh. Hermanns „Dein ist allein die Ehre“ — letzteres freilich in der Umarbeitung des herrlichen Gesangtextes durch A. Knapp, der die majestätischen 14zeiligen Strophen auf das Versmaß von „Ach bleib mit deiner Gnade“ reduziert hat. Nun ist ja nicht zu erwarten, daß die Gemeinde die Melodie des Liedes „Jesu, nun sei gepreiset“, von dem „Dein ist allein die Ehre“ die letzte Strophe ist, für dieses Lied allein lernen würde. Aber damit ist jener Knapp'schen Bearbeitung noch nicht die Berechtigung zuerkannt. In solchen Fällen hat der Chor für die Gemeinde einzutreten. Das ist hier um so mehr am Platze, als wir davon den herrlichen Satz aus Bachs Neujahrskantate „Jesu, nun sei gepreiset“ haben (vgl. Joh. Seb. Bachs Choralgesänge und geistl. Arien herausg. von L. Erk, Bd. I Nr. 24). Es lohnte sich wohl, daß unsre Chöre sich diesen Choral beschafften. Leider ist er in die Stimmenausgabe der Erk'schen Sammlung nicht aufgenommen worden. Für den Gebrauch sei bemerkt, daß er sich für alle möglichen Gelegenheiten verwenden läßt, wenn man seine letzten vier ausdrücklich auf Neujahr bezüglichen Zeilen durch folgende ersetzt: „Nun sing mit Himmelsheere die werte Christenheit: dem Herrn sei Preis und Ehre jetzt und in Ewigkeit.“ So ist das Lied beim Festgottesdienst des Straßburger Kirchengesangstages und auch sonst vielen Orten gesungen worden. Sollten die Leser der M. Schr. es wünschen, so würden wir in der nächsten Nummer den Satz mit doppeltem Texte abdrucken lassen und dann auch im Sonderdruck herausgeben. (Weitere Sonderdrucke für Neujahr, 3- und 4stimmige Sätze von M. Reger, seien hierdurch in Erinnerung gebracht.) Ich bitte, daß ein vorhandener Wunsch sofort mir oder dem Verleger der M. Schr. mitgeteilt werde. Vorläufig spreche ich mit den Worten jener Strophe unsren Lesern das Beste aus, was ich ihnen zum Neuen Jahre wünschen kann:

Dein ist allein die Ehr,
dein ist allein der Ruhm,
Geduld im Kreuz uns lehr,
regier all unser Tun,
Bis wir fröhlich abscheiden
ins ewig Himmelreich,
zu wahrem Fried und Freuden,

den Heiligen Gottes gleich.
Indes machs mit uns allen
nach deinem Wohlgefallen.
Solchs singet heut ohn Scherzen
die christgläubige Schar
und wünscht mit Mund und Herzen
ein seligs neues Jahr.

Kleine Mitteilungen.

Zur Spitta'schen Orgelstellung. In Landkirchen des deutschen Südwestens überzeugt man sich in diesen, in welchen die Orgel vielfach erst im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgenommen ist, macht man die Wahrnehmung, daß sie nicht selten am Chor hinter oder über dem Altar auf besonderer Empore angebracht ist. Sicher rein aus praktischen Gründen, weil ein anderer freier Raum nicht verfügbar, namentlich keine der vorhandenen Emporen entbehrlich war. Dieser Orgeleinbau stellt sich nun häufig als Notbau dar, nicht nur, daß er mit echter Handwerkerkunst ausgeführt ist, er verdeckt öfter den ältesten und am meisten architektonisch gehaltenen Teil der Kirche, durchbricht die Chorfenster und überwölbt, bedeckt oder beengt doch den Altar, während sich der Raum unter der Orgelempore vermöge seines entfernteren Halbdunkels dem Kirchendiener als Aufbewahrungsort für allerlei nützliche Geräte empfiehlt. Wird dann eine solche Kirche erneuert, so kommt selbstverständlich auch die Versetzung der Orgel in Frage. Diese Frage wird in der Regel kunstgerecht und stilgemäß dadurch entschieden, daß die Orgel auf die gegenüberliegende Empore verlegt wird und so ihre naturgemäße Stellung im Rücken der Gemeinde erhält. Daß die Orgel seit Jahrhunderten im Angesicht der Gemeinde gestanden hat, kommt gegenüber jener Rücksicht nicht in Betracht, noch weniger, daß man es der Gemeinde auf diese Weise erschwert, mit ihren Chorsängern Auge in Auge in Verkehr zu treten. Wenn aber irgendwo, so bietet sich in solchem Falle die Spitta'sche Orgelstellung als nächstliegende Auskunft dar, sofern die technischen Bedingungen die Aufstellung der Orgel auf dem Boden des Chorraums irgend gestatten. Auf diese Weise wurde das unästhetische Bild, das die eingezwängte Orgelempore geboten, durch einen befriedigenden Orgelaufbau beseitigt und eine erfreuliche Gruppierung von Orgel und Altar hergestellt, sowie eine mehr harmonische Gesamtwirkung des Chorraums erzielt. Die Einwände, welche gegen die Aufstellung der Orgel im Angesicht der Gemeinde bestehen, fallen in den erwähnten Fällen überhaupt weg, und die vorgeschlagene Änderung darf beanspruchen, die einfachste, zweckmäßigste, aus den gegebenen Verhältnissen selbst hervorgehende Lösung darzustellen. Daraus ergiebt sich, daß auch die ästhetische Wirkung wohltuend sein wird. Günther.

Digitized by Google

Verhalten der Gemeinde bei Trauungen. In Freiburg i. Br. fand ich zum 1. Mal die schöne Sitte, daß zur Trauung sich nicht bloß die geladenen Gäste, sondern auch sonstige Freunde und Bekannte aus der Gemeinde in der Kirche versammeln. Gesungen haben sie freilich die Lieder, welche die Orgel spielte, nicht, das war „nicht Sitte“. Und doch ist ja das allein liturgisch richtig und geschieht z. B. in Pommern, wo sogar die zahlreich versammelte Trauungsgemeinde die Lieder zur Trauung extra gedruckt in die Hand bekommt. Außerdem ist's in Pommern, wie mir erst dort mitgeteilt wurde, üblich, daß Geistliche sich im Talare trauen lassen und die geladenen Geistlichen zur Trauung im Talar erscheinen und im Talar am Altar Aufstellung nehmen. Kann jemand Auskunft geben, wo etwa sonst noch diese Bräuche herrschen? Hier in meiner jetzigen Gemeinde singen zur Trauung vielfach einige Schulkinder für 10 Pfg. oder sie fluchen, die Hochzeitsgemeinde schweigt sich aus. Ringe sind selten. Und wer das Landvolk, wo es dem Verkehr abgeschlossen ist, kennt, weiß, was das heißt, solche Dinge ändern. Soweit es geht, geht es nur langsam.

Honecker.

Bücherschau.

Henry Edward Jost's Schriften. Nr. 2. Über echtes Musikverständnis. Modern. Päd. und Psychol. Verlag Charlottenburg 2. 78 S. — Mk.

Zunächst fällt beim Durchblättern der Broschüre die moderne Ausstattung und der weite, bequem lesbare Druck angenehm in die Augen. Beginnt man zu lesen, so ärgert neben vielen störenden Druckfehlern die häufige Nachlässigkeit, um nicht zu sagen Schlottrigkeit der Sprache des Verfassers. Ein Beispiel statt vieler. Seite 16 Aufgabe 4 heißt es: „Man wird bald herausfinden, daß man nicht immer gut tut, beim leisen bewußten Singen jener gediegensten Melodien (das ich Ihnen empfahl, um zu lernen, hinter den erzakten Bau der musikalischen Architektur zu kommen) bei diesen Übungen wird man gut tun, nicht stets alles zu singen“ u. s. w. Historische Irrtümer fallen auf. So heißt es S. 26: „So ließ sich der alte Göthe in Weimar vom jungen Schumann die verschiedenen klassischen Klavierstücke in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge vorspielen“ u. s. w. Muß heißen: Vom jungen Mendelssohn. Kennzeichnend für den Dilettantismus und die Halbbildung des Verfassers ist es, daß er offenbar unter Rezitativ in der Oper den gesprochenen Dialog versteht (vergl. Seite 31, 32). S. 43. 44 verwechselt der Verfasser gar Kontrapunkt mit Kanteradaß!

Der erste Abschnitt des Heftes trägt die Aufschrift „Über naives oder (!) verstandesgemäßes (?) Hören“, deren Sinn zunächst etwas dunkel ist, bis der Text den Leser belehrt, was der Verfasser damit sagen wollte. Es werden nämlich in diesem ersten Teil Mittel angegeben, durch die die Apperzeptionsfähigkeit des Gehörs planmäßig gesteigert werden soll. Der Verfasser empfiehlt, auf einsamen Gängen bei unbewegter Kopfhaltung ohne Worte leise und langsam zu singen, und zwar nur schöne edle Melodien (Volks- und Kirchenlieder). Dabei soll auf den Wechsel der Tonhöhe, Tonlänge und die Ligatur sorgfältig geachtet werden. Das ist gewiß gut, und nützlich wird es auch sein, nach Jost's Vorschrift auf unter musikalische Compositionen seine Aufmerksamkeit zu richten, zeitweise nur einzelne Orchesterinstrumente mit dem Gehör durch das sinfonische Gewebe hindurch zu verfolgen u. a. m. Besonders auch hat mir der Rat Jost's gefallen, daß man 1½—2 Monate lang (Jost liebt genaue Vorschriften in bezug auf die Dauer der Lehr- und Übungsphasen) vermeiden solle, überhaupt ein Klavier anzuhören. Ja! Das möchte wohl Mancher! Aber bitte, Herr Jost! Wie macht man das heutzutage? Scherz bei Seite, in diesem ersten Abschnitt findet sich neben allerhand Schrullen und Pedanterien manches Beherzigungswerte. Auch die Sprache ist hier zwar schlecht, aber doch nicht so fürchterlich, wie namentlich in dem hernach zu besprechenden 3. Abschnitt, wo sie zum erstklassigen Galimathias entartet. Da sind es „Worte, die sich bemühen, Gedanken zu werden“, wie E. T. A. Hoffmann im Meister Floh sagt, während hier der Verfasser uns doch etwas zu sagen hat. Freilich mit dieser bedingten Anerkennung, die Herr Jost meiner vielleicht übertriebenen Gerechtigkeitsliebe zu danken hat, ist das dem Buche zu spendende Lob zu Ende. Statt einer Anleitung zur Kenntnis der musikalischen Formen, die zur Auffassung eines komplizierten musikalischen Gebildes unumgänglich nötig ist und die m. E. einen guten Übergang gebildet hätte von dem „naiven oder verstandesgemäßen“ zu dem im dritten Teil zu lehrenden „ganzen konzentrierten innigen Hören. Ewigkeit der Seele“ — folgt ein zweiter Abschnitt „Nur Schopenhauer“, in dem nel en wenigen kurzen Gelüsten des Verfassers die Schopenhauer'sche Metaphysik der Tonkunst in solcher Ausdehnung einmal zu erl. wird, daß von den 78 Seiten des Hefts 14 davon angefüllt sind. Grobe Irrtümer Schopenhauers läßt der Verfasser, der von hier an völlig den Boden unter den Füßen verliert, unwidersprochen passieren, z. B. Seite 44 die Behauptung, daß der Baß „nie um einen Ton z. B. Quart auf Quint steigen“ dürfe, nebst der eben so falschen Begründung dieser falschen Behauptung. Den

Digitized by Google

Schopenhauer'schen Text teilt Jost in kleinere Absätzchen, deren jedes er mit Überschriften bezw. Inhaltsangaben von eigener Mache versieht, z. B. Seite 60: „Wichtigkeit einer guten Komposition vor der Ausführung derselben (bei der Oper) contra Wichtigkeit einer guten Ausführung vor der Dichtung (beim Drama Schauspiel).“ Wer das versteht, ohne den folgenden Teil Schopenhauers zu kennen, den bewundere ich aufrichtig. Es folgen dem 14 seitigen Schopenhauerzitat 7 weitere Seiten, die gefüllt werden durch Zitate aus Lamennais, Marsop, Oeser, Naumann, auch findet sich hier ein Gedicht von Lenau, das — wie andere Preziosen des Buches — nach dem Wunsch des Verfassers auswendig gelernt werden soll, und zwar in 8 oder 9 Tageraten. „Gedichte sollte man nie anders behandeln, als auswendiglernen.“ So führt Jost in seinem eigenartigen Deutsch fort. An Zitaten ist übrigens das Buch auch sonst reich. „Das tamol'!“ sagt man in Hessen. Es lassen sich außer Schopenhauer vernehmen: Hanslick, Liszt, Reißmann, Saint Saëns, Göthe, Schiller, Raphael Mengs, Mozart, Wagner, Marx, Renkel. Auch ein Zitat aus Knigges „Umgang mit Menschen“ findet sich. Dem Zitatenkonglomerat (genannt 2. Teil, treffender richtiger „Ragout aus Andrer Schmaus“) folgt der dritte und letzte Abschnitt, das Ziel und die Krone des ganzen Jost'schen Lebens. Er ist benamst: „Über ganzes konzentriertes inniges Hören. Tätigkeit der Seele.“ Um diesen Gipfel zu erreichen, müssen wir folgenden Rat Josts befolgen: „Bei dieser höheren Art des Hörens können wir (mit Vorteil für das ganze Erfassen) uns selber als anderswo befindlich vorstellen und aus dieser — durch die Willenskraft leicht angeregten — vorgestellten Entfernung hören.“ Wem dies und anderes in dem dritten Abschnitt dunkel scheint, dem gebe ich eine „Anmerkung: Unter Seelentätigkeit ist hier das zu verstehen, was die bedeutenden unter den Philosophen ,Transszendentalkommunikation, transszendentales Miterleben mit den Erscheinungen der Außenwelt (besonders mit ihren Bewegungen) zu nennen pflegen' u. s. w.“ Ei ei, Herr Jost! Wer sind denn wohl „die bedeutenden unter den Philosophen“, die „das“ so verflixt zu nennen „pflegen“? — Armer Schopenhauer! — Der Inhalt des Buches ist in 14 Wochen eingeteilt, und in dem ersten der zwei Vorworte warnt Jost: „Wer schneller liest, als die Überschriften vorschreiben, darf sich nicht den Erfolg versprechen, den der Titel des Buches annehmen läßt.“ Der Titel heißt: Über echtes Musikverständnis. Welchen „Erfolg“ soll denn der annehmen lassen? Ja! Wenn die Aufschrift hieße: „Praktische Anleitung, wie man sich zu echtem Musikverständnis erzieht“ — oder ähnlich! Aber das unbestimmte „Über“ und das schöne „Annehmen“ sind bezeichnend für die Schreibweise Josts. Man kann sich bei gutem Willen meist ungefähr denken, was Josten vorgeschwebt haben mag, aber seine Worte hängen um ein schneidermäßiges Bild zu gebrauchen — um den unklaren Gedanken wie ein schlecht sitzender Rock um einen zerflossenen Körper. Indessen! Nicht als Stilblüte habe ich den Satz anführen wollen, sondern um zu bekennen, daß ich keine 14 Wochen an Josts Elaborat gewendet habe. Ich habe schneller gelesen, als die Überschriften vorschreiben, und es steht dem Verfasser (oder „Herausgeber“, wie er sich S. 49 klüglich nennt) frei, das für den Grund zu halten, daß seine „Briefe“ bei mir keinen „Erfolg“ gehabt haben. Er kann sich auch darüber trösten, denn in dem einen der dem Buche beiliegenden Waschzettel heißt es u. a.: „Bin gewiß, daß die Schriften“ (Josts) „in England und Frankreich zu vielen Tausenden abgesetzt würden.“ — Mich jammert des Volkes. — In dem Wunsche, das Meine zu tun, um einen solchen brillanten „Absatz“ für Deutschland, soweit meine schwache Stimme reicht, zu verhindern, habe ich mich ausführlich mit einem Machwerk beschäftigt, das so recht geeignet ist, die Köpfe strebsamer Halbgebildeter zu verwirren und zu verschlämmen. Keine Viertelstunde hätte ich sonst daran gewandt!

Arnold Mendelssohn.

Friedrich E. Koch, op. 27. Hallelujah. Eine Festkantate nach Worten der Bibel für Chor, Einzelstimmen und Orchester. Klavierauszug. Quedlinburg, C. F. Vieweg. K.-A. M 4.50, Chorstimmen M 45, Orchester-Partitur und -Stimmen leihweise.

Eine feierliche, leise beginnende, allmählich sich steigernde Marschmusik leitet das Stück ein und deutet an, wie die festlichen Scharen herbeiströmen, deren Stimmen, als die Steigerung der Instrumente auf dem Höhepunkt angelangt ist, ihr Halleluja in den immer weiter erklingenden Festmarsch hineinrufen. Als er verhallt ist, stimmt in schönem Kontrast das Soloquartett eine sanfte Weise an: „Wohl dem, der den Herren fürchtet.“ Der Halbchor nimmt die Melodie auf und führt sie fort, bis der volle Chor einsetzt: „Deß Same wird gewaltig sein.“ Sogleich läßt sich ein neues streitbares Motiv vernehmen: „Ob Widersacher an ihn wollen, müssen sie doch fallen.“ Die Durchführung dieses Abschnitts führt zu der Wiederholung des Soloquartetts, leise setzt darauf der Halbchor ein, führt a capella zur Dominante der Haupttonart, in der mit der Marschmusik, die das Stück eröffnete, es nunmehr schließt. Die stark dekorativ gehaltene Komposition legt Zeugnis ab von dem ganz hervorragenden Können ihres Urhebers. Die Faktur ist sehr gewählt und vornehm, trotzdem fehlt es den Motiven nicht an Prägnanz und Ausdruck. Die Ansprüche an die Sänger und das Orchester sind nicht unbedeutend; daher ist das Werk, das für die Feier von Kaisers Geburtstag bestimmt ist, nur leistungsfähigeren größeren Chorvereinen zu empfehlen, die ein gutes Orchester zur Verfügung haben. Ihrem künstlerischen Werte nach

Digitized by Google

nimmt die Kantate unter den neueren Erzeugnissen auf dem Felde der religiösen Musik einen hervorragenden Platz ein. A. Mendelssohn.

Ludwig Glötzle und Dr. Alois Knöpfler, Das Vater Unser im Geiste der ältesten Kirchenväter in Bild und Wort dargestellt. Mit neuen Heiligenbildern. Zweite Auflage. Freiburg, Herdersche Buchhandlung. Geb. 14 Mark.

Der Münchner Kirchenhistoriker hat über das Gebet im allgemeinen und über die einzelnen Sätze des Herrngebets allerlei gute Worte aus den ältesten Kirchenschriftstellern abendländischer und morgenländischer Herkunft zusammengestellt und sich als äußerste Zeitgrenze dabei das Jahr 800 gesteckt. Unsereiner vermißt ungern in diesem frommen Zeugenchor Dr. Luthers innige und markige Worte. Aber wir wollen darüber nicht schelten, denn bei uns werden gottliche Schriften eher umgekehrt versagt, da und wohl die Reformatoren und ihre Nachfolger vertreten, aber es fehlen dann allzuhäufig Worte der alten Väter, gleichsam als ob die rechte christliche Art mit dem letzten Bibelbuche schlösse und dann aufs Jahr 1517 übersprange. — Der Historienmaler Glötzle hat zu diesem recht guten Texte mit künstlerischem Geschick neun Tuschzeichnungen geliefert, die wundervoll als Heliogravüren wiedergegeben, aber in einem für mich unmöglichen Kunstgeschmack voll gesuchter Allegorien und weicher Süßlichkeit ausgeführt sind. Für mich als Sohn der Gegenwart ist so schlechthin unerträglich, wenn ein Maler heute Gottvater als gekrönten Greis darstellt, aus dessen Mund ein breiter Lichtstrahl zur Erde zieht oder der in seinen Armen den Gekreuzigten hält. So etwas verstehe ich nur für die Vergangenheit; in der Gegenwart kommt es mir abgeschmackt vor. — Vortrefflich ist die Ausstattung des Buches, das ich mir trotz aller Vorzüge doch nicht recht in einem protestantischen Hause denken kann. Rich. Bürkner.

Neue Orgelkompositionen von Max Reger.

Max Reger, dessen musikalische Bedeutung den Lesern der M.-Schr. durch Abhandlungen in früheren Heften (IV, 328, V, 114 209—215, VI, 210—212) dargestellt worden ist, hat den Pflegern der Orgelmusik durch neue Gaben seines Genius neue Freude bereitet; im folgenden sei darum auf Regers jüngste Orgelkompositionen durch kurze Charakteristiken hingewiesen:

Phantasie „Alle Menschen müssen sterben," op. 52 Nr. 1 (München, J. Aibl, 3 M.). Diese Komposition gehört, entsprechend der Eigenart des Komponisten*), zu den großartigsten und wunderbar tiefsten der Regerschen Muse; die einzelnen Variationen der Choralmelodie sind tiefsinnige Umschreibungen des zugehörigen Textes, Stimmungsbilder kühnster Art, die bisher für Orgel überhaupt geschrieben worden sind. Nach erschütternden Aufschreien, den Klagen über die Hinfälligkeit alles Geschaffenen und ergebungsvollen Tönen bebt die 3. Strophe an, umspielt von charakteristischen Gegenmelodien. Von neuem und herber ertönen die Klagerufe, als ob das Weltall sich empöre gegen des Todes unabwendliche Gewalt. Da erklingt als süßer Trost „Jesus ist für mich gestorben, und sein Tod ist mein Gewinn" in wunderbar inniger Melodie, welche Stimmung in „O Jerusalem, du schöne, ach wie helle glänzest du" sehnsuchtsvoll weiter ausklingt. Treten auch die schmerzbewegten Töne der Introduktion wieder auf zu neuem Kampf, sie müssen doch weichen vor dem Jubel „Ach, ich habe schon erblicket diese große Herrlichkeit." In immer höheren, mächtig anschwellenden Jubeltönen wird das Werk ein Lobgesang auf das himmlische Jerusalem, zu Ende geführt. An diesem Opus lernt man Michelangelos Wort „Die Kunst hat kein Vaterland, sie stammt vom Himmel" recht verstehen.

Phantasie „Wachet auf, ruft uns die Stimme," op. 52 Nr. 2 (München, J. Aibl, 3 M.). Dunkel und geheimnisvoll beginnt die Einleitung, eine rollende Passage führt zu einem jähen Aufruf. Abermals folgt dunkle Nacht, da, wie aus weiter Ferne leuchtet ganz zart die 1. Zeile des Chorals (in Sopranlage) auf, nach zarter umspielt von höheren Stimmen des III. Manuals. So wird im Wechsel zwischen lichter und dunkler Klangfarbe und bei gleichzeitigem Anwachsen der Tonstärke die 1. Strophe weitergeführt. Doch immer mehr wieder erschallt der Weckruf in Strophe 2 bis „Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig" ff im Pedale ausgeteilt, begleitet von rauschenden Sextolen der Manuale. Die bis zum vollen Pleno angewachsene Tonstärke läßt plötzlich nach, und „Nun komm, du werte Kron, Herr Jesu, Gottessohn" ertönt in der dem Komponisten besonders eigenen, inbrünstigen Gebetsstimmung als melismatisch verzierter Cantus firmus. Und siehe! Der Weckruf war nicht umsonst. Nach kurzem Zwischensatz hebt eine der geist- und lebensvollsten Fugen an, welche neuzeitliche Kunst hervorgebracht hat. Ihre mächtig wogende Fuge gesellt sich schließlich der Chor der Auferstandenen und der Engel „Gloria sei dir gesungen mit Menschen- und mit Engelszungen," und mit dem die Kraft einer Riesenorgel beanspruchenden Ausdruck des unendlichen Jubels aller Seligen schließt das grandiose Werk in wahrhaft erhebender Weise ab.

*) Wir verweisen hier auf den trefflichen Aufsatz „Max Reger" von Karl Straube in der Münchner Halbmonatsschrift „Die Gesellschaft", Jahrg. 1902 Heft 5.

(Schluß folgt.) Robert Frenzel, Schneeberg im Sa.

Digitized by Google

I. Notenbeigabe.

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten

Vorspiel für Orgel:

„Jesus ist kommen."

Max Reger

Con moto

I. Man.

II. Man.

Pedal.

f (8')

f (8' 4')

f (8 16')

1 mo

2 do

sempre poco a poco cresc cen

lu — — — de

II Man.

sempre rit e dim
sempre II Man

Zur 1. Notenbeigabe.

Die Melodie zu dem Epiphaniasliede „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude" von Reger im obigen Vorspiele als Kanon in der Oktave behandelt, findet sich nach J. Zahn (Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder II, S. 552) zuerst um 1735 in einem Einzeldruck von fünf Liedern ohne Titel, Ort und Jahr. Der Charakter der Melodie, der bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Choralbüchern nicht selten erscheint, läßt über die Zeit ihrer Entstehung keinen Zweifel zu. Ihre arienhafte Form, die so vortrefflich paßt zu dem Allendorf'schen Texte, für den sie bestimmt war „Einer ist König, Emanuel sieget," hat man durch Weglassung aller Achtelnoten der Physiognomie des Durchschnitts-chorales anzupassen versucht, z. B. im Gesangbuch für Rheinland und Westfalen, während das für Elsaß-Lothringen genau dem Original gefolgt ist, sehr zum Vorteil einer schnellen Einbürgerung der schwungvollen Melodie. Der Text, durch den sich Reger zu seiner Komposition anregen ließ, stammt ebenfalls von J. L. K. Allendorf (1693—1773) und lautet in der ersten Strophe: „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude, A und O, Anfang und Ende steht da. Gottheit und Menschen vereinigen sich beide, Schöpfer, wie kommst du uns Menschen so nah. Himmel und Erde erzählets den Heiden: Jesus ist kommen, Grund ewiger Freuden!"

Sp

Digitized by Google

2. Notenbeigabe.

Betgesang der böhmisch-mährischen Brüder

von Michael Weiße (1531).

Str. 1. Gemischter Chor. Tonsatz: Karl Greulich

mf f

Viel sind der Ge - fahr - - ren jetzt o ewger Gott, wollst dich offen - ba - ren,

dim mf

denn es tut sehr not, unsre Feind' ge - schickt im Streit, sind von uns nicht weit

Str. 2. Doppel-Quartett.

p mf

Span - nen ih - ren Bo - - gen, stel - - len

stel - len ihr Ge-

schoß

f

ihr Geschoß haben uns um - zo - - gen sperren mit

sperren mit großem

dim

Trost

großem Trost uns die Sünd' ver - gra - be - zu fuhr zu dei - ner Ruh!

Str. 5. Männer-Chor.

Herr Gott, sei uns gnä - dig und hilf deiner Gmein

Herr Gott sei uns gnä - dig und hilf dei - ner Gmein

Herr Gott, sei uns gnä - dig und hilf deiner Gmein,

Herr Gott sei uns gnä - dig

daß der Ü - bel le - dig man dir dien' al - lein, gebe

daß der Übel le - dig man dir dien al - lein, gebe auch mit

daß der Ü - bel le - dig man dir dien' al - lein

auch mit allem Fleiß deinem A - men Preis!

allem Fleiß deinem A - - men Preis!

gebe auch mit allem Fleiß deinem A - men Preis!

gebe auch mit al - lem

Str. 4. Frauen-Chor.

O hilf Gott! O hilf Gott!

Laß zu nicht ver-der - ben, was du hast ge-baut noch dein Volk ent-

Ruhig!

O hilf Gott! O hilf Gott!

Wehr o Herr! Herr unser Gott! O

er - ben das in dich vertraut Laß nicht das gott-

Wehe, o Herr! Herr! unser Gott! O

wehe, treuer Herr! Wehr fremder Lehr!

lo - se Heer dämpfen dei - ne Lehr!

wehr treuer Herr! Wehr fremder Lehr!
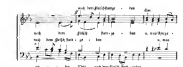
Str. 5. Gemischter Chor
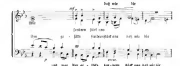
Laß uns nicht an - fle - hen
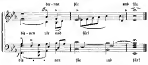
Laß uns nicht an - fle - hen dieser ret - len Welt

Laß uns nicht an - fle - hen dieser

Digitized by Google







In Str. 3 und 4 liegt der Cantus firmus im 2. Tenor bezw. 2. Sopran, und muß stark hervortreten; die anderen Stimmen sind nur 3—4fach zu besetzen. Str. 6 ist wuchtig und nicht zu schnell zu nehmen.

Der Originaltext Weißes „Die Zeit ist jetzt fährlich" ist nur so weit umgestaltet, als es für den Gebrauch in der Gegenwart nötig war.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzelhefte 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5252, Ausgabe mit „Correspondenzblatt“ Nr. 5253.)

Ludwig Hallwachs †.

Am 9. Januar 1903 ist, nicht lange nachdem er in das 77. Lebensjahr eingetreten war, in Darmstadt der Begründer des Evangelischen Kirchengesangvereins für Deutschland Dr. theol. Ludwig Hallwachs, wie die Trauernachricht es ausspricht, „sanft dem Herrn entschlafen“. Ein Gedächtniswort für den heimgerufenen ehrwürdigen Mann, das der Herr Herausgeber von einem, der Hallwachs lange Jahre nahe gestanden hat, erbat — und zwar so schnell wie möglich, und das darum geschrieben werden mußte, noch bevor die Erde sich über seinem Sarge geschlossen hat, und ohne die Möglichkeit, von der zuständigen Stelle genauere Einzelheiten über Vieles zu erfahren, was die Leser vielleicht wissen möchten, kann nicht die Aufgabe erfüllen wollen, eine erschöpfende Charakteristik und eine gerechte Würdigung der einzelnen Verdienste zu bieten, die Hallwachs um die Sache der Kirchengesangvereine und die Hebung des gesamten gottesdienstlichen Lebens im evangelischen Deutschland und darüber hinaus sich erworben hat. So möge man das folgende ansehen wie einen Gedächtnismonolog, den ein in der Ferne Weilender in der Stunde hält, wo der Sarg eines geliebten Menschen hinausgetragen wird.

Man findet den Namen von Hallwachs

auf dem Widmungsblatt der „Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen" von Wilhelm Baur, dem verstorbenen Generalsuperintendenten von Rheinland, und die gemütvolle Vorrede der 4. und 5. Auflage dieses Buches 1883 u. f. läßt einen Blick tun in den Kreis der Jugendfreunde, in dem er groß geworden ist. Hallwachs ist in Darmstadt 23. Dezember 1826 geboren. Sein Vater war ein später zum Präsidenten des Staatsrates aufgestiegener Beamter, Wilhelm Hallwachs, seine Mutter eine wesentlich jüngere Schwester des bekannten Marburger und Dorpater Theologen Ernst Sartorius, der als Generalsuperintendent in Königsberg starb, des Verfassers der „heiligen Liebe", eines der frühesten und begeistertsten Vertreter des erneuten Luthertums in Preußen. Die geistvolle, lebendige, witzige Frau erreichte das höchste Greisenalter. Ein anderer Mutter-Bruder war der als Busenfreund von Karl Sand in dessen Prozeß verwickelte und flüchtig gegangene Burschenschafter Christian Sartorius, der in Mexiko ein erfolgreicher Landwirt wurde und dem unglücklichen Kaiser Maximilian praktischen Rat geben konnte.

Auch mit dem langjährigen Minister der hessischen Reaktionszeit 1850—71, von Dalwigk, bestand eine Verwandtschaft. Das Elternhaus war schöngeistig bewegt. Ludwig Tieck gab dort öfter Gastrollen, von ihm lernte der Vater, ein stimmbegabter Mann, die Kunst des dramatischen Vortrages. Die Mutter hielt sich an die kirchliche Ordnung ohne Zwang fürs Haus. In die „lutherische" Hofkirche ging sie erst, als man ihr beim Umbau der inneren Stadtkirche den bis dahin als Privileg behaupteten Kirchenstuhl entzog. Mit den Jahren vertiefte sich ihre Frömmigkeit. In einem großen Brüderkreis, in wenig gehemmter Jugendlust und Keckheit wuchs Hallwachs auf. Er studierte in Gießen und Heidelberg. In Gießen gehörte er mit L. Büchner, M. Rieger, W. Baur zu den Zuhörern des jungen begeisterten Moritz Carriere, der Hegelsche Dialektik, christliche Mystik und glühende Kunstschwärmerei vereinigte. Er führte in der Reformverbindung Alemannia als hervorragender Redner den Kampf mit den radikalen Elementen. Die Studienzeit ging mit dem Jahre 1848 zu Ende, wo er mit andern Freunden sich die Überzeugung von der notwendigen Einigung Deutschlands unter Preußen erwarb (das Gagernsche Programm) und sie auch in einem sehr ephemeren politischen Wochenblättchen verfocht.

Den Schluß seiner Ausbildung machte eine längere Reise in Frankreich und Italien. Religiöse Anregungen verdankte Hallwachs wohl am meisten dem Darmstädter Freundeskreis, zu dem Wilhelm Baur, Vikar im benachbarten Arheilgen gehörte und Gustav Schlosser, der als Landpfarrer im Odenwald ein volkstümliches Luthertum ausbildete, das er nachher als Geistlicher für innere Mission in Frankfurt zur Anregung weiterer Kreise verwendete. Hallwachs durchlief die gewöhnliche vorbereitende Bahn eines juristischen Beamten, ward Staatsanwalt, dann Hofgerichtsrat. Musikalisch hervorragend und mit einer schönen Stimme begabt pflegte er mit Freunden den Quartettgesang, half in dem „Musikverein" für Oratorienmusik große klassische Werke aufführen, für die Thibauts „Reinheit der Tonkunst" ihn begeistert hatte, und pflegte literarische Interessen in einem Klub, in dem Männer mit verteilten Rollen Shakespeare lasen und debattierten, von denen hier Hauptmann Karl Könitzer, der hervorragende kriegsgeschichtliche Schriftsteller, der 1866 bei Laufach gefallen ist, Wilhelm von Plönnies, der geniale Feuerwaffentheoretiker und Dichter, Theodor Becker, der unvergeßliche Schulmann genannt werden mögen nebst dem noch lebenden Karl von Hofmann, ehemaliger Staatssekretär des Reichslandes und Max Rieger.

Digitized by Google

Als gegen die damalige hessische Fortschrittspartei gewählter Abgeordneter in der hessischen zweiten Kammer, die in der Reaktionszeit unter Dalwigk einen schweren Stand hatte, leistete er dem Vetter nicht Heeresfolge. Er stellte vielmehr zusammen mit dem noch lebenden Präsidenten D. Goldmann, nach 1866 den Antrag auf Eintritt von ganz Hessen in den norddeutschen Bund. Nach kurzer Ehe mit einer weitläufigen Verwandten mußte er seine Frau begraben, die ihm einen einzigen Sohn hinterließ, den eine treue Tante aufzog. Die reiche Erfüllung jugendlicher Wünsche durfte er erleben, als mit dem Rücktritt von Dalwigks 1871 sein Jugendfreund Hofmann, der sich als hessischer Gesandter in Berlin zum Staatsmann herangebildet hatte, das Ministerium übernahm, um „Licht und Luft“ in das seither von einer ängstlichen Bureaukratie unter möglichster Niederhaltung aller geistigen Volkskräfte regierte Hessen zu bringen. Wenn ich recht berichtet bin, so lehnte er damals einen ihm zugedachten Ministerposten ab und verharrte auch in der Zukunft stets in zweiter Stellung. Diese Uneigennützigkeit, die aus einer tiefen Liebe zu dem wahren Wohle seines Heimatlandes quoll, in dem er gern jeden Tüchtigen emporbrachte, gab ihm eine ausnehmend geachtete Vertrauensstellung unter verschiedenen Ministerien und drei Landesherren. Als Abteilungs-Chef im Justizministerium war er an der Bearbeitung der neuen Aufgaben, die das Reich auf dem Rechtsgebiet stellte, tätig; an dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch arbeitete er als Bundesratsbevollmächtigter mit wahrem Enthusiasmus mit, für die Gefängnisreform war er unablässig bemüht. Ich kann persönlich bezeugen, wie sehr ihm die kirchliche Versorgung der Strafgefangenen am Herzen lag.

Mit dem Abschluß des bürgerlichen Gesetzbuches als Bundesrat, als der Erfüllung der höchsten Hoffnungen, die ihn als Juristen beseelt hatten, legte er 1896 sein Amt nieder, blieb aber durch Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied der ersten Kammer doch noch in politischer Tätigkeit; von 1880 an war er auch Mitglied der Landessynode.

Mit ernster Musik unausgesetzt beschäftigt, je ernster ihm das Leben erschien, hatte er sich früh darum bemüht, der Musik mehr Eingang in den evangelischen Gottesdienst zu verschaffen. Ein gleich großes Interesse nahm er an der Hebung des kirchlichen Lebens überhaupt. Der Quellpunkt seines religiösen Lebens, so will es mir scheinen, war ein tiefer Respekt vor allem Heiligen, eine frühgewonnene Gewißheit von einem höheren Leben und ein durchaus pietätvolles Verhältnis zu der kirchlichen Überlieferung ohne das Bedürfnis irgend welcher dogmatischen Bestimmtheit. Aber diese genügte ihm auch nicht. Nachdem er einen so herrlichen politischen Aufschwung seines Volkes erlebt hatte, glaubte er auch an einen notwendigen Aufschwung des kirchlichen Lebens und freute sich der unscheinbarsten Spuren desselben. So fand der im Jahre 1874 in Darmstadt ausgesprochene Gedanke der Begründung eines Kirchengesangvereins als freiwilligen gemischten Chors aus lauter Musikfreunden unter der Leitung des liebenswürdigen, musikalisch hochbegabten, längst verstorbenen Gymnasiallehrers Ferdinand Bender seinen Beifall, er übernahm den Vorsitz des Vereins und trat damit in jene Arbeit ein, die je länger je mehr neben seinem Staatsamt seine ganze Seele füllte. In ihr kamen nun alle jene Eigenschaften zur Verwendung, deren Betätigung dem Referenten in einem Ministerium hinterm grünen Tisch seltener vergönnt ist: Leutseligkeit, freundlicher Verkehr mit Allem und Jedem, schlagfertiger Humor und praktisches Geschick in der Menschenbehandlung.

Dem Kirchengesangverein in Darmstadt die Wege zu öffnen, war bei dem mancherlei Widerstande nicht leicht. Ihm gelang es, Gegner, die es nicht prinzipiell

waren, wußte er in Freunde zu verwandeln, finanzielle Schwierigkeiten hob ein Griff in seine Tasche, hohe und höchste Kreise wußte er zu gewinnen und zugleich in einer respektvollen Entfernung zu halten. Er sang stets im Chore mit, und immer mehr nahm die große Musikwelt des 16. und 17. Jahrhunderts, die sich da auftat, ihn gefangen.

Aber seine praktische, im besten Sinne propagandistische Natur duldete es nicht, daß er sich allein an etwas freute. Die gute Sache mußte allgemein werden. Nachdem er in dem unvergeßlichen Theophil Becker einen Helfer von unbegrenzter Aufopferungsfähigkeit für die Sache gewonnen, faßte er sofort die Gründung weiterer Vereine der gleichen Art ins Auge. Er schuf eine Chorschule für Knaben aus der Volksschule in Darmstadt, einen Verein und eine Chorschule in der Vorstadt Bessungen. Jede Anfrage nach den neuen Gründungen wurde mit Anregungen bei Pfarrern, Lehrern, Organisten beantwortet. Der Bruder pflegte den Austausch mit Nachbarvereinen in Frankfurt, Gernsbach; überall im Hessenland begann es sich zu regen, da die kurzen meist von Hallwachs besorgten Artikel in der offiziellen Darmstädter Zeitung von dem Massenandrang berichteten, den die stets unentgeltlichen kirchlichen Musikdarbietungen in der Residenzstadt fanden. Da wollten die anderen Städte nicht zurückbleiben. Zur gegenseitigen Anfeuerung veranstaltete man eine Zusammenkunft mehrerer Vereine an einem zentralen Ort am Rheinstrom: die Vereine von Darmstadt, Worms und Oppenheim sangen 1878 zusammen in der Katharinenkirche zu Oppenheim. Damals verkündigte Hallwachs prophetisch den hessischen Landesverein. Wenige Wochen später lernte er auf dem zweiten württembergischen Kirchengesangfest in Maulbronn Köstlins Schöpfung, den Kirchengesangverein für Württemberg, kennen und dessen mustergültige Organisation. Sie wurde dem Aufruf zu Grunde gelegt, den Hallwachs Ende 1878 erließ zur Bildung eines Kirchengesangvereins für Hessen. Ein Jahr später zählte dieser Verein bereits 16 Einzelvereine mit über 700 Mitgliedern, 1879 wurde das erste hessische Kirchengesangfest in Worms gehalten. Bei diesem und allen anderen Festen im Land war Hallwachs der nie versagende, alles beherrschende rednerische Mittelpunkt. Nachdem ein badischer Verein 1879, ein pfälzischer 1880 entstanden, erreichten Köstlin und Hallwachs gemeinsam die Begründung des südwestdeutschen Kirchengesangvereins, der den ersten deutschen Kirchengesangvereinstag in Stuttgart 1882 abhielt. Auf dem zweiten derartigen Tage in Frankfurt 1883 wurde in Gegenwart von maßgebenden Persönlichkeiten aus Nord- und Ostdeutschland der evangelische Kirchengesangverein für Deutschland statutarisch vollendet; ihm waren im folgenden Jahre außer den südwestdeutschen Vereinen beigetreten der brandenburgische, schlesische, ost- und westpreußische, der für die Provinz Sachsen, für Anhalt und die Thüringischen Lande. Auf dem letzten Vereinstag, dem Hallwachs 1901 präsidierte, waren es zwanzig Landes- oder Provinzialvereine, die ganz Deutschland, außer Mecklenburg, umfaßten. Die organisatorische Arbeit fiel dabei im wesentlichen Köstlin, die agitatorische Hallwachs zu, der hauptsächlich durch die Unermüdlichkeit, mit der er alle Kirchenregierungen anging, die Sache den Behörden im Gedächtnis hielt. Er bewog bei einer entscheidenden Wendung der Vereinssache den Großherzog von Hessen auf einem Kirchenvereinstag in Person zu erscheinen. Die innere Geschichte der Bewegung vermag ich nicht zu erzählen.

Nach meiner persönlichen Erinnerung, die vielleicht von Anderen ergänzt und berichtigt wird, lag Hallwachs vornehmlich dasjenige am Herzen, was dem

Digitized by Google

Einheitsgedanken diente, der ihn, entsprungen in der politischen Sphäre, auch im Kirchlichen bewegte: so ist es wesentlich seinem entschlossenen Eingreifen zu danken, daß in das deutsche Militärchoralbuch eine Reihe von Choralen in rhythmischer Gestalt aufgenommen wurden, die dann wieder zusammengestellt zu einem Festbüchlein von 30 Liedern, den Kern eines künftigen einheitlichen evangelischen Choralgesangbuches für das ganze evangelische Deutschland darstellen sollten.

Ein nicht hoch genug zu schätzender Vorteil für die ganze Sache war es, daß Hallwachs ein nur künstlerisch interessierter, aber schlechterdings mit keiner theologischen Richtung irgendwie verflochtener Laie war. Ihm war Jeder recht, der aufbauend wirkte. Er hatte einen gewissen Instinkt für theologische Zusammenhänge, aber ich glaube, ich tue ihm nicht Unrecht, wenn ich sage: die Gegenstände des christlichen Glaubens waren ihm zu heilig, als daß man darüber disputieren sollte. Die Wissenschaft gab er den Gelehrten frei, aber sie sollten mit ihrer Arbeit so lange in den akademischen Mauern bleiben, bis sie ein positives, greifbares und für den Glauben fruchtbares Resultat erbracht haben. Jeden ihm nahetretenden Theologen schätzte er ab nach seiner Persönlichkeit, nach Eifer, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit des Charakters. Und so ging die elektrisierende Wirkung, die er so oft auf hundert und tausendköpfige Versammlungen ausübte, auch aus von einer ganz und gar an die Sache sich hingebenden Persönlichkeit.

1901 auf dem 16. Kirchengesangvereinstag zu Kassel, nach im Ganzen 27 jähriger Tätigkeit auf diesem Gebiet, trat er von dem Vorsitz beim deutschen Kirchengesangverein zurück, den er den treuen Händen seines geliebtesten schöpferischen Mitarbeiters Köstlin überließ, um den ihn stets eine fast zärtliche Sorge bewegte. Denn Hallwachs besaß einen so ausgeprägten Sinn für Freundschaft, wie man ihn heutzutage selten trifft. An allen Jugendfreunden hing er mit zähester Treue. Für ihre Angehörigen sorgte er, wo er konnte. Und wie Einer nach dem Andern von hinnen ging, tröstete ihn etwas der weite Kreis von Gesinnungsgenossen, die er in ganz Deutschland sich gewonnen hatte. Nie hat man bei den vielen Huldigungen, die ihm bereitet wurden, ein übermütiges oder anspruchsvolles Wort von ihm gehört, dem doch sonst eine kräftige und rücksichtslose Aussprache dessen, was er für recht hielt, natürlich war.

Jeder Erfolg in Kirchengesangvereinssachen erschien ihm eben wie ein Stück Heiligtum, das man hinnimmt nur mit demütigem Dank. Bin ich recht berichtet, so war der Höhepunkt seiner Wirksamkeit in dieser Richtung die Leitung des Tages von Straßburg 1899, der mit der wunderbaren Erntefeier van Herzogenberg abschloß. Es war auch für ihn ein Erntetag, in dem „wieder unser“ gewordenen Straßburg inmitten eines kirchenmusikalischen Deutschland zu stehen, dessen alte und neue Weisen die kühnsten Hoffnungen übertrafen, die er jemals gehegt, als er angesichts eines Häufleins von 30 Frauen und Männern den Gedanken faßte, im deutschen evangelischen Gottesdienst die Musik neben die Theologie zu setzen, statt hinter sie, so daß sie beide zusammen die Exegeten des Heiligsten werden. Denn ihm war nicht, wie er es an einer anderen Richtung tadelte, die Musik zur Religion geworden, wohl aber war ihm im eigentlichsten Sinn des Wortes die Religion Musik: die heilige Tonkunst mit heiligem Sinn ausgeübt, ist selber ein Gebet, das mit Gott verbindet.

Bonn, 11. Januar 1905. **Karl Sell**

Eine liturgische Burleske

von Friedrich Spitta

Von einer liturgischen Burleske möchte ich unsern Lesern berichten, freilich von einer unbeabsichtigten. Aber die Lachmuskeln wird sie gewiß auch bei ihnen in Bewegung setzen. Ein Meister der Komik, der eine so starke Wirkung bei mir erzielen würde, wie es dem erwähnten Produkt liturgischer Kunst möglich war, dürfte auf seine Leistung stolz sein. Aber freilich, die Wirkung ist hier keine reine. Komik auf dem Gebiete des Gottesdienstes wird in den seltensten Fällen ohne nachfolgende tragische Empfindung bleiben. Soll ich unsern Lesern nun die Pein dieses zwiespältigen Eindrucks nicht lieber ersparen? Ich glaube nicht. Wem es ein wirkliches Anliegen ist, den evangelischen Gottesdienst zu fördern — und das wird man bei den Lesern der M.-Schr. im ganzen wohl voraussetzen dürfen —, der muß sich auch rücksichtslose Offenheit in der Darlegung vorhandener Schäden gefallen lassen. — Daß unter den tausenden von Programmen, die der Redaktion der M.-Schr. in die Hand kommen, auch solche sind, an denen man keine reine Freude erlebt, ist begreiflich. Liturgisches Wissen und Können will eben durch Arbeit erworben sein, und auch hier fällt der Meister nicht vom Himmel. Es wäre aber Unrecht, wollte man jedes Ungeschick, das sich in aller Bescheidenheit und Verborgenheit ereignet, unbarmherzig an das Tageslicht ziehen, anstatt durch eine dem Betreffenden wohl verständliche Andeutung zu bessern versuchen. Aber es gibt Fälle, wo Anmaßung, Geschmacklosigkeit und bare Unvernunft mit einander im Bunde stehen. Da heißt es: „Die Zeit des Schweigens hat ein Ende“, da erkennt man mit erschreckender Deutlichkeit, wie tief in unsrer Zeit das Niveau von Wissen und Geschmack auf einem Gebiete liegt, wo unserm Volke die reinsten und edelsten Freuden geboten werden sollten durch die Vereinigung von Religion und Kunst. —

Ein liturgischer Abendgottesdienst in der Königlichen Garnisonkirche zu Hannover am 2. Advent trägt an der Spitze seines Programms den Vermerk „unter gütiger Mitwirkung von Fräulein van Roerdansz, des Männer-Gesangvereins „Augustus“ unter seinem Dirigenten Herrn Wibbelmann und des Konzert-Organisten Herrn Wuthmann.“ Eine gottesdienstliche Veranstaltung wird also zum Podium, auf dem sich einzelne Künstler und Dilettanten dem Publikum präsentieren. Da versteht es sich allerdings von selbst, daß Herr Wuthmann den Charakter eines „Konzert-Organisten“ nicht entbehren will, man könnte ja sonst auf den Gedanken kommen, er wäre nichts anderes, als was man für einen Gottesdienst erwarten kann. Natürlich ist auch für diese Künstler und ihr Auftreten im Adventsgottesdienste die nötige Reklame in den Zeitungen gemacht worden: „In der Königlichen Garnisonkirche wird bei dem öffentlichen liturgischen Adventsgottesdienste Sonntag um 6 Uhr Fräulein von Roerdansz die „Kirchen-Arie“ von Stradella, das „Weihnachtsgebet“ von Lambert und „Immer stiller“ von Hecht singen. Der Männergesangverein „Augustus“ trägt unter anderem vor den Chor: „Das ist der Tag des Herrn“ und das Weihnachtslied „O du fröhliche“. — —

Der Gottesdienst beginnt mit einem „Vorspiel der Orgel“. Schade, daß uns nicht verraten wird, was der Herr „Konzert-Organist“ dazu verwendet hat, bei den folgenden Soli werden die Komponisten mitsamt der Opuszahl namhaft gemacht. An das Präludium schließt sich, vom Männerchor allein gesungen — „Harre, meine Seele“. Wie sich Cesar Malan's freundlich tändelnde Volksmelodie

Digitized by Google

an die Leistung des Orgelvirtuosen angeschlossen, können wir leider nur vermuten: es wird sich wohl um eine Kontrastwirkung gehandelt haben. Die Worte des Liedes stehen nicht auf der Höhe einer kirchlichen Adventsfeier, aber seien wir milde: man kann sie sich zur Not nach Analogie von Psalm 130, 5—8 in adventlichem Sinne umdeuten. Eine neue Kontrastwirkung! Die Gemeinde singt zum Klange der Posaunen die ersten beiden Strophen von „Wie soll ich dich empfangen." Ein Gebet des Geistlichen folgt, hoffentlich im Charakter der vorangegangenen Verse P. Gerhardts. Abermals stimmen die Posaunen an, und die Gemeinde singt vier Strophen von — „Laßt mich gehn." Man denke sich die weichlich banale Voigtländer'sche Melodie (über die man bei Kümmerle Encyklopädie der evang. Kirchenmusik II, 20 das Nähere nachlesen möge) in einem für die Angehörigen des deutschen Heeres bestimmten Gottesdienste mit Posaunen gesungen! Und nun der Text! Ich weiß ihn wohl zu würdigen. Aber in diesem Zusammenhange!? „Laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn" — wie, wo? Bei seinem Einzuge in Jerusalem, oder bei seiner weihnachtlichen Erscheinung? Möglich, daß der Verfasser der liturgischen Andacht verschwommene Vorstellungen von dem Einen und dem Anderen gehabt hat. Aber der Dichter redet ja nicht von Bethlehem, sondern von „Zions Höhn" und vom Einzug in „Salem." Und dieses Salem ist die apokalyptische „Stadt der goldenen Gassen", weder das Jerusalem, zu dem der Herr am Palmentage kam, noch das geistliche Zion, in das er mit jedem neuen Kirchenjahre einzieht. Uns schwindelt bei dem wirren Durcheinander von Vorstellungen, und dazu hört man die Gemeinde singen: „Herr mein Gott, ich kanns nicht fassen." Der Gesang schweigt, nun wird doch wohl Klarheit kommen. Der Männerchor stimmt an:

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur."

Um Gotteswillen, bin ich denn von Sinnen? Es ist ja 1/27 Uhr Abends und ich sitze im Adventsgottesdienst der hannoverschen Garnisongemeinde! Oder liegt hier eine tiefere, für den gewöhnlichen Sterblichen nicht erkennbare Beziehung zu den Gedanken der Feier vor? Besteht etwa eine durch die schwäbischen Ansiedelungen in Palästina vermittelte Verbindung zwischen Uhlands Schäfer und den Hirten von Bethlehem, die ja allerdings in einer Adventsandacht nichts zu tun haben, aber nachher eben doch — oder sind es nur die Weisen (nicht „Waisen"!)? — auf der Bildfläche erscheinen. Vielleicht würde uns die nun folgende Vorlesung aufklären. Über sie ist leider keine Angabe gemacht. Aber ein nun einsetzender Sologesang trägt eine Überschrift, vielleicht gibt sie uns den Faden, mit dessen Hülfe wir uns aus diesem Labyrinth herausfinden. Sie lautet: „Kirchenarie aus dem Jahre 1667 von A. Stradella". Vergebliche Hoffnung! Hier hilft auch eine Erinnerung an die italienischen pifferari zur Weihnachtszeit nicht, deren Kostüm mit dem des schwäbischen Schäfers allerdings ein hübsches Ensemble bilden würde. Daß übrigens jenes Stück mit Stradella nichts zu tun hat, ja, daß seine musikalische Eigenart eine Abfassung in der Mitte des 17. Jahrhunderts ausschließt, scheint den auf dem Podium der Adventsandacht sich produzierenden Künstlern noch unbekannt geblieben zu sein. (Sie mögen sich dafür auf ihre Arienalbums berufen, in denen ja wohl immer noch jener historische Irrtum weiter fortgepflanzt wird.) Eine Erinnerung an das Sujet der Flotow'schen Oper muß ihnen in jenem Zusammenhang recht passend erschienen sein. In welcher Beziehung beides zu einander steht, ist mir allerdings verborgen, und nicht minder,

wie sich die Worte der Arie „O Herr, im Staube, der Qual zum Raube hoff mich der Glaube an deine Güte zu aller Zeit" reimen mit den freudigen Adventsklängen, mit denen die Gemeinde diesen „Gottesdienst" eröffnet hat. In wahrhaft genialer Weise weiß nun aber der Verfasser der liturgischen Andacht die Erinnerung zu erwecken, daß wir vor einiger Zeit wirklich jenes Lied P. Gerhardts gesungen haben: die Posaunen setzen ein und die Gemeinde — — wiederholt noch einmal die zweite Strophe „Dein Zion streut dir Palmen" und fügt dann die dritte hinzu. Noch nie ist mir ein derartiger liturgischer Meisterzug begegnet! Leider wird er durch die folgenden Leistungen des Fräulein von Neerdanz in Schatten gestellt. Denn an ihrer Hand wandern wir wieder wie schon vorher ganz andere Pfade, als sie uns P. Gerhardts Lied gewiesen hat, nämlich zunächst im „Weihnachtsgebet" (gedichtet von Franz Horn, komponiert von Otto Taubert op. 16, wie uns freundlich mitgeteilt wird) mit den „verlorensten" Weisen vom Morgenlande nach Jesu Krippe und dann nicht etwa mit ihnen wieder in ihr Land, sondern mit der liebenswürdigen Dichterin Adele Grundler unter musikalischer Begleitung von „Gustav Hecht, op. 36" in unser Hochgebirge, wo die stillen Brünnlein rauschen:

Laß mich gleichen hier auf Erden
einem Bergsee klar und hell,
der der Welt Gedräng von ferne
wie im Traume nur erblickt,
und der treu die Himmels Sterne
tief in stillen Wassern zeigt.

Wie diese sinnigen Worte die nun folgende Ansprache vorbereitet haben mögen, ist mir nicht verständlich, um so besser, daß der Herr Divisionspfarrer als Antwort auf seine Rede unter Posaunenbegleitung anstimmen läßt, „Das scheint die in dem Herze du hochbetrübtes Heer." Wenn allerdings der Zusammenhang seiner Worte dem seiner liturgischen Anordnung entsprechend gewesen ist, so muß man die Aufforderung des Liedes für ebenso unbillig halten, wie die Bezeichnung des „Heeres" als „hochbetrübt" für unzutreffend. Immerhin ist anzuerkennen, daß der Schluß des Programmes noch das Menschenmögliche leistet, um jede „betrübte" Stimmung auszuschließen. Zunächst stimmt der Männerchor das Weihnachtslied „O du fröhliche" an — drei Wochen zu früh. Dann aber singt die Gemeinde unter Posaunenbegleitung als Einleitung für die Schlußgebete und den Segen die beiden ersten Strophen von — — „Gott ist gegenwärtig." Wers nicht glauben will, dem stelle ich das Programm zur Verfügung. Das Lied, mit dem wir sonst unsre Gottesdienste eröffnen, steht hier am Schluß, ein treffendes Symbol für die Umwertung aller Werte, der man in dieser Burleske begegnet. Oder sollte damit ausgedrückt werden, daß jetzt erst der eigentliche Gottesdienst beginne? Wer vermag nach dem vorangegangenen Potpourri von Gedankenlosigkeit und Widersinn noch in die erhabenen Worte dieses Liedes einzustimmen? Auch für das nun folgende „Adventsgebet", Vaterunser und Segen fehlt uns die nötige Sammlung. Dafür bleibt die Strafe nicht aus. Mit dem „Segen" werden wir keineswegs entlassen. Noch einmal stimmen die Posaunen an, und die Gemeinde singt:

Paradies, Paradies,
wie ist deine Frucht so süß
unter deinen Lebensbäumen
wird uns sein, als ob wir träumten.
Bring uns, Herr, ins Paradies.

Wahrhaftig, es ist uns, als ob wir träumen — einen wirren und zusammenhanglosen Traum. Sonst hört man wohl — auch nicht gerade ein Beweis von liturgischer Erleuchtung! — nach dem Segen den ersten Vers dieses Liedes singen „Laßt mich gehn, laßt mich gehn," und ich brauche kaum anzudeuten, wie unser „hochbetrübtes Heer" diese Worte deutet. Aber nun gar diesen fünften Vers!

Google

Was hat der denn für einen Sinn als Schlußklang dieser liturgischen Adventsandacht? Ich Tor! Wer fragt denn überhaupt bei einer Burleske nach vernünftigem Zusammenhang, nach hohem Sinne im kindischen Spiel? Aber darin zeigt sich die Meisterschaft dieser Leistung, daß sie immer wieder neugierige Fragen wachruft und keine beantwortet! Auch jetzt kann man das Programm nicht befriedigt aus der Hand legen. Noch vier klein gedruckte Schlußbemerkungen springen uns nach. Die erste: „Die Gemeinde wird gebeten, sich an dem Gesange recht zu beteiligen und bei der Vorlesung des Wortes Gottes von Seiten des Geistlichen aufzustehen." Sehr begreiflich, daß man der Gemeinde Mut macht, sich vor den angekündigten Kunstleistungen nicht gar zu bescheiden zurückzuziehen. Weshalb wird aber bei der Vorlesung des Wortes Gottes noch besonders bemerkt, sie geschehe durch den Geistlichen? Wird dadurch die Ermahnung, aufzustehen, nachdrücklicher gemacht? Übrigens hätte sie am Anfang des Programms stehen sollen und nicht an einer Stelle, die viele erst lesen werden, wenn sie die Kirche verlassen. — Die zweite Schlußbemerkung: „Die Kollekte beim Ausgang aus der Kirche wird in den bereit stehenden oder bereit gehaltenen Büchsen gesammelt." Sollte wohl einer der Kirchgänger auf den Gedanken kommen, die ihm entgegengehaltene Büchse habe einen anderen Zweck als den, Gaben einzusammeln? — Die dritte Bemerkung verkündet, daß am 3. Advent „wiederum" der Genuß eines solchen liturgischen Gottesdienstes zu erwarten sei. — Die vierte lautet: „Jeden Sonntag wird von 11¾ Uhr an in der Garnisonkirche Kindergottesdienst abgehalten. Die Eltern, deren Kinder noch keinen Kindergottesdienst besuchen, werden gebeten, ihre Kinder dorthin zu schicken." Was wohl die Pfarrer der Stadtgemeinden zu dieser Aufforderung gesagt haben? Es scheint im Norden nicht anders zu sein wie im Süden, wo die Pfarrer immer wieder darüber klagen müssen, daß die „Militär-Geistlichen" ihnen die Leute abjagen. Daß diese mit Mitteln, wie es jene liturgischen Andachten sind, ihren Zweck erreichen, ist ja bei der Geschmacklosigkeit und Verbildung weiter Kreise der Bevölkerung nur zu wahrscheinlich. So amüsante Gottesdienste kann man sich schon gefallen lassen. Gott sei Dank fehlt es aber auch nicht an richtiger Einsicht. Jenes Programm ging mir mit einem Briefe zu, in dem es hieß: „Daß es hier (in Hannover) nicht ganz richtig ist mit der Musica sacra, möge Ihnen die Anlage beweisen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß sie es fertig bringen, solchen blühenden Blödsinn zusammen zu reimen und den Namen eines „liturgischen Gottesdienstes" derartig zu mißbrauchen. Und das geschah nicht etwa bloß 1897, wie das Programm angibt, sondern so wirds noch immer gemacht oder doch ähnlich.*)" So schreibt ein Nichttheologe. Das gibt zu denken.

---

*) Dieses Urteil wird bestätigt durch das Programm des Liturg. Abendgottesdienstes am 2. Advent im Jahre 1902, das mir einige Wochen nach Niederschrift obiger Zeilen zugesandt worden ist und aus dem ich gern noch ein paar Einzelheiten mitteile. Der Gottesdienst findet statt „unter gütiger Mitwirkung der Oratoriensängerin Fräulein Cary Jacobsen, der Liedertafel des Arbeiter-Vereins unter seinem Dirigenten Herrn Ruprecht und des Kanzel-Organisten Herrn Waldmann." Zwischen die beiden ersten und die beiden letzten Verse des ersten Adventsliedes „Mit Ernst o Menschenkinder" singt der Männerchor die Schnabel'sche Motette „Herr unser Gott, wie groß bist du, wie herrlich ist dein Name! Dich preist der Himmel jauchzend Chor, aus allen Landen steigt dir Lob und Dank empor." Diese Kombinierung heterogener Elemente genügt eigentlich schon, um das ganze liturgische Machwerk zu charakterisieren. Auf eine biblische Vorlesung folgt dann die bekannte Arie aus Xerxes von Händel mit einem untergelegten Text, der zu dem Adventsgedanken ohne jede Beziehung ist. Dann die beiden ersten Strophen des Adventsliedes „Macht hoch die Tür", die der Männerchor darauf mit

Diese Ungeheuerlichkeiten ereignen sich nicht in irgend einer liturgisch ungebundenen Kirche Amerikas, sondern in der preußischen Landeskirche, wo man durch sorgfältige agendarische Festlegung des Gottesdienstes der Willkür und Geschmacklosigkeit meinte einen Riegel vorschieben zu können. Sie ereignen sich gerade da, wo der Gehorsam gegen die Agende mit aller militärischen Pünktlichkeit durchgeführt wird. Bei den meisten Gottesdiensten ist jede Freiheit ausgeschlossen, und in automatenmäßiger Korrektheit muß alles abgemacht werden. Aber das liturgische Nachdenken, das liturgische Taktgefühl wird auf diese Weise nicht entwickelt. Die Folgen bleiben nicht aus. Der Pfarrer soll oder will einmal liturgische Andachten entwickeln, auch an Tagen, für welche in der Agende keine Skizzen dargeboten sind, und nun „Wehe, wenn er losgelassen!“ Der Fall in Hannover ist keine seltene Ausnahme, Ähnliches ist mir auch sonst schon begegnet. Gegen solche Sachen hilft kein Agendenzwang, sondern nur grundliche liturgische Bildung und eine Praxis, die ohne das nötige Maß von Freiheit nicht denkbar ist. Militärische Pünktlichkeit in der Ausführung eines ein für alle Mal fixierten liturgischen Schemas scheint geradezu abzustumpfen gegen das Gefühl für eine nicht auf Dekreten, sondern auf der inneren Einheit des Gottesdienstes beruhende Harmonie. Jene Korrektheit zeigt sich auch machtlos gegenüber den Ansprüchen von Künstlern und Dilettanten, denen der Berechtigungsschein fehlt für das, was überhaupt erst die gottesdienstliche Eigenart ausmacht, nicht die Übereinstimmung mit einer liturgischen Tradition oder die Fähigkeit in der Ausübung einer im Gottesdienste verwendeten Kunst, sondern das Wurzeln in einer lebendigen Gemeinde, die vom Gottesdienst nicht begehrt, daß er sie unterhalte, sondern daß er sie im Glauben stärke. Die von Nebeninteressen nicht getrübte Darstellung dieses Glaubens durch wirkliche Gemeinden (als solche wird man allerdings die unter Kommando stehenden Soldatengemeinden nicht bezeichnen dürfen) wird aber nichts von der Anmaßung und Verschrobenheit einer unfreiwilligen Burleske an sich haben, sondern jene Einfachheit, Harmonie und stille Größe zeigen, in der sich echte Kunst und Religion immer gefunden haben.

Entwurf zur Konfirmationsfeier

vorgelegt von **H. A. Köstlin**

Vorbemerkungen

1. Die Absicht, welche mich bei der vorliegenden liturgischen Arbeit geleitet hat, ist nicht, in die Verhandlungen, welche sich an den bekannten Vortrag Wicherns von 1869 angeschlossen haben und in letzter Zeit vor allem durch Stocker wieder in Fluß gekommen sind, in irgendwie abschließender Weise einzugreifen — denn dazu ist die Zeit noch nicht gekommen —, sondern denjenigen Amtsbrüdern nach bestem Wissen Handreichung zu tun, denen

---

einer Strophe des Weihnachtsliedes „O du fröhliche“ beantwortet. Nach einer Ansprache wechseln sodann je zwei Strophen von Tersteegens „Ich bete an die Macht der Liebe“ mit Beckers Weihnachtslied „Selige Stunde“ und Bachs Pfingstarie „Mein gläubiges Herze“ — ein Text- und Stil-Wirrwarr, wie er nicht schlimmer zu denken ist. Dann kommt Abendmahlsgebet, Vaterunser, Segen und die Gemeinde stimmt zum Schluß noch einmal eine Strophe aus „O du fröhliche“ an. Nach diesen Beispielen wird man kaum sagen können, daß die Hannoverschen „Militär-Geistlichen“ nach Verlauf eines Lustrums etwas gelernt hätten. Auch die lesbaren zwei Schlußbemerkungen stehen wieder, die zweite, die Kollekte betreffende, allerdings fett gedruckt und mit folgendem charakteristischen Zusatz „und (wird) der Gemeinde dringend empfohlen“.

die mancherlei Bedenken, welche die herkömmliche Gestaltung der Konfirmationsfeier mit sich bringt, schwer auf dem Herzen liegen, ohne daß sie doch in der Lage sind, die bestehende Ordnung von Grund aus zu ändern, bezw. die Konfirmation auf ein späteres Alter zu verschieben und ihr eine andere als die bisherige Bedeutung zu geben. Voraussetzung ist also, daß die Konfirmation im 14., bezw. 15. Lebensjahre stattfindet, und daß sie den Durchgangspunkt zur erstmaligen Teilnahme an der Feier des hl. Abendmahls bildet, bezw. mit dieser verbunden ist. Die Frage, ob dies richtig und zweckmäßig sei, bleibt hier völlig außer Betracht.

Wird nun an dem 14., bezw. dem 15. Lebensjahr als dem durchschnittlichen Konfirmationsalter festgehalten und die Konfirmation mit der erstmaligen Teilnahme an der Feier des hl. Abendmahls verbunden, so ist an den Seelsorger die Forderung zu stellen, daß er den Begriff der „Kommunion-Reife“ ja nicht überspanne, d. h. bei voller Wahrung des Ernstes und der Heiligkeit der Abendmahlsfeier doch von den jungen Christen nicht mehr verlange, als den erwachsenen Kommunikanten tatsächlich angesonnen wird, sowie, daß er den Konfirmanden nichts in den Mund und auf das Gewissen lege, was mit der religiösen Reifestufe und der durchschnittlichen Fassungskraft 14- bezw. 15jähriger Christen im Widerspruch steht oder in ihrem Munde eine Unwahrheit wäre.

Der Entwurf geht demgemäß davon aus, daß die Konfirmation (wenn es sich um 14jährige Konfirmanden handelt) ihrem Begriffe nach zunächst nicht mehr, aber auch nicht weniger bedeuten darf, als die Bestätigung zur Gemeinde, die Einführung der Katechumenen in die Voll-Gliedschaft an der Gemeinde durch ihre Zulassung zur Abendmahlsfeier auf Grund der Bezeugung des für diese unerläßlichen religiösen Verständnisses. Der Ausdruck „Mündigkeit“ sollte ganz vermieden werden, da hiervon bei 14jährigen gar nicht die Rede sein kann. Dabei handelt es sich um die Heils-Gemeinde, um die durch diese verwalteten Heilsgüter. Mit den „Rechten“ der organisierten Gemeinde hat die Konfirmation nichts zu tun, sie bildet die notwendige Voraussetzung für die Erlangung derselben (Patenrecht, aktives und passives Wahlrecht), verleiht sie aber nicht. Kurz, sie ist eine rein religiöse Feier. Jede Verquickung der Konfirmation mit Rechts-Vorstellungen („Mündigkeit“, „Erteilung der Gemeinde-Rechte“ u. a.) ist abzuweisen.

Aus dem so gefaßten Begriff ergibt sich zweitens, daß die Konfirmation Gemeindehandlung ist, nicht ein Privatakt des Einzelchristen oder der Familie, also auch als solche gestaltet werden muß. Sie bildet nicht einen Anhang zum Hauptgottesdienst, sondern ist als einheitlicher Haupt- oder Vollgottesdienst zu behandeln.

2. Ihrem Begriffe nach setzt sich die Konfirmation aus zwei ihrem Wesen nach verschiedenen Akten zusammen, einem religiösen und einem katechetischen, von denen der letztere die Voraussetzung des ersteren bildet. Der religiöse Akt besteht wesentlich in dem Vollzug der Vollgliedschaft an der Gemeinde seitens des jungen Christen durch die Teilnahme an der Abendmahlsfeier nach erfolgter Zuerkennung derselben durch die Gemeinde, oder kürzer ausgedrückt, in der Betätigung der Abendmahlsgemeinschaft auf Grund der feierlichen Aufnahme in dieselbe. Der katechetische Akt besteht in der Bezeugung der nötigen intellektuellen und religiösen Reife für dieselbe seitens der Katechumenen vor der Gemeinde. Manche Schwierigkeiten, die der herkömmliche Betrieb der Konfirmation bereitet, haben ihren Grund in der Vermischung beider Akte. Sie werden wesentlich gemildert, wenn beide Akte nicht bloß zeitlich, sondern auch sachlich auseinandergehalten, das katechetische Element aus der religiösen Feier völlig ausgeschieden und dem katechetischen Akte der Vorstellung oder Prüfung zugewiesen, diese dafür mit der religiösen Feier in eine enge, innerliche Verbindung gesetzt wird. Dies letztere würde dadurch zu erreichen sein, daß der Frage-Akt, welcher den eigentlichen Körper der Vorstellung oder Prüfung bildet, nicht bloß als öffentliche Bekundung dessen, was im Konfirmanden-Unterricht geleistet worden ist, sondern *als die unmittelbare Vorbereitung und Begründung bezw. Erläuterung des bei dem religiösen Akte von den Konfirmanden abzulegenden Bekenntnisses und Gelöbnisses* behandelt würde. Damit erschiene Bekenntnis und Gelöbnis von vornherein nur als die feierliche liturgische Formulierung des im Konfirmanden-Unterrichte Entwickelten.

als dessen Zusammenfassung, als etwas aus dem Zusammenhang des Ganzen zu Verstehendes, wobei der Buchstabe nicht gepreßt werden darf noch will. Die Unbefangenheit der Stellung zu Bekenntnis und Gelöbnis wäre ermöglicht, der beengende Zwang der Formel beseitigt, weil diese eben nicht als absolute Formel dasteht, die für sich genommen und verstanden werden will. Da nun bei dem religiösen Akte Bekenntnis und Gelöbnis liturgisch formuliert ist, so müßte eben diese liturgische Formulierung den Abschluß und das Ziel des Frage-Aktes der Prüfung bilden, damit der organische Zusammenhang zwischen Konfirmation und Prüfung, genauer zwischen Konfirmationsbekenntnis und Gelöbnis einerseits und dem Konfirmanden-Unterricht andererseits in deutlich erkennbarer Weise zu Tage trete und der Gemeinde einleuchtete. Das Frageverfahren selbst festzulegen, wie dies z. B. die württ. Kirche tut, würde die Freiheit der Bewegung in unzweckmäßiger Weise beengen. Es genügt, den Grundsatz einzuschärfen, daß der Frage-Akt die volle Erläuterung und Begründung von Bekenntnis und Gelöbnis zu geben und formell mit diesem abzuschließen habe.

5. Nach Ausscheidung des katechetischen Elementes wird die Konfirmationshandlung zu einer rein religiösen Feier. Den Zielpunkt und eigentlichen Schwerpunkt derselben bildet die gemeinsame Abendmahlsfeier als Betätigung der Vollgliedschaft an der Gemeinde seitens der Konfirmierten und als Bezeugung derselben seitens der Gemeinde. Dem Vollzug der nunmehr stattfindenden Abendmahlsgemeinschaft hat als deren feierliche Aktivierung voranzugehen die formelle Bezeugung der Heilsgemeinschaft mit der Gemeinde seitens der Konfirmanden und die formelle Anerkennung dieses Zeugnisses und Annahme der damit als Vollglieder sich bezeugenden jungen Christen von seiten der Gemeinde, das Bekenntnis zur Gemeinde als der Heilsgemeinde und die Bestätigung zur Gemeinde. Beide Akte sind als religiöse, nicht als rechtliche Akte zu verstehen und demgemäß liturgisch zu gestalten. Die religiöse Voraussetzung für die volle Teilhaberschaft an den durch die Gemeinde verwalteten Heilsgütern ist das Verständnis für das in der Gemeinde vorhandene Heil nach der ihr eigentümlichen Auffassung, sowie der ernste Wille, dieser Heilsgüter teilhaftig zu werden, die Bedingungen zu erfüllen, an die seine Erlangung geknüpft ist. Das Zeugnis der Konfirmanden muß somit in liturgisch formulierter Zusammenfassung zweierlei enthalten: die Erklärung, daß sie auf Grund der im Unterricht erlangten Einsicht in das Heilsverständnis der Gemeinde dieses teilen, so weit sie nach ihrer Reifestufe hiezu imstande sind, und daß sie des aufrichtigen Willens seien, der Gemeinde als ihre Glieder anzugehören (Bekenntnis, Gelöbnis). Was das „Bekenntnis" betrifft, so kann es sich dabei schon in Rücksicht auf die Altersstufe nicht um die Zustimmung zu einem entwickelten theologischen Lehrbekenntnis handeln, sondern nur um die Bezeugung der Gemeinschaft des Glaubens (als der religiösen Lebensstellung) mit der Gemeinde, um die Erklärung, daß der junge Christ sich auf denselben Grund des Heiles stelle, auf dem die Gemeinde als Gemeinschaft am Evangelium sich wisse, daß er ein Christ und daß er dies im Sinne des lauteren Evangeliums sein wolle. Die Willenserklärung („Gelöbnis") ist gleichfalls nicht als formelles „Versprechen" zu fassen, sondern als aufrichtige Bezeugung des Wunsches, in den Besitz des Heiles zu gelangen, somit von den in der Gemeinde vorhandenen Heilsmitteln redlich Gebrauch zu machen, ein wirkliches Glied der Heilsgemeinde, d. h. ein Christ im Sinne des Evangeliums zu werden. Die Konfirmation ist nicht der Entscheidungs- und Belehrungs-Akt, sondern nur der Übertritt aus dem Stande des Kinder-Katechumenats in die religiöse Vollgliedschaft, aus der Verantwortlichkeit der Eltern und Lehrer in die Selbstverantwortlichkeit, der Übergang in die unmittelbare Seelsorge der Gemeinde. Aus liturgischen und geschichtlichen Gründen empfiehlt sich zur Anknüpfung des Zeugnisaktes das Apostolikum als das durch sein ehrwürdiges Alter geheiligte Bekenntnis. Es ist nur darauf zu sehen, daß die Einführung desselben in der richtigen Weise geschehe, d. h. so, daß die Gewissen nicht beschwert, jeder Schein formeller Bindung der religiösen Erkenntnis, die doch erst sich zu entwickeln hat, an bestimmte theologische Lehrmeinungen vermieden werde, das „Bekenntnis" religiös gemeint und gefaßt sein wolle.

Die liturgische Gliederung des Zeugnis-Aktes ist eine Frage der Zweckmäßigkeit, auch

des Geschmacks. In der Sache macht es nichts aus, ob Bekenntnis und Gelöbnis in eine Frage und Antwort zusammengenommen oder getrennt werden, ob beides vom Geistlichen vorgesprochen und von den Konfirmanden nur mit einem einfachen „Ja“ oder „Ja, mit Gottes Hilfe“ bekräftigt, oder ob beides von den Konfirmanden in angemessener Formulierung gesprochen wird. Doch dürfte sich ersterer Modus insofern empfehlen, als alles Schul- und Lehrhafte in einer rein religiösen Handlung zu vermeiden ist. Bekenntnis und Gelöbnis ganz auszuscheiden oder Mitbeteiligung der Konfirmanden, die doch Gegenstand der Handlung sind, auszuschließen, wie Max Reischle[1] vorschlägt, würde den Konfirmanden ein wesentliches Stück rauben. Aber aber ist zu vermeiden, was die dort Kinder in ängstliche Spannung versetzt und von der Hauptsache (Abendmahlsfeier) ablenkt und den Schwerpunkt der Feier verschiebt.

Was endlich die Formel der „Einsegnung“ anbelangt, so darf man gegenüber den althergebrachten Formeln, wenn sie nur vorher gehörig erläutert und bei der Handlung selbst in rechter Weise eingeleitet werden, nicht allzu ängstlich sein. Solche Formeln dürfen ohnehin nicht gepreßt werden. Diejenige freilich würde die beste sein, die genau zum Ausdruck bringt, was die „Einsegnung“ bedeutet und meint als intensive, durch Handauflegung versinnbildlichte Fürbitte der Gemeinde für die nunmehr in den Stand der Vollmündigkeit an der Gemeinde übertretenden jungen Christen erfleht die Gemeinde das volle Maß der Geistes, dessen sie für der ihrer wartenden neuen Aufgaben bedürfen, nicht als ob sie nicht schon in der hl. Taufe des Geistes teilhaftig geworden wären, aber jeder Beruf in der Gemeinde bedarf besonderer Ausrüstung und Hilfe von oben, so auch der des allgemeinen Priestertums, in den die Konfirmanden nun eintreten.

4. Die folgenden Entwürfe bieten sich als Versuche. Diskussion wäre höchst erwünscht.

A. Die Darstellung (Prüfung) der Konfirmanden

(am Sonntag vor der Konfirmation)

(Die Konfirmanden versammeln sich im Pfarrhause oder in dem Lokal, in dem sie den Unterricht genossen haben, und ziehen gemeinschaftlich unter der Führung des Geistlichen zur Kirche. Hier erwartet die Gemeinde und der Kirchenvorstand, der seinen Platz nahe dem Altar hat, den Zug. Mit dem Eintreffen desselben beginnt die Orgel.)

1. Orgel-Vorspiel.
2. Eingangslied „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“, V. 1. 2. 3.

Pfarrer: Das walte Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist.

oder

Unsere Hilfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!

G(emeinde): Amen.

3. P. Vater, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit!
4. G. Ehr sei dem Vater und dem Sohn. V. 4 des Eingangsliedes.

P. Laßt uns beten.

5. Heiliger Gott, Vater unseres Herrn Jesus Christus, wir sagen dir Lob und Dank für die Barmherzigkeit und Treue, die du an uns getan hast, daß du es uns schenkst, mit diesen Kindern vor die Gemeinde zu treten, daß sie Zeugnis geben von dem, was sie gelernt haben. Verleih ihnen deinen hl. Geist, daß sie mit uns immer fester wachsen an dem, der das Haupt ist, Jesus Christus, welchem samt dir und dem heiligen Geiste sei Ehre und Preis in der Gemeinde von Ewigkeit zu Ewigkeit. G. Amen.

6. P. Vernehmet das Wort der hl. Schrift im Evangelium nach Matthäus im 11. Kapitel vom 25.—27. Vers.

(folgt die Schriftverlesung Matth. 11, 25—27 oder Lk. 10, 25—28, Joh. 10, 27—30, 14, 6—14, 15, 1—8, Röm. 1, 16. 17, 6, 1—6, 6, 3—11, 8, 14—17, Ephes. 3, 14—21, 2. Thess. 2, 13—17, 2. Tim. 3, 14—17 u. a. m.)

[1] S. Chr. Welt 1902, Nr. 33 und 34.

Digitized by Google

Nach derselben

P. Herr, dein Wort ist unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserem Wege!

Konfirmanden (wo es angeht) oder Gemeinde

Herr, dein Wort, die edle Gabe V. 1 und 2.

7. P. Einleitende Ansprache, wo dies üblich ist, in welcher der Geistliche der Gemeinde über das, was etwa im Verlaufe der Konfirmanden-Zubereitung von Bedeutung sich ereignet hat, Mitteilung macht.

8. G. Hauptlied etwa „Mir nach, spricht Christus“ oder „Es kennt der Herr die Seinen“ oder „Herzog unsrer Seligkeiten“ u. ä.

9. P. Liebe Gemeinde! Wir erscheinen mit diesen jungen Christen, welche die erforderliche Vorbereitung im Konfirmanden-Unterricht genossen haben, um sie der Gemeinde vorzustellen, der brüderlichen Handreichung, die ein Glied dem andern schuldet, und der treuen Obhut, deren insbesondere die jungen Glieder der Gemeinde bedürfen, eindringlich zu befehlen. Sie sind durch die hl. Taufe der Gemeinde des Herrn Jesus Christus einverleibt worden. Nun sollen sie vollen Anteil an den Heilsgaben bekommen, welche der Gemeinde des Herrn anvertraut sind, und selbständig in ihren Christenberuf eintreten. Ehe wir sie hierzu unter Gebet und Handauflegung einsegnen und mit ihnen das Abendmahl des Herrn feiern, sollen sie nach der Ordnung unserer Kirche vor der Gemeinde Zeugnis geben von ihrer Gemeinschaft am Evangelium, damit die Gemeinde erkenne, daß es der eine und selbe Grund des Glaubens sei, auf den sie mit uns sich stellen, dasselbe Werk des hl. Geistes, zu dem sie sich mit uns verbinden, dieselbe Hoffnung, deren sie mit uns im Leben und Sterben sich getrösten wollen.

Der Herr, der Herzenskündiger, der eines Christen Wert und Tüchtigkeit für das Reich Gottes nicht nach der Fülle und Mannigfaltigkeit der ihm verliehenen Gaben abwägt, sondern nach der Treue, mit der ein jeder seine Gabe verwaltet, erfülle eure Herzen mit Freudigkeit und Zuversicht, liebe Kinder, daß ihr mit getrostem Mute Rechenschaft gebet von dem, was ihr von dem Weg zur Seligkeit, von dem Beruf eines Jüngers Jesu und von der heilsamen Gnade Gottes, die in Jesus Christus erschienen ist, gefaßt habet.

10. Hierauf folgt die Prüfung, welche die Aufgabe hat, der Gemeinde einen Einblick in den Geist und Gang des Konfirmanden-Unterrichtes zu gewähren, und die so einzurichten ist, daß jedes Kind an die Reihe kommt und keines bloßgestellt wird, also einer jeden Gabe und Kraft zu berücksichtigen hat. Die Katechese soll in das apostolische Glaubensbekenntnis ausmünden. Es empfiehlt sich dasselbe von den Kindern im Chore sprechen und darauf das gleichfalls von allen zu sprechende „Gebet der Kinder Gottes“, das „Vaterunser“ folgen zu lassen, das die Gemeinde mit ihrem Amen bekräftigt.

Hierauf

11. G. und Konfirmanden „Laß mich dein sein und bleiben“ ɪc.

12. P. Der Gott aller Gnade, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wolle es auch vollenden!

Laßt uns beten!

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater! Wir danken dir, daß du uns dein seligmachendes Evangelium geschenkt und auch diesen Kindern geoffenbaret hast. Verleih ihnen und uns allen deinen hl. Geist, daß er uns in alle Wahrheit leite, im Gehorsam des Glaubens erhalte und in der Liebe gegen dich und alle Menschen befestige durch Jesus Christus, deinen geliebten Sohn, unseren Herrn.

G. Amen.

P. Der Herr segne euch ......

G. Amen, Amen, Amen.*)

(Schluß „Die Konfirmationsfeier“, folgt.)

---

*) Es ist darauf zu sehen, daß der katechetische Akt nicht der Konfirmation das Beste wegnehme, also alles Rührselige zu meiden, auch liturgische Schlichtheit anzustreben.

Druck und Schmuck der neuen Ausgabe des evangelischen Gesangbuches für Elsaß-Lothringen

von **Johannes Ficker.**

(Schluß.)

Vorbemerkung. Die in diesem Aufsatze wie der vorhergehenden und in der vorhergehenden (Januar-)Nummer der Monatsschrift veröffentlichten Schmuckstücke der kleinen Ausgabe des evangelischen Gesangbuchs für Elsaß-Lothringen, Titelblätter, Initialen, Zierstücke und Originaleinbände sind gegen Nachdruck gesetzlich geschützt.



Die durchaus einheitliche Ausstattung, die im Buche durchgeführt werden konnte, würde durch ungenügenden oder unpassenden Einband eine starke Beeinträchtigung erfahren. Nicht nur, daß die Buchbinder die bekannten Lithographien oder Stahlstiche — selbst bei der großen Ausgabe des elsässischen Gesangbuchs mit dem Titelblatt — nicht weglassen zu können vermeinten, auch mit den Einbänden selbst sind wir ja in gleicher Notlage. Zwar hat hier in einzelnen Fällen der bessere Geschmack der Käufer in anerkennenswerter Weise auch einzelner Buchhändler Annehmbares erzielt, aber in weitere Kreise ist eine Besserung nicht gedrungen, und die Verbildung des Geschmacks hat in unserm Volke einen gerade beim Gesangbucheinband erschreckenden Grad erreicht.

Es ist hier ebenso wie in der Druck- und Buchausstattung immer abwärts gegangen, doch hat sich gerade im Einbande geschmackvolle Anlage und tüchtiges Können länger gehalten. Das Jahrhundert der Reformation und die erste Hälfte des folgenden haben auch hier eine Fülle des Schönen und Vorbildlichen geschaffen. Die allerersten Meister haben sich wie für den Innenschmuck so auch für die Verzierung der Einbände zur Verfügung gestellt, und gerade aus Straßburg hat sich eine Reihe kunstvoller Proben erhalten. Durchweg wird für die Bücher gutes, echtes Material verwendet, gewöhnlich das feste unverwüstliche weiße Pergament (Schweinsleder), daneben das braune Kalbleder; kostbarere Exemplare haben Metallecken und Metallschließen. Eine klare und geschickte Einteilung der Fläche in einen oder mehrere Rahmen und ein freies Mittelstück, den Spiegel, der für eine bildliche Darstellung oder zierliches Blumen- und Blattwerk benutzt wird, ist überall durchgeführt. Groß ist der Reichtum der verschiedensten Ziermotive. Man prüft sie zunächst nicht auf ihre besondere Zugehörigkeit zum Inhalte. Man freut sich des Schönen, wie es gerade kommt, und wie es sich als Verzierung dem Raume einfügt. Mythologische Köpfe im Medaillon mit Grotesken, umrahmt von aufsteigenden Ranken, in denen das mannigfachste Getier sich tummelt, schmücken die Decken des großen Straßburger Gesangbuchs von 1541. Auf andern Einbänden treten allegorische Figuren auf, und rein ornamental behandelte Bände mit bloß vegetabilischem Schmucke werden in zierlicher Ausführung und Abwechselung lange verwendet. In ganz besonders häufiger und schöner Ausprägung wird, aus dem vorreformatorischen Musterschatze übernommen, das Motiv der Rose gebraucht. Aber bald schon im 16. Jahrhundert setzt man den Schmuck in ein Verhältnis zum Inhalt, entweder indem man musikalische Embleme und Figuren wählt, oder indem man in Personen und Szenen der christlichen Geschichte den christlichen Charakter des Buchs hervorhebt, oder in Verbindung von beiden. Die Musen mit Musikinstrumenten, zusammen mit Groteskenwerk und der Rose schmücken das Wittenberger Gesangbüchlein 1550. Auf dem schönen Straßburger Gesangbuch von 1560 wechseln Medaillons (Kaiserbüsten) und Grotesken mit den drei sich ablösenden Motiven: Christus, der Auferstandene mit der Fahne, David, der königliche Harfensänger, und der Apostel Paulus mit Schwert und aufgeschlagenem Buche. Die Vertreter des Gesanges im alten und neuen Bunde finden sich auch sonst, und König David hat sich besonders häufig und lange als Schmuckmotiv auch auf dem Einbande erhalten. Zu beiden gesellt sich auch

Johannes der Täufer, und alle drei weisen in Sprüchen auf Christus hin. Der Herr selbst ist nicht selten zur Darstellung gekommen, mit Kreuz und Marterwerkzeugen und dem Spruch „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (z. B. Nürnberg 1692) oder als Auferstandener oder auch zusammen mit Gottvater und heiligem Geist und der Unterschrift „Also hat Gott die Welt geliebt.“ Schon mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts werden die figürlichen Motive seltener, um die Mitte des Jahrhunderts ändert sich auch die allgemeine Behandlung des Buches, des Einbandes. Wohl finden sich auch jetzt noch reiche Exemplare in verschiedenen Farben, vereinzelt auch noch weiße Pergamentbände mit Schließen und ziselierten Schnitt, auch mit graziösen Pressungen hie und da und dort mit figürlichen Motiven (Kreuzigung, König David). Im allgemeinen aber werden jetzt nach dem großen Kriege und offenbar dann auch im Zusammenhange mit der pietistischen Stimmung einfache, gewöhnlich schwarze (seltener braune), glatte Einbanddecken gebräuchlich. Doch bleibt wenigstens als farbige Beigabe das Vorsatzpapier, in oft sehr hellen Tönen gehalten,

EVANGELISCHES GESANGBUCH FÜR ELSASS-LOTHRINGEN

unter denen Gold nicht selten ist, großgeblümt und marmoriert, als letzter Rest einer reicheren und farbenfrohen Ausschmückung des Gesangbuchs. Es rückt mit den Halblederbänden dann auch bisweilen, unterlegt, im 18. Jahrhundert auf die Decken selber, bis dann allmählich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Leinwand auftritt und bald sich vordrängt, um schließlich vielfach das Leder zu imitieren, bis sie selbst wieder vom Papier nachgeahmt und ersetzt wird (Leinwandpapier). Das deutlichste Zeichen des schlechten Geschmacks ist stets die Täuschung

durch minderwertiges Material, wie sie gerade in den Gesangbüchern der zweiten Hälfte des zu Ende gegangenen Jahrhunderts sich immer mehr verbreitet hat, durchaus im Einklange mit den übrigen, für das Gesangbuch verwendeten Stoffen.

Die bildliche Verzierung seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist zunächst nicht einmal arm gewesen, freilich tritt meistens eine Verkennung dessen, was Material und was die Raumbehandlung fordert, deutlich hervor, und in den Motiven, in denen die gotischen Architekturformen stellenweise einen großen Raum einnehmen — immer die Fremde handwerksmäßiger Arbeit — eine große Unsicherheit. Im Allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß in der Folge sich das Schwarz allmählich durchgesetzt hat, das Kreuz der immer regelmäßigere Schmuck der Vorderdecke geworden ist, dem häufig der Kelch auf der Rückseite entspricht, und daß die Aufschrift von Sprüchen sich seit früher Zeit behauptet hat, sich nicht hat verdrängen lassen. Bei Lederbänden sind übrigens auch ganz glatte Decken beliebt geworden.

Damit war auch einiger Anhalt für den Einband unseres Gesangbuchs gegeben, wenn anders auch hier, wo irgend möglich in Anknüpfung an das, was sich sinnig und als billigenswerte Sitte entwickelt hatte, das Neue dargeboten werden sollte. So hielten wir das Kreuz als Schmuck und Symbol der Liederbücher fest: das Lied unter dem Kreuze, doch schien

Nr. 2.

eine mehr organische Einfügung, eine entsprechende Weiterung erwünscht. Als besonders schöne, häufig auf den Einbänden verwendeter Ziermotiv empfahl sich die Rose. Es waren die Motive, die schon im Buche selbst an hervorragenden Stellen eingepflanzt, mit ihm schon verwachsen waren. Sie fügten sich ganz von selbst zusammen zum Siegel Luthers, auf dem sie noch besonders eng und organisch verbunden sind durch das Herz, nur daß in Veränderung der Form des Siegels das Kreuz hoch hinausgeführt und so das ausdrucksvolle Hauptmotiv geworden ist. Der Reformators eigene Deutung verbindet in tief innerlicher Auslegung die einzelnen Teile miteinander:



Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Wurde wie im Innern des Buches das Kreuz zum lebendigen Stamm, zum Rebstock, der sich mit den Weinranken, mit den Blättern und Trauben des Rahmens verflicht, so war damit der Inhalt der bildlichen Ausschmückung des Buches hier auf dem Deckel selbst zusammengefaßt, das Ganze Überschrift, Inhalt des Buches selbst, ein Symbol der Kirche, des Christenlebens, des Christenliedes überhaupt: engste Gemeinschaft mit dem Herrn, fröhliches Wachstum im Ausbau des Herzens, Verklärung alles Zeitlichen, die Kirche, das Herz unterm Kreuze, eins mit dem Lebendigen, eins in ihm mit dem ewigen Vater.

Mein Herze geht in Sprüngen Und kann nicht traurig sein, Ist voller Freud und Singen, Sieht lauter Sonnenschein.	Die Sonne, die mir lachet, Ist mein Herr Jesus Christ; Das, was mich singend machet, Ist, was im Himmel ist.

Aus dem Innersten evangelischen Lebens klingt in diesem Dank und Jubel mit den Eingangsworten dieses Liedes des Christen Lehr- und Trutzgelöbnis: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich" — „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen." So spricht die andere Seite des Bandes das protestantische Bekenntnis der weltüberwindenden gottgeborgenen, felsenfesten Zuversicht im Worte, im Bilde: „Es streit't für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren. Das Feld muß er behalten. Er muß uns doch gelingen. Das Reich muß uns doch bleiben." Wie diese Majuskeln in der Umschrift geschlossen geharnischt dastehen wie eine Schar Gewappneter! So wie sie trotzend die Steine des Turms der Wittenberger Schloßkirche umziehen. Zur erzenen Macht und Pracht von Luthers reformatorischem Bekenntnispsalm tritt, auf Felsen im Meer gegründet, der Turm der Christuskirche, um uns gegenwärtig zu machen, auch schon auf der Außendecke des Gesangbuchs die Denkmäler der Reformation und ihre lebendige Sprache. Soll das Bild immer und immer vor die Augen halten, daß Gott ist, Gott allein unsere Zuversicht, unsere Stärke, unser Fels und Burg, so mag doch gerade dieser Turm mit seiner steinernen Sprache nachdrücklich bezeugen, daß alles Menschenwerk eitel und hinfällig ist. Da und dort ist im Protestantismus eine Neigung bemerkbar, mit äußerem Werk, mit steinernem Bau zu prunken und zu demonstrieren um der „Ehre" des Protestantismus willen.



ORIGINAL-EINBAND DER STRASSBURGER PASTORAL KONFERENZ GESETZL. GESCHÜTZT



Die Geschichte der Bauten, den Luthers weiser Schutz, der fromme nur auf Gott vertraut, errichtet hat, der feste Turm mahne mit seiner wiederholten großen Zerstörung anders: mahne, daß nur der lebendige Bau unzerstörbar, daß allein Gott und Jesus' Nam ein starker Turm, den nie zerstören kann ein Sturm, und daß allein das lebendige Bauen Stolz und Ehre des Protestantismus ist.

Ein schon im Innern verwendetes Motiv wiederholt der Buchrücken, doch fügt er zu dem Blumenschmuck ein Neues, zur Rose die Lilie. Wer versteht nicht auch ihre Sprache? Vielleicht daß manchem diese Ausstattung der Einbände (A) zu reich ist. Es würde des-

Digitized by Google

bald für zwei einfachere Muster auch Sorge getragen. Das eine (B) gibt auf Vorder- und Rückdecke in Erinnerung das Lutherssiegel mit dem Spruche:

Ein feste Burg ist unser Gott, Ein gute Wehr und Waffen auf der Vorderseite, auf der Rückseite: Unser Nacht sind mein Lied Im Herzen meiner Wallfahrt.

Die Bände sind durch charakteristische Verzierung hervorgehoben; sie greifen mit auslaufenden Rankenrebblättern auf die Decken über auf dem ganz glatt gehaltenen andern Einbande (C). Das Material für die Einbände ist sorgfältig geprüft worden. Da auch möglichst billige gebundene Ausgaben hergestellt werden mußten, sind die einfachen Ausgaben (die billigste zum Preise von zwei Mark 25 Pfennig) in schwarz Calico hergestellt worden, mit Blindpressung und farblosem, zwei von den einfachen Ausgaben auch in rotem Schnitt. Die teureren (bis zu acht Mark) sind in schwarzen Ledern gebunden und unterscheiden sich nur durch die Qualität des Einbandes, durch Goldpressung und Goldschnitt von den einfachen. Das Material gibt sich als das, was es ist, das Leder ist deutlich erkennbar, und so wirken auch die einfachen Ausgaben schlicht, aber ehrlich, echt. Um des bequemeren Tragens willen sind die Ausgaben B und C mit abgerundeten Ecken versehen worden.*)

Auf besonderen Wunsch ist noch eine Prachtausgabe (vom Einband A) mit silbernen geprägten Eckstücken gearbeitet. Das Muster der Ecken nimmt das des Vorsatzpapiers auf. Mit dessen Entwurf fand die Arbeit des Künstlers ihren Abschluß. In Übereinstimmung mit dem Charakter des Buchs und den verwendeten Motiven und zugleich in feiner Abwechslung sind hier in sinniger Symbolik Rebblatt und Rebblüte verwendet, auf graumuß gemustertem Grunde der (in geschlossenem Blatt und Rippen) das Kreuz in seinem Glanze zeigt, das Zeitliche auf dem Grunde des Ewigen. Die umfangreich reichere Ausführung ist bei den glatten Einbänden (C) verwendet, für B sind die Rebblüten grün, für A als die reichste Ausgabe golden gefärbt.

In einheitlicher, geschlossener Durchführung ist so die Arbeit an dem Buche beendet worden.

Wie es nun vollendet vor uns liegt, drängt es und treibt es zuerst zum Danke denen, die es gearbeitet, die es vollendet haben. Nicht in Worten kann ich es irgendwie gebührend fassen, was die beiden Meister an des Buches Ausschmückung getan haben. Ich kann nur sagen, daß sie das Beste, was der Mensch geben kann, an dies Werk gesetzt haben freudig, nie versagend, nicht bloß Kopf und Hand, sondern das ganze Herz. Eine jede Seite spricht von dem sicheren Sinn von der ordnenden und schmückenden Hand und von der Freude und Begeisterung des

Meisters des Meisters des edlen Künstlers besonders, daß er schlage und gegeben worden, Aufgabe, des angenommen hat hat bei der Wahl dem Titel freundgetan und er und D. Gerold, sowie Mitglieder der ferer Pastoralkontreulich geholfen, Schwierigkeiten wie sie sich aus Menschenwerk, ten Erlasse stellen. Sie wären größer geworden.

Druckes und des Stiftes. Unserm dankt ich es noch auch die Wünsche, die ihm im Dienste der Sache gern Professor Spitta des Spruchs auf lich Handreichung Präsident auch die übrigen Kommissionskonferenz haben die mancherlei zu überwinden, einmal allem das die gewöhnlich, entgegennoch erheblich weiter nicht die

SOLTE VOGELGSANG GOTTES LOB SYN MOGEN UND NIT DER CHRISTEN GSANG?
ZWICK

*) Vgl. die Bemerkung im Briefkasten.

Druckherr selbst, Herr Ph. v. Zabern, gern seiner Abstammung aus einem Straßburger Pfarrhause gedenkend, sich mit ganzer Bereitwilligkeit der Sache zur Verfügung gestellt hätte.

So wie das Buch mit seiner Edelheit und Schlichtheit sich darbietet, wäre es jedem, der es aufschlägt, sogleich mit seinen festen männlichen Typen ausdrücken den männlichen Ernst unseres reformatorischen Bekenntnisses, mit seinem fröhlichen Farbenschmuck aber und den anmutigen Zierstücken, welch frohe Sache es um das Christentum ist. Es möge ebenso sprechen von der Treue und Ehrfurcht gegen das, was Gott in der Geschichte seiner Kirche unseres Volks gegeben hat, gegen das Beste und Höchste, was wir mit Dank unser nennen, und zugleich mit seinen neugeschaffenen Lettern, mit seinem Schmuck und seiner Anordnung der Ausdruck sein der Freiheit, die uns gegeben ist und zu der wir gehalten sind, im selbständigem persönlichen Schaffen.

Wir haben hier ein gutes Werk begonnen. Dessen sind wir gewiß. Nun diene es unserer Kirche, unserm Volke, es diene der deutschen Kunst und unsern herrlichen Liedern. Wir bitten, wie einst Luther: „ein jeglicher fromme Christ wolle solches ihm gefallen lassen, und wo ihm Gott mehr oder dergleichen verleihet, helfen fördern." Diese Bitte kann nicht leer zurück kommen. Deß sind wir guter Zuversicht.

Der Bann ist gebrochen, die Bahn ist wieder frei.
Nun gehe es fröhlich weiter.

Die Melopoiae des Peter Tritonius (1507)

von **Max Trümpelmann**, Magdeburg.

Die Bibliothek des königlichen Domgymnasiums zu Magdeburg birgt einen sehr wertvollen musikalischen Schatz, der durch die Nachforschung des bekannten ausgezeichneten Musikgelehrten Professor Dr. Riemann in Leipzig entdeckt worden ist. Der vollständige Titel dieses Werkes, das ich einer persönlichen Durchsicht unterzogen habe, lautet: Melopoiae sive Harmoniae Tetracenticae super XXII genera carminum Heroicorum, Elegiacorum, Lyricorum et ecclesiasticorum Hymnorum per Petrum Tritonium et alios doctos sodalitatis litterariae nostrae musicos secundum naturam et tempora syllabarum et pedum compositae et regulatae ductu Conradi Celtis impressae. Impressum Augustae Vindelicorum ingenio et industria Erhardi Öglin. Und in der Vorrede heißt es: Ad Erh. Öglin: Inter germanos nostros fuit E. Oglin, qui primus intidas (? nitidas) pressit in aeris (? aere) notas, primus et hic lyricas expressit carmine musas quattuor et docuit vocibus aere cani. (Wahrscheinlich: et docuit quattuor vocibus aere cani.)

Impressum anno sesqui millesimo et VII augusti. Durch Petrucci war in Italien der Notentypendruck für die Mensuralmusik eingeführt worden, d. h. die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde auch erstmalig für die Musik angewandt, und in Deutschland war E. Öglin der erste, der jene neue Erfindung in Anwendung brachte.

Aber nicht nur aus diesem Grunde ist das obige Werk als drittes noch vorhandenes Exemplar*) hochinteressant, sondern vor allem hat es auf die Entwicklung des Kirchengesanges des 16. Jahrhunderts offenbar einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Die kirchliche Musik des 16. Jahrhunderts steht im Allgemeinen unter der Signatur des von den Niederländern und Italienern erzielten kunstvollen Kontrapunktes. Eine Reaktion nun gegen diese Kontrapunktik mit ihrem Durcheinander der sich gegenseitig auf verschiedene Weise nachahmenden Stimmen bedeutet unser vorliegendes Werk, und es steht nicht einzig in seiner Art da, es folgten ihm bald andere mit gleichen Prinzipien, so z. B. die 1534 in Nürnberg bei Formschneider erschienenen Kompositionen L. Senfl's von Horazischen Dichtungen, später ähnliche Werke von Goudimel und von Glarean, dem berühmten Theoretiker des 16. Jahrhunderts. Was wurde nun mit der Betonung der antiken Metra bezweckt? Zuerst ein einfacher Tonsatz, in dem Note gegen Note stand, ein bestimmtes Hervortreten der betreffenden Tonart, in der das einzelne Stück stand, und endlich eine bestimmtere Hervorhebung des Taktes, der sich durch Betonung der metrischen Akzente unserem heutigen Takt

*) Die beiden anderen befinden sich auf den Hofbibliotheken zu Wien und Berlin.

Digitized by Google

system mehr näherte. Auch wurde durch eine derartige Behandlungsweise des Ganzen der Deutlichkeit und das Klarer Hervortreten des zeitlich meist in den Mittelstimmen noch liegenden Cantus firmus erheblich gefördert, und so konnten Luther, Osiander u. a. bei ihrem Reformen, die sich auf Klarheit und Verständlichkeit der Hauptmelodie auch für den nicht kunstverständigen Laien erstreckten, an das obige Werk anknüpfen. Aus den Kreisen der Gebildeten (sodalitatis litterariae nostrae) eines wissenschaftlichen Vereines, der unter der Leitung des C. Celtes stand, ging diese Anregung hervor. In den einfachen Tonsätzen zu den damaligen Volksliedern, in denen Note gegen Note stand, zeigte sich eine ähnliche Strömung. Wir geben zur Veranschaulichung drei Notenbeispiele aus unserem Werk in moderner Übertragung. Von diesen drei Gesängen sagt mir die harmonische Einkleidung von „Maecenas atavis" am meisten zu. Die Melodie liegt im Tenor.

Mae - ce - nas a - ta - vis, e - di - te re - gi - bus, o

et prae - si - dium et, dul - ce de - cus meum, sunt, quos cur - ri - cu -

lo pulverem O - lym - picum col - le - gis - se iu - vat met - a - que fer - vidis

Die leeren Quinten und Quarten dürfen uns hier nicht stören, sie kommen bekanntlich öfters in den Tonwerken des 16. Jahrhunderts vor. Ich habe seinerzeit diese Ode auf dem Gymnasium zu Torgau unter Leitung des jetzt in den Ruhestand getretenen königl. Musikdirektors Dr. O. Taubert im Chor mitgesungen, und sie klang nach Aussage der damaligen Zuhörer sehr gut.

Etwas fremdartig und seltsam ist die Komposition des Tritonius zu dem schönen Horazischen Gedicht „Miserarum est neque amori". Der Baß ist etwas ungeschickt geführt, und es wirken außerdem die vielen Einklänge von Sopran und Alt störend. Ich habe in Klammern die für unser Ohr nötigen Versetzungszeichen beigefügt, die im Original nicht stehen.

Mi – se – rarum est, ne – que a – mo – ri da – re lu – dum, ne – que

dul – ci mala vi – no lavere aut ex – ani – ma –

ri me – tu – en – tes patru – ae ver – bera linguae

Vielleicht würde der im Tenor liegende Cantus firmus in anderer harmonischer Einkleidung nicht übel klingen. In sehnsüchtig klagendem Tone ist die im vierten Verschen (g mit b) stehende Melodie zu „Laudabunt alii" gehalten. Wir geben sie hier wieder.

Lau – da – bunt ali – i cla – ram Rhodon aut Myti – le – nen,

aut Ephe – sum bima – ris – que Co – rin – thi

Ci – rrha – vel Del – phis in – si – gnes aut Thes – sa – li – am

Man denke sich diese Melodie, die mit ihrem ernsten Charakter für jedes Kirchenlied passen würde, in reicherer Bearbeitung und ich glaube, sie würde ihres Eindrucks nicht verfehlen.

Im Anhang zu den vierstimmigen Harmonien über die 22 Geschlechter horazische elegische und lyrische Maße gibt Tritonius eine Anzahl kirchlicher Hymnen, die er den verschiedenen horazischen Versmaßen zuweist (so z. B. „Urbs beata Jerusalem" dem Alkmanisch-trochäischen Metrum). Ein Gesang aus den Melopoiae hat später noch vielfach Verwendung gefunden, es ist der Tonsatz zu „Iam satis terrae" (Nr. 2), dessen Diskant zu mehreren lateinischen Oden und verschiedenen deutschen Liedern gebraucht wurde und dessen Tenor im Gesangbuch der böhmischen Brüder (1566) mit dem Liede „Preiset mit Freuden" und der Überschrift „Ut queant laxis" erscheint.

Auch hier zeigt sich, wie so oft im Mittelalter, das unbefangene Herübernehmen weltlicher Melodien für geistliche Texte, was in unserer heutigen Zeit wohl einigen Schwierigkeiten wegen der geringen Anpassungsfähigkeit beider Teile begegnen dürfte. Um einen Begriff von der Klangwirkung der drei Tonsätze zu bekommen, muß man den im Tenor liegenden Cantus firmus möglichst stark im Gesang hervorheben und die anderen Stimmen piano singen lassen; es treten dadurch auch die harmonischen Härten für unser Ohr etwas zurück.

Die Brathe'sche Theorie von der Notwendigkeit eines Chorraums in der evangelischen Kirche.*)

Eine Entgegnung von Prediger **Wilh. Schubring**, Asleben S.

In dem Aufsatz „Bedarf die evangelische Kirche eines Chorraumes?" (M.-Sch. VII, 200—204, 231—234) versucht Herr Oberpfarrer Brathe den Chorraum als ästhetische und religiöse Notwendigkeit zu beweisen, und zwar auf Grund einer Theorie, die darauf hinausläuft, daß der Chorraum für Gott reserviert ist und die Anwesenheit Gottes zum Ausdruck bringt.

Wird es möglich sein, diese Theorie zum Eigentum der Gemeinde zu machen (nur dann hat sie doch für uns Wert) und dabei die katholische Darstellung von der Wohnung Gottes im Altar fernzuhalten? Wenn Brathe meint, die Deutung des Chores als Priesterraumes könne der Masse des evangelischen Volkes nicht verständlich gemacht werden, so ist das — vor allem in Gegenden mit katholischer Bevölkerung oder alten katholischen Domen — sicher noch leichter möglich, als dem realistischen Volksgemüt die Abstraktionen der Brathe'schen Theorie verständlich zu machen. Ferner: Wenn der Chorraum im Gegensatz zur Gemeinde für Gott reserviert sein soll, gehört dann der Geistliche noch zur Gemeinde? Wie will man verhüten, daß der Pastor als Vertreter Gottes erscheint? Ferner soll es verboten sein, daß Gemeindeglieder sich bei starkem Besuch des Gottesdienstes in den Altarraum setzen? Ich habe Gottesdienste in derartig vollbesetzten Kirchen immer besonders feierlich gefunden, nach Brathe käme aber dabei nicht zum Ausdruck, daß der Herr anwesend ist. Mit welchem Rechte treten die Konfirmanden bei der Konfirmationsfeier in den für Gott reservierten Raum? Schließlich würden bei dieser Theorie die Abendmahlsgäste in ganz anderer Weise Gottes Gäste als die anderen Teilnehmer des Gottesdienstes; wie verträgt sich das mit dem evangelischen Grundsatz, daß im Abendmahl nichts prinzipiell Anderes geboten wird als in jedem Gottesdienst?

Eine Theorie, die zu solchen Schwierigkeiten führt, kann nicht richtig sein. Wo steckt der Fehler?

Den ästhetischen Grundsatz, daß ein Kunstwerk das Wesen dessen, wozu es bestimmt ist, widerspiegeln soll, gebe ich zu, aber Brathe faßt dieses „widerspiegeln" als allegoristische Darstellung, und die Allegorie ist glücklicherweise nur eine Art der Kunst, aber nicht die Kunst selbst. In der allegorischen Deutung würde der Satz auch fast bei allen anderen Bauwerken undurchführbar sein; z. B. ein Gericht soll zwischen zwei Gegnern von einer beiden über den Parteien stehenden Macht vermittelt werden; soll darum das Gerichtsgebäude aus zwei

*) Wir bringen auch diesen zweiten Aufsatz über die viel erörterte Frage, da er sie zum Teil unter anderen Gesichtspunkten als die von Herder in Nr. 1 der M.-Sch. aufgestellte zu beantworten sucht. Die Red.

in recht gegensätzlicher Art gedachten Teilen und einem darüber hinausragenden und zugleich die beiden andern umfassenden dritten Teile bestehen? Und selbst wenn wir Freunde der Allegorie wären, würde es nicht nötig sein, die Zweiheit im Kirchengebäude zu markieren. Das Verhältnis der Gemeinde zu Gott wird von der Bibel als Ehebund bezeichnet; die Allegorie des Ehebundes aber ist der Ring, und wir gefallen uns doch geradezu darin, dessen Einheitlichkeit zu betonen. Warum muß denn im gottesdienstlichen Gebäude die Zweiheit allegorisch betont werden?

Aber wird Beithe sagen und damit vom ästhetischen auf den religiösen Gesichtspunkt kommen: „Nur so wird es augenfällig, daß außer der sichtbaren Gemeinde noch ein anderer da ist: der unsichtbare Herr." „Nur so"? Muß es denn gerade ein so und so viel Kubikmeter großer Raum sein? Ein leerer Raum kann die Gegenwart Gottes überhaupt nicht verkörpern. Der Chor könnte die Gegenwart Gottes doch nur anschaulich machen, wenn von da aus der Gemeinde Gottes Gaben zu teil würden, wenn von da aus Gottes Wort erklänge als Trost, Mahnung u. s. w. Dann müßte umgekehrt alles, was an Bekenntnis, Gebet u. s. w. dem Herrn dargebracht wird, im Schiff gesprochen und gesungen werden. Daß das allem kirchlichen Gebrauch widerspricht, ist klar. Es ist aber auch völlig undurchführbar, weil nicht in allen Liedern die Gemeinde ihrem Gott Bekenntnis, Lob, Bitte u. s. w. darbringt, sondern viele Lieder göttlichen Trost, Mahnung u. s. w. der Gemeinde nahe bringen (vgl. Mir nach, spricht Christus; Befiehl du deine Wege u. s. w.). Umgekehrt wird die Schriftlesung in vielen Perikopen zu einem Lobopfer oder Bekenntnis, das die Gemeinde Gott darbringt. Und daß es schließlich auch dogmatisch unzulässig wäre, der Schriftlesung einen besonderen Raum zuzuweisen, wird sich später ergeben.

Gottes Gegenwart ist uns nicht durch einen reservierten Raum gegeben, sondern durch die Bibel. Aber das ist noch nicht die volle Wahrheit. Gott ist gegenwärtig in seiner Gemeinde und durch seine Gemeinde, er wird offenbar in seinem Volke. Diese Gedankenreihe macht es sehr fraglich, ob die scharfe Gegenüberstellung von Gott und Gemeinde für die christliche Auffassung nötig ist, ob sie überhaupt berechtigt ist. Man braucht nur an den paulinischen Gedanken zu erinnern, daß die Gemeinde Gottes Tempel ist, und man wird gegen jede räumliche Trennung von Gott und Gemeinde bedenklich werden. Der Satz: „Dem Herrn wird etwas dargebracht, und vom Herrn, nicht bloß voneinander, will man etwas empfangen" beruht auf der falschen Vorstellung, daß es religiöse Güter gibt, die von Gott auf andere Weise gegeben werden als durch menschliche Vermittlung. Gott wirkt durch seine gläubige Gemeinde und ihre Glieder. Das ist nicht eine moderne, sondern das ist die biblische Auffassung. Hält man fest, daß die in der Kirche Versammelten die christliche Gemeinde sind, der Gott seinen Geist gegeben hat, so muß man den scharfen Gegensatz zwischen Gott und Gemeinde aufgeben, damit fällt aber die ganze Beweisführung Beithes zusammen, die auf dem Satz beruht: „Von Gott und nicht bloß von einander will man etwas empfangen." Wir empfangen eben von Gott keine religiöse Gabe anders als durch die Gemeinde, sei es nun die jetzige oder die ältere Gemeinde.

Hier läßt sich nun auch zeigen, warum man die Schriftlesung nicht von Predigt und Kirchenlied trennen darf. Auch in Bezug auf die Schrift gilt nämlich der Grundsatz von der menschlichen Vermittlung religiöser Gottesgaben. Die Bibel ist Gottes Wort, weil sie ein Zeugnis der gläubigen, geisterfüllten Gemeinde ist, und zwar ein durch ursprüngliche Kraft u. s. w. hervorragendes Zeugnis der durch besondere Erfahrungen hervorragenden Urgemeinde. Aber auch die Kirchenlieder und Predigten, die aus dem Glauben geboren werden, sind solche Zeugnisse, nur meist von bedeutend geringerer Kraft und Frische. Warum soll das eine Zeugnis in einem anderen Raume laut werden als das andere? Die Gedankenrichtung ist doch in allen diesen Stücken (in Schriftlesung, Lied und Predigt) die gleiche, in allen gibt und empfängt der Christ. Und die Wirkung ist auch überall die gleiche. Den Unterschied aber, daß das eine ursprünglicher ist als das andere, und die abgestuften Wertunterschiede kann und braucht keine räumliche Anordnung zur Anschauung zu bringen.

Aber wie steht es nun mit dem ästhetischen Grundsatze, daß ein Kunstwerk das Wesen dessen, wozu es bestimmt ist, widerspiegeln soll? Wie soll er durchgeführt werden? Auf Grund der vorigen Ausführungen würde auch die Formel für das

Google

Wesen des Gottesdienstes geändert werden müssen. Aber ich habe eine Abneigung gegen alle abstrakten Wesensdefinitionen und frage lieber nach dem Zweck und Erfolg des Gottesdienstes, und da glaube ich zwei verschiedene Wirkungen je nach den menschlichen Charakteren beobachten zu können. Die einen erhebt die Religion und die gottesdienstliche Feier über alle Not und Mühsal, über alle Kleinlichkeiten des Lebens, das Irdische, das sich sonst wie ein Bleigewicht an ihnen hängt, ist vergessen, seine Schwerkraft überwunden. Wenn nun ein Kunstwerk das Wesen dessen, wozu es bestimmt ist, widerspiegeln oder, besser gesagt, seinen Zweck zur Anschauung bringen soll, so wird die Kirche zum Kunstwerk, wenn sie z. B. durch himmelanstrebende Gotik das Sursum corda zur Anschauung bringt. Es gibt jedoch auch Christen von anderem Charakter: sie fühlen, daß der Mensch an sich nichts ist, ein Rohr, das hin und her geweht wird, aber in der Religion, im Gottesdienst gewinnen sie die Kraft, mit beiden Füßen fest in der Wirklichkeit zu stehen, ihren Weg zu gehen und den Gottesbefehl zu erfüllen: Herrschet über die Erde! Wenn ein Mann dieser Art eine Kirche baut, die ein Kunstwerk sein soll, so wird er sie etwa in romanischem oder Übergangsstil bauen, wo die massigen Pfeiler wie feste, markige Knochen auf der Erde stehen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß durch diese Ausführungen nicht bewiesen werden soll, daß evangelische Kirchen keinen Chorraum haben dürfen, nur Goethes Theorie, nach der sie einen Chor haben müßten, sollte widerlegt werden. Wenn man noch weiterhin besondere Chorräume beibehält — besser sollten wir sagen Altarräume —, so mag man das aus praktischen Gründen tun, aber nicht um irgend welcher künstlichen Theorie willen.

Kleine Mitteilungen.

Konfirmationsscheine. Mit der nahenden Konfirmationszeit erhebt sich wieder die in unserem Blatt schon öfter (II. 25, 368. VI. 95. 143) erhobene Frage, wo man Konfirmationsscheine finde, die dem religiösen und künstlerischen Bedürfnis gleicherweise gerecht werden. Es ist mir eine Freude mitteilen zu können, daß es gelungen ist, für Herstellung neuer Scheine den Mann zu gewinnen, der diese Aufgabe nach ihren beiden Seiten hin vor anderen erfüllen kann: W. Steinhausen. In der Märznummer werden wir darüber eingehendere Mitteilungen bringen. Unsere Leser machen wir jetzt schon darauf aufmerksam, daß in dem M.-Schr. VII. 102 eingehend gewürdigten Buch von Dav. Koch: Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler, Pfarrer und Konfirmanden am besten in die Kunst Steinhausens eingeführt werden, wie es überhaupt als Konfirmationsgeschenk für Kinder mit Sinn für die bildende Kunst nur aufs wärmste empfohlen werden kann (Verlag Heilbronn, Salzer. Preis 5 Mk., geb. 7 Mk.). Sp.

Der sehr interessante Aufsatz der Novembernummer über Form der Kelche wird hoffentlich in den produzierenden Kreisen die wünschenswerte Beachtung finden. Darum aber hätte ich gern noch einen Zusatz gesehen: man bringe den Knauf nicht zu hoch an! Wir haben einen Kelch mit schön ausgebautem Knauf, aber sehr hoch, so daß die Kelchschale immer auf der Hand ruhen muß. Sobald der Wein etwas kalt ist, wird die Hand allmählich steif vor Kälte, wie ich bei der großen Abendmahlsfeier am Totenfeste erlebte. Andererseits wird der Knauf nicht zu tief kommen dürfen, um das Übergewicht der Schale nicht übermäßig zu vergrößern. Schönberg.

Der Aufsatz „Gottesdienst und Glaubensbekenntnis" in Nr. 1 dieses Jahrgangs der M.-Schr. hat zu mancherlei bei der Redaktion eingegangenen Erwägungen Anlaß gegeben. So schreibt man uns aus Schwaben: „Ihren Aufsatz in Nr. 1 habe ich mit lebhafter Zustimmung gelesen. . . . Es ist wahrhaft erstaunlich und nur aus der geschichtslosen Auffassung des „Gotteswerts" verständlich, wie wenig die Reformationskirchen die wirksamen Kräfte ihrer eigenen Geschichte im Gottesdienst zur Darstellung kommen lassen. Vielleicht interessiert es Sie, wenn ich zu S. 6 a. a. O. mitteile, daß in Württemberg die Vorlesung ausgewählter Artikel der Augsburgischen Konfession neben dem vom Kirchenbuch zu diesem Zweck gebotenen Abriß der Reformationsgeschichte vorkommt. Die erstere Verlesung des letzteren ist mancherorts in Abgang geraten, ich selbst unterlasse sie, halte aber um so mehr an der Gelegenheit fest, das Glaubensbekenntnis im Gottesdienst zu Wort kommen zu lassen." — Wir wären sehr dankbar, wenn man uns von möglichst vielen Seiten darüber berichten wollte, wo bereits Ansätze für die von uns geforderte Verwendung der Bekenntnisse im Gottesdienst vorhanden sind. Sp.

In der Eglise Nationale (29. November 1902) lesen wir einen begeisterten Bericht über die 1. Aufführung, welche die Adventkantate von Arnold Mendelssohn in der Schweiz erfahren. Ce n'est pas un spectacle banal que celui qu'a offert dimanche dernier par deux fois le temple allemand de la Chaux-de-Fonds: un concert de musique sacrée s'y donnant, le pasteur de la paroisse (Dr. Ernst Fischer)

[illegible] Google

brandissant le bâton de la direction. Nach einer vortrefflichen Analyse des Mendelssohnschen Werkes schließt der Verfasser: Qui nous enseignera, mieux que nous n'avons coutume de le faire, à mettre comme le voulait Luther, la musique au service de celui qui l'a créée? Daß die in den Worten des Reformators liegende Aufgabe auch in der Schweiz erfüllt werden kann, zeigt unter anderem eben das Beispiel des Kirchenchores von Chaux-de-Fonds und seines begeisterten Dirigenten. Jenem wünschen wir fröhliches Wachstum, diesem viele Nachfolger. Sp.

Bücherschau.

Friedrich Baum † und Dr. Christian Geyer, Kirchengeschichte für das evangelische Haus. Dritte aufs neue umgearbeitete und vermehrte Auflage. 966 S. mit über 750 Abbildungen im Texte und 21 Beilagen. München, C. H. Beck, 1902. In feinem Halblederеinbande Mk. 15.—

Dieses prächtige Buch erhält ein eigentümliches Gepräge dadurch, daß es in seiner Darstellung dem christlichen Gottesdienste und der kirchlichen Kunst auf allen ihren Gebieten die größte Aufmerksamkeit zuwendet. Es wird sonst kein für jeden Gebildeten bestimmtes kirchengeschichtliches Werk geben, das so ausführlich und anschaulich darüber unterrichtet, welche bedeutsame Stellung im kirchlichen Leben aller Zeiten diese beiden Betätigungen des christlichen Sinnes eingenommen haben, und wie beide von Anfang an als notwendige und eigentümliche Früchte, nicht aber als zufällige Begleiterscheinungen der jeweiligen kirchlichen Entwicklung anzusehen sind. Jedem Leser, sei er theologisch gebildet oder nicht, wird daher diese Kirchengeschichte wesentliche Dienste zum Verständnisse des gottesdienstlichen und christlichen Kunstlebens auch in der Gegenwart leisten. Einen besonderen Wert verleihen dem Buche die vielen trefflichen Abbildungen, besonders die ausgezeichneten Reproduktionen von Meisterwerken älterer, neuerer und neuester Künstler bis zu Gebhardt, Uhde und Klinger. Wir erwähnen nur eine der Fülle des Gebotenen nur diese herausgegriffen: die eingehende Berücksichtigung Dürers und Rembrandts. „Es ist der berechtigte Ehrgeiz der Werkes in Bezug auf Reichtum, Schönheit und Zuverlässigkeit des gegebenen Anschauungsmaterials auf dem einschlägigen Gebiete unübertroffen dazustehen.“ Das Ziel war doch gesteckt, aber es wurde erreicht. Pfr. Dr. Preger.

Heinrich XXIV. j. L. Prinz Reuß, Drei geistliche Lieder für vierstimmigen gemischten Chor a capella op. 9. Brüssel, Schott Frères. Partitur 2.50 Mk. Jede Stimme 0.40 Mk.

Mit dem harmonischen Rüstzeug etwa eines Brahms gibt der fürstliche Tondichter in diesen Liedern reizvolle Gebilde eines fein empfindenden Formensinns und einer von inniger Empfindung getragenen melodischen Erfindungskraft. Bei Nr. 1 „Gib Geduld und hilf mir tragen meines Tages Last und Werde“ ist vielleicht auf das Atmen zu wenig Rücksicht genommen. Günstiger für die Stimmen nach dieser Richtung ist Nr. 2 „Wo du mich, Herr, hinstellst, da will ich stehen“ und Nr. 3 „Ich will mit ihm von dieser Welt mich heben“, welche man unbedenklich als Perlen ihrer Gattung bezeichnen kann. Arthur Egidi.

Derselbe, Zwei Gesänge für 6stimmigen gemischten Chor a capella op. 13. Brüssel, Schott Frères. Partitur 2 Mk. Jede Stimme 0.25 Mk.

Hierin zeigt sich den höheren Aufgaben entsprechend die Gestaltungskraft des Autors noch wesentlich gesteigert. Nr. 1 „Schlaf, süßer Schlaf“ (Mörike nach Meidum) bringt charakteristische und ausdrucksvolle Motive in lebendiger, plastischer Wechselwirkung nach Art der Motette. Nr. 2 „Jesu benigne, a cujus igne“ beginnt mit interessant gestellter liedartiger Melodie (5taktig) als Wechselgesang zwischen Frauen- und Männerstimmen und erfährt im weiteren Verlaufe eine wirkungsvolle Steigerung durch Stimmbewegung. Beide Stücke sind wiederum anregende und lohnende Aufgaben für leistungsfähigere Chöre, speziell verwendbar im Konzert. Arthur Egidi.

Briefkasten. Die von uns in Aussicht gestellte und von verschiedenen Seiten begehrte Veröffentlichung des Bach'schen Satzes „Dein ist allein die Ehre“ ist in dieser Nummer und in den nächsten die Platz für die Musik zur Passions- und Osterzeit fordern, nicht möglich, wird aber später unbedingt nachgeholt werden. Sp.

Die wiederholten Anfragen nach Verleger und Preis der neuen Ausgabe des elsässischen Gesangbuches beantworte ich hiermit in Kürze: Kommissionsverlag Heitz & Mündel, Straßburg i. E. — Preis des Rohexemplars Mk. 2.10. Originaleinbände Ausgabe A (Vorderseite großes Kreuz, Rückseite Emm.) 1) Leinwand, Schrift blind Mk. 2,25, 2) Leinwand, Schrift Gold, Schnitt weiß oder rot Mk. 3, 3) unecht Chagrinleder, Schrift Gold, Goldschnitt Mk. 5.50, 4) echtes Chagrinleder, reiche Vergoldung Mk. 8. Ausgabe B (Lutherrose, Spruch) 5) Leinwand, Schrift blind Mk. 2.25, 6) Leinwand, Schrift Gold, Schnitt weiß oder rot Mk. 3, 7) unecht Chagrinleder, Schrift Gold, Goldschnitt Mk. 5.50, 8) echtes Chagrinleder, reichere Vergoldung Mk. 8. Ausgabe C (glatte Decken mit Bünden) 9) unechtes Chagrinleder, Goldschnitt, Bünde schwarz Mk. 5, 10) echtes Chagrinleder, Goldschnitt, Bünde golden Mk. 1 — Prachtausgabe mit silbernen Ecken Mk. 80. Sp.

Digitized by Google

Ausschreiben von Stimmen
ist gesetzlich verboten

Passionsgesang für Gemeinde und Chor

komponiert von

Heinrich XXIV. Fürst Reuß

Vers 1 Gemeinde (Mel. „Christus, der uns selig macht“, G-moll, nach der in der Gemeinde gebrauchten Form)

Seele, mach dich heilig auf, Jesum zu begleiten gen Jerusalem hinauf, tritt ihm an die Seiten In der Andacht still ihm nach zu dem bittern Leiden, bis du aus dem Ungemach zu ihm wirst abscheiden

Vers 2:

Coro à 4 voci coi Soprani divisi. (Organo obligato.)

Sopran I. u. II. — Alt — Tenor — Baß — Orgel.

Sie-he, sie-he, Got-tes Lamm ge-het zu den Lei-den, ge-het wie ein Bräu-ti-gam ein zu Hoch-zeits-

freu - den, geht, ihr Töch - ter von Zi - on — ge - het,

freu - - den, geht, ihr Töch - ter ge - het, ge - het

freu - - den geht ihr Töch - ter ge - het, geht, ihr Töchter

ge - het, Je - sum zu em - pfan - gen, ihn zu em-

von Zi - on, Je - sum zu em - pfan - gen, ihn zu em-

Digitized by Google

cresc.

pfangen se - het ihn in sei - ner Kron, se - het ihn in

pfangen se - - - - - het ihn, se-

pfangen se - - - - - het ihn, se -

se - - -

cresc.

ihn.

sei - ner Kron, sehet se - het ihn in sei - ner Kron in sei - ner

- - - het ihn, — se - het ihn, —

- - - het ihn, — se - het ihn — in sei - ner

- - - het ihn in sei - - ner Kron,

Kron — un- ter Dor- nen pran- - - - gen.

Kron un- ter Dor- nen un- ter Dor- nen prangen

pran- - - - gen-

Vers 3 Gemeinde: Du zeuchst als ein König ein, wirst dafür empfangen. Aber Bande warten dein, dich damit zu fangen. Für die Ehre wird man Spott, Herr, und Hohn dir geben, bis du durch des Kreuzes Tod schließen wirst dein Leben.

Vers 4

mf Das Kreuz, das Kreuz, der

mf Das Kreuz, — das Kreuz, das Kreuz,

Das Kreuz, das Kreuz, das Kreuz — ist der Kö- nigsthron,

mf

Kö - nigs-thron — drauf man dich wird set - zen dein Haupt, dein

— drauf man dich wird set - zen, dein Haupt

Haupt, dein Haupt mit der Dor - nen - kron,

dein Haupt, der Dor - nen - kron,

Digitized by Google

ver - lei - - - - - - gen.

bis in Tod ver - lei - - - - - gen, Je - su, dem

bis in Tod ver - lei - - - - - - gen Je - su, dem

ver - lei - - - - - - gen

Reich auf der Welt, Je - su, dein

ist lau - ter Lei - den

Reich auf der Welt ist lau - ter Lei - den, Je - su, dem

Welt,

Digitized by Google

Reich auf der Welt, so ist es vom
ist lau - ter Lei - - den, ist
Reich — auf der Welt ist lau - ter Lei - - den
Welt

die be - stellt, bis zum
Lei - - den, so ist's von der be - stellt bis zum letz -
so ist es von der be - stellt — bis zum letz -
ist Lei - - - - - den,

Digitized by Google

Schei - - - den bis zum Schei - - - den, zum letz-
cresc. sempre
ten Schei - den zum letz - - ten Schei - den, bis zum
- ten Schei - - den. bis zum
Lei - - - - den bis zum Schei - - -
cresc. sempre

- - - - ten Schei - den, zum Schei - - - den.
letz - ten Schei - - den
letz - ten Schei - - den, Schei - - - - den
- - - - - - den, zum Schei - - - den.

Digitized by Google

Vers 3 Gemeinde: Du wirst, Herr der Herrlichkeit, ja wohl müssen sterben, daß des Himmels Ewigkeit ich dadurch mög erben. Aber ach wie herrlich glänzt deine Kron von ferne, die dem siegreich Haupt bekränzt schöner als die Sterne!

Vers 6:

Lieb - ster Je - su nun Glück zu — es muß dir ge - lin - - - gen,

Liebster Je - su, nun Glück zu, — es muß dir ge - lin - gen,

nach der

Lieb - ster Je - su, nun Glück zu, es muß dir ge - lin - gen,

nach der stil - len Sa - bat - ruh

nach der stil - - - len Sab - - bat - ruh

nach der stil - - len Sab - bat - ruh nach der

stil - len Sab - - - - - - bat ruh, nach der

Google

wirst du Freu = de brin = gen

cresc.

wirst du Freu = de

still = = len Sab = bat = ruh

cresc.

wirst du Freu de

nach der stil = len Sab = bat = ruh

cresc.

cresc.

brin = = gen, wirst du Freu=de brin = gen, Freu = = de

wirst du Freu = de brin = = gen, wirst du Freu = = de

cresc.

brin=gen, du Freu = de brin = = gen,

mf

wirst du Freu = de, Freu = = de

Google

Freu = de brin = gen, Tritt nur auf der To = des = bahn,

brin = = gen. Tritt nur die To = desbahn, die To = des bahn

Freu = de brin = gen Tritt nur auf die To = des = bahn

brin = = gen

die ge = stern = ten Pal = men

die ge = stern = ten Pal = men

die ge = stern = ten Pal = men fün = den der den

Pal = men fün = den die den Sieg

Digitized by Google

Sieg schon an, kün-den dir den

kün-den dir den kün-den dir den Sieg

dir den Sieg schon kün-den dir den

Sieg schon an kün-den dir den

schon an

cresc.

Sieg schon an und die O-ster-pfal-men

Sieg schon an Pfal-

und die O-ster-pfal-men die

Sieg schon an und die

cresc.

und die O-ster-pfal-men, die

cresc.

Google

und die Psal - - - - men, die Psal - men

mem, und die Psal - - men, die

O - - ster - psalmen, die Psal - - -

O - - - ster - psal - men die Psal - - -

O - - - ster - psal - men, die Psal - men, die

die Psal - - - - - men

Psal - men, die O - - - ster - psal - men.

- - men, die O - - ster - psal - men

- - - die O - - ster - psal - men

Vers 7 Gemeinde: Laß mich diese Leidenszeit fruchtbarlich bedenken, voller Andacht, Reu und Leid mich darüber kränken. Auch dein Leiden stärke mich bei so vielem Jammer, bis nach allem Leiden ich geh zur Ruhekammer.

Abraham Klesel, 1636—1702.

Zur Notenbeigabe.

Für die Passionszeit bieten wir dieses Mal eine Notenbeigabe von ungewöhnlicher Länge, hoffen aber auch dadurch unsern Chören und Gemeinden eine Gabe von außergewöhnlichem Werte zu vermitteln. Schon der Text an sich von wuchtigstem Ernste und tiefer Innigkeit voll farbenreicher kräftiger Bilder berechtigt, A. Nefels Lied zu den schönsten Passionsgesängen zu zählen, die wir besitzen, und es wäre ein Gewinn, wenn wir hiermit dazu beitrügen, es mehr als bisher der Fall war, in den Gemeinden einzubürgern. Die rasch wechselnden und kontrastierenden Bilder der einzelnen Strophen prädestinieren es geradezu zum Wechselgesang. Auch wo man nicht imstande ist, die vorliegende Komposition aufzuführen, sollte man versuchen, die Strophen 2, 4, 6 durch mehrstimmige Sätze der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Melodie, etwa die von Haßler und Gesius (vergl. Schoeberlein Schatz II S. 436 f.) Vulpius (Schoeberleins Musica sacra Nr. 22, Einzelstimmen Heft III) J. S. Bach (in den Choräilen stehen 2 Bearbeitungen) Joh. Zahn (Kirchenliederbuch Nr. 25) u. a., ausführen zu lassen. Auch ein einstimmiger Chor könnte gut wirken, wenn die Orgel durch Harmonisierung und Registrierung eine charakteristische Begleitung herstellte. — Der Komponist der Notenbeigabe zählt jenen Fürsten von Reuß zu seinem Ahnherren, den Schütz in der Geschichte der Tonkunst dadurch unsterblich gemacht hat, daß er für ihn die Musikalischen Exequien schrieb, ein Requiem, wie es keinem anderen deutschen Fürsten je gesungen worden ist (vgl. M. Sch. I, 246 III, 274 301—306. IV, 25 V, 51). In dem rührenden Abschiedsgedichte, das Schütz seinem Landesherrn und fürstlichen Freunde widmete (vgl. H. Schütz, Sämtliche Werke XII, 57), preist er nicht bloß dessen tiefe Frömmigkeit, sondern auch seine musikalische Begabung:

> Der Ihr habt Schulen rein und Kirchen auferbaut
> Und sie bestellet wohl und ewig zugeschaut,
> Damit der Gottesdienst werd' ohne Falsch geführet
> Und mit Gesang und Klang aufs liebliche gezieret,
> Der Ihr wie David selbst auch eure Zung' und Hand
> Durch ganz kunstreichen Schall erheben und gewandt
> Zu Gottes Ehr' und Preis mit andern Musikanten,
> Die Ihr geliebt so sehr, daß solcher Kunst Verwandten
> Viertausend gleichfalls Ihr euch hättet auch bestellt,
> Wenn Ihr gewesen wärt ihm gleich an Gut und Geld."

Diese musikalische Begabung ist in der fürstlichen Familie nicht ausgestorben und hat in dem Vater des Komponisten der Notenbeigabe und besonders in diesem selbst eine Stärke erreicht, die viel allgemeiner anerkannt sein würde, wenn nicht — wie uns von autoritativer Seite versichert wurde — dem Komponisten der Fürst im Wege stände (vgl. übrigens die Bücherschau dieser Nummer und Riemanns Musik-Lexikon, Art. „Reuß, Heinrich XXIV."). Die auf meine Bitte unternommene Komposition des Neselschen Liedes hat der fürstliche Tonsetzer zweimal ausgeführt, doppelchörig und einchörig mit geteiltem Sopran und obligater Orgelbegleitung. Jene ist noch Manuskript, wird aber vermutlich auch veröffentlicht werden; diese wird die Kräfte eines guten mittelstarken Kirchenchores nicht übersteigen, zumal da die Orgel die Stimmen stützt. Über ihre große Schönheit und Tiefe will ich kein Wort verlieren, wem sie nicht unmittelbar aufgeht, dem wird auch mit langen Deduktionen nicht zu helfen sein. Nur auf Eines will ich hinweisen, dessen Fehlen wie auch durch die größte Kunst des Satzes nicht ersetzt werden würde: es durchweht diese drei Variationen der Choralmelodie die intensive evangelisch-kirchliche Passionsstimmung, wie sie nur der zum Ausdruck zu bringen vermag, der sie in tiefster Seele empfunden hat. Nach allem, was ich von dem mir persönlich unbekannten Komponisten weiß, besitzt er nicht durch bloße Nachempfindung das, was den geistigen Quellpunkt kirchlich evangelischer Tonkunst ausmacht, und ich hoffe zuversichtlich, daß seine Kunst gerade auf diesem von ihm wenig angebauten Gebiete noch reiche Früchte bringen wird. — Über die gottesdienstliche Verwendung unseres Passionswechselgesanges noch zwei Worte. Wir werden ihn hier in Straßburg zur Einleitung der ihrer Kürze wegen einer Ergänzung bedürftigen Johannes-Passion von Schütz benutzen, die zudem mit einer motettenartigen Bearbeitung derselben Melodie „Christus, der uns selig macht" abschließt. Vor allem aber eignet er sich zu einem Passionsgottesdienst, der nicht in dem Mosaik der meisten dieser Feiern hergestellt ist, sondern in ein paar großen Zügen dem erhabenen Gegenstande gerecht zu werden sucht. Also etwa in dieser Weise: Zu Beginn der Wechselgesang, dann Verlesung eines Teiles der Leidensgeschichte, ein kurzes die Eindrücke zusammenfassendes und vertiefendes Wort und ein Gebet, schließlich der Gesang von „O Lamm Gottes unschuldig," vielleicht im Wechsel mit der unsterblichen Komposition Joh. Eccard's

(Musica sacra Nr 29b, Stimmen: Heft III) und ein Nachspiel der Orgel, in dem das „Gib uns deinen Frieden, o Jesu" ausklingt. Man versuche einmal es so oder ähnlich zu machen, und berichte mir dann gütigst über den Erfolg. — Was die Gemeindeverse im Wechselgesang betrifft, so wolle der Organist seine Registrierung genau dem Charakter der einzelnen Strophen anpassen und wo es nötig erscheinen sollte nach den Chorsätzen mit einem Zwischenspiel von wenig Takten zum Gesang der Gemeinde hinüberführen. Das Ganze ist selbstverständlich durch ein entsprechendes Vorspiel einzuleiten. **Fr. Spitta.**

Von den

Einzelstimmen

zu Schoeberleins

Musica sacra für Kirchenchöre u. s. w.

(4. Auflage, mit einem Anhang von Prof. Dr. Friedr. Spitta. Preis 2,40 Mk., ohne Anhang 2,60 Mk. [illegible])

empfehlen wir

Heft 3: Passion und Ostern.

Preis jeder der 4 Stimmen 15 Pfg.

Heft 1/2 **Advent, Weihnachten, Neujahr, Epiphanias.** Preis jeder der 4 Stimmen 12 Pfg.
Heft 4 **Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis.** Preis jeder der 4 Stimmen 8 Pfg.

Die

Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

(herausgegeben von Fr. Spitta und J. Smend, jährlich 6 Mk.)

ist die einzige auch für Laien interessante, illustrierte Zeitschrift zur Förderung des gottesdienstlichen Lebens in den Gemeinden und sollte bei den Mitgliedern eines jeden Kirchenchores zirkulieren. Sie veröffentlicht auch fortgesetzt **Notenbeigaben**, welche Chorgesänge, Einzelgesänge und Orgelvorspiele enthalten. **Probenummern**, sowie ein **Verzeichnis der erschienenen Noten-Sonderdrucke**, welche zu billigen Preisen den Kirchenchören zur Verfügung stehen, sendet der Verlag auf Wunsch postfrei zu. Hier seien nur folgende Sonderdrucke genannt:

Passionsgebet von Heinrich Schütz. Für zwei Chor- und Solostimmen. (Ges. Werke VI. 30.) Bearbeitet von Chr. Fink (Aus Monatschr. IV, 2.) 4 S. 12 Pfg., von 15 Expl. an je 8 Pfg.

Passionsgesang: Liebe die durch tiefe Wunden. Tonsatz von J. G. Herzog. (Aus Monatschrift VII, 2.) 3 S. 12 Pfg., von 15 Expl. an je 8 Pfg.

Vier dreistimmige Lieder für Passion und Ostern, gesetzt von Max Reger. (Aus Monatschrift VI, 3.) 4 S. 12 Pfg., von 15 Expl. an je 8 Pfg.

Zwei fünfstimmige Lieder für Passion und Ostern, gesetzt von Max Reger. (Aus Monatschrift VI, 3.) 4 S. 12 Pfg., von 15 Expl. an je 8 Pfg.

Ich bin die Auferstehung. Motette für gemischten Chor gesetzt von Reinhold Succo. (Aus Monatschrift II, 1.) 4 S. 12 Pfg., von 15 Expl. an je 8 Pfg.

Ostergesang von Thomas Blaurer „Christ ist erstanden". Tonsatz von H. v. Herzogenberg. Seite 1 — **Motette z. Osterfeste** Offenb. Joh. 1,17. 18. Tons. v. R. Barlmuß S. 2-7 } (Aus Monatschr. III, 1.) Für gem. Chor 15 Pfg., von 15 Expl. an je 10 Pfg.

Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen.

Von **G. Burkhardt**, Missionsdirektor a. D.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

18½ Bogen gr. 8°. Preis 1 Mk. 80 Pfg., in Leinenband 2 Mk. 50 Pfg.

„Ob man mit Burkhardts Erklärungsversuchen übereinstimme oder nicht, Jedermann wird für sein inneres Leben Stärkung und Belehrung aus diesem Buche schöpfen. Es kommt, da die Osterlage bevorstehen, zur rechten Zeit, um an der Hand und im Lichte der Auferstehungsberichte zu zeigen, wie wir nach dem Auferstandenen suchen sollen .... Möge es in Familie und Kirche vielen Segen stiften." Prof. D. Baldensperger i. d. „Christl. Welt."

„... Trotz dieser Einwendungen stehen wir nicht an, dem Buche die weiteste Verbreitung zu wünschen. Es ist doch ein gewaltiges Zeugnis für den Auferstandenen wie für die Auferstehung, welches gerade eine geordnete Zusammenstellung seiner Erscheinungen in sich trägt." (Kreuzzeitung 1899 163.)

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährl. 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5262, Ausgabe mit Correspondenzblatt: Nr. 5263.)

Die Chöre.

Ode von **Friedrich Gottlieb Klopstock**.*)

Goldener Traum, du, den ich nie nicht erfüllt seh,
Strahlengestalt, wie der Tag schön, wenn er aufwacht,
Komm du dennoch zurück und schwebe
Mir vor dem trunkenen Blick!

Decken sie denn Kronen umsonst, daß des Traumes
Himmlisches Bild sie ins Dasein nicht verwandeln?
Soll ihr Marmor sie auch schon decken,
Wenn die Verwandlung geschieht?

Königessohn! Edelster! dir, ja dir schänste
Leier ertönt zu dem schönsten der Gesänge
Dir, der einst es vollführt! Dein warten
Ehren der Religion!

Ließ mich das Grab, säng' ich von dir! Zu der schönsten
Leier ertönt mein Gesang nicht; doch begeistert
Säng' ich, schöpft' aus der Freude tiefsten
Strömen, Vollführer, dein Lob!

Groß ist dein Werk! jetzo mein Wunsch. O es weiß der
Nicht, was es ist, sich verlieren in der Wonne!
Wer die Religion begleitet
Von der geweihten Musik

Und von des Psalms heiligem Flug nicht gefühlt hat!
Sonst nicht gebebt, wenn die Scharen in dem Tempel
Feirend sangen! und ward dies Meer still,
Chöre vom Himmel herab!

*) Vgl. den folgenden Aufsatz S. 72.

Täusche mich lang, seliger Traum! Ach ich höre
Christengesang! Welch ein Volkheer ist versammelt!
So sah Kephas vordem Fünftausend
Jesus auf einmal sich weihn.

Hört ihr? Den Sohn singet sein Volk mit des Herzens
Einfalt vereint sich die Einfalt des Gesanges!
Und mehr Hoheit, als alle Welt hat
Hebt sie gen Himmel empor!

Wonnegefühl hebt sie empor und es fließen
Tränen ins Lied! Denn die Kronen an dem Ziele
Strahlen ihnen! sie sehn um Sion
Palmen der Himmlischen wehn!

Oben beginnt jetzt der Psalm, den die Chöre
Singen. Musik, als ob kunstlos aus der Seele
Schnell sie ströme! So leiten Meister
Sie doch in Ufern daher.

Kraftvoll und tief dringt sie ins Herz! Sie verachtet
Alles was uns bis zur Träne nicht erhebet!
Was nicht füllet den Geist mit Schauer!
Oder mit himmlischem Ernst.

Himmlischer Ernst tönet herab mit des Festes
Hohem Gesang. Prophezeiung! und Erfüllung!
Wechseln Chöre mit Chören. Gnade!
Singen sie dann und Gericht!

Ach, von des Sohns Liebe beseelt, von der Heerschar
Sions entflammt, wie erheben sie ihr Loblied!
Eine Stimme beginnet leise,
Eine der Harfen mit ihr.

Aber es tönt mächtiger bald in dem Chor fort!
Chöre sind nun in dem Strom schon des Gesanges!
Schon erzittert das Volk! schon glühet
Feuer des Himmels in ihm!

Wonne! das Volk hält sich nach kaum! Die Posaune
Donnerte schon, und itzt donnert sie von neuem!
Aller Chöre Triumph erschallt schon!
Schallt, daß der Tempel ihm bebt!

Länger nun nicht, länger nicht mehr! Die Gemeine
Sinket dahin auf ihr Antlitz zum Altare.
Heil vom Kelche des Bundes! eilt, eilt!
Strömt in der Chöre Triumph!

Ruhet dereinst dort mein Gebein, an der Tempel
Einem mein Staub, wo der Chorpsalm den Gemeinen
Tönt, so bebet mein Grab, und lichter
Blühet die Blume darauf

Wenn an dem Tag, als aus dem Fels der Entschlafne
Strahlte, der Preis in dem Jubel sich ihm nachschwingt!
Denn ich hör es, und „Auferstehung!"
Lispelt ein Laut aus der Gruft

—

Klopstock und das Kirchenlied.

Ein Gedenkwort zum 14. März 1903

von **Wilhelm Nelle**

Von den sechs „großen" Klassikern unserer deutschen Literatur im 18. Jahrhundert haben zwei auf das Kirchenlied epochemachend eingewirkt: Herder und Klopstock. Beide stehen dabei im schärfsten Gegensatze. Klopstock ging ganz unhistorisch, Herder lediglich historisch zu Werke. Klopstock ist überhaupt in seiner dichterischen Tätigkeit so unhistorisch wie möglich. Er knüpft seine deutsche Poesie unmittelbar an Homer, Horaz, Milton an. Nach seiner und seiner Freunde Meinung gibt es eine deutsche Poesie vor ihm überhaupt nicht, es müßte denn jener Bardensang sein aus Hermanns des Cheruskers oder Karls des Großen Tagen, der aber tatsächlich nur in Klopstocks Phantasie vorhanden ist. Klopstocks und seiner Lobredner Anschauung ist die, daß vor seiner Zeit die deutsche Dichtung verstockt und versteift gewesen sei, in der Form leeres Reimgeklingel, zumal seit der Versenkung durch den Alexandriner, im Inhalt aber tölpelhaft und unwahr.

So unbillig und ungeheuerlich diese Auffassung ist, wir können, meine ich, uns doch lebhaft in sie zurückversetzen. Man braucht nur einmal einige Abende eine Reihe Klopstockscher Oden oder gewählte Stellen aus dem Messias im Kreise der Seinen vorgelesen zu haben, und man wird von dieser reichen, feinen, stimmungsvollen, wunderbar musikalischen und melodischen Sprache, die den Nagel auf den Kopf trifft, die zugleich das Herz rührt, von dem Adel und der Wahrheit dieser Dichtung so hingenommen, daß unmittelbar darnach die Lyrik selbst eines Paul Gerhardt grobfädig, nicht immer rein in der Form, in Einzelheiten gestückt und geflickt, im besten Falle ein schlichtes Hauskleid gegenüber dem Strahlengewande der Muse uns erscheint. Mit solchen Augen der Bewunderung haben die Zeitgenossen, haben Herder und Goethe die Klopstockische Dichtung angesehen. Aber sie haben auch ein Auge gehabt für Schrot und Korn der vorklopstockschen Poesie, für das Eigentümliche, Kraftvolle, Volksmäßige der früheren deutschen Lyrik, Herder zumal für die wundervolle Ausprägung, die jede Wendung und Richtung der Frömmigkeit des kirchlichen und christlichen Lebens in ihr, soweit sie geistlichen Inhalts ist, gefunden hat. Ja, wir müssen sagen, wenn wir nicht hätten mit Herders Augen sehen, mit Herders Nerven empfinden lernen, wir würden heut schwerlich in Klopstock uns so hineinlesen und hineinleben können, wie wir wenigstens (es sind unser wohl auch nicht gerade viele, aber ich zähle und bekenne mich seit meiner Jugend mit Freude und innerer Notwendigkeit zu ihnen) es tun.

Klopstocks Sendung ist ohne ein Überbordwerfen der gesamten früheren Richtung der deutschen Poesie eigentlich nicht denkbar. Es war eine Notwendigkeit, daß man einmal mit Wucht darauf gestoßen wurde: nicht Versemachen, sondern Schöpfen aus dem Quell ureigenster Persönlichkeit ist das Wesen der Poesie. Zwischen Klopstock und der früheren deutschen Dichtung klafft ein Riß, ein Bruch. Diese vorübergehende ungeschichtliche Anschauung war kein großes Unglück. Schnell genug fand man sich zur geschichtlichen zurück. Hamann, Herder, Goethe, sie haben die frühere Poesie gewürdigt und würdigen gelehrt, Herder in so bahnbrechender Weise, daß die ganze „Restauration" (ein unzutreffendes Wort!) des deutschen Kirchenliedes im 19. Jahrhundert geradezu auf ihn zurückgeht. In Herder liegen die Wurzeln unserer Literaturgeschichte, der Würdigung unseres Kirchenliedes als

Volkslied, der Sichtung und Unterscheidung des Wertvollen und Wertlosen im geistlichen Liede der früheren Zeiten

Klopstock hat sich nur einmal mit der deutschen Poesie der Zeiten vor ihm befaßt Das war, als er sein Gesangbuch schaffen wollte Da konnte er nicht anders, er mußte zu dem überkommenen Kirchenliede Stellung nehmen. Er hat ihm ein Zugeständnis gemacht, das für ihn etwas Ungeheures bedeutet Er hat ihm den Reim gelassen und ihm zuliebe in seinen Kirchenliederdichtungen den Reim angewandt Es ist — abgesehen von einigen Epigrammen in der „Gelehrtenrepublik“ — das einzige Mal in den zwölf Bänden der Klopstockschen Werke, daß uns der Reim begegnet. Im Jahre 1782 sang er in einer Ode an Voß von den nachgriechischen und nachrömischen Sprachen Statt des Silbenmaßes ist

> In sie ein böser Geist mit plumpem
> Wörtergepolter der Reim gefahren
> Red ist der Wohlklang, Rede das Silbenmaß,
> allein des Reimes schmetternder Trommelschlag
> was der? Was sagt uns sein Gewirbel
> lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

In zwei Zeiten seines Lebens hat Klopstock für das Kirchenlied gearbeitet. Zuerst sehen wir den 32jährigen mit der Dichtung von Liedern für die Gemeinde beginnen Im Herbst 1757 war das Unternehmen so weit gediehen, daß da 35 eigene Dichtungen und 29 (genauer 30) veränderte alte Kirchenlieder zusammen mit der Jahreszahl 1758 erscheinen konnten Im Jahre 1769 kehrte Klopstock zu diesem Plane zurück Da erschienen noch 30 Kirchenlieder Waren diese im ganzen etwas einfacher, als die früheren, so konnte es diesmal Klopstock nicht über sich gewinnen, in allen den Reim anzuwenden Zwölf von ihnen sind reimlos, keines dieser zwölf hat in den Gemeindegesang Aufnahme gefunden Die erste Sammlung erschien, als Klopstock in der kurzen Ehe mit seiner Meta auf der Höhe seines Glückes stand, die zweite in seiner letzten Kopenhagener Zeit, nach dem Tode seines geliebten Königs Friedrich V von Dänemark Es ist oft bemerkt worden, daß die erste, bahnbrechende Sammlung gleichzeitig mit Gellerts Liedern (1757) das Licht der Welt erblickt hat

Aus den Liedern allen und aus den drei Vorreden dazu sieht man, wie heiliger Ernst es Klopstock mit dem Gottesdienste und der gottesdienstlichen Lyrik gewesen ist Aber man sieht zugleich, daß er sich in einer gewissen Unsicherheit auf einem ihm fremden Gebiete bewegte Er war nicht nur durch den Reim gebunden Schwerer noch kam es ihn an, daß er sich zur Gemeinde, zum Volke „herablassen“ mußte. Bis dahin war er gewohnt gewesen sein Empfindungsleben schrankenlos aus- und überströmen zu lassen Gerade sein äußerster Subjektivismus hatte ihm Bewunderer gewonnen. Hier dagegen begab er sich in eine Gesellschaft, die seinem Gedankenfluge zu folgen nicht willens noch fähig war Bis dahin hatte er sich sein Publikum erzogen. Würde ihm dies in den gottesdienstlichen Versammlungen, die seine Lieder sangen, möglich sein? Die Lage hatte für Klopstock etwas um so Ungewohnteres, als er überhaupt bis dahin in seinem Leben sich an keine Schranken gebunden gesehen hatte Anders wie alle anderen Dichter, im bezeichnenden Gegensatze z B zu Goethe, hat Klopstock zeitlebens keine bürgerlichen Pflichten zu erfüllen gehabt, außer der kurzen Hauslehrerzeit in Langensalza. Von da ab war er nur Dichter und genoß seine Pension ohne die geringste Verpflichtung. Ebenso hat ihm sein Familienleben keine

Schranken gesetzt. Seine vierjährige Ehe mit Meta war nichts als ein fortgesetzter Brautstand. Kindersegen war ihr versagt, so gab es auch keine Erzieherpflichten für ihn. Auch in kirchlicher Beziehung konnte er ganz nach seiner Individualität leben und hat es getan. Wir finden in seinem Leben keine Spur davon, daß er sich mit den verschiedenen kirchlichen Richtungen seiner Zeit, dem Pietismus in seinen verschiedenen Färbungen, der Brüdergemeine, der aufkommenden Aufklärung auseinandergesetzt hätte oder sich ihrer auch nur bewußt geworden wäre. Er hat für diese Richtungen und Gemeinschaften keinerlei Organ. In der Kopenhagener Zeit umgibt ihn ein Kreis gleichgesinnter christlicher Freunde: Münter, Kramer, Funk, Sturm. Aber sie scheinen sich vor seiner kirchlichen und christlichen Individualität lediglich gebeugt zu haben, wenigstens so weit es die heilige Lyrik betrifft. Sie sind darin nichts als seine Nachtreter. So war denn Klopstock zeitlebens nichts anderes gewohnt gewesen, als seine Persönlichkeit schrankenlos auszuleben. Kein Wunder, daß es ihm zu schwer wurde, nun auf einmal auf dem Gebiete des Kirchenliedes gemeindemäßig zu sein. Das blieb denn auch selbst den Bewunderern Klopstocks nicht verborgen. Nach dem Erscheinen der Sammlung von 1758 wurde es mehrfach ausgesprochen. Lessing sagte im 51. Literaturbriefe, Klopstock habe, wie es im Sprichwort heißt, oft die Leiter nach sich gezogen und Gesänge geliefert, die von seiten seiner so voller Empfindung seien, daß ein unvorbereiteter Leser nichts dabei empfinde. Aber auch Herder fand in den meisten zu viel orientalischen Schwung, zu viel biblische Sprache, als daß sie immer nach unseren Ideen bestimmt genug wäre, und gewisse morgenländische Wiederholungen, die statt zu seufzen gähnen machen. Uz, Kleist, selbst Gleim wollte von diesen Kindern der christlichen Muse Klopstocks nichts wissen. Die Pietisten ihrerseits, seis in Halle, Herrnhut, Schwaben oder am Niederrhein, nahmen vollends keinerlei Notiz von ihnen.

Ihre Zeit sollte noch kommen. Aber ehe wir uns das vergegenwärtigen, wollen wir einen Augenblick bei ihnen selbst verweilen. Wie muten sie uns heute an? Da stehen zunächst die 35 ersten Schöpfungen vom Jahre 1758. Scheinbar zusammenhangslos weisen sie doch eine Ordnung auf. Wir erkennen die Folge Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Wir werden von Weihnachten bis Pfingsten geführt. Taufe und Abendmahl fehlen nicht. Aber diese Reihenfolge ist stark verhüllt durch Lieder, die meist Sterbelieder sind. Diese Gattung drängt sich in seltsamer Weise vor. Tränenschwer ist die Empfindung eigentlich in allen Liedern, Todes- und Auferstehungsgedanken fehlen fast in keinem, aber trotzdem ist die Zahl der eigentlichen Sterbelieder noch groß. Überall sehen wir den Himmel offen und darin „die Toten Gottes“, wie es oft heißt. Vielleicht rührt es von Klopstock her, die Seligen im Himmel als „Tote“ zu bezeichnen, so wäre er dann auch für den Namen „Totenfest“ im Kirchenjahre in erster Linie verantwortlich? Bezeichnend ist, daß alle Lieder Klopstocks, die heute in den Gesangbüchern noch stehen, mit zwei Ausnahmen Sterbelieder sind, wie denn auch das einzige allgemein bekannt gebliebene, „Auferstehn“, zu dieser Gattung gehört. Die beiden Ausnahmen sind: „Zeige dich uns ohne Hülle“, das (auch reichlich apokalyptische) Sonntagslied vom Jahre 1769, und das Abendmahlslied: „Herr, du wollst sie vollbereiten“ (1758).

Der unablässig erhabene Ton, der seraphische Flug, der uns in den Oden und im Messias natürlich dünkt, berührt uns hier seltsam, da uns der Gedanke an die Gemeinde dauernd stört. Klopstocks Kirchenlied verhält sich zu dem alten etwa

wie der Messias mit seinen Gebilden von Engeln und Teufeln, mit der Verlegung des Schauplatzes in Himmel und Hölle sich zu der Erzählung der vier Evangelien verhält. Der Inhalt seiner Lieder spiegelt sich auch in der Form wieder, die der Sänger ihnen gegeben hat. Es ist von jeher bemerkt worden, daß er sich fast ausschließlich der machtvollsten Versmaße der reformatorischen Zeit bedient. Sämtliche Lieder zu den hohen Festen gehen auf „Herr Gott dich loben wir," „Mitten wir im Leben sind" und andere cyklopische Maße sind ihm eben recht, um seine wallenden Gedanken darein zu gießen. Am liebsten sind ihm die mit Kehrreimen und in denen jambische mit trochäischen Zeilen wechseln. Anapästische und amphibrachysche schließt er völlig aus. Den Kehrreim aber macht er meist flüssig, d. h. er löst ihn in Worte auf, die zum Satze gehören. Die von ihm bevorzugten Maße wie „Mitten wir im Leben sind", „Nun bitten wir den heiligen Geist" gestatten ihm auch mit dem Reime sparsamer umzugehen, in ihnen reimt sich nicht viel. Noch dazu ersetzt er den Reim nicht selten durch Wiederholung desselben Wortes. „Müde sündenvolle Seele, mach dich auf, erlöste Seele" beginnt seine eine Umdichtung des Liedes „Schmücke dich, o liebe Seele", und die andere: „Frühe, sünstergedrückte Seele, ach, du kannst erlöste Seele."

In dem Vorbericht zu seinen „Veränderten Liedern" verwahrt er sich dagegen, daß er die alten Kirchengesänge umgearbeitet habe. „Ich habe sie, einige Strophen ausgenommen, nur verändert, und nicht umgearbeitet." Er meint den Hauptton des Dichters gefunden zu haben und „mußte diesen, wenn er davon abwich, in demselben zurückbringen." Sowohl die Wahl der Lieder, an denen er so handelte, als die Art, wie er es tat, erscheinen uns heute als eine der bemerkenswertesten Verirrungen des menschlichen Geistes. Zunächst müssen wir die „Veränderungen" als „Umarbeitungen", zum teil höchst radikaler Art, erkennen. In der Absicht, die Lieder einheitlicher und empfindungsvoller zu machen, sind sie doch zumeist ihrer dichterischen und religiösen Eigentümlichkeit entkleidet und nicht selten trivialisiert. Zehn Lieder Luthers, die beiden von Decius und die beiden von Nicolai, Gerhardts „Sollt ich meinem Gott nicht singen" und „Wach auf, mein Herz und singe", wie Schütz „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" sind diesem Schicksale verfallen. Die Kehrreime der Originale sind getilgt und durch hinzugedichtete Zeilen ersetzt.

Auf diesem Gebiete hat Klopstock zuerst Schule gemacht. Wie die Diterich und Genossen den ganzen Liederschatz alsbald seit 1765 verwässert haben, ist zu bekannt, als daß ich hier ein Wort weiter darüber verlieren dürfte. Hatte Klopstock die alten Lieder ihres religiösen Inhalts nicht entleert, so räumten die späteren Umdichter gerade mit diesem am gründlichsten auf.

Bald aber versuchte man sich in Klopstocks Art auch in Originaldichtungen. Zwar rein nachgeahmt wurde er fast nur von den vorhin genannten Freunden Münter, Cramer, Funk, Sturm. Die meisten anderen Dichter, auch ein Lavater, Jung-Stilling, Jorissen, suchten die Mitte zu halten zwischen der überschwänglichen Art Klopstocks und der nüchternen Gellerts. In die Gesangbücher wurden seine Dichtungen zahlreich aufgenommen, aber zumeist in den mannigfachsten und tiefgreifendsten Veränderungen, jeder schnitt sie sich auf seine Weise bis zur Unkenntlichkeit zurecht.

Wenngleich Klopstock in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine viel bewundertere Stellung einnahm als Gellert, so ist doch nicht zu zweifeln, daß Gellerts geistliche Lyrik ungleich volkstümlicher war als die des Sängers des Messias. Gellerts Lieder sind bald nach ihrem Erscheinen vom ersten bis zum

Digitized by Google

letzteren mehr als ein Dutzend mal komponiert worden, von Klopstocks Liedern haben nur einzelne neue Melodien erhalten. Gellert hat ganz anders den Ton seiner Zeit, vor allem des Kleinbürgertums seiner Zeit, getroffen als Klopstock. Dazu kommt noch ein anderes Moment. Klopstocks Poesie trägt ihre Musik in sich selbst, aber zum Komponieren ist sie so ungeeignet wie möglich. Sie ist Sprechlyrik. Das gilt von den Oden, das gilt auch von den Kirchenliedern trotz der wundervollen alten Melodien, auf die sie — scheinbar — gedichtet sind. In Wirklichkeit nimmt Klopstock auch hier auf das Singen wenig Rücksicht. Das hat unzählige geistliche Dichter und Umdichter in seinem Gefolge verführt, bei ihren Versen die Sangbarkeit außer Acht zu lassen. Vieles in den rationalistischen Gesangbüchern würde uns nicht so angähnen, wenn es nicht so grausam leselyrisch wäre.

Und dennoch hat auch Klopstocks Kirchenlyrik im 18. Jahrhundert wenig erfreuliche Früchte gezeitigt, im 19., in der Zeit des wiedererwachenden Glaubenslebens, ist seine Dichtung von unverkennbar vorbildlicher Bedeutung gewesen. Drei so individuell verschiedene Geister wie Novalis, E. M. Arndt, A. Knapp, sie zeigen sich auf dem Gebiete der Kirchenliederdichtung darin verwandt, daß ihre Empfindungswelt, ihre Sprache von Klopstock beeinflußt ist. Die geistliche Poesie des 19. Jahrhunderts, Stimmungslyrik, wie die Klopstocks, ruht doch in ganz anderer Weise auf dem, was dieser, als auf dem, was Gellert unserem Geistesleben gewesen ist.

Endlich aber, für die Liturgik, insonderheit die Liturgik des Kirchenliedes, hat Klopstock Grundsätze aufgestellt, die für alle Zeit maßgebend sein werden. Es ist staunenswert, wie der Mann, der beruflich der kirchlichen und gottesdienstlichen Tätigkeit völlig fern stand, das Wesen des Gottesdienstes und des gottesdienstlichen Singens dramaturgisch ausgesprochen hat. In der Einleitung zu seinen Geistlichen Liedern vom Jahre 1757 schreibt er: „Die Anbetung ist das Wesentlichste des öffentlichen Gottesdienstes ... Das Singen ist wieder der wichtigste Teil der Anbetung, weil es das laute Gebet der Gemeinde ist, welches sie mit mehr Lebhaftigkeit bewegt und zu längerem Anhalten erhebt, als das still nachgesprochene oder nur gedachte Gebet. Die unterrichtende Ermahnung des Predigers ist ihres großen Nutzens ungeachtet kein so wesentlicher Teil des Gottesdienstes ...“ Er spricht sich sodann für den Wechselgesang und die Reform der Mitwirkung der Instrumentalmusik im Gottesdienste aus: „Musik von ganz anderer Art sollte das Singen der Gemeinde begleiten, oder dann mit dem Chore gehört werden, wenn dieses (das Chor) entweder mit der Gemeinde abwechselte, oder für sich eine Musik aufführte, wiewohl dieses letztere seltener und nur auf kurze Zeit geschehen müßte, weil die Gemeinde mehr Anteil an dem Gottesdienste nehmen, als bloß zuhören will ...“

Das Schönste und Erhabenste, was je über den Wechselgesang zwischen Gemeinde und Chor gesagt worden ist, hat Klopstock gesagt. Wie er selbst eine Anzahl von solchen Wechselgesängen für den Gottesdienst gedichtet hat, so hat er dem Gegenstande auch eine seiner schönsten Oden gewidmet*). Wo ich diese Ode bis jetzt ausgelegt oder angeführt gefunden habe, hat man ihren Sinn offenbar nicht verstanden. Die Ode „Die Chöre“ ist gedichtet im Jahre 1767, als Klopstock sich anschickte, den zweiten Teil seiner Geistlichen Lieder fertigzustellen. Er sagt da, er werde es nicht mehr erleben, aber einst werde ein edelster der Könige es

*) Vgl. S. 83.

wallfahren, was sein goldener Traum sei. Erst singen die Scharen im Tempel feiernd, ein Volkheer ist versammelt: „Den Sohn singet sein Volk, mit des Herzens Einfall vereint sich die Einfalt des Gesanges! Und mehr Hoheit, als die Welt hat, hebt sie gen Himmel empor.“ Diesem schlichten Gemeindegesang antwortet aus der Höhe der Kirche der Chorgesang. „Oben beginnt jetzo der Psalm den die Chöre singen, Musik, als ob kunstlos aus der Seele schnell sie ströme . . .“ Es sind mehrere Chöre: „Prophezeiung! und Erfüllung! wechseln Chöre mit Chören. Gnade singen sie dann und Gericht . . .“ Einzelstimmen unterbrechen den Chorgesang, dann mischen sich wieder Chöre zu Chören. Am ergreifendsten ist geschildert, wie die Gemeinde, durch den Gesang der Chöre bewegt, nun auch einzustimmen drängt: „Schon erzittert das Volk, schon glühet Feuer des Himmels in ihm! Wonne! Das Volk hält sich noch kaum . . . Länger nun nicht, länger nicht mehr! Die Gemeine sinket dahin auf ihr Antlitz, eilt, eilt, strömt in der Chöre Triumph.“

Wenn in unseren Tagen das einhellige Streben aller, die unsere Kirche und unsere Gottesdienste lieb haben, dahin geht, daß „die Anbetung als das Wesentlichste des öffentlichen Gottesdienstes“ in seine vollen Rechte trete, wenn wir, ausgerüstet mit den Schätzen der musica sacra alter und neuer Zeit für den Mund der Gemeinde und des Chores, dem Wechselgesang sein natürliches und altgeheiligtes Recht im Gottesdienste wieder erobern und sichern: so wollen wir dabei des Mannes nicht vergessen, der mit hehrem Herzensworte prophetisch für beides eingetreten ist. Sein gottesdienstlicher Tiefblick, der erhabene Schwung seiner Lieder, seine durch ein langes Leben bewährte echte Frömmigkeit machen der evangelischen Kirche sein Andenken zu einem allezeit gesegneten.

Von klassischen Kunst- und Kultusstätten Italiens*)

von Stadtpfarrer Dr. **Hasenclever** in Freiburg i. Br.

Der Verfasser dieser Zeilen ist unlängst wieder einmal über die Alpen nach dem Süden gewandert. Wer die Herrlichkeiten Italiens einmal frohgemut genossen, den lassen sie nicht mehr los, trotz der nicht ganz unberechtigten Vorwürfe, daß man das deutsche Vaterland viel zu wenig kennt. Es sollte diesmal ein längst gehegter Wunsch zur Ausführung kommen durch den Besuch kleinerer abgelegener Städte am Adriatischen Meer und in Umbrien. Man hat dort äußerlich wohl manche Unbequemlichkeit, denn die Omnibusse sind fast ausnahmslos schlecht und der landesübliche Schmutz noch viel größer als in den Orten des großen Fremdenstroms. Aber dies alles wird hundertmal aufgewogen durch den eigentümlichen Zauber und Reiz, den diese stillen Städte und Städtlein gewähren, wo man ganz anders als in den von Fremden überschwemmten großen Orten mit dem Volke in Berührung kommt, wo uns die Landbewohner einem nahe treten und ihre Arbeit und ihr Fleiß in den schon bebauten Landstrichen sich kundgeben, wo man viele köstliche und verborgene Kunstwerke findet, die wenig bekannt sind und deren Genuß nicht durch den Schwarm gaffender Engrosreisender oder die schwatzenden Fremdenführer gestört wird. — —

Ravenna! Vor gerade 20 Jahren war ich schon einmal dort, aber die Stadt ist noch ebenso verlassen und öde wie damals, und die wenigen Fremden, die oft die einzigen Wanderer sind auf den stillen, grasbewachsenen Straßen, werden dort heute noch angestaunt.

*) Die Abbildungen sind mit gütiger Erlaubnis der Firma E. A. Seemann, Leipzig aus dem 10. Hefte der „Berühmten Kunststätten“ entnommen, die hiermit wärmstens empfohlen seien.

und angebetet! Welch ein Boden, auf dem wir hier stehen! Hier bietet sich uns der letzte Fastnachtsspiel des zusammenbrechenden weströmischen Reichs. Hier wird der Held der deutschen Sage Dietrich von Bern zur historischen Person. Hier treibt das byzantinische Kaisertum noch einmal einen fruchttragenden Zweig im dem Erdreich. Und auch, als die Blüte der Stadt längst dahin war, werfen zwei Dichtergestalten auf das verfallende Ravenna und seinen berühmten Pinienhain einen verklärenden Glanz, im Mittelalter Dante, der hier seine letzte Ruhestätte gefunden, im 19. Jahrhundert Byron mit seinem Liebesroman.

Ravenna ist eine verarmte adelige Dame, die unter der verschlissenen Kleidung noch ein äußerst kostbares, altererbtes Schmuckstück trägt. Dieses Schmuckstück ist hier einzigartig. Was uns sonst in Italien fesselt, sind Denkmäler des Altertums oder der Renaissance.



Sarkophag im Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna.

Ravenna hat keines von beiden, aber es hat die Denkmäler der Völkerwanderung und spätrömischer oder byzantinischer Kunst. Hier treten uns die altchristlichen Basiliken nur wenig durch spätere Zutaten verändert entgegen. Der Arianismus ist aus der Kirche verschwunden, aber hier steht noch seine alte Kathedrale, die Theoderich der Große erbaut hat. Die Malereien und Mosaiken der Sophienkirche in Konstantinopel wurden von den Türken übertüncht und sind bis heute noch fast ganz unbekannt, hier in Ravenna strahlen die Mosaiken fast unverändert in ihrem alten Glanze, wenn auch die Rahmen, in welche diese Kleinodien gefaßt sind, die Kirchen selbst in ihrem Mauerwerk nur noch notdürftig zusammenhalten. Diese Mosaiken sind es auch, die mit der altchristlichen Sarkophagbildnerei Ravenna in erster Linie seine kunstgeschichtliche Bedeutung verleihen.

Die Sarkophagbildnerei des christlichen Altertums hat in Ravenna einen besonderen Typus erfahren. Die Sarkophage sind dort bedeutend ernster und strenger gehalten als die großen Steinsärge in Rom und in Gallien. Die Auswahl der abgebildeten Szenen ist viel beschränkter, und es sind wesentlich nur diejenigen vorhanden, die auch sonst am häufigsten vorkommen, wie die Darstellungen von Daniel in der Löwengrube, die Anbetung der Magier und die Auferweckung des Lazarus. Besonders eigentümlich ist diesen ravennatischen Sarkophagen der obere Abschluß durch einen dachförmigen oder gewölbten Deckel ohne figürliche Darstellungen, sondern nur mit einfachem Ornament. Merkwürdigerweise ist der Typus des

Christusbildes auf den Sarkophagen Ravennas noch überwiegend der jugendliche bartlose, obgleich diese Kunstgebilde ziemlich jung sind (sie gehören dem 5. u. 6. Jahrhundert an) und aus einer Zeit stammen, welche den bärtigen Christustypus anderweitig schon besaß. In Rom kommt der letztere schon im 4. Jahrhundert vor. Ebenso zeigen auch einzelne Mosaiken Ravennas, die älter sind als seine Sarkophage, schon den bärtigen Typus. Einen bestimmten Entwicklungsgang in der Darstellung des Christusbildes der ältesten Zeit anzunehmen, ist ganz unmöglich. Die Kunst Ravennas hat, wie seine Sarkophage beweisen, wohl den bartlosen Typus länger bewahrt, aber der bärtige Typus kommt doch daneben auch vor. Die Arianerkirche S. Apollinare Nuovo zeigt in ihren Mosaiken beide Typen gleichzeitig nebeneinander. Auch in der Apsis der Hauptkirche des Ez- archus zu S. Vitale, ist der thronende Christus als kräftiger, bartlose Jüngling dargestellt, in klassisch antiker Schönheit. Ist Neigungen ist nun also in der Dar- stellung des Christus- bildes schwerlich von sehen. Man hat den Übergang aus dem bartlosen zum bärtigen Christus- typus aus dogma- tischen Gründen er- klären wollen: der steigende Verher- lichung Christi habe den männlicheren hoheitsvolleren Ty- pus hervorgerufen. Die Chronologie der wirklich vorhandenen Christusbilder stimmt damit durchaus nicht. Auch nach dem völli- gen Sieg der nizä- nischen Lehre kommt, wie gerade Ravenna zeigt, der bartlose Typus noch längere Zeit vor, und der orthodoxen Kirchen haben ihn so gut wie die arianischen. Der Künstler waren jedenfalls in der Schöpfung des Chri- stusbildes durch kir- chliche Vorschriften gebunden. Die Chri- stusbilder von Ra- venna sind indivi- duelle Schöpfungen, deren Verschieden- heit in der künst- lerischen Begabung ihrer Schöpfer be- ruht. Die Künstler selbst mögen nur durch das größere oder geringere Verständnis der antiken Vorbilder verschieden beeinflußt sein. In den Bahnen der Antike wandelt ja noch die ganze Ravennatische Kunstübung. Das Christentum hatte äußerlich längst gesiegt, aber die künstlerische Phantasie folgte nur langsam der Entscheidung des Verstandes. Der gute Hirte im Mausoleum der Galla Placidia ist ein antiker Jüngling mit den Zügen eines Apollo oder eines Imperators.

Christus aus S. Vitale zu Ravenna.

Die glänzende Mosaikkunst Ravennas, der sich durch die Art der Technik in unge- dechtem Glanze bis heute erhalten hat, ist nicht ein Beweis von dem frühen künstlerischen Verdienst der Kirche, sondern lediglich von der Prachtliebe fürstlicher Beschützer der Kirche. Ist die gesamte altchristliche Kunst nichts anderes als der zeitgenössische Nachklang antiker Kunst mit christlichem Inhalt, so hat man hier zum Schmuck der Gotteshäuser dieselben Kunstformen angewandt wie zum Schmuck der Paläste. Drei Namen sind es, denen Ravenna seine Kunstblüte verdankt: die Kaiserin Galla Placidia, der Ostgotenkönig Theoderich und der byzantinische Kaiser Justinian. Jene männlich starke Herrscherin, die mit fester Hand das sinkende Staatsschiff Roms noch eine Zeit lang durch die wilden Stürme der wogenden Völkerwelt hindurchsteuerte, hat sich unvergängliche Denkmäler gesetzt in der Kirche S. Johannes Evangelista, in der Taufkirche S. Giovanni in fonte und in ihrem Mausoleum, das freilich nur nach legendarischer Überlieferung ihr Grab enthalten soll. Während die

erstgenannte Kirche ihre ursprüngliche Gestalt durch spätere Umbauten völlig verloren hat, so stört in dem Mausoleum keinerlei Zutat späterer Zeit. Wir stehen hier ganz und gar im 5. christlichen Jahrhundert und eine edle Weihe des Todes liegt über diesem kleinen Raum, in dem kein Fleckchen der Wand sich findet ohne leuchtendes Mosaik mit überwiegend tiefsatten blauen Farben. Das bereits erwähnte Bild des guten Hirten, das ein Kunstkritiker als die vollendetste Leistung auf dem Gebiete der altchristlichen Kunst bezeichnet hat, sowie die wunderbaren Ornamente der Blumengewinde, Mäander und Arabesken zeigen noch völlig antiken Kunstgeist.

Nicht minder wohl erhalten ist das Taufhaus S. Giovanni in fonte. Eine Fülle verschiedenartiger Eindrücke tritt uns hier entgegen: Antike Säulen, antike Marmorinkrustation, antike Mosaiken mit goldenen Arabesken auf tiefblauem Grunde, dabei Gestalten von Heiligen, das Ganze überwölbt von der völlig mit Mosaiken bedeckten Kuppel, die als Mittelbild die Taufe Christi durch Johannes zeigt. In naiver Nachwirkung antiker Kunstformen schaut der schilfgeschmückte Flußgott Jordan, durch eine Inschrift als solcher gekennzeichnet, der heiligen Handlung zu.

Noch stärker als die Kaiserin Galla Placidia wirkte Theoderich der Große auf die Blüte Ravennas ein. In seiner Persönlichkeit hing alles; denn mit seinem Kommen entstand, mit seinem Tode verschwand die ganze Herrlichkeit des Staates. Von seinen in Ravenna erstellten Bauten sind verschiedene Kirchen und sein berühmter Palast völlig vom Erdboden verschwunden, aber noch steht, architektonisch durch spätere Zutaten wenig verändert, im Innenschmuck völlig erhalten, die arianische Hauptkirche S. Apollinare nuovo da. Nichts in dem reichen musivischen Bilderschmuck der Wände verrät das arianische Bekenntnis. Vielmehr zeigt sich ein Fortschritt christlicher Kunstübung in der Aufnahme einer ganzen Bilderreihe aus der Passion Christi, in der freilich — eine Nachwirkung des solche Marterszenen perhorreszierenden antiken Geistes — die Szene der Kreuzigung fehlt. Ebenso stellen die beiden langen Züge der Märtyrer auf der rechten und der Jungfrauen auf der linken Wandseite über den Säulenbogen eine Erweiterung der Darstellungen, aber freilich keinen künstlerischen Fortschritt dar. Denn das Gezwungene und Steife in Haltung und Bewegung und die dürftige Anordnung der Gewänder deutet auf künstlerischen Verfall. Man hat darum wohl nicht mit Unrecht vermutet, daß diese Mosaiken erst später angebracht wurden. Freilich müßten dann die thronenden Gestalten Christi und der Maria, welche die Zielpunkte dieser beiden Züge von Männern und Frauen bilden, noch der früheren Zeit angehören, denn sie tragen noch ganz antike Hoheit.

Wenn ich als dritten Förderer der Blüte Ravennas Justinian den Großen nannte, so ist dies freilich nicht in dem Sinne zu verstehen, als ob er in derselben direkten Weise wie die beiden Andern kirchliche Kunstwerke dort ins Leben gerufen hätte. Aber die Stadt hat als Residenz des byzantinischen Exarchats doch unter ihm eine neue Blütezeit erfahren, und wenn auch die beiden Hauptkirchen dieser Epoche, S. Vitale und S. Apollinare in classe, nur Ausläufer der Blütezeit Theoderichs sind und schon unter seiner Regierung begonnen wurden, so wurden sie doch unter Justinian vollendet und mit ihrem glänzenden Schmuck ausgestattet. Die andere Frage, wie weit diese Bauten künstlerisch von Byzanz abhängig sind, ist zu weitschichtig, um sie hier näher zu erörtern. Die „byzantinische Frage" ist tatsächlich noch nicht völlig gelöst. Doch läßt sich soviel sagen, daß auch hier der Zusammenhang mit der Antike festzuhalten ist. Wie weit die Einflüsse von Byzanz auf Ravenna und speziell auf die Kirche S. Vitale gehen, mag sich schwer sagen, aber vorhanden sind sie jedenfalls. Denn die Beziehungen zwischen Byzanz und Ravenna waren schon zur Zeit des Theoderich, geschweige zur Zeit des Exarchats sehr lebhaft. In den beiden genannten Kirchen zeigt sich die spätere Zeit nicht sowohl in der Gesamtanlage als in Einzelheiten wie in der Ausbildung der merkwürdigen Säulenkapitelle; die Mosaiken werden, freilich auch nur zum Teil, steifer und lebloser, wie sich dies besonders in der Apsis von S. Vitale bei den Bildern des Kaisers und seiner Gemahlin Theodora mit ihrem Gefolge zeigt, ein Wandschmuck, der vielleicht von dem Herrscherpaar selbst gestiftet wurde.

Das Mosaik ist eine Kunstgattung, die so recht dazu geeignet ist, einer im Großen

und Ganzen absterbenden Kunstepoche durch äußern Aufwand und Glanz zu ersetzen, was ihr an innerem Leben abgeht. Es ist charakteristisch, daß die musivischen Bilder die letzten Ausläufer antiker Kunsttätigkeit bilden. Die Blütezeit der Skulptur ist immer zu Ende, wenn die Bildhauer bei malerischen Darstellungen angekommen sind. Dann kommt das Relief und die Malerische der Farbe. Die Farbengemälde aber bestanden für den Schluß der Antike eben auch wieder aus Stein, dessen farbige Komposition das Gemälde hervorbrachte. Daß in dieser Kunstart gerade in Ravenna noch einmal nach Konstantin ein Aufschwung künstlerischer Tätigkeit eintrat, will Kraus in seiner Geschichte der christlichen Kunst (I. S. 446) nicht bloß aus fürstlicher Gunst und Förderung erklären, sondern daraus, „daß die ersterbende Lebenskraft der antiken Welt unter dem Anhauch des in Konstantin plötzlich sieghaft gewordenen Christentums noch einmal eine Regeneration erfahren hat, die sie in den Stand setzte, die so hocherfreuliche Nachblüte griechisch-römischer Kunst zu erzeugen." Man mag dies dahingestellt sein lassen, denn es ist doch immerhin nicht zufällig, daß diese Nachblüte antiker Kunst mit christlichem Inhalt gerade mit der politischen Blüte Ravennas zusammenfällt. Jedenfalls ist es aller Anerkennung wert, was schon an äußerem technischen Können hier geleistet wurde. So hat man berechnet, daß bei diesen Mosaiken nahezu 50 000 Steinchen auf den Quadratmeter kommen. Deren Zahl muß also bei der Ausschmückung der großen Wandflächen oder der Kuppeln in viele Millionen gehen. Aber auch das Kunstverständnis zeigt sich noch lebendig in der Nachwirkung antiker Formenschönheit. Freilich war es unausbleiblich, daß bei weiterem Sinken des Kunstgeschmacks dasjenige nicht ausblieb, was die schwerfällige Technik der Mosaik schon im Keime enthält, nämlich eine Erstarrung des Lebens der Darstellungen. Ist es schon sehr schwierig, einen geistigen Ausdruck in Mienen und Haltung der Personen durch Mosaik darzustellen, so kann es nicht wundernehmen, wenn schließlich die Figuren leblos werden, ungelenk, steif und starr. Darum ist auch die Mosaik recht geeignet, die Erscheinungen des byzantinischen Hofes mit den faltenlosen steifen Prunkgewändern darzustellen. Darum konnte es auch vortrefflich dienen zur Schöpfung eines Christusbildes, das als ein durch die Dogmatik erstarrtes Schemen aus



Kapitell aus S. Vitale in Ravenna

überirdischen Regenten wie ein furchtbares Götterbild den Menschen anblickt. Überhaupt läßt sich zur Darstellung strenger dogmatischer Religionslehren das Mosaik vortrefflich verwerten. Diese Technik wird darum für evangelische Kirchen, in denen man doch Stimmung in den Bildern verlangt, wenig geeignet sein. In kleineren Bildern, wie wir sie in unsern Kirchen haben können, besteht die Gefahr der Leblosigkeit erst recht, und größere Wandflächen damit zu bedecken, wie es etwa für die Vorhalle einer Kirche wohl anginge, werden wir schwerlich je Veranlassung haben, zumal der Aufwand in keinem Verhältnis stünde zu dem innern Gewinn, den das Gemeindeleben davon hätte.

Die Kirchen Ravennas zeigen sich, wie schon erwähnt, heute in einem sehr dürftigen, schadhaften und von dem Zahn der Zeit zernagten Zustand. Die Kirchen sind baufällig, die Mauern vielfach aus dem Lot gewichen, der sumpfige Boden hat ein Sinken der Gebäude veranlaßt, von der Basis der Säulen ist nichts mehr zu sehen. Das Taufhaus S. Giovanni in fonte steckt nahezu drei Meter tiefer im Boden als ursprünglich. Dazu Feuchtigkeit und Moder, wohin man schaut. In S. Apollinare in classe bedeckt grüner Schimmel den Fußboden und den Sockel der Wände. Erdgeruch und modrige Luft allenthalben. In solchen Räumen muß der kirchliche Kultus auch schadhaft werden. Der römische Gottesdienst macht ja überall in Italien auf den Deutschen einen jämmerlichen Eindruck. Das mechanische und handwerksmäßige Funktionieren der Priester stößt auch viele Katholiken ab. Der Protestant aber kann diese Art des Kultus nicht anders denn als heidnisch bezeichnen. Denn was dem christlichen Kultus seinen eigentümlichen Charakter gab, die Feier einer Gemeinde, das ist völlig verschwunden. Der Gottesdienst ist ausschließlich priesterliche Zeremonie, die hinter den Chorschranken in einem geheimnisvollen Dunkel sich abspielt. Das Schiff der Kirche ist zu diesem Priestertempel nur die Vorhalle, in welcher der einzelne Laie beten kann. So war es auch in den antiken Tempeln. Was bleibt da von einem christlichen Gottesdienst noch übrig? Selbst die geringe Beteiligung der Gemeinde, die im deutschen Katholizismus durch Responsorien und Gemeindegesänge stattfindet, ist in Italien verschwunden. Nur an hohen Festtagen bei feierlichen Messen fungiert höchstens ein Sängerchor als Vertreter der Gemeinde. Nun nehme man dazu, daß dieser Kultus in solchen alten, zerfallenden, niedrigen Gebäuden stattfindet, daß die Priestergewänder ebenso verschlissen und schmutzig aussehen wie die Kirchen, daß in den weiten Hallen nur hie und da eine halbzerbrochene Kniebank sich findet, daß an dem Sonntagvormittag, da ich in Ravenna weilte, außer einigen zerlumpten Frauen und Kindern kaum jemand der Messe anwohnte, so wird man das Urteil verstehen, das ein Begleiter aussprach: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an." Die Priester sind in ganz Italien eine sehr tief stehende, fast verachtete Menschenklasse, in Ravenna um so mehr, als hier ein Hauptsitz des politischen und sozialen Radikalismus ist. Welch geringer Wertschätzung die Kirche im Volksbewußtsein Italiens sich erfreut, kann man fast überall an dem äußern Zustand der Gotteshäuser wahrnehmen. Ich bin auf dieser Reise mehr als früher aufs Land hinaus in die Dörfer gekommen. Die Leute sind durchweg fleißig und arbeitsam, das Land ist überall angebaut und fruchtbar. Und doch kommt das Volk nicht vorwärts, doch sind die meisten [illegible]. Unter den geistigen Mächten, die ihnen aufhelfen könnten, spielt Religion und Kirche jedenfalls die geringste Rolle, wenn man auf die Wertschätzung achtet, die man den Gotteshäusern erweist. Solche jämmerliche und dürftige Dorfkirchen wie in Italien wird man gewiß in den allerärmsten Gegenden Deutschlands nicht finden. Was helfen da die herrlich wertvollsten Kirchen, die schönsten Mosaiken oder sonstigen Kunstwerke, wie sie in so manchen Kultusgebäuden auch kleiner Städte und Dörfer sich vorfinden? Die bildende Kunst kann dem Kultus nicht zu seinem Wesen verhelfen, wo dieses fehlt. Sie kann und soll den Kultusraum gestalten und schmücken, sie kann und soll dadurch zur Stimmung der Kirchenbesucher beitragen, aber sie bleibt immer doch nur ein Akzidenz. Die Wesenhaftigkeit liegt doch auf einem andern Gebiet. Es ist auch kein Wunder, daß in solchen Kirchenräumen wie in Ravenna das an sich schon rein objektive Handeln der Priester, das den ganzen Gottesdienst ausmacht, erst recht zu einem völlig mechanischen und handwerksmäßigen wird. Daß das Volk dort völlig vernachlässigt ist, hat sich am Katholizismus Italiens schon längst schwer gerächt. Mag es

uns die Frage nahelegen, ob es nicht eines Tages am Protestantismus sich rächen könnte, daß er in das andere Extrem verfiel und seinen Gottesdienst allein auf das Wort gegründet hat. Die Alternative, ob Predigt oder Kunst, kann auf die Dauer nur verderblich wirken. In der Vereinigung von beiden werden wir doch die Richtlinie der Zukunft finden müssen, wenn wir auch schwerlich davon ablassen können, daß das Schwergewicht in der Erregung der Andacht mehr dem geistigen Mittel des Wortes als dem sinnenfälligen Mittel der Kunst zufallen wird. (Fortsetzung folgt.)

Entwurf zur Konfirmationsfeier

vorgelegt von **H. A. Köstlin.**

(Schluß.)

B. Die Konfirmationsfeier

(Die Konfirmanden ziehen, wie bei der Vorstellung, gemeinschaftlich unter der Führung des Geistlichen zur Kirche. Der Kirchenvorstand hat wiederum seinen Platz nahe dem Altar. Der Geistliche verharrt am Altar in stillem Gebet, bis die Konfirmanden ihre Plätze eingenommen haben. Dann wendet er sich zur Gemeinde und spricht, nachdem die Orgel zu spielen aufgehört hat:)

1. P. Unser Anfang geschehe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen.

2. G. (sofort ohne neues Vorspiel) „Gott ist gegenwärtig" (wo es angeht, im Wechsel mit den Konfirmanden: G. V. 1. 2, K. V. 3 [„Wir entsagen"], G. V. 4. 5, K. V. 7 [„Mach mich einfältig."])

3. P. Dem Gott aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christus Jesus, sei Ehre und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit! Dies ist der Tag, den der Herr macht, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein! Amen.

4. Lasset uns beten. Allmächtiger, barmherziger Gott, der du ein Vater bist über alle, die auf dich hoffen, und ohne dessen Gnade niemand etwas vermag oder vor dir gilt, wir sagen dir Lob, Preis und Dank, daß du uns diesen Tag geschenkt hast, und bitten dich, daß du selbst dich zu dem Werke bekennen wollest, das wir vornehmen, auf daß wir dasselbe zu deiner Ehre vollbringen, deine Gemeinde dadurch erbauet und dein Reich dadurch gemehret werde durch Jesus Christus, unsren Herrn.

G. Amen.

5. P. Schriftlesung: etwa Matth. 5, 3—10 oder Mc. 10, 32—35 oder Lc. 11, 9—13 oder Joh. 15, 1—5 oder Ephes. 4, 1—7 oder 1. Tim. 6, 12—16 u. a. m.

(Nach dem Schluß: Lob, Ehr und Preis sei Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Halleluja!
G. Halleluja, Halleluja, Halleluja!

oder ein Liedvers)

(etwa von „Gott ist gegenwärtig" der letzte?)

6. P. Ansprache (Konfirmationsrede) im Anschluß an ein Schriftwort, ausmündend in ein freies Gebet,[1]) (an dessen Stelle auch das folgende treten kann:

Barmherziger Gott und Vater! Wir preisen deine milde Güte für alles, was du an diesen Kindern von ihrer ersten Jugend an bis auf diesen Tag an Leib und Seele getan hast. Wir bitten dich, du wollest sie erfüllen mit deinem heiligen Geiste, daß er sie erleuchte und heilige, stärke, kräftige, gründe. Leite sie nach deinem Rat und nimm sie endlich mit Ehren an. Amen.)

7. Konfirmanden: „Bei dir, Jesu, will ich bleiben" V. 1 und 4.

8. P. Liebe Kinder! Ihr seid in eurer Kindheit auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft und damit der Gemeinde des Herrn einverleibt worden. Nachdem ihr verstehen gelernt habt, was euch in der hl. Taufe geschenkt worden ist, begehret ihr, sollen

1) Denn hier soll der Seelsorger auch im Gebet das Wort haben.

Anteil an den Gnadengaben zu bekommen, die der Herr seiner Gemeinde vertrauet hat, und deß zum Unterpfand mit uns das hl. Abendmahl zu feiern.

Wer solches begehrt, der gibt zu erkennen, daß er sich mit lebendigem Glauben zu Jesus Christus, dem Herrn der Gemeinde, bekennt, ihm als sein echter Jünger nachfolgen und an dem Werke, das er durch den hl. Geist unter uns hat, in der Gemeinde dienen will.

Lasset uns hören das Bekenntnis, in welchem die Kirche von alters her bis zur Stunde ihren Glauben an Jesus Christus bezeugt.

(Folgt das apost. Glaubensbekenntnis, von dem Geistlichen gesprochen.)

So frage ich euch jetzt vor Gott und der Gemeinde auf Grund der Unterweisung, die ihr empfangen, und des Zeugnisses, das ihr vor der Gemeinde abgelegt habet:

Bekennt ihr euch mit uns zu der Gemeinschaft am Evangelium des Herrn Jesus Christus, so wie ihr es empfangen und verstanden habet?

Wollet ihr auf Grund des Glaubens an Jesus Christus ihm als eurem Herrn und Erlöser euch zu williger Nachfolge ergeben, euch, so viel an euch ist, als seine Jünger erweisen und ihm in seiner Gemeinde dienen nach dem Maße der Gabe und Kraft, die euch verliehen ist? Ist dies eures Herzens Wunsch und Meinung, so antwortet mit aufrichtigem Ja.

Konfirmanden: Ja (mit Gottes Hilfe).

9. P. (Auf dieses euer Wort nehme ich euch auf in die volle Gemeinschaft der Kirche.) Gott, der Herzenskündiger, verleihe euch zu eurem Entschluß seines Geistes Kraft und Segen!

G. „Komm, heiliger Geist, erfüll die Herzen . . .“ (während dieses Gesanges knieen die Konfirmanden).

10. P. Tretet heran, daß wir euch segnen und die Gabe des hl. Geistes herabflehen, den der Herr allen verheißen hat, die ihn darum bitten!

(Die Konfirmanden treten einzeln oder in Gruppen heran und knien an den Stufen des Altars nieder. Der Geistliche legt jedem die Hand aufs Haupt und spricht:)

Der Gott aller Gnade, der euch berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christus Jesus, der wolle euch vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen und durch seine Macht bewahren zur ewigen Seligkeit. Amen.

Oder

Der himmlische Vater erneuere und vermehre in euch die Gabe des hl. Geistes zur Stärkung eures Glaubens, zur Kraft in der Gottseligkeit, zur Geduld im Leiden und zur seligen Hoffnung des ewigen Lebens durch Jesus Christus unseren Herrn! Amen.

Oder

Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, verleihe dir reichlich die Gabe des heiligen Geistes, daß du wachsest in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus, stark seiest wider alle Versuchung, geduldig in allem Leiden, tüchtig zu allem Guten, der Gemeinde zum Segen und zu allem Wohlgefallen dem, der dich berufen hat zum ewigen Leben. Amen.

Oder

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des hl. Geistes sei mit dir in Ewigkeit! Amen.

Nachdem alle Kinder eingesegnet sind, kann der Chor singen etwa „Sei getreu bis in den Tod“ (Kutzel, Ch. G. B. Nr. 65) oder „Es sollen wohl Berge“ ib. Nr. 66 oder „Wer bis an das Ende“ ib. 114, „Sei Gott getreu“ (Kümmerle, Ch. B. f. K. Chöre II Nr. 200 oder Nr. 237/39 „Jesu meine Freude“ oder 260/62 „Herzlich lieb“) (31 Schülerchor im Württ. Sch.ch. I Nr. 28 „Es kennt der Herr“ o. ä.)

Dann (Danksagung)

11. P. Dem, der überschwänglich tun kann über Bitten und Verstehen, nach der Kraft des Geistes, der in uns wirket, dem sei Ehre in der Gemeinde, die in Christus Jesus ist, zu aller Zeit von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

G. Lob, Ehr und Preis sei Gott . . .

Lasset uns beten

Heiliger Gott, allmächtiger Vater! Wir sagen dir Lob und Dank für alle Barmherzigkeit, die du an diesen jungen Christen getan hast. Wir befehlen sie deiner väterlichen

306725A

Digitized by Google

Gnade und Treue, erleuchte und heilige, stärke und bewahre sie durch deinen heiligen Geist, daß ihrer keines, die du uns gegeben hast, deiner Gemeinde verloren gehe, sie alle vielmehr von Tag zu Tag zunehmen und fester werden in deiner Gnade, reichliche Früchte des Glaubens und der Liebe bringen und in der Nachfolge deines Sohnes treulich bis an das Ende beharren. Heilige uns durch und durch, auf daß wir als würdige Abendmahlsgenossen am Tische des Herrn erscheinen und dereinst, wenn wir Glauben gehalten haben bis ans Ende, mit diesen unseren Kindern das große Abendmahl feiern mögen in deinem himmlischen Reiche durch Jesus Christus, deinen Sohn, unseren Herrn, der mit dir samt dem heiligen Geiste lebet und regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

(Orgelspiel überleitend zum Abendmahl.)

12. Gemeinde „Christe du Lamm Gottes"

P. Die Herzen in die Höhe!

G. Erheben wir zum Herrn!

P. Lasset uns danksagen unserem Gott!

G. Das ist würdig und recht!

P. Wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam ist es, daß wir dir, heiliger Gott, allmächtiger Vater, Dank sagen durch Jesus Christus, unseren Herrn, der uns erlöset hat von aller Ungerechtigkeit und gereinigt ihm selbst ein Volk zum Eigentum.

Darum mit allen Engeln und Erzengeln und allen himmlischen Heerscharen singen wir dir und deiner unendlichen Herrlichkeit den Lobgesang.

Gemeinde. Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebaoth! Alle Lande sind seiner Ehre voll! Hosianna in der Höhe!

Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

P. Betet mit mir das Gebet, welches der Herr seinen Jüngern gegeben hat.

P., K. u. G. Vater unser, der du bist in dem Himmel (Unser Vater in dem Himmel) u. s. w.

P. Höret im Glauben die Worte der Stiftung des heiligen Abendmahls:

Unser Herr Jesus Christus in der Nacht, da er verraten ward und mit seinen Jüngern zu Tische saß, nahm er das Brot, dankte und brach's, gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches tut zu meinem Gedächtnis.

Desselbigengleichen nach dem Abendmahl nahm er den Kelch, dankete, gab ihnen den und sprach: Nehmet hin und trinket alle daraus; dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch (und für viele) vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Solches tut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis.

Tretet nun herzu mit rechtem Glauben und in christlicher Zucht!

Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!

(Es folgt die Austeilung, wobei die Konfirmierten vorangehen. Während derselben singt die Gemeinde „Mein Jesu, der du vor dem Scheiden" oder „Neuen, mein Herz, was Jesu Leiden" oder „Wie heilig ist die Stätte" oder „Jesu, Freund der Menschenkinder" o. ä. a. abwechselnd mit dem Chore.)

13. Schluß.

P. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!

Lasset uns beten.

Heiliger barmherziger Gott! Wir preisen deinen heiligen Namen und danken dir für deine unaussprechliche Güte, daß du uns durch dein heiliges Abendmahl also erquicket und gestärket hast. Nun wissen wir, daß nichts uns kann scheiden von deiner Liebe, die in Jesus Christus, deinem Sohne ist, unserem Herrn. Laß uns mit ihm und durch ihn mit dir immer inniger vereinigt werden, daß wir mit diesen jungen Christen in beständigem Glauben und herzlicher Liebe verharren, bis wir mit der Gemeinde der Vollendeten dich preisen in der ewigen Herrlichkeit. Amen.

G. „Laß uns so vereinigt werden ..."

P. Der Herr segne euch ... G. Amen, Amen, Amen.

Die Verwendung der Musik während der Austeilung des heiligen Abendmahles

von **Friedrich Spitta.**

In meiner hannoverschen Heimat sang man und singt auch wohl noch, während der Austeilung des hl. Abendmahles Kommunionlieder, Strophe für Strophe, ohne Zwischenspiel und Pause, und da das Tempo recht frisch genommen wurde, so konnte es leicht geschehen, daß man bei den großen österlichen Kommunionen drei, vier lange Lieder verbrauchte. Das war nicht richtig. Nicht bloß ermüdete es die Gemeinde, deren Gesang von Lied zu Lied merklich schwächer wurde, es hinderte auch die Sammlung und das stille Gebet, das nirgends so am Platze ist wie bei der Abendmahlsfeier.

Als ich ins Rheinland kam, fand ich es etwas anders. Auch hier sang die Gemeinde, aber nicht unausgesetzt. Zwischen den einzelnen Strophen spielte die Orgel längere Zeit. Das hatte einen Vorteil: die Gemeinde wurde nicht durch stundenlanges Singen erschöpft. Aber nicht bloß ermüdet es, beständig Musik zu machen, sondern ebenso sehr beständig Musik anzuhören, und vor allem, wenn diese ganz gleichen Charakters ist, immer weich und sanft. Das ist auf die Dauer nicht zu ertragen. Überhaupt muß ausgesprochen werden, daß sich im Gebrauch der Abendmahlsgesänge bei uns im Unterschied von der älteren evangelischen Praxis eine bedenkliche Verweichlichung eingestellt hat. Damals musizierte man während der Austeilung neben anderen Sätzen das „Heilig“, den 111. Psalm „Ich danke dem Herrn“, das „Danksagen wir alle“, ja selbst das Tedeum, daneben freudige Lob- und Bekenntnislieder wie „Nun lob mein Seel den Herren“, „Nun laßt uns Gott dem Herren“, „Nun freut euch liebe Christeng mein“. Und auch die älteren Abendmahlslieder wie „Gott sei gelobet und gebenedeiet“, „O Jesu, dir sei Preis und Dank“, „O Jesu meine Sonne“, „Wie wohl hast du gelabet“ liegen nach Text und Melodie nicht zu weit ab von dem Charakter der Abendmahlsgebete in der „Lehre der 12 Apostel“. In den chronologisch geordneten Gesangbüchern kann man es geradezu mit Augen sehen, wie die männliche Freudigkeit nach und nach einer mehr weiblichen Schwärmerei oder doch einem weichen Ernste den Platz läßt; der alte Arndt macht mit seinem fröhlichen „Kommt her, ihr seid geladen“ eine Ausnahme. Zu dieser altevangelischen Praxis sollten wir zurückkehren, es würde dadurch viel Peinvolles bei unseren kirchlichen Abendmahlsfeiern beseitigt werden. Doch ich wende mich wieder zur Hauptfrage. Ein ununterbrochenes Orgelspiel bei Kommunionen, die über eine Stunde dauern, wirkt geradezu entnervend. Und wie viele Organisten werden bei den Interludien nicht entgleisen? So lange frei zu phantasieren, möchte ich keinem anraten. Aber genug passende Zwischenstücke zu finden, ist auch nicht leicht. Ich habe da schon schlimme Sachen erlebt, wenn die Organisten die Oratorien und die Notenalbums zu plündern anfingen.

Eine dritte Art der Austeilung des Abendmahls ist die, welche mir zum ersten Male bei den Waldensern in Florenz entgegentrat, daß nämlich Orgel und Gesang schweigen und die Gemeinde in stillem Gebet und Sinnen verharrt. Es hat diese Weise auf mich einen so tiefen, erquicklichen Eindruck gemacht, daß ich sie bei Kommunionfeiern, die sich schnell vollziehen, wie das immer bei der sitzenden Kommunion der Fall ist, für die einzig richtige halte [1]. Daß dann nach der Austeilung, wo bei uns meistens die Gemeinde nicht mehr zum Worte kommt, alle doppelt freudig in einen unserer herrlichen Kommunion-Schlußlieder einstimmen, versteht sich von selbst.

Anders ist es bei der wandelnden Kommunion, die sich naturgemäß lange hinzieht, wenn hunderte von Abendmahlsgästen da sind. Hier würde eine Stunde Zeit, in der man nur das Murmeln der Austeilungsformel vom Altar hörte, schließlich auch der Andacht nicht förderlich sein. So frage man da für eine gemischte Praxis. Einerseits müssen Pausen da sein, wo alle Musik schweigt und die Kommuniongemeinde in stillem Beten verharrt. Dann aber mag sie selbst singen, nicht allein, sondern im Wechsel mit dem

[1] Bei den Waldensern besteht leider die stehende Kommunion nicht. Andererseits wird in der Brüdergemeine, wo sie besteht, immer gesungen, abgesehen von dem ergreifenden Moment der Brotessens vgl. M. Schr. I. 303.

Chor und der Orgel. Meyfarts Wechselgesang beim Abendmahl hat sich noch ziemlich lange in den Gesangbüchern gehalten. Auch hier, wie beim Wechselgesang überhaupt, gilt es, wieder zu der älteren gesünderen Praxis zurückzukehren.

Zu den Chorstücken, welche der ältere Protestantismus für die Feier des Abendmahles bestimmt hat, gehören auch die Einsetzungsworte. Die Notenbeilage in unserer Nummer bietet die Komposition derselben für vierstimmigen Chor von Schütz. Sie ist ein Teil seiner deutschen Messe, auf die ich bereits M.-Schr. VII 342 unsre Leser aufmerksam gemacht habe*). Die stille Majestät der leicht auszuführenden Schütz'schen Komposition wird gewiß überall einen tiefen Eindruck machen. Es versteht sich natürlich von selbst, daß der erste Teil bei der Austeilung des Brotes, der zweite bei der des Weines zu singen ist, nicht beide unmittelbar hinter einander. Übrigens ist es nicht ausgeschlossen, daß man bei großen Abendmahlsfeiern einen jeden Teil wiederholt, natürlich erst, nachdem andere Stücke, Gemeindegesang, Orgelspiel, Pause, dazwischen getreten sind. Übers Jahr können wir vielleicht den anderen Schütz'schen Kommuniongesang, Psalm 111, veröffentlichen. Beide Stücke finden sich in der Gesamtausgabe der Werke von Schütz, XII, 135—146.

Konfirmationsblätter von Wilhelm Steinhausen und die bisherige Entwicklung

von **David Koch** in Unterbalzheim, Württemberg

In der ablehnenden Kritik der älteren Konfirmationsblätter, die kunstgeschichtlich zu den Ausläufern der Nazarener Schule gehören, spiegelt sich der Prozeß der Weiterentwicklung unserer protestantischen Kunst wieder. Was unabhängig vom Christenvolke der alten Welt im Reiche der großen christlichen Kunst sich vollzog — was Gebhardt, Steinhausen, Uhde schufen, das soll und will nun in edler Volksmünze ausgeprägt werden. Und die Konfirmationsblätter werden diese Münze am leichtesten unter das Volk bringen.

Die Frage der Konfirmationsblätter hatte zum erstenmal R. Bürkner in dieser Monatschrift (April 1897) angeschnitten und die leitenden Gesichtspunkte klar erkannt, wenn er neben kirchlichem Stil kräftig den künstlerischen Gesichtspunkt des Wandschmucks für unsere Häuser betont. Unter diesem Gesichtspunkte scheidet er Wenzel und Speyer. Zur Konfirmation 1898 war dann geplant, die gesamte Künstlerschaft durch ein Preisausschreiben zum Wettbewerb für ein Konfirmationsblatt einzuladen. Aber die Kommission hatte Bedenken und folgte der Anschauung, „daß allgemeine Konkurrenzen heutzutage gar zu selten wertvolle Erfolge zu zeitigen pflegen". So wurde ein Einzelner, Ernst Pfannschmidt, Sohn des Berliner Künstlers und Schüler von E. v. Gebhardt, beauftragt. Den leitenden Gesichtspunkt faßt Bürkner auf Grund eigener Erfahrung dahin zusammen: „Das Bild muß klar und übersichtlich sein und darf nicht durch Überreichtum im Inhalt das ungeübte Auge verwirren. Andererseits darf der ästhetischen Beurteilung der breiten urteils-, weil verständnislosen Menge kein wesentliches Zugeständnis gemacht werden. Zweifellos aber ist es notwendig, das Publikum künstlerisch zu erziehen und ihm gleichsam die Augen des Kenners aufzuzwingen." Die Blätter von Pfannschmidt (Verlag dieser Monatschrift) sind weithin bekannt, anerkannt und angefochten. Sie bezeichnen zweifellos einen Fortschritt aus Glätte und weicher Sentimentalität zu etwas kräftigerer Auffassung der Person Christi. Nach der damaligen Lage vor 5 Jahren konnte zunächst wohl nichts anderes erreicht werden; Bürkner hatte im Angesicht von Pfannschmidts Leistung geschrieben: „Eine ernste künstlerische Grundlage ist gegeben, der Streit kann beginnen." Im Jahre 1901 erschienen von R. Hellu zwei Blätter. Auch sie hatten wenigstens den Willen zu einer kräftigeren Darstellung der Person Christi und seiner Jünger.

*) Durch Mitteilung dieses Stückes möchte ich mein dort gegebenes Versprechen wenigstens zu einem Teile einlösen. Die Herstellung von Stimmen für die ganze Messe hat sich vorläufig als nicht ausführbar herausgestellt.

Im gleichen Jahre 1901 wurde dann von anderer Seite in die Frage eingegriffen. Der Kunstwart gab als die Zahl seiner „Meisterbilder“ das Hundertguldenblatt von Rembrandt mit entsprechender Aufschrift für Konfirmanden heraus. Die künstlerische Absicht war unmißverständlich: derbe, aber gesteigerte und bedeutungsvolle germanische christliche Kunst im Gegensatz zur veräußerlichten romanischen Renaissance. A. Bonus anerkannte diese Tendenz in der „Christlichen Welt“, aber nicht mit Unrecht weist er von den Typen Rembrandts, die dem ungeschulten Blicke neuen Anstoß geben, hinaus in eine moderne eigenwüchsige deutsche Kunst mit Leuten unserer Tage. Ebenso drängt er bei der Farbenfreude unseres Volkes auf Kolorierung der Blätter. Erich Foerster suchte diese Bedenken zu entkräften. Er sagte, daß das Hundertguldenblatt immer noch viel verständlicher auch für das einfältigste Anschauungsvermögen wäre, als das Vielerlei des Symbols auf unseren Konfirmationsscheinen. Die Forderung der Farbigkeit nennt er Postulate an die Zukunft, deren Erfüllung von schwierigen Voraussetzungen abhängig ist. Es müßte nicht nur der Künstler dazu auferstehen, sondern „auch der neue Stil erst gleichsam erfunden werden“. Zum Schlusse bezweifelt dann Foerster noch, ob die Zeichner und Koloristen der „Jugend“, auf die Bahne hingewiesen hätte, bei ihrem weitabliegenden Interessengebiet zu dem Werke der Konfirmationsblätter tüchtig wären, ein Bedenken, das auch ich nach der oft starken Entgleisung der „Jugend“ hege.

Der Kunstwart hat dann 1902 außer dem Hundertguldenblatt auch Rembrandts „Verkündigung an die Hirten“ und Dürers „Dreifaltigkeit“ als Konfirmationsblatt veröffentlicht und dazu zwei lebende Meister gefügt. Das Bild „Komm Herr Jesu“ von Fritz von Uhde und die „Seepredigt Christi“ von W. Steinhausen. Soeben erhalte ich die zwei neuen, noch nicht publizierten Blätter des Kunstwart, diesmal die glücklichst gewählten: Dürers „Christus am Kreuz“ und Rembrandts „Jünger von Emmaus“. Der Kunstwart hält also unbeirrt — und das ist sein kunstgeschichtliches Verdienst — den Kurs auf germanische Kunst. Was wir von dieser deutschen Kunst zu erwarten haben, davon werde ich in absehbarer Zeit im Kunstwart selbst reden und auch in diesen Blättern anläßlich des Themas „christlicher Wandschmuck“ grundsätzliche Untersuchungen anstellen.

Jedenfalls hat der Kunstwart mit seinen beiden lebenden Meistern Uhde und Steinhausen einen Schritt weiter in der Frage der Konfirmationsblätter getan. Daß der Kunstwart nicht auch 1903 lebende Meister in Betracht zog, dürfte an der schon 1902 (K. W. XV, 10) angedeuteten Schwierigkeit gescheitert sein, Bilder lebender Meister zu erhalten, die schon in bestimmten Verlagshänden sind. So mußten die beiden neuesten Alt-Meisterbilder als künstlerische und verlegerische Folge der Alt-Bilder von 1902 (Dürer und Rembrandt) erscheinen.

Die „Seepredigt“ Steinhausens ist allerdings in weiten Kreisen abgelehnt worden. Ich habe mich nicht gewundert. Man muß das große Originalblatt vor Augen haben, wenn man den Künstler verstehen will. Bei der Wahl des Bildes hat aber Avenarius sein künstlerisches Ziel wie konsequent im Auge behalten. Einen herberen Christustypus — nicht Passionschristus — haben wir wohl in der ganzen Kunst nicht als diesen Christus auf dem See von Steinhausen. Man hat das Bild 1871 in der Berliner Ausstellung nicht verstanden, man versteht es auch 1902 noch nicht ganz. Uhdes Tischgebet eroberte viele Herzen. Und das ist uns freudige Genugtuung und gibt Hoffnung, daß das deutsche Volk doch bald seinen großen, alternden Meistern im Geiste näher kommt.

Nun aber ist die geschichtliche Entwicklung, die ich absichtlich möglichst lückenlos gezeichnet habe, weil ich in ihr etwas hoffnungsreich Typisches sehe, wieder einen Schritt weiter gegangen.

Nach dem Erscheinen meines Steinhausen-Buches wurden Stimmen laut, die diesen Meister für den berufenen Künstler neuer Konfirmandenscheine hielten. Ich wußte aber, daß das Thema bei Steinhausen schon seine Leidensgeschichte hatte — er wollte ja schon, da noch kein Mensch an Reformation dieser Volkskunst dachte, die Frage neu anfassen. Auch ein Hinweis von mir in der Christlichen Welt war bei dem hohen Preise des

Konfirmationsblattes erfolglos. Es traf sich dann, daß, angeregt durch Professor Spitta, der Karlsruher Künstlerbund und ich dem Künstler ähnlich lautende Vorschläge zur Wiederaufnahme seiner alten Versuche machten. Und dieses Mal liegt nun vor in 5 Konfirmationsblättern, die Steinhausen für den Verlag der Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe geschaffen hat.

Sein bisher volkstümlichstes und wohl auch herrlichstes Bild „Jesu Mahl mit den Sündern", hat Steinhausen in den Rahmen eines Konfirmationsblattes gefaßt. Es sind drei Formate mit je einer anderen Randzeichnung, und zwar 28 × 36 cm, 22 × 33 cm und 16 × 22 cm, so daß an individuelle Bedürfnisse reichlich gedacht sein dürfte. Die Ausführung auf feinem Kartonpapier ist mit mustergültiger Sorgfalt von der Kunstdruckerei des Karlsruher Künstlerbundes ausgeführt und zwar auf ausdrücklichen Wunsch Steinhausens nicht farbig. Es soll der Schwarzdruck nur durch zwei Tonplatten und durch eine Goldplatte unterstützt werden. Steinhausen hätte am liebsten auf alles Ornament verzichtet, um nur allein das Bild wirken zu lassen und durch dessen Farblosigkeit allein für den geistigen Gehalt zu interessieren. Doch um nicht ganz mit der Tradition zu brechen, hat er sich bewegen lassen, in seinen unaufdringlichen Randzeichnungen einen Rahmen für das Bild zu geben. Da ist er nun wieder der sinnige Stilist geworden, den wir aus der Chronika des fahrenden Schülers kennen.

Das Bild des größten Formats ist gar nicht von Leisten eingerahmt, sondern wirkt allein in seiner stattlichen Größe von 13 × 23 cm als ein Kunstwerk für sich, das keiner ornamentalen symbolisierenden Zugabe bedarf. Nur eine breite Zugleiste will künstlerischen Abschluß geben. Es ist das Rundbild des Herrn mit den Kindlein in Medaillon gefaßt, von rauschenden Wiesenblumen umrankt. Die geistige Beziehung zwischen Großbild und Ornament — liebende Fürsorge — ist klar.

Das zweite Konfirmationsblatt bewahrt am meisten den ornamentalen Charakter. Über gotischen, schlanken Halbsäulen erblüht das köstlichste Gerank von Reben und Trauben. Im zarten Geäst sitzen weiße Tauben. Das alles ist aber mit so feiner Feder gezeichnet, daß dem gewaltig darüber sich aufbauenden Gastmahlsbild kein Eintrag geschieht. Das dritte kleinste Blatt hat bescheidenes Rosenzweig-Ornament über gotischem Bogen. — Alle drei Bilder lassen zu Bibelspruch und Inschrift reichlichen Raum. Der Fortschritt in dieser künstlerischen Gestaltung des Problems liegt klar zu Tage: das vielbeklagte, nimmerwiederkehrende, unprotestantische Symbol ist auf das bescheidenste und verständlichste Maß beschränkt. Über die künstlerische Qualität des Hauptbildes aber brauche ich den Kennern der Steinhausenschen Kunst nichts zu sagen. Ich will nur noch darauf hinweisen, daß der Inhalt des Bildes voll sinniger und ernster Deutung auf die Zukunft eines Konfirmandenlebens zielt. Auf dem Bilde sind die „Sünder", die mit Jesu essen, ganz deutsche Leute, die einen in leicht stilisierter Gewandung, die meisten aber angezogen, wie die Landleute im Harz, wo Steinhausen zu seinerzeit an Ort und Stelle die Studien zu seinem Wandbilde machte. Es ist in der künstlerischen Absicht, die alle Menschenalter vom Kindlein am Mutterarm bis zum Greis, Kranke und Gesunde, Reiche und Arme um Christi Tisch schaut, eine Gewähr für die Brauchbarkeit seiner Kunst für die deutsche Christenjugend gegeben. Dazu ist der Realismus der Typen, der durch den zeichnenden Stift eine versöhnende Ausgleichung gefunden hat, so packend und die Gestalt Christi so ungesucht schlicht und groß, daß ihre Wirkung auf unsere Jugend nach meinen Erfahrungen sicher ist. Ich habe gefunden, daß gerade das Mädchen, das ihrem Vater zu Füßen liegt, und der verlorene Sohn, der eben heraus aus dem Leben an Christi Tisch niedergesunken ist, für beide Geschlechter erschütternde Typen der Lebenswege sind.

Auch das Hauptbild des großen Wandgemäldes im Sankt Theobaldi Stift zu Wernigerode ist in ähnlicher Weise zu einem Konfirmationsblatt von Steinhausen verwendet worden. Das Bild stellt bekanntlich den Zug der Mühseligen und Beladenen zum Kreuze dar.

Es sind 4 verschiedene Blätter gewählt, je zwei in gleicher Größe: 27 × 36 cm und 22 × 32 cm. Das erste Blatt gibt auf Breitformat nur das bekannte Bild in einer Mäch-

tigkeit von 15 : 30 cm. Das zweite Blatt in Hochformat faßt die Kreuzigung in eine einfache Stableiste, läßt einen außerordentlich großen Raum für Inschrift übrig und schließt mit einer Fußleiste ab, welche die Geschichte des barmherzigen Samariters nach dem Fries der Autobilder darstellt. Schon um dieses Frieses willen wird dieses Blatt viel Liebe finden. — Die zwei andern kleineren Blätter mit der Kreuzigung haben nur einfachste Leiste; das eine, das andere schließt das Bild mit einer Predelle ab, die in der Mitte der Basis das Wappen Rose, Herz und Kreuz trägt. Die Predelle ist für Inschrift.

Ein drittes Bild hat Steinhausen verwertet, indem er den Kreuzwurf seines Christus bei der Bergpredigt, der bisher nur als Ölgemälde existierte, in feinster Federzeichnung ausführte. Die beiden Engel zur Rechten Christi, die bei dem großen Wandbild künstlerischen Erwägungen hatten weichen müssen, werden ganz besonders zur Jugend sprechen. Sie versinnlichen den Gesetzesbuchstaben des alten Testamentes, denn der vordere Engel hält das Buch des Gesetzes und weist mit dem Finger darauf: „Es ist den Alten gesagt.“ Und dann Christus mit erhobenem Finger: „Ich aber sage Euch!“ Der Christus-Typus in seiner ernsten Milde ist sehr gut gelungen und dazu die weite herrliche deutsche Taunuslandschaft — ein Bild, das unsere Jugend wohl verstehen wird. Auch dieses Blatt verzichtet wiederum auf jedes symbolische Beiwerk und Ornament. Eine einfache Linie schließt das Bild ein, dessen tiefe Innerlichkeit auch uns Alte immer wieder ergreift. Wie mit diesem Christus auf dem Berge die ganze Summa christlicher Heilslehre und der liebende Herr und Meister selbst unsern Konfirmanden vor die Seele gestellt ist, braucht keiner weiteren Ausführung.

Über Preis der Blätter, der jedenfalls so nieder als möglich gehalten sein wird, kann ich augenblicklich noch keinen Aufschluß geben.

Mögen die Blätter Verwendung finden, daß wir auf dem mit so viel Dornen bestandenen Weg der christlichen Volkskunst wieder einen Schritt weiter kommen.*)

Für Karfreitag und Ostern

von **Julius Smend**

An Stelle der beliebten „Kritiken und praktischen Winke“ meines Mit-Herausgebers treten heuer ein paar kurze Ratschläge für Karfreitag und Ostern, denen ich einige kritische Bemerkungen über das einschlägige Text- und Programm-Material, das sich inzwischen angesammelt hat, vorausschicken möchte.

1. Durchgängig gewinnt man den erfreulichen Eindruck, daß in Stadt und Dorf in musikalischen Feiern und liturgischen Andachten nach verständigen Grundsätzen und mit löbliche Energie gearbeitet wird. Die Winke der Monatschrift und ihre Notenbeigaben werden diesseits wie jenseits des Ozeans beachtet und benutzt. Allein gewisse, da und dort wahrscheinlich tief eingewurzelte Eigentümlichkeiten behaupten sich so zähe, daß sie einmal wieder als fehlerhaft und unberechtigt abgelehnt werden müssen. Mit Passions- und Karfreitagsfeiern sei der Anfang gemacht.

Nicht in unsern Dorfkirchen, wohl aber in manchem städtischen Gotteshaus oder Dom fehlt es den Veranstaltungen an Plan und Ordnung. Statt daß man die erhebenden Werke von Schütz oder Bach der Gemeinde, sei es ganz oder in zusammenhängenden Stücken, darbiete, pflanzt man bloße Bruchteile davon, Chöre, Rezitative und Arien, in eine wildfremde Umgebung hinein. Ja, ich finde mitten in einer Passionsfeier die Arie aus „Samson“ „O hör mein Flehn, allmächtiger Gott“, in einer andern das Fehr Mendelssohn'sche „Herr, zu dir will ich mich retten“ — ferner (in wiederholten Fällen!) die Arie „Jerusalem“ aus dem „Paulus“ und selbstverständlich das Ave verum von Mozart. Wo ist nun wohl an diesen Orten die notwendige Autorität geblieben, die über die Liebhabereien der Urteilslosen und über die Zufälligkeiten des Sänger- und Sängerinnen-Repertoires, was es nennt energisch zur Tagesordnung übergeht? Hin und wieder braucht man nur die

*) Leider sind die Klischees zu den obenerwähnten Nachbildungen nicht so früh fertig geworden, daß sie in dieser Nummer gegeben werden konnten. Sie werden in der April-Nummer nachgebracht werden. Kurz vor Abschluß der März-Nummer erhalten wir noch weitere herrliche Konfirmationsscheine von Steinhausen: 2 Bilder in 6 verschiedenen Formaten und Ausstattungen. In der April-Nummer wird über sie berichtet werden. D. Red.

Namen der Komponisten und ihre Reihenfolge zu überschauen, um den betreffenden Teil seufzend bei Seite zu legen. Gounod, Brahms, Palestrina, Ferd. Hiller, zum Schluß ein Altsolo, in das der Leser leise summend einstimmt: „Laßt mich gehen." Auf einem Programm werden Schützens „Sieben Worte" mit der Schumannschen Fuge über BACH eingeleitet und von Liszt'schen Variationen über Bach'sche Themata gefolgt. Den Schluß macht eine Orgelphantasie über „Wir treten mit Beten."

Der Wortlaut der Gemeindegesänge verrät nicht selten, daß es noch sehr unzulängliche Gesangbücher gibt, z. B. in der Pfalz und auch wohl in der deutschen Schweiz. Der Sonderdruck von Programmen sollte dazu benutzt werden, die Gemeinden mit besseren Lesarten unserer Passionslieder vertraut zu machen. Vielfach wird auch anderswo noch Minderwertiges an Stelle des Großen und Gewichtigen gesungen, z. B. „Du gehest in den Garten beten" oder „Nun schweiget still ihr Freudenchöre". Neben „Jesu, deine Passion" auch noch hinterdrein „Herr, stärke mich, dem Leiden zu bedenken" ist überflüssig und das Gegenteil einer Steigerung des Ausdrucks. — Manchem unserer Freunde fehlt offenbar noch das Verständnis für die am Karfreitag möglichen Kirchenmelodien. Zur Eröffnung die Weise „Wie groß ist des Allmächtgen" oder „Die Tugend wird durch's Kreuz geübet" — und damit man singen kann „Laß mir die Feier deiner Leiden"? Oder unmittelbar nach dem Todesbericht Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten", bloß um anzustimmen „Es ist vollbracht, er ist verschieden"? —

Mehr als einmal wird am Ende der Passionsfeier der Osterjubel bereits vorweggenommen. Wie kann man nur am Sonntag Oculi mit der Arie „Doch du ließest ihn im Grabe nicht" und nachfolgendem „Erstanden ist der heilge Christ" den Schluß machen oder gar am Karfreitag „Jesus meine Zuversicht" singen lassen?

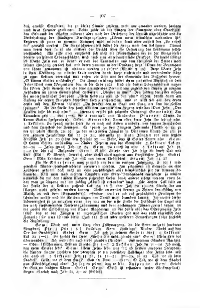
Eine Neuheit auf dem Gebiet der Passionsmusik stellt die Kantate „Golgatha" von C. A. Lorenz, Prof. d. Musik in Stettin, dar. Die Dichtung von Pastor lic. Dr. C. Tillmann gliedert sich in „Worte der Liebe, Worte des Leides, Worte des Sieges" und bietet eine Verbindung der Kreuzigungsgeschichte mit freier, nicht immer einwandsfreier poetischer Zutat dar. Auf die Komposition kann hier nicht eingegangen werden. Gegen den Text wurden der Lokalpresse manches berechtigte Bedenken laut, z. B. gegen die wunderliche Idee eines Duetts von Maria und Johannes unter dem Kreuz. Fast unglaublich klingt in jener Kritik die Mitteilung, daß man (in Stettin) bisher nur Passionsmusiken von Händel (?), Bach und Kiel kennt!

Zu den Programmen für österliche Feiern übergehend muß ich zunächst feststellen, um wie vieles geringer die Bemühungen unserer Chöre nach dieser Seite hin zu sein pflegen. Offenbar wird auf die Karwoche und namentlich den stillen Freitag durchweg die ganze musikalische Kraft verwendet, so daß für die ein volles, seliges Festlocken herausfordernden Osterlage nichts oder nur wenig übrig bleibt. Begreifen läßt sich das, aber richtig ist es nicht. Verkehrte Gewöhnung bringt es sogar mit sich, daß, wie man einerseits dem Karfreitag bereits österliche Freudenklänge aufzwingt, man andererseits in der Osterzeit, z. B. am Sonntage Kantate noch zu der Leidensgeschichte zurückkehrt und nach allerlei Passionsliedern die „Sieben Worte" von Schütz anbietet!

Auch in Osterfeiern begegnen uns noch schale, nichtssagende Liedertexte von hochtrabender Rhetorik. Auf Beispiele gehe ich nicht ein. Daß in einer Kinderandacht nacheinander „Halleluja, jauchzt ihr Chöre", „Ich bete an die Macht der Liebe" und „Laßt mich gehen" erschallt, bedeutet auch keine Einführung der Kleinen in spezifisch österliches Empfinden. Und das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit" ist ein ganz ungenügendes Gegengewicht. Wo ist übrigens diese oder die entsprechende Pfingstdichtung wohl wirklich populär geworden? Sehr merkwürdig ist, daß in einer Oster-Abendfeier „Frühmorgens, da die Sonn aufgeht" und „Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin" gesungen wird. Gottlob, an anderen Orten singt man beide großen Lieder Morgens um 5 oder um 6 Uhr! Bevorzugt wird gerade in den Ostergottesdiensten an manchen Orten der Wechselgesang zwischen Erwachsenen und Kindern oder zwischen Knaben und Mädchen oder beides neben einander.

2. Meine Vorschläge zielen zunächst auf den Karfreitag Nachmittag oder Abend. In vielen Gemeinden wird zu dieser Zeit der einzige liturgische Passionsgottesdienst gehalten. Da wird man sich nicht versagen wollen, noch einmal die Hauptzüge der Leidensgeschichte zu durchleben, und demgemäß mag man etwa in vier Abschnitten (Kaiphas, Pilatus, Kreuzestod, Begräbnis) das Ganze zusammenfassen; die zugehörigen Liederstrophen (Herzliebster Jesu usw., Ach großer König usw., O Lamm Gottes, O Traurigkeit usw.) sind wie von selbst gegeben. Die Umrahmung dieses Kerns mit Gebeten und Gesängen findet man im Folgenden für alle Fälle mit vorgesehen. Doch setze ich jetzt eine spezielle Feier des Begräbnisses Jesu voraus und hebe zunächst einige Leitgedanken hervor. Der Chorgesang ist durchaus entbehrlich, seine Stelle kann der Wechselgesang einnehmen; man hole überall die Kinder zu Hilfe. Das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden" gehört wie die Perikope vom leidenden Knecht Gottes (Jesaja 53) zu dem eisernen Bestande des Karfreitag-Morgengottesdienstes, beide sollen jetzt übergangen werden. Dagegen ist zu wünschen,

Digitized by Google



daß gewisse Ortssitten, die zu dieser Stunde gehören, nicht nur gewahrt werden, sondern auch neue Freunde gewinnen. Dahin zähle ich das Singen der Gemeinde ohne Orgelspiel, den Gebrauch der Glocken während oder nach der Verlesung der Begräbnisgeschichte und die Beibehaltung des ständigen Beerdigungsliedes „Wenn mein Stündlein vorhanden ist". Letzteres ist zwar in meinem Entwurf nicht enthalten, kann aber anstatt des „So nehmt dir" gewählt werden. Die Hauptschwierigkeit bildet die Frage nach den Lektionen. Nimmt man deren drei, so ist als mittlere der Bericht über die Bestattung des Leichnams selbstverständlich. Als erste aber empfiehlt sich nicht die Wiederholung der in der Morgenfeier bereits verlesenen Leidensgeschichte, noch auch eine alttestamentliche Perikope. Vielmehr schlage ich Worte Jesu vor, in denen er von der Trennung und dem Herzeleid der Seinen nach seinem Hingang geredet hat, und deren summa in der Wendung liegt: Wenn der Bräutigam von ihnen genommen ist, alsdann werden sie fasten" (Matth. 9, 15). Diese Worte Jesu in ihrer Wendung an allerlei Leute werden durch kurze einleitende und verbindende Sätze zu einer Lektion vereinigt und rufen als Echo aus der Gemeinde das Bußgebet hervor „O Lamm Gottes unschuldig". Die Hauptverlesung findet ihren passenden Abschluß in dem Jesus-Wort vom Weizenkorn, das in die Erde fällt. Und als dritter Schriftabschnitt mögen die Worte Jesu dienen, die als feine anregendes Vermächtnis zugleich den Antrieb zu ewigem Festhalten an seiner Gemeinschaft darbieten: „Bleibet in mir." Den Schluß der Feier mögen die unvergleichlichen Strophen „Mein Lebtage will ich dich ehren" bilden, denen dann am Anfang die ersten Strophen desselben Liedes entsprechen, und er trifft sich gut, daß deren dritte mit den Worten schließt: „Du streckest den in Grab und Sarg, vor dem die Felsen springen". An die Stelle des sonst üblichen aaronitischen Segens trete das Wort Jesu „Den Frieden lasse ich euch usw." — Hiernach ergibt sich folgende Ordnung: Gemeinde: Ein Lämmlein geht ... Str. 1—5, die 2 eventuell vom Kinderchor. Pfarrer: Christe du Lamm Gottes (gesprochen). Gebet. Gemeinde: Amen oder Herr Jesu, dir leb ich usw. 1. Lektion. So sprach unser Herr, da er noch auf Erden wandelte, von seinem Hingscheiden und dem Herzeleid der Seinigen. Er sprach zu den Jüngern Johannis Matth. 9, 15, zu der hl. Stadt Matth. 23, 37, zu den weinenden Jüngern in Bethanien Matth. 26, 11, zu den Frauen Jerusalems Luk. 23, 28—31, abermals zu seinen Jüngern vor dem letzten Abschied Joh. 16, 20 (ohne den Schluß) 22. — Siehe, das ist Gottes Lamm usw. Gem.: O Lamm Gottes unschuldig. — Kinder: Refrain von der Gemeinde. 2. Lektion: Luk. 23, 50—56. — Jesus sprach Joh. 12, 24. Gem.: So ruhest du usw. 3. Lektion: Joh. 15, 1—8 (ev. bis 14). Ansprache. Gem.: O hilf Christe oder Ich folge dir durch Tod und Leid (Mel.: O Mensch, bewein) oder Gebets-Strophen aus Herzliebster Jesu. Gebet. Gem.: Mein Lebtage und Ich will von deiner Liebe bleibt. Segen Joh. 14, 27.

Für die Osterfeier muß zunächst auf den im vorigen Jahrgang, S. 101 f. mitgeteilten Kinder-Festgottesdienst verwiesen werden. Im folgenden ist ebenfalls an eine Frühfeier gedacht, doch nicht an eine ausschließlich oder hauptsächlich für die Kleinen bestimmte. Will man nach meinen Angaben eine Oster-Abendandacht einrichten, so müssen natürlich die auf den frühen Morgen passenden Lieder durch andere ersetzt werden, etwa so, daß man zu Anfang und am Schluß „Christ ist erstanden" singt. Für diesen Fall tritt an die Stelle der 3. Lektion passend Luk. 24, 13 ff. oder Joh. 20, 19—23, Stücke, die am Morgen nicht gelesen werden können. Beste verwendet bereits zu Ostern den Schluß von Matth. 28 mit dem Missionsbefehl, offenbar, weil er sich auf geschichtliche Perikopen beschränken wollte und die Erscheinungen am Abend nicht brauchen konnte. Ich möchte diese Schwierigkeit so zu entgehen raten, daß wir an die erste Stelle die Botschaft der Engel mit der noch fortdauernden Karfreitagsstimmung und dem anfangenden Jüngerzweifel setzen, an die zweite die Erscheinung vor Maria Magdalena, an die dritte aber das Osterzeugnis Jesu selbst, das er den Jüngern in unvergeßlichen Worten gab, und das recht eigentlich das Zeugnis für uns ist und bleibt (Joh. 14). Statt aller weiteren Bemerkungen folge sogleich die Aufstellung.

Gem.: Wach auf, mein Herz oder Frühmorgens, da die Sonn aufgeht (mehrere Strophen). Pfr.: 1. Petr. 1, 3 f. Kollekte. Gem.: Halleluja! Kinder: Macht auf das Tor der Gerechtigkeit. Gebet. Gem.: Ich geh zu deinem Grabe (1 Str.). 1. Lektion: Luk. 24, 1—11. So spricht der Herr: Fürchte dich nicht, glaube nur! Gem.: Mein Fels hat überwunden ... Ach mißt dir nach nicht glauben (Kinder ... Gib meinem Glauben Klarheit. — Oder: Willkommen, Held im Streite, Str. 4—7. 2. Lektion: Joh. 20, 11—18. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Gem.: Mein Jesus lebt, was soll ich sterben (mehrere Strophen, die Kinder singen zwischen den Strophen je ein österliches Halleluja) oder Jesus lebt, mit ihm auch ich. 3. Lektion: Joh. 11, 25, 14, 18—21, 27—29, 16, 33. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank ... Gem.: O Tod, wo ist dein Stachel nun (Wechselgesang) oder Ich sag es jedem, daß er lebt. Ansprache. Gem.: Gelobt sei Gott im höchsten Thron. Gebet. Gem.: Christ ist erstanden (unter Glockengeläut). Segen, etwa nach Joh. 20, 21—22 (Schluß).

Ein kirchenmusikalisches Aktenstück,

mitgeteilt von **Julius Smend**

Nach Erscheinen meines Aufsatzes „über Wolfrums Reformvorschläge in Sachen der Kirchenmusik“ (vgl. Nr. 12 des vorigen Jahrgangs) wandte sich dieser, nachdem er mit den Redaktoren früher wiederholt Briefe gewechselt, „an die Redaktion der Monatschrift in Göttingen“ und fragte wegen einer Erwiderung an, indem er bemerkte: „Für den Wortlaut könnte ich allerdings keinerlei Garantie übernehmen.“ Nachdem er von Straßburg aus auf die in unserem Blatte inne zu haltenden Formen hingewiesen, ihm aber im Übrigen bereitwillig Raum zur Entgegnung zugestanden worden war, wandte er sich an das „Correspondenzblatt des Deutschen Kirchengesangvereins“, dessen Leiter der Meinung war, die Monatschrift selbst sei zur Erwiderung der gegebene Ort. Nunmehr veröffentlichte Wolfrum in den „Blättern für Haus- und Kirchenmusik“ (1903, Nr. 2) seine „Antwort“. Ein Separatabzug davon, den er der Redaktion der „Straßburger Post“ übersandte, wurde von dieser nicht benutzt. Wir möchten nichts unterlassen, was der möglichsten Verbreitung der Gedankengänge Wolfrums dienlich sein kann, und bringen hiermit den wesentlichen Inhalt des Artikels, müssen unsre Leser aber dringend bitten, wenn möglich das Original zu lesen. Ein Urteil wird sich dann jeder leicht bilden können.

Über das Thema „Kirchenmusik“ will Wolfrum nicht streiten, da sein Gegner davon so viel versteht, wie er vom der Exegese des Alten Testaments.*) Bei Smend „besteht die Kunst im wesentlichen in evangelischem Bewußtsein (seiner Auffassung natürlich)“. Daher „tritt er für mangelhaft ausgebildete Bauernchöre ein und freut sie“. — „Aber einzelne Punkte aus der Abhandlung seitens dieses Herrn muß ich herausgreifen, um theologische Anmaßung und noch Schlimmeres festzunageln.“

Nun verteidigt Wolfrum seine bezahlten Sänger gegen geschehene „Verbeebung“ und findet, daß pekuniäre Fundierung eines Chores nicht verdammlich sei. „Was ich darüber gesagt, „beweist genug für den Kunstverstand des Herrn Professors wie für die christliche Milde dieses Predigers“. „Singen, so sagt etwa Herr Smend, — ganz nett und gut, nur darf es nicht zu schön sein und muß hübsch unter dem Niveau der Kanzel bleiben, kosten aber darfs entschieden nichts! Der Prediger — ihm allein gehört der Opferstock und die Kirchensteuer. Der Prediger wird — eine neue evangelische Kunst erstehen lassen, er weiß allein, was evangelische Kunst, wie musikalisch zu erziehen ist, auch was die kirchliche „Kunst“ kosten darf, um nicht nur unreinen, d. i. künstlerischen Elementen in Beziehung zu kommen. Eine gute Predigt in allen Ehren, — aber diese Anmaßung, ist sie nicht der reine Hohn auf den Satz, daß jeder sein eigener Priester ist? Das Behagen in der eigenen Gottwohlgefälligkeit, die Geschäftigkeit, mit der Schneiderelle des Unverstands unsere großen heiligen Kunst auszumessen, welchen feiner Empfindenden widerte dies nicht an?“

Wolfrum wendet sich der Verteidigung der Meßordnung zu und meint, „daß die von Luther und Bach respektierte alte christliche Ordnung auch nach den Zionseifer eines elsässischen Kirchenwächterchens wird über sich ergehen lassen können. Was hat denn diese Ordnung gegenüber unser Herr Prediger zu wege gebracht? Nichts, das ihn berechtigte, die Rolle eines Diktators zu übernehmen!“ Was Wolfrum gesagt, „das ärgert diesen Herrn dermaßen, daß er ganz wütend nach Denunziationsmaterial fahndet, um diese Erzeugnisse seiner frommen Sinnesart schleunigst den Lesern behufs als Resumee meiner Erfahrungen und Vorschläge aufzutischen! Wie konnte ich aber auch so unvorsichtig sein, in dieser Richtung etwas veröffentlichen zu lassen, ohne zensurliche Mitwirkung der Straßburger Kirchengesangsorthodoxie und ihres Oberpriesters, dieses so unevangelisch und alttestamentarisch*) sich gebärenden Eiferers um das Heiligtum“.

Jetzt wird Wolfrum noch „deutlicher, um mit dem Predigerhochmut dieses Herrn

*) Die wiederholten Anspielungen W.'s auf das Alte Testament lassen vermuten, daß er den Göttinger Rudolf Smend mit dem Straßburger Julius Smend verwechselt. Oder sollte ihm seine bekannte Polemik gegen Cornill noch im Sinne gelegen haben? D. R.

Digitized by Google

gründlich abzurechnen, der die Grenzen der Kirchenmusik absteckt wie einen Pfarrsprengel und ihre Vertreter beherrschen möchte wie eine Herde Schafe. Ich habe jedenfalls ein unmittelbareres Interesse an der Sache als ein Theologe Ihrer Art, der die Kirchenmusik weniger um ihrer selbst willen betreiben, als vielmehr sie als ein Stück eigenen Hof- und Kirchenstaates aufzufassen in die Lage kommen kann. Unsere Ideale sind um ein Zuckerbrötchen aus Ihrer Hand nicht feil."

Endlich entwickelt Wolfrum die Eigenschaften eines bezahlten Kirchensängers: „Was im Herzen der Sänger vor sich geht, das weiß der Herr Prediger nicht und braucht es auch nicht zu wissen; das weiß der liebe Gott allein, an den schließlich auch jeder Musiker glaubt. Jedem Musiker werden die Bibelworte, von Bach interpretiert, sagen wir wirkliches Heiligtum sein. Ob Ihre Predigt — das ist eine andere Frage. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß solche Musiker vor Ihrer Predigt dasselbe Grauen verspüren, das Sie vor den bezahlten Quartettisten haben und das Sie mir als Kirchenredner anhängen möchten. Genug aber, daß diese Unseligen Ihre Predigt nicht hören, vielleicht sogar mit anhören, um sich evang. Bewußtsein zu erwerben! Ich vermute, der Herr Prediger hat diese Musikantengilde bereits stark im Verdacht, daß ihr nicht immer viel an der Predigt liegt. Und wir müssen gestehen, daß wir ihm nicht gänzlich unrecht geben können, es gibt eben wirklich nicht allzuviele ein höheres religiöses Bedürfnis befriedigende, dabei künstlerisch-ästhetischen Anforderungen genügende Prediger!" Philipp Wolfrum.

Kleine Mitteilungen.

Ausschmückung der Programme für kirchliche Feiern. Wiederholt ist in der Monatschrift darauf hingewiesen, wie schauderhaft durchweg der nicht selten vorkommende bildliche Verzierung auf den Programmen zu kirchl. Andachten u. dergl. ausfalle. Die Bemühungen des Unterzeichneten, hierin eine radikale Änderung zu schaffen, mußten wegen unüberwindlicher Schwierigkeiten aufgegeben werden. Unterdessen schlägt man den besten Weg ein, man sucht im Einzelnen zu bessern. Mir liegen Programme von der Pauluskirche in Dortmund vor, die ich nur mit Rührung betrachten kann. Nicht bloß wegen ihres Inhalts, der bei anderer Gelegenheit gewürdigt werden wird, sondern vor allem ihrer künstlerischen Ausschmückung wegen. Auf dem ersten Blatte einer musikalischen Lutherfeier drängt sich uns das bekannte Bild, der im Kreise der Familie musizierende Luther; vor der Osterfeier steht das Bild des Auferstandenen von Schönherr. Vor allem aber bei liturgischen Weihnachtsfeiern ist einmal Dürer's Geburt Christi, das andere Mal „Deutsche Weihnacht" von Steinhausen, bei einer Erntefeier Steinhausen's Zeichnung herrliches „Jesus segnet die Felder" verwendet worden. Das ist eine schöne Einführung der Kunst unserer deutschen Maler in die weitesten Kreise des Volkes. Dank den Verlegern Salzer, Heilbronn, Ilmer (München), die die Benutzung der Bilder gestattet haben, Dank und reiche Nachfolge Herrn Pfr. Weimer, der diesen segensreichen Schritt getan hat! Sp.

In der evang. Kirchenkunde erzählt Schian von einem Landstädtchen Mittelschlesiens, wo um 1710 in den Gottesdiensten die Schulkinder Katechismusstücke aufsagen mußten, wobei sie natürlich „unverständig schnatterten", sodaß aus dieser Rezitation „nicht leicht jemand Nutzen zog". Genau dieselbe Sitte — oder Unsitte — haben wir hier auch heute noch in den Nachmittags-Gottesdiensten. Kann jemand über die Entstehung, einstige und heutige Verbreitung dieses Brauches Mitteilung machen? Und was wurde oder wird an den Festtagen aufgesagt? Hier waren dafür in Gebrauch „Dr. Bartholomäi Ronni Fragstücke auf die hohen Festtage, von den Kindern in den Christenlehren in Frag und Antwort aufzusagen", wie sie Löhe in seinem Haus-, Schul- und Kirchenbuch bietet. Da sie jedes festlichen Charakters entbehren, habe ich statt dessen passende Bibelsprüche Alten und Neuen Testaments psalmartig zusammengestellt, am Reformationsfeste aber einige Thesen aufsagen lassen. Wer kann mir noch besseren Rat geben? Schließlich: welcher Brauch herrscht bei Verteilung von Frage und Antwort? Hier sagen die Kinder in einem Atemzuge mit dem Voranstehenden die folgende Frage oder Überschrift, da es ebenso unschön ist, wenn das Kind sich selbst fragt, wäre vielleicht die Frage am besten dem Pastor zuzuweisen. Ist das irgendwo geschehen?

Alsleben. Wilh. Schnderma, Hilfsprediger.

In einer Berliner Zeitung begegnet uns folgende Anzeige: „Für Bußtag, Totenfest und Weihnachtsfeier empfehlen zur würdigen Ausgestaltung liturgischer Andachten **Lichtbilder-Vorführung**: Das Leben Jesu in 55 Darstellungen von der Verkündigung bis zur Himmelfahrt. Apparate und Bilder käuflich und leihweise zu sehr günstigen Bedingungen. Für Berlin und nähere Umgebung übernimmt die Unterzeichnete die Vorführung

gegen Vergütung Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft, Berlin NO 43, Georgenkirchstraße 70." — Es wäre nicht zu verwundern, wenn diese Anzeige nicht bloß auf den Unterzeichneten einen stark amerikanischen Eindruck machte. Allein die Sache ist doch nicht schnell mit einem Schlagwort abgetan. Es läßt sich auf Parallelen hinweisen von durchaus ernst zu nehmendem Charakter, wo religiöse bezw. kirchliche Musik — die Grenze zwischen beiden wird nicht ohne weiteres leicht gezogen werden können — in Verbindung mit bildlicher Darstellung auftritt. Ich erinnere nur an die Oratorien von Fidelis Müller und lebendes [illegible] das Weihnachtsmysterium von Wolfrum. Daß dabei ein starker Zug unserer Zeit wirksam ist, kann nicht geleugnet werden. Er tritt auch im kirchlichen Festspiel hervor. Andererseits ist auch zu bedenken, daß es an sich durchaus berechtigt ist, wenn sich die Kirche die neuzeitlichen Erfindungen für Projektion farbiger Bilder zu eigen macht. Es fragt sich nur, ob dies in wirklich sachentsprechender künstlerischer Weise geschieht oder ob dabei nicht die disparatesten Dinge zusammengekoppelt werden, wie in der in Nr. 2 besprochenen liturgischen Andacht. Ich habe keine Vorstellung von dieser Sache, wäre deshalb sehr dankbar, wenn aus dem Kreise der Berliner Leser über diese kirchlichen Veranstaltungen Mitteilung gemacht werden könnte. Sp.

Zur Textkommission für die Neue Bachgesellschaft (vgl. Monatschr. VII, 332—338) ist der Vorsitzende der Direktoriums, Geh. Kirchenrat Prof. D. Rietschel in Leipzig, sowie die Professoren Smend und Spitta in Straßburg gewählt worden. Sp.

Die letzten Kompositionen August Klughardts, Psalm 23 für gemischten Chor und ein Andante und Toccata für Orgel, sind soeben im Verlage von Gebrüder Hug & Co., Leipzig, erschienen.

„Die Trauung im Talar", wie Hanbeck in Nr. 1 Jahrg. 1903 d. Bl. (auf S. 34) sie zur Sprache bringt, ist ein Dekorum, dessen Wertschätzung jedenfalls in einem Blatte wie es die Monatschrift sein will, Anerkennung finden sollte. Wenn ich zu der Angelegenheit das Wort nehme, so geschieht dies im Wesentlichen nur dazu, daß die einfache Tatsache festgestellt werde, daß überall, wo sich die kultischen Kultusformen ungestört erhalten haben, der Talar vom Geistlichen zu ihrer eigenen Trauung angezogen wird. Das ist also keineswegs nur in Pommern üblich, solch eine Trauung, wie H. sie schildert, der Bräutigam im Talar und Trauzeugen im Talar, kann man eben so oft in Schlesien, Brandenburg, Sachsen erleben. Und zwar trotzdem moderne [illegible] gerichtete Kreise — entschieden gegen die liturgische Tendenz und Observanz — behaupten, der Talar solle überhaupt immer nur von dem amtierenden Geistlichen, also nur, wenn er am Altar oder auf der Kanzel bezw. von Amtswegen auftritt, angezogen werden. Die Grundsätze, den Talargebrauch nach dieser Richtung zu beschränken, ihn auf das wirklich aktive Auftreten der Pastoren zu reduzieren, sind ja durchaus begreiflich, sie wollen den Talar als Kultkleid schützen. Indessen stichhaltig, durchschlagend und jedenfalls geschichtlich begründet ist diese Theorie nicht, auch gar nicht völlig durchführbar, wie festliche Umzüge des Gustav-Adolf-Vereins, Kirchweihen, Beerdigungen u. a. beweisen. Die ursprüngliche traditionelle Anschauung sieht den Talar als Amtsgewand an, das den Amtsträger ebenso auszeichnet, wie die Uniform den staatlichen Beamten. Wenn also die „Talartrauungen" vielfach beanstandet werden, so hält man dem einfach die Trauung von Offizieren oder anderen uniformierten Beamten entgegen — und, was mehr Gewicht hat, man verweise als Bräutigam im Talar vor dem Traualtar durch den Talar, daß der Pfarrer jetzt der Gemeinde eine Pfarrfrau zuführt. Es gibt gar nicht zu viele Scheiden zwischen „Privatmensch" und „Pastor". Heiratet ein Pastor, dann wird er doch sehr bestimmt im Amt getraut! Für einen liturgischen Fortschritt kann ich es auch sonst nicht ansehen, wenn der inaktive Geistliche im Gotteshause stets ohne Talar erscheint. Das Gegenteil scheint mir die Feier der Gemeinde viel eher zu heben. Jedenfalls ist die geschichtliche Tradition gegen die Bekämpfung des Talars. Und mancher Pastor am Kirchen mit mehr als einem Geistlichen würde mit seinem [illegible] Kirchenbesuch es vielleicht etwas peinlicher nehmen, als heut bisweilen der Fall ist, wenn er am Talar kenntlich wäre. Selbstverständlich — und so lag die Sache doch ursprünglich in der ersten Periode der evangelischen Kirche — wird ein Geistlicher, der für seinen Kultusdienst noch ein besonderes Übergewand trägt, wie Alba oder anderes (Dänemark, Schweden, Holstein, Schlesien, Preußen), dieses liturgische Übergewand nur zu seinem aktiven Amtsdienst reservieren. Der Talar selbst aber sei nur nicht bloß Kultkleid, sondern Amtskleid.

Beoulsch.

Ich glaube, daß die dankenswerte Mitteilung des Herrn Superintendent Beoulsch auf einer Stimmung beruht, für die sich weder die Geschichte des Talars noch die Parallele der Uniform des Offiziers unbedenklich verwenden läßt. Wenigstens würden wir von hier aus viel weiter geführt werden als zum Gebrauch des Talars bei Trauungen — weiter, als es den Vertretern der von Beoulsch vorgetragenen Theorie bequem sein dürfte. Andererseits wird auch wohl die Theorie vom Talar als dem Kultkleide in der Praxis nicht mit voller Konsequenz durchzuführen sein, eine traurige Lage für alle die, denen diese Frage eine liturgische Bedeutung zu haben scheint, die über den paulinischen Grundsatz 1. Kor. 14, 40 hinausreicht. Sp.

Bücherschau.

Gustav König. Gildius ABC. Leipzig, Friedrich Jansa. Kart. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.75.

Die Freunde christlicher Kunst wird hier ein Gildius-A-B-C aus Bibelsprüchen bestehend dargeboten, bei dem Alphabet und Entwicklung der Heilslehre von Anfang bis Ende dargestellt werden. Gustav König, noch ein Schüler des Cornelius, bekannt durch seine 48 Blätter zu Luthers Leben, sucht in dem kleinen Büchlein die alte Initialen-Kunst durch sinnige Verwebung von Ornament, Symbolik und Bibelbild neu zu beleben. Er hat die Aufgabe mit dem Können eines Künstlers zweiten Ranges gelöst. In der Komposition ist vieles geistvoll, in der Zeichnung weniges wirklich gelungen. Aber Kenner der feinen Kupferstiche von Julius Thäter bleibt ohne fromme Anregung, deren die Kunst der Nazarener so reich ist.

David Koch.

Der neue Bund in hundert Darstellungen alter und neuer Meister. 104 S. Leipzig, Friedrich Jansa. 1905. Geb. Mk. 5.—, mit Goldschn. Mk. 6.—

Ein Bilderbibel Neuen Testaments ohne ganzen Bibeltext, sondern nur mit dargedruckter Bibelstelle von der Verkündigung an Maria bis zum entzückenden Ebenbild der Offenbarung. Bilder von prächtiger, einheitlicher Größe 14:24—20 cm, in bester Reproduktionstechnik. Das Werk bedeutet einen Fortschritt insofern, als deutsche Meister die Italiener überwiegen und auch der modernen christlichen Kunst Gerechtigkeit widerfahren ist: zwei prächtige Steinhausen, ein Gebhardt — aber noch kein Uhde! Warum neben den Nazarenern der große Cornelius gar nicht zu Wort kommt, ist unerfindlich. Auch ist das Verhältnis von 12 Pfannschmidt gegen 4 Rembrandt wider die Kunstgeschichte. Im Ganzen aber hat die wählende Hand sicher zugegriffen, und das Bestreben, mit Bilde zu alte Bibeltexte zu bieten, ist anerkennenswert klar. So ist für das Abendmahl das eigenste Bild von H. Wirtz genommen, für die Dornenkrönung eine Zeichnung — von Michelangelo, für Jairi Töchterlein der wundervolle Rembrandt. Für die „Werke der Barmherzigkeit" hätten sich die Bilder von Moritz Schwind kunstgeschichtlich besser gerechtfertigt als die von Georg Pinez. Im ganzen ist das Bestreben des Verlags wohl anzuerkennen, denn das Werk gehört zu dem relativ Besten dieser Art.

David Koch.

Annette von Droste. Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, Eugen Diederichs. 1904. 252 S. 8°, darunter 24 S. zur Einführung.

Zu lange habe ich auf die Anzeige des schönen Buches warten lassen. Annette von Droste, unsere große Dichterin, starb schon 1848. Sie mochte und wollte, so äußerte sie selbst, damals nicht berühmt werden, aber nach hundert Jahren da wünschte sie gelesen zu werden. Dazu möchte der Herausgeber des vorliegenden Buches mithelfen, indem er eine Auswahl des Besten in dem schönsten Gewande, das die Gegenwart geben kann, nebst einer Einführung in die Eigenart der Dichterin darbietet. Er war, wie er uns mitteilt, von Kindesbeinen an im Schloß Meersburg am Bodensee, ihrer zweiten Heimat, so gut wie zu Hause; zwei guten Meersburgerinnen, Heinrich und Julius Hart, hat er sein Buch gewidmet. Das sind gute Vorbedeutungen für ein wirkliches Verständnis der Dichterin und eine glückliche Auswahl. Dem entspricht auch der schöne Aufsatz zur Einführung. Aber freilich zeigt sich hier bereits, daß sich der Herausgeber der Naturseite ihres Dichtens verwandter fühlt als dem Menschen in ihr, dem Elementaren mehr als dem Ethischen und Religiösen. Er selbst sagt S. 22, daß die Auswahl in erster Linie nach künstlerischen Gesichtspunkten erfolgt sei. Der Standpunkt ist sehr begreiflich, aber schwerlich der, von dem man Annette am nächsten kommt, noch auch der geeignetste, ihr die Herzen zu gewinnen. Die Folge ist, daß die beschreibende Dichtung einen gar zu weiten Raum einnimmt. Von den Haidebildern fehlen nur zwei, und doch wären Stücke wie „Die Jagd", „Der Weiher" leicht entbehrlich gewesen. Weitere ähnlicher Art, zum Teil von großem Umfang, kommen aus andern Abteilungen noch dazu. Der künstlerische Gesichtspunkt wäre sicherlich nicht schlechter weggekommen, wenn Gedichte rein menschlichen Inhalts, die aus dem innersten Herzen der Dichterin fließen, in reicherem Maße aufgenommen wären. Ich vermisse Stücke wie „Der Prediger", „Das vierzehnjährige Herz", „Clemens von Droste", „Perdu", „Die beschränkte Frau", „Die Strandwächter am deutschen Strande", „Das Wort", „Halt fest", „Die Dichter". Gern hätte ich dafür Kabinettstücke der Schilderung wie die oben genannten, ferner „Die Elemente", „Ein Sommertagstraum" entbehrt. Und nicht nur Herzensgeheimes hätte vor allem aus dem Geistlichen Jahr geboten werden sollen. Wo bleibt der Neujahrstag, der 4. Sonntag nach Heil. drei Könige, Mariä Lichtmeß, Palmsonntag, Montag in der Charwoche, Charfreitag, Charsamstag aus der ersten Hälfte, und manches aus der zweiten? Und dann ich „Des alten Pfarrers Woche" entbehren sollen, so dauert mich bitter genug. Aber freilich das Urteil über die Auswahl wird stets, wie der Herausgeber selbst hervorhebt, subjektiv sein, und wieviel Gutes und Schönes bleibt hier vereinigt! Auch über die Einteilung könnte man streiten. Wenn der Abschnitt „Reisen" (im Inhaltsverzeichnis „Reisen") bis 1839 reicht, wie darf dann die erste Hälfte des Geistlichen Jahrs unter „Jugend", also Zeit

Digitized by Google

der Umreise gestellt werden? Und auch die zweite gehört nur der Zeit des Reisens an? Nein „Erste Blüte" oder gar „Erste Reise" von 1818—1820 „Winterschlaf oder „Zeit der Versuche" (Drame, Epos, Roman) bis 1837, dann „Zweite Blüte" und „Alter" oder „Nachklänge" Dazwischen machten die „Balladen" und der „Winter (1841—42) im der Meersburg" einen besondere Abteilungen bilden. Aber die erste Hälfte des Geistlichen Jahrs die zu dem Großartigsten gehört, was wir besitzen mit den Kindergedichten in dieselbe Abteilung stellen, das geht nicht an. Sind denn Uhlands schönste Gedichte weniger reif, weil er sie 1805 und 1806 mit 18 und 19 Jahren dichtete? — Das modische Gewand steht der Dichterin prächtig zu Gesicht, die Bilder auf der Titelseite jeder Abteilung schmiegen sich der Stimmung aufs innigste an. Auf S 75 verbessere man in der dritten Zeile der Anfangsstrophe „Stunden" in „Wunden" — Alles in allem ein wunderschönes Buch!

Marburg Karl Budde

Die Bergpredigt unseres Herrn in der Übersetzung Luthers Leipzig M Heinsius Nachf. Folio 30 S kart Mk 3 geb Mk 6

Eine typographische Prachtausgabe ohne andere Zutat, aber unverkennbar im Stile der edelsten Drucke des Reformationszeitalters mit herrlich unnaltem Titel Randleisten und Initialen. Im Ornament herrscht das Pflanzenmotiv Die prachtvolle große Letter ist für das schwächste Auge bequem lesbar, und so wird diese Ausgabe der Bergpredigt mit dem Weißkreuz auf dem Umschlag nicht nur ästhetischen Genuß bereiten sondern auch der erbaulichen Lektüre dienen. Dr R Pfenderer

Nicholl, op 35 Nr 4 Präludium und Fuge Leipzig Edition Peters Mk 2

Eine Komposition die den Meister des Kontrapunktes verrät sie bewegt sich in modernen Bahnen und zeigt eine ungewöhnliche Gestaltungskraft in der Behandlung des Themas

— op 36 Nr 2 Oster-Offertorium Mk 2

Eine überaus weihevolle zu Andacht erhebende Komposition — auch für moderne Orgel mit Schwellwerk berechnet Das Larghetto mit „Sub Pontio Pilato passus et sepultus est" als vorgemmerliche Trauerklage bereitet wie auf ein siegfrohes Molto moderato über „Et resurrexit tertia die secundum scripturas et ascendit"

— op 50 Das Leben.

Ein Cyklus von Tonbildern für die Orgel — groß angelegt voll tiefer Gedanken eine Programmusik edelsten Stiles sechs Sätze a Jugend Psalm 40 3 b Mannheit — 2 Samuelis 22 40 c Greisenalter — Psalm 71 9 d Tod — 2 Könige 22 20 e Auferstehung und Paradies — Apostelgesch 24 15 und Offenb Joh 22 4 — dem jeweiligen Grundgedanken auf das innigste angepaßt voll Poesie und so erhebender Wirkung, daß man den inneren Zusammenhang zwischen Text und Musik in jedem Takt herausfühlt. Ich werde den ersten meiner „Orgelvorträge" im nächsten Frühjahr mit diesem opus ausfüllen E Schmidt-Rothenburg I C

An die Kunstverlage christlicher Wandbilder.

Angeregt durch Herrn Professor Spitta beabsichtige ich, das Thema „christliche Wandbilder" möglichst umfassend zu bearbeiten Es handelt sich dabei um die Frage was an brauchbarem Wandschmuck für (einfachere) Kirchen Gemeinde, Bet Konfirmandensäle Sakristeien auch kirchliche Kranken und Vereinshäuser usw der moderne Kunsthandel bis heute produziert hat Es soll dabei der Versuch gemacht werden einerseits die Verleger auf tatsächliche Bedürfnisse und unsre künstlerisch-religiösen Anforderungen hinzulenken und ihnen auch neue Wege und offene Lücken zu zeigen — andrerseits den künstlerisch interessierten kirchlichen Kreisen Anhaltspunkte für richtige Bilderwahl und ein umfassender Quellenmaterial über Inhalt, Format, Kolorit und Qualität der Reproduktion zu geben. Wie nötig das ist, muß ich aus Anfragen an mich schließen

Wir haben nun zunächst den Versuch bei einer Anzahl von Kunstverlagen gemacht und überall lebhaftes Entgegenkommen und freudiges Begrüßen unserer Unternehmens gefunden Da es mir nun aber nicht möglich ist die weiteren in Betracht kommenden Firmen einzeln zu befragen, so stelle ich es auf diesem Wege den Kunstverlegern anheim, ob sie durch Einsendung der in Betracht kommenden Bilder ihres Verlags die sie selbst bestimmen mögen sich beteiligen wollen Es ist nicht ausgeschlossen daß auf Grund der zu erwartenden Erfahrungen und Ansprachen noch Weiteres geschehen wird. Die Bilder und Kataloge wären an meine Adresse einzusenden Es sei noch bemerkt daß auch Reproduktionen von Reformatoren und Reformations-Szenen in Betracht gezogen werden

Unterbalzheim (Württemberg) Post Dietenheim David Koch, Pfarrer

Digitized by Google

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Die Worte der Einsetzung des heiligen Abendmahles

für gemischten Chor von Heinrich Schütz.

Ruhe zu führen!
Nicht zu langsam.

Bearbeitet von A. Mendelssohn

Un - ser Herr Je - sus Christus in der Nacht — — — da er ver-

Un - ser Herr Jesus Christus in der Nacht, da er

Un - ser Herr Jesus Christus in der Nacht, da

Un - ser Herr Jesus Christus in der Nacht in der Nacht da

ra - ten ward nahm er das Brot, dank - te und

ver-ra - ten ward nahm er das Brot, dankte und

er ver-ra-ten ward, nahm er das Brot, dank - te und brach's

er ver-ra - ten ward, nahm er das Brot, dank - te und

Kurze Pause

dolce — mf marcato
brach's und gab's seinen Jüngern und sprach Nehmet hin neh - met hin, ne-

dolce — mf marcato
brach's und gab's seinen Jüngern und sprach Neh - met hin nehmet

dolce — mf marcato
und gab's seinen Jüngern und sprach — Neh - met hin nehmet hin,

dolce — mf marcato
brach's und gab's seinen Jüngern und sprach — Nehmet hin neh - met

f
- - met hin nehmet hin und es - - - set, das ist mein

f
neh - - met hin nehmet hin und es - - - set das ist mein

f
neh - met nehmet hin nehmet hin und es - - - set das ist mein

f
hin nehmet hin, nehmet das und es - - - set, das ist mein

ten — p — f
Leib, das ist mein Leib der für euch gege - ben wird das ist mein Leib, das

p — f
Leib das ist mein Leib der für euch ge-ge - ben wird, das ist mein Leib, das

p — f
Leib, das ist mein Leib, der für euch ge-ge - - - ben wird, das ist mein Leib, das

ten — p — f
Leib, das ist mein Leib der für euch ge-ge - ben wird das ist mein Leib das

ten p ten. cresc. ten. f
ist mein Leid der für euch ge - ge - ben wird solch's tut, solch's
p ten. cresc. ten. f
ist mein Leid der für euch ge - ge - ben wird solch's tut, solch's
ten p cresc. ten f
ist mein Leid der für euch gegeben wird, solch's tut, solch's tut
ten p ten. cresc. ten f
ist mein Leid der für euch ge - ge - ben wird solch's tut, solch's

f
tut zu meinem Ge - dacht - nis, solch's tut zu meinem Ge - dächt -
f
tut zu meinem Ge - dächt - nis solch's tut zu meinem Ge - dächt -
f
zu mei - nem Ge - dächt - nis solch's tut zu meinem Ge - dacht -
f
tut zu meinem Ge - dacht - nis solch's tut zu meinem Ge - dächt -

p cresc. f
nis, solch's tut solch's tut zu mei - nem Ge - dächt - - - - - nis.
p cresc. f
nis, solch's tut solch's tut zu meinem Ge - dächt - nis
p ten cresc. f
nis solch's tut zu mei - nem Ge - dacht - - nis
p cresc. f
nis, solch's tut solch's tut zu meinem Gedächt - - - - - nis

Zweiter Teil.

mf marc.
Des - sel - bi - gen glei - chen nahm er auch den Kelch nahm er auch den Kelch nach dem A - bend-
mf marc.
Des - sel - bi - gen gleichen nahm er auch den Kelch auch den Kelch nach dem Abend -
mf ten. marc.
Des - sel - bi - gen gleichen nahm er auch den Kelch nach dem A - bend-
mf ten. marc.
Des - sel - bi - gen gleichen nahm er auch den Kelch auch den Kelch nach dem Abend -

Pause
mahl, dank - te und gab ihnen den und sprach
mahl, dankte und gab ih - - - nen den — — und sprach
mahl, dank - te und gab ihnen den — — — und sprach
mahl, dankte und gab ihnen den — — — und sprach

marc. cresc. f
nehmet nehmet hin, nehmet hin u. trinket, u. trinket, u. trinket alle, alle, alle dar-
marc. cresc. f
nehmet nehmet hin nehmet hin u. trinket u. trinket u. trinket alle, alle alle dar-
marc. cresc. f
nehmet nehmet hin nehmet, nehmet hin u. trinket u. trinket u. trinket alle, alle, alle dar-
marc. cresc. f
nehmet, nehmet hin nehmet nehmet hin u. trinket, u. trinket u. trinket alle alle alle dar-

mf cresc. f ten. mf
aus, und trin - ket, und trinket alle, alle alle daraus dieser Kelch

mf cresc. f ten. mf
aus, und trin - - ket, und trinket alle, alle, alle daraus, dieser

mf cresc. f ten. mf
aus, und trinket, und trinket, und trinket alle, alle, alle daraus, dieser

mf cresc. f ten.
aus, und trinket, und trinket alle, alle, alle daraus

marc. ten. f
ist das neue Testament in mei - nem Blut, ist das

marc. ten. cresc.
Kelch ist das neue Testament in meinem Blut ist das neue Testament in

marc. cresc.
Kelch ist das neue Testament in meinem Blut ist das neue Testa - ment in mei -

mf marc. cresc.
Dieser Kelch ist das neue Testa - ment in mei -

mf dolce
neue Testament in meinem Blut das für euch ver - gos - sen wird zur Ver-

f mf dolce ten.
meinem Blut, in meinem Blut das für euch, das für euch vergossen wird zur Ver-

f ten. mf dolce
nem Blut, in meinem Blut, das für euch ver - gos - sen wird zur Ver-

f ten. mf dolce
nem in meinem Blut, das für euch ver - gossen wird zur Ver-

gebung der Sünden, zur Vergebung der Sünden,

trinkt, zu meinem Gedächtniss, zu meinem Gedächtniss, solch's sinf so oft ihr's trinkt zu meinem Gedächtniss,

so oft ihr's trinkt zu meinem Gedächtniss, meinem Gedächtniss,

Digitized by Google

8. Jahrgang Nr. 4 April 1908

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5282 Ausgabe mit Correspondenzblatt Nr. 6283.)

Konfirmationsblätter von Wilh. Steinhausen.



Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen was verloren ist. Luc. 19, 10.

geboren ______ getauft ______

konfirmiert

in der ______ Kirche zu ______

am ______

vom Seelsorger ______



Nr. 4.

Ich habe zu den im letzten Hefte geschilderten Konfirmationsblättern von Wilhelm Steinhausen, die anbei in einigen Abbildungen gegeben sind noch den von der Redaktion vorgemerkten Nachtrag zu liefern

Es handelt sich noch um zwei weitere Bilder Das eine ist die Reproduktion des gekreuzigten Christus mit den beiden Schächern jenes große Blatt aus Dürers Geist und Kunstkönnen, das Vollendetste was Steinhausen an Federzeichnung bis jetzt gemacht hat Das Bild ist in zwei Formaten hergestellt das große Format ist cirka 33 : 22 cm Das Hauptbild ist von einem Rahmen umgeben, der unten und oben kleines Blattornament zeigt, rechts und links in dreiteiligem Aufbau Bilder aus früheren Motiven des Meisters, mehr skizziert als streng durchgeführt Verlorener Sohn — verlorener Groschen, Christus, der Hirte und der Anklopfende, dazu zwei Gestalten aus dem Gleichnis vom 4fachen Ackerfeld — das sind die sinnvollen Gegenstücke des Bilderrahmens Das kleinere Format, 21 : 16 cm, zerfällt in zwei Hälften links das Bild, rechts freier Raum für Inschrift mit Leisten in Rosenornament eingefaßt.

Das letzte Bild ist die unveränderte Wiederholung des allbekannten ersten Konfirmationsdenkblattes mit dem der Künstler vor Jahren den ersten vergeblichen Vorstoß in Sachen einer Reformierung der Konfirmationsblätter tat. Der Inhalt des Bildes ist damals schon ganz auf den kirchlichen Zweck der Konfirmation berechnet worden, die großen Heilstatsachen des Christen



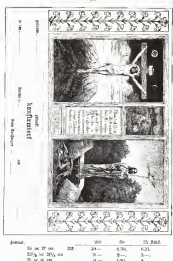
Digitized by Google



tums Christus der Gekreuzigte (zur Linken), der Auferstandene (zur Rechten) und im Mittelstück das Wahrzeichen der göttlichen Liebe oben Christus der das verlorene Schaf wieder findet, darunter das „Kleine Evangelium“ Johannes 3, 16 und am Fuße unten Lukas 12, 37. Dieses Blatt ist in vier Formaten dargestellt Drei sind ohne Ornament. Das vierte (36 27 cm) ist Breitformat und hat zu beiden Seiten des mächtigen Hauptbildes eine Randleiste mit Blumenornament Die ersten drei genannten Formate haben folgende Maße 36 : 27 cm, 32 22 cm und 21 16 cm.



Bezüglich der Preise ist bis zum Erscheinen dieses Heftes von der Verlagsfirma der Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe, ein Preisverzeichnis ausgegeben, das sich in folgenden Kategorien bewegt



Format		100	50	25 Stück
36 × 27 cm	Mk.	20—	11,50,	6,25.
$32^1/_2$ × $21^1/_2$ cm		16—	9—,	5.—.
21 × 16 cm		14—	7.50,	4—

Die Blätter sind in Tondruck mit Schwarz und Gold auf feinstem Karton ausgeführt. Sie sind mit oder ohne eingedruckten Denkspruch, bezw. mit Raum für einen einzuschreibenden Spruch zu haben. Zur genaueren Orientierung verlange man von dem Verlag den ausführlichen Prospekt. David Koch

---

Eine Abendmahlsfeier in Spurgeons Tabernakel

von Lic. theol. **Rudolf Günther,** Dekan in Langenburg

Welcher Theologe, der zu Spurgeons Lebzeiten London besucht hat, wäre nicht gerne diesem im edeln Sinne des Worts exzentrischen Prediger zu Füßen gesessen? Ich kann mir nicht leicht eine Predigerindividualität denken, aus welcher in Rede, Ton, Geberde in gleichem Maße die lockende Milde der Frohbotschaft wie der unerbittliche Ernst der sittlichen Forderung herausgeleuchtet hätte. Ich habe jene Jubelfeier miterlebt, welche Spurgeons Gemeinde im Jahre 1884 zum Gedächtnis seiner 25jährigen Wirksamkeit an der von ihm erbauten Riesenkirche beging. Er stand damals auf der Höhe seines Lebens und seiner Erfolge, mit einer in Deutschland unerhörten Einmütigkeit brachten die verschiedensten evangelischen Denominationen, auch die Church of England, ihre Glückwünsche dar.

Gewiß hat auch keiner, dem sich Gelegenheit bot, versäumt, einer Sakramentsfeier dieser weltberühmten Baptistengemeinde anzuwohnen. Mancher hat vielleicht da zum ersten Mal eine Abendmahlsfeier vor sich gesehen, die annähernd ihrer Idee entsprach. Schon die große Zahl der Abendmahlsgäste, es war wirklich eine Kommuniongemeinde, die man vor Augen hatte. Dazu die Abendstunde, in die das Geräusch der Weltstadt nur noch gedämpft hereinklang. Spurgeon predigte. Er unterließ es nicht, darauf hinzuweisen, wie seine Gemeinde im Unterschied von der Staatskirche das Abendmahl auch äußerlich stiftungsgemäß feiere, denn gestiftet sei es als Lords supper not Lords breakfast. In den innigen Ton seiner Rede mischte sich auch gelegentlich fröhlicher Scherz. So versicherte er, er werde sich hüten, an diesem Abend zu lange zu reden. Der Apostel Paulus habe dies einmal an einem Abend in Troas getan, und die Folge sei gewesen, daß ein Jüngling vom Schlaf übermocht aus dem Fenster, in dem er gesessen, drei Stockwerke hinabgestürzt und für tot aufgehoben worden sei. Paulus nun sei der Mann gewesen, um auch aus dieser verzweifelten Lage zu helfen. Da er, Spurgeon, hiezu nicht imstande wäre, so bliebe ihm nur übrig, zeitig aufzuhören. Das tat er denn auch.

Wie weit ab liegt die fröhliche Kindesstimmung, die schon in dieser einleitenden Rede zu Tage trat, von dem düsteren Beichternst und dem grüblerischen Sündengefühl, zu welchem die Abendmahlspraxis des deutschen Luthertums, wenigstens in ihrer älteren Gestalt, anleitet. Und dieser Hauch des Kindesgeistes, der brüderlichen Gemeinschaft, in welcher sich die Kinder des Hauses vor ihres Vaters Angesicht zum heiligen Mahl vereinen, lag auch durchweg über der schlichten Feier, die sich mit eben solcher Raschheit und Sicherheit als edler Würde vollzog. Auf der unteren Plattform war der Tisch mit Brot und Wein gedeckt, Spurgeon sprach die Einsetzungsworte darüber, und Älteste trugen die Kelche mit Wein und die Teller mit Brot aus, sie je dem ersten in den Bankreihen, in welchen die Kommuniongemeinde dicht aneinander geschlossen verharrte, darreichend. In an-

dächtigem Schweigen gingen die Sinnbilder des Leibes und Blutes Christi von Hand zu Hand, die Stille nur unterbrochen durch Sprüche aus der Schrift, die vom Kommunikantische her erschollen. Als die Feier mit dem Lob des himmlischen Gastgebers ausklang und die Tischgenossen sich brüderlich die Hände reichten, schied man mit dem Eindruck, ein Herrnmahl erlebt zu haben.

Ich weiß die Erhabenheit der lutherischen Abendmahlsfeier wohl zu schätzen, ich habe z. B. den frommen deutschen Bauern nie geistiger und schöner gesehen, als wenn er zum Empfang des Abendmahls an den Altar tritt. Aber als die Festfeier der Erlösung und als den Höhepunkt brüderlicher Gemeinschaft lehrt unsere herrschende Kultussitte das Abendmahl wenigstens nicht empfinden. Und wenn schon das Ineinander von Geistigem und Sinnlichem, welches der ältere Protestantismus im Sakrament noch gläubig verehren konnte, für die geläuterte Erkenntnis endgültig dahingefallen ist, so gibt es doch keine noch so freie konkrete Frömmigkeit, die ohne Einbuße der religiösen Symbole entraten konnte, nur müssen diese Symbole dann auch wirklich das Wesen der Sache darstellen und nicht verdecken. Ob der zu beobachtende Rückgang der Teilnahme am Abendmahl unter uns überhaupt aufzuhalten ist, steht dahin. Jedenfalls liegt eine der Ursachen dieses Rückgangs darin, daß die dogmatischen Wurzeln der älteren Abendmahlsauffassung im Absterben begriffen sind und damit weiten Kreisen Verständnis und Interesse für die Feier verloren gegangen ist. Keine Änderung der Kultussitte vermag neue Wurzeln aus dem Boden zu treiben, aber sie kann die sprossenden Keime pflegen, und für die Gestaltung ihrer Abendmahlssitte hat auch die lutherische Kirche bei aller Wahrung ihrer Eigenart von andersкirchlichen Gemeinschaften zu lernen.

„Christ ist erstanden“
in den sieben Gemeinden von Vicenza

von **C. Klingemann,** Superintendent in Essen

Als ich im Jahrgang 1900 der Monatschrift meine kleine Arbeit über die Geschichte des Osterliedes „Christ ist erstanden“ veröffentlichte, blieben mir einige Fragen ungelöst, die mich zu weiteren Nachforschungen veranlaßt haben. Vor allem war es das Alter der in gutem Hochdeutsch überlieferten Marienverse, die zu dem ursprünglichen Lied hinzugedichtet worden sind, über das mir selbst eines Philipp Wackernagels Angaben zweifelhaft erschienen. Ferner waren es die Beziehungen zwischen den Verdeutschungen von „Surrexit Christus hodie“ und der in jenen vereinsamten deutschen Gebirgsgemeinden erhaltenen Form unseres Osterliedes, über die ich mir keine Klarheit verschaffen konnte.

Auf einer Ferienreise im Herbst 1900 hatte ich Gelegenheit, auf der Münchener Universitätsbibliothek das Reisewerk des Grafen Caspar v. Sternberg, eines Freundes unseres großen Freiherrn vom Stein, „Reise durch Tirol in die österreichischen Provinzen Italiens im Frühjahre 1804“ einzusehen, dessen auf die Sette Communi bezüglicher Abschnitt die einzige Quelle zu sein scheint, aus der Wackernagel seine Kenntnis von dem Vorkommen des Osterliedes in den Gemeinden jener alten Sprachinsel geschöpft hat. Im Herbste 1902 besuchte ich zum zweiten mal Sleghe (Asiago), den Hauptort der sieben „cimbrischen“ Gemeinden, um dort nochmals den Spuren des Osterliedes nachzugehen.

Es zeugt von dem erstaunlichen Sammlerfleiß Wackernagel's, daß ihm die Angaben Sternberg's über die sonst so wenig bekannten Gemeinden und ihre spärlichen Reste deutschen Gesanges nicht entgangen sind. Nemo ultra Philippum! — dies auf Melanchthon geprägte Wort hat man mit Recht auf seine Liederforschungen angewendet. Aber in diesem Falle sind die meines Erachtens nachweisbaren Ungenauigkeiten in des Grafen von Sternberg Reisebeschreibung in seine Angaben übergegangen. Aus dieser hat Wackernagel den Text des Osterliedes in sieben Strophen (II. Seite 728 Nr. 942) buchstäblich übernommen und ebenso die Überschrift: „Ostergesang, wie er bei der Ankunft des Bischofs von Padua in den dreizehn deutschen Gemeinden bei Verona im Jahre 1519 gesungen worden ist." Allerdings trifft dabei wohl Wackernagel und nicht Sternberg die Schuld für die Verwechselung der sieben Gemeinden bei Vicenza mit den dreizehn Gemeinden bei Verona, in denen die deutsche Mundart schon zur Zeit Sternberg's sehr zurückgegangen war und heute so gut wie erloschen ist. Auch aus diesen bringt Sternberg eine alte, schon stark mundartlich beeinflußte Aufzeichnung des Liedes.

Sternberg schreibt: „Ein Auferstehungslied, welches noch heut zu Tage am Ostersonntage in der Kirche abgesungen wird, scheint aus der ältesten Zeit zu sein; dieses Lied, sowie es in das Visitationsbuch des Bischofs von Padua vom Jahre 1519 eingetragen ist, weicht in etwas von dem Originaltexte ab und scheint durch die damaligen Geistlichen, welche gewöhnlich Teutsche waren und öfters aus der Augsburgischen Diözese genommen wurden, verbessert worden zu sein."

1. Christ ist erstanden
Wöll von der marter allen
Des sollen wir alle fro seyn
un Christ soll unser trost seyn
Kyrie eleison

2. Und wär ehr nitt erstanden
so wär die Welt zergangen,
Und seyt dan ehr erstanden ist,
so loben wir den Herrn Jesum Christ
Kyrie eleison

3. Maria die viel zarte
sie ist ein rosen garten
Und den Gott selber gezieret
mit seiner göttlichen Majstat
Kyrie eleison

4. Maria die viel reine,
sie heit ein große peine
Umb unsern Herren Jesum Christ,
der aller Wölt ein tröster ist
Kyrie eleison

5. Du heiliges Chreutze
behuet uns Christen leute
Und dan die Unglaubigen werden bekert,
so wird der Christlich glaub alt gemert
Kyrie eleison

6. Es giengen drey heilige Frauen
die wollten das Grab beschawen
Sie suchten den Herren Jesum Christ
Der aller Wölt ein Helfer ist
Kyrie eleison

7. Alleluja, Alleluja Alleluja!
des sollen wir alle froh seyn
Vnd Christ soll unser trost seyn
Kyrie eleison

In dieser Form ist das Lied, wie v. Sternberg und Schmeller berichten, von dem Presbyter Franziscus Luppati „manu sua propria" in deutschen Buchstaben in die Visitationsverhandlungen eingetragen worden.

Den Text des Liedes habe ich darum nochmals angeführt (siehe Monatschrift V. 7. S. 185), weil mir der gut hochdeutsche Wortlaut und die Hinzufügung der Verse 3—6 mit der Jahreszahl 1519 im Widerspruch zu stehen schien. Dann aber erhebt sich auch die Frage: Wie verträgt sich das Vorkommen eines mehrstrophigen Liedes in der Schriftsprache am äußersten vorgeschobenen Südende des

Digitized by Google

deutschen Sprachgebietes zwei Jahre nach Luther's Thesen Anschlag mit der Annahme, daß Luther's Bibelsprache erst die von ihm gebrauchte und teilweise geprägte neuhochdeutsche Sprache zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht habe? Niedersachsen hat noch lange niederdeutsch gesungen, die oberdeutsche Schweiz war in Gefahr, ihre Mundart zur Schriftsprache auszubilden, und ein Priester italienischen Namens in einer schon damals von welschem Wesen umspülten Sprachinsel soll imstande gewesen sein in schier tadellosem Deutsch ein solches Lied als festen Besitz jener fernen Gemeinden aufzuzeichnen? Zum allermindesten müßten wir annehmen daß in der römischen Kirche deutsche Sangeslust und Sangeskunst vor dem Erscheinen der ersten Luther'schen Gesangbücher lebendig gewesen sei Wackernagel bringt das Osterlied mit Zusatzstrophen in einer ganzen Reihe von Gestalten von denen die unter Nr 946 (II S. 730) „Das Lobgesang Christ ist erstanden“ aus dem Obsequiale &c Ecclesie Ratisbonensis, Ingolstadt 1570 bis auf die Reihenfolge der Strophen mit Luppati's Aufzeichnung übereinstimmt während die von mir in meiner früheren Arbeit mitgeteilte Form des Liedes aus den dreizehn Gemeinden bei Verona die mundartliche aber fast wörtliche Wiedergabe der im Johann Leisentrit'schen Gesangbuch von 1567 als „ein anders gar altes Lobgesang auf Ostern“ bezeichneten Lesart ist So werden katholische Gesangbücher aus der Mitte und zweiten Hälfte des 16 Jahrhunderts die Quelle gewesen sein woraus unsre „cimbrischen“ Geistlichen ihre Kenntnis des erweiterten Ostergesanges schöpften wobei nicht ausgeschlossen ist daß der Kern des Liedes schon längst bei den Deutschen der sieben Gemeinden bekannt war Das Alter der Marienverse kann durch ihre Verbindung mit dem Osterliede nicht bestimmt werden, sie finden sich nach Wackernagel's Angabe (II S 728, Nr 943) schon in einer Breslauer Papierhandschrift „saec XV“ vor Aber kein Gesangbuch vor 1537 setzt sie mit „Christ ist erstanden“ in Verbindung.

Daß die Geistlichen in den sieben Gemeinden vor der Reformation meist aus dem Reich und zwar vorwiegend aus Oberdeutschland kamen, erwähnte ich schon in meinem früheren Aufsatz. Sie haben ohne Zweifel nicht nur die Kenntnis unseres Liedes vermittelt sondern überhaupt den geistigen und sprachlichen Zusammenhang mit dem Mutterlande aufrecht erhalten Noch 1503 wird der Pfarrer von Asiago Giacomo de Cimnanis als Deutscher bezeichnet Zwei Männer aber werden vornehmlich in der Überlieferung mit unserem Liede in Beziehung gesetzt, ein Mathias von Straßburg Rektor an der Nebenkirche San Rocco in Asiago und der bereits genannte Francesco Luppati Von dem ersteren, Mattia di Argentorato Alemanno wird behauptet, daß er der Urheber der Komposition des Liedes für Doppelchor sei, von Luppati oder Lupatti stammt jene fraglicHe Eintragung in die Visitationsakten

Zu meiner Freude habe ich über die Amtszeit beider Männer etwas ermitteln können. In der geräumigen Sakristei der Pfarrkirche in Asiago fand ich eine Tafel mit einem bis auf das Jahr 1402 zurückgehenden Verzeichnis sämtlicher Pfarrer der Hauptkirche und daneben ein Verzeichnis der Rektoren der jüngeren Rochuskirche In dem letzteren heißt es: 1518 Mattia di Argentina (sic!), alemanno dopo qualche anno di dimora in Asiago fu eletto Rettore di San Rocco. 1565 „stante la sua età avanzata“ wurde ihm ein Hilfsgeistlicher zur Seite gestellt Hat er demnach über vierzig Jahre lang grade in der Zeit, in welcher die Anregung der Reformation auch das katholische Kirchenlied förderte und katholische Gesangbücher mit deutschen Liedern erschienen, sein Amt verwaltet, so ist wohl

Digitized by Google

anzunehmen, daß durch ihn das Lied in der uns überlieferten Gestalt in die Gemeinde hineinkam.

Über Luppati fand ich in dem Verzeichnis der Pfarrer die Eintragung: 1563 Giovanni Maria Forti nominato a questo Beneficio nel età di 70 anni e morì due anni dopo. Questi fu eletto nel 1563. Dal 1565 fino al 1590 fu vacante la Chiesa per difficoltà di trovare il Parroco. Vi furono due economi, l'uno Francesco Lupato di Fozza, il quale ordinò che fosse cantata l'Orazione Cimbra in lode di Cristo risorto nel giorno di Pasqua da tanti anni dimenticata. —

Nel 1579 fu visitata la Chiesa dal Vescovo Federich Cornelio.

Damit dürfte die Jahreszahl 1519 als ein Irrtum Sternberg's erwiesen sein und 1579 für jene Niederschrift des Liedes feststehen. Von Bedeutung ist die Bemerkung, daß von 1565 bis 1590 die Pfarrstelle unbesetzt blieb, weil man keinen Pfarrer finden konnte. Da es an Italienern doch gewiß nicht gebrach, sieht es so aus, als hätte man auch damals noch, in demselben Jahre, in dem der alte Mathias von Straßburg seine Werkzeichen in der Nebenkirche abschloß, nach einem deutschen Geistlichen verlangt, und es liegt die Annahme nahe, daß die Schwierigkeit einen solchen Pfarrer zu finden mit der nach dem Augsburger Religionsfrieden auf die Höhe ihrer Ausdehnung gebrachten Reformation zusammenhing. Daß Lupato oder Luppati im stande war, unser Lied in fehlerfreiem Schriftdeutsch wiederzugeben, ist nicht verwunderlich, denn er stammte aus Fozza (Vüsche), einer der sieben Gemeinden, die damals noch rein „cimbrisch“ gewesen sein muß. Hat er den alten Brauch, das Lied am Ostertag auf deutsch der cimbrisch zu singen, nach langer Vergessenheit erneut, so mag er die durch den Straßburger Rektor eingeführten Verse zu dem von alters her vermutlich gebräuchlichen Kern des Liedes hinzugefügt haben.

Die hochdeutsche Form, deren wörtliche Übereinstimmung mit den Texten katholischer Gesangbücher jener Zeit im Jahre 1579 nichts Auffallendes hat, wird sich nun nach endgiltiger Lösung der Gemeinden aus dem kirchlichen Zusammenhang mit dem Reich allmälig in die bis heute überlieferte mundartliche Gestalt verwandelt haben.

Die Bemerkung Josef Bergmanns, des trefflichen Kenners „cimbrischer“ Sprache und Sprachdenkmäler: „Dieses Lied wie es 1804 noch in Asiago am Ostersonntag nach der Vesper von der ganzen Gemeinde abgesungen wurde, teilt Graf v. Sternberg mit“ hatte ich dahin verstanden, daß es sich um einen zu dieser Zeit (vor etwa 50 Jahren) schon längst erloschenen Brauch handele. Diesen Irrtum meiner früheren Arbeit kann ich erfreulicher Weise dahin berichtigen, daß dieser Brauch noch heute besteht, daß noch heute alljährlich in dem fast gänzlich verwälschten Asiago am Ostersonntag von den Knaben und Mädchen aus den Landgemeinden das Osterlied gesungen wird. Ich besitze ein kleines neu gedrucktes Heftchen mit der Aufschrift: Odi che si cantano nella Chiesa Arcipretale di Asiago nel giorno di Pasqua. Es enthält das lateinische „Surrexit Christus hodie“ und zwar trotz einigen Abweichungen unverkennbar die Fassung des Leisentritschen Gesangbuches von 1567 mit doppeltem Alleluja nach jeder Zeile, unser Lied unter der Überschrift „Dar Ostertag“ und ein „Andarz Osterngasang“ in der Mundart, zu dem ich keine schriftdeutsche Vorlage gefunden habe.

Die Umwandlungen, die der mundartliche Text von „Christ ist erstanden“ bis zur Drucklegung im Katechismus von 1842 durchmachte, beweist die Nebeneinanderstellung des Sternberg'schen und des heute noch üblichen gedruckten Textes

Sternberg

Christ ist aufstannet
Van allar marter alle,
alle-alleluja
Un derar nia aufstannet,
zo der de Bell zerganghet
alle-alleluja
Un Zainien car aufstannet ist
zo laden in Vatter Jesum Christ
alle-alleluja
Christ lae ime grabe
stin auf, a m' osterlaghe
alle alleluja
Ar nam sain Creuze in zain hanl,
ar gal in zeighen uber alle lanl
alle alleluja
O du alghez Creuze
beküvva Christan laule
alle alleluja
San Peller unter me stane lar
aarporghet sin asten rieden tagh
alle alleluja
Da chamen au drai Fraughen
za ballen dez grab aufschiaughen
alle alleluja.
Un zaledar alle freal zain
za Christan unzar Christan zain
alle-alleluja

Katechismus, bez. Neudruck

Bear ist auf gastannet
In z martarn sa zargannet?
Alle Alleluja
Dar Christ van allar klaghe
Stann auf im Osterlaghe
Alle Alleluja
Un däarar nia auf stannet
Bäar alla dell zargannet
Alle Alleluja
Sall ar nun auf stannet ist
Biar kloden in Jesum Christ
Alle Alleluja
Ar nam dez Kreüz in sain hant
In seghent ghet allen lant
Alle Alleluja
Uz Christan, halghez Kreüze
Bahül mit dime glaüze
Alle Alleluja
Da kamen au drai Fraughen
Un bäiten z grab auf schlaughen
Alle Alleluja
Köt in Marlin dar Enghel
Tar ist ner meat hat menghel
Alle Alleluja
Hie pätar untar'n stoan lag
Varporghet af an drain tag
Alle Alleluja.
Sain Gsellen ködez palle
Zoa az da dizzenz alle
Alle Alleluja
Biar söllen alle froa sain
Böllen Christ ünzar traast sain
Alle Alleluja

Es ist von Wichtigkeit, daß Sternberg ebenso wie nach ihm Schmeller aus dem Volksmund gehört hat:

„Biar cloben (bez. zo loben in) dar vatar Jesu Christ", was meines Erachtens auf eine ältere Form des Liedes zurückweist, und daß beide für das dem Volke selbst schon unverständlich gewordene „hie pätar untar'n stoan lag" das seltsame „San Peter (Peler) unterme stone lar" gehört haben.

Die zur mundartlichen Gebrauch zusammengeflossenen Bestandteile des Liedes lassen sich deutlich erkennen. Nur eines scheint mir erneuter Hervorhebung wert zu sein, wie sehr nämlich die Verdeutschungen des „Surrexit Christus hodie" auf die Form des Liedes eingewirkt haben, von denen Wackernagel II S. 733 ff. eine ganze Reihe aufführt. Sie weisen meist neben der Einwirkung des „Christ ist erstanden" auch die zwei Marienverse auf. Und wie die Aufzeichnung des durch diese Verse erweiterten Osterliedes von Luppart's Hand fast genau mit dem Obsequiale etc. Ecclesie Ratisbonensis, Ingolstadt 1570 übereinstimmt, so finden wir in demselben Obsequiale die folgende Fassung des deutschen „Surrexit", die überraschende Ähnlichkeit mit dem cimbrischen Ostergesang zeigt:

1. Erstanden ist der Heylig Christ
   der aller Welt ein tröster ist
2. Und wer er nit erstanden
   so wer die Welt zergangen
3. Und seyt das er erstanden ist,
   loben wir den Herren Jesum Christ
4. Es giengen drey heylige Frauen
   des morgens frü im thawe

5. Sie suchten den Herren Jesum Christ
der von dem todt erstanden ist
6. Sie funden da zwen Engel schon
die trösten die Frawen lobesan
7. „Erschröcket nit und seyt alle fro
dann den je sucht der ist nit da
8. Er ist erstanden aus dem Grab
heut an dem heiligen Ostertag
9. So tret herzu und seht die stat
da man jhn hin gelegel hat
10. Secht an das tuch darinn er lag
gewickelt biß an dritten tag
11. Nun geht ins Galileisch Landt
da findt ihr jhn sagt er zu handt
12. Und saget das Peter an
und seinen Jüngern lobesan
13. Nun singet all zu dieser frist
„erstanden ist der heilig Christ."
14. Des sollen wir alle fröhlich sein
und Christ soll unser tröster sein

Bemerkenswert ist das Alleluja nach jeder Zeile. Ob die Botschaft an Petrus sich in der Umwandlung des „pètre" in Peter widerspiegelt? In allen Fällen scheint die kurze zweizeilige Strophe den Einfluß des „Surrexit" zu bekunden und damit wohl auch den Einfluß jener katholischen Gesangbücher, aus denen ein des Deutschen noch einigermaßen kundiger Cimber wie Luppak sich belehren konnte. So ist das bis heute erhaltene ehrwürdige Osterlied ein lehrreicher Beweis alter Beziehungen und allmählig sich lösenden Zusammenhanges zwischen jener fernen Sprachinsel und dem Mutterlande. Daß es noch heute gesungen wird, ja für den örtlichen Gebrauch neu gedruckt worden ist, mag ganz besonders dem Umstande zu verdanken sein, daß unsere „Cimbern" gelernt haben, sich selbst und ihre Sprache als geschichtliche Merkwürdigkeit aufzufassen und darum festzuhalten, was noch von altem Brauch vorhanden ist. In Campo Rovere bei Asiago fand ich die Spuren einer vor kurzem gehaltenen Visitation des Bischofs von Padua in der angeschlagenen Inschrift Viva il vescovo! mit der zu meiner Freude die Inschrift „Az lebe lange dar bischof!" abwechselte. Die älteren Leute antworteten auf mein Fragen nach Stand und Zukunft ihrer Sprache: „Wir halten die alt zung auf". So mag auch dem „Ostergasang" noch eine längere Lebensfrist beschieden sein. Weder der Pfarrer noch der Rektor von Asiago sprachen auch nur ein Wort deutsch oder „cimbro". Der Rektor spielte mir auf dem Klavier die jetzt übliche Weise des Ostergesanges vor. Sie hat weder mit „Christ ist erstanden" noch mit „Erstanden ist der heilig Christ" etwas zu tun und scheint von italienischer Sangesart stark beeinflußt zu sein.

Die Zähigkeit aber, mit der das Osterlied und der alte Osterbrauch im fast verwälschten Sleghe sich erhalten haben, zeigt uns, wie langsam und mit welcher immer noch sich regenden Kraft stillen Widerstandes die Mundart unserer Cimbern der italienischen Übermacht weicht. 1855 schrieb Josef Bergmann: „Aus dem Allen erhellet, daß diese durch das Italienische zersetzte und verwitterte cimbrische Sprache mit der jetzigen oder nächsten Generation völlig abstirbt." Und heute, nach fünfzig Jahren, lebt sie noch und singt noch ihre alten Auferstehungslieder!

„Ich bete an die Macht der Liebe"

von **Friedrich Spitta.**

In der hinter uns liegenden Weihnachtszeit ist unzählig oft ein Lied erklungen, dessen Strophen auch in den Passionswochen und am Konfirmationstage von der Gemeinde und den Kindern gesungen werden: das verbreitetste Lied Tersteegens, beliebter noch als die Krone seiner Dichtungen „Gott ist gegenwärtig", nämlich „Ich bet an die Macht der Liebe". Dabei mag, unterstützt durch die weiche Melodie Bortniansky's[1], manche unklare

[1] Vgl. über diese W. Nelle, G. Tersteegens Geistliche Lieder. Mit einer Lebensgeschichte des Dichters und seiner Dichtung. S. 370.

Schwärmerei mit im Spiele sein, die sich über den Sinn der Worte des Dichters keine nüchterne Rechenschaft gibt, war bei jener jungen Dame, die forderte, ich möchte dieses Lied zu ihrer Trauung singen lassen. Aber so gern man mir das zugeben wird, so entschieden wird man wohl protestieren, wenn ich behaupte, daß in den weitesten Kreisen unserer evangelischen Kirche auch bei denen, die zwischen irdischer und himmlischer Liebe zu unterscheiden wissen, ein sicheres Urteil über den Sinn dessen, was sie in jenem Tersteegenschen Liede singen, nicht vorhanden ist. Das hängt aber eng zusammen mit einer sehr merkwürdigen Geschichte, welche dessen Text gehabt hat, und dafür erbitte ich mir auf ein paar Augenblicke die Aufmerksamkeit des Lesers.

Mit den Worten „Ich bete an die Macht der Liebe“ beginnt die 4. Strophe eines die Überschrift „Die in Jesu eröffnete Liebe Gottes“ tragenden Liedes Tersteegens, das ich in seiner verhältnismäßig wenig bekannten Originalgestalt hierher setze:

1. Für dich sei ganz mein Herz und Leben,
   mein süßer Gott, und all mein Gut,
   für dich hast du mirs nur gegeben,
   in dir es nur und selig ruht.
   Hersteller meines schweren Falles,
   für dich sei ewig Herz und Alles!

2. Ich liebt und lebte recht im Zwange,
   wie ich mir lebte ohne dich.
   Ich wollte dich nicht, ach so lange,
   doch liebtest du und suchtest mich,
   mich böses Kind aus bösem Samen,
   im hohen, holden Jesusnamen.

3. Des Vaterherzens Eingeweide
   in diesem Namen öffnen sich,
   ein Brunn der Liebe, Fried und Freude
   quillt nun so nah, so mildiglich.
   Mein Gott, wenns doch der Sünder wüßte,
   sein Herz alsbald dich lieben müßte!

4. Ich bete an die Macht der Liebe,
   die sich in Jesu offenbart,
   ich geb mich hin dem freien Triebe,
   wodurch ich Wurm geliebet ward;
   ich will, anstatt an mich zu denken,
   ins Meer der Liebe mich versenken.

5. Wie bist du mir so zart gewogen,
   und wie verlangt dein Herz nach mir!
   Durch Liebe sanft und tief gezogen,
   neigt sich mein Alles auch zu dir.
   Du traute Liebe, gutes Wesen,
   du hast mich und ich dich erlesen.

6. Ich fühls, du bists, dich muß ich haben,
   ich fühls, ich muß für dich nur sein,
   nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben,
   mein Plätzchen ist in dir allein.
   Hier ist die Ruh, hier ist Vergnügen,
   drum folg ich deinen selgen Zügen.

7. Ehr sei dem hohen Jesusnamen,
   in dem der Liebe Quell entspringt,
   von dem hier alle Bächlein kamen,
   aus dem der Selgen Schar dort trinkt.
   Wie beugen sie sich ohne Ende,
   wie falten sie die frohen Hände!
   Wie beugen wir uns ohne Ende,
   wie falten wir die frohen Hände.

8. O Jesu, daß dein Name bliebe
   im Grunde tief gedrücket ein;
   möcht deine süße Jesusliebe
   in Herz und Sinn gepräget sein.
   Im Wort, im Werk und allem Wesen
   sei Jesus und sonst nichts zu lesen.

Durch den Druck habe ich bereits angedeutet, daß die 8. Strophe mit den 7 vorangehenden nicht eng zusammenhängt. Sie erscheint zuerst in der 6. Ausgabe des Tersteegenschen „Blumengärtleins“ allein am Schlusse des Registers und des ganzen Buches [5]). Daß die 7 Strophen ursprünglich ein Lied für sich gebildet, schließt Nelle S. [illegible] mit Recht auch daraus, daß in der Schlußstrophe 7 die Zeilen 5 und 6 wiederholt werden: „Wie beugen wir uns ohne Ende, wie falten wir die frohen Hände.“ Daß auch inhaltlich Strophe 8 einen neuen Gesichtspunkt bringe, der sich in dem Vorhergehenden nicht findet, wird später ausgeführt werden.

Aus diesem Texte ist also das Lied „Ich bete an die Macht der Liebe“ entstanden. Aber auf welchem Wege? Koch [6]) meint: einfach durch Weglassung der 3 ersten Strophen.

5) Nelle a. a. O. S. 557. 576.
6) Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. 3. Aufl., VI, S. 69.

Das ist offenkundig falsch; das Lied hat mindestens mehr als 5 Strophen. 6, 7 ja oft auch 8. Es liegt also eine Umordnung der ursprünglichen Reihenfolge der Strophen vor (nämlich 4 5 6 1 2 8 3 7[4]). Woher stammt diese Umordnung? Fischer sagt, er wisse es nicht. Nelle[5]) dagegen verweist auf das Liederbuch von Johannes Goßner „Sammlung auserlesener Lieder von der erlösenden Liebe“, dessen erste Auflage 1820 erschien.[6]) Dabei läßt er mit Recht unentschieden, ob die Umstellung der Strophen und die damit in Verbindung stehenden Veränderungen des Originaltextes auf Goßner zurückgehen oder, wie andere starke Veränderungen der von diesem gebotenen Lieder, in noch frühere Zeit hinaufreichen. Mir ist letzteres um so wahrscheinlicher, als aus Goßners Vorrede zur 2. Auflage seiner Sammlung hervorgeht, daß er keinen Trieb spürte, die ihm überlieferten Lieder zu verändern.[7]) Als sicher ist also anzunehmen, daß eine Umgestaltung des Tersteegenschen Originals schon in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts existierte.

Was bezweckte der Bearbeiter? Das erkennt man mit Sicherheit, wenn man mit dem Gedankengang des Tersteegenschen Originales den der Bearbeitung vergleicht. Nach der Überschrift handelt jenes von der in Jesus geoffenbarten Liebe G o t t e s. An diesen, nicht an Jesus, wendet sich der Dichter. Dir sei mein ganzes Leben geweiht, der du es mir gegeben und mich vom Sündenfalle aufgerichtet hast (V. 1). Ohne Gott war das Leben des Dichters ein Leben des Zwanges. Als jener in Jesus den Sünder suchte (V. 2). In Jesus öffnet sich das Herz Gottes, ein reicher, zur Gegenliebe reizender Brunn der Liebe (V. 3). Die Macht dieser in Jesus geoffenbarten Liebe Gottes betet der Dichter an, ihr gibt er sich ganz hin (V. 4). Dem Verlangen des Herzens Gottes zum Sünder kommt dieser nach; der Erwählung des Sünders durch Gott entspricht eine Erwählung Gottes durch den Erlösten (V. 5), denn dieser weiß, daß er nicht im Geschöpfe, sondern allein im Schöpfer Ruhe und Genügen findet (V. 6). So sei denn dem Namen Jesu Ehre gegeben, in dem zart Strom der Liebe Gottes entspringt, aus dem die Erlösten und die Seligen hier und dort schöpfen (V. 7). — Die achte Zusatzstrophe wendet sich an Jesus mit der Bitte, daß sein Name und seine Liebe dem Wesen und Werke des Dichters aufs tiefste eingeprägt werden. — Wesentlich anders stellt sich der Gedankengang bei der Bearbeitung. Indem dort das Lied mit Str. 4 beginnt, bleibt es unbestimmt, was man zu verstehen habe unter der „Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart“, ob die Liebe Jesu selbst oder die Liebe Gottes. Da nun aber nicht Gott, sondern nur Jesus in Str. 4 ausdrücklich genannt wird, so kann man kaum anders urteilen, als daß in Str. 5 und 6 nicht Gott, sondern Jesus angeredet werde. Daß eben diese Auffassung der Absicht des Bearbeiters entspricht, erhellt mit völliger Sicherheit aus seiner Umgestaltung der nun folgenden ersten Strophe:

Für dich ist ewig Herz und Leben,
Erlöser, du mein einzig Gut;
Du hast für mich dich hingegeben
zum Heil durch dein Erlösungsblut.
O Heil des schweren, tiefen Falles,
für dich ist ewig Herz und Alles.

Hier ist also geradezu an die Stelle des Schöpfers der Erlöser gestellt worden. Aber auch in der folgenden Str. 2, welche sich durch die Worte „(du suchtest) mich böses Kind aus diesem Samen im hohen, holden Jesusnamen“ als zweifellos an Gott gerichtet ergibt, ist mit der Ersetzung von Zeile 5 und 6 durch die Worte „O wenn doch alle der Sünder wüßten, sein Herz würd bald dich lieben müssen“, das Hindernis beseitigt, sie auf Jesus zu beziehen. Dadurch ist nun aber der Anschluß von Str. 3 unmöglich gemacht, die unmittelbar auf den Str. 2 Z. 6 erwähnten „Jesusnamen“ zurückblickt. Diese Schwierigkeit hat der Bearbeiter dadurch beseitigt, daß er hier die 8. Strophe einschob, die ja ausdrücklich und auch ursprünglich an Jesus gerichtet ist. In der nun folgenden Str. 3 zeigt nicht bloß das „Mein Gott“ in der 5. Zeile, sondern auch der Anfang „D e i n e s Vaterherzens Einge-

[4]) So richtig Fischer, Kirchenlieder-Lexikon I, S. 317. Nelles Angabe der Strophenfolge 4—6, 1—3, 7, 8 gilt späteren Anordnungen.

[5]) S. 377.

[6]) Ich habe diese Schrift nach der auf der Straßburger Bibliothek befindlichen 5. Auflage, Leipzig, Tauchnitz 1825, benutzt.

[7]) Vgl. a. a. O. S. VII.

welche", daß sie sich an Gott wendet. Bei Zeile 1 genügte die Änderung von „Deins" in „Des", um die Schwierigkeiten zu heben. Der Wortlaut von Z. 5 und 6 konnte stehen bleiben. Diese Anrufung Gottes zum Schluß ist nicht unpassend am Ende eines an Jesus sich richtenden Liedes, wenn auch die 7. Schlußstrophe „Ehr sei dem hohen Jesusnamen" die Rede nach einmal auf Jesus zurückführt. Ganz folgerichtig freilich hat Knapp in seiner Rezension des Liedes[8] auch hier Gott getilgt, indem er schreibt: „O daß dies jeder Sünder wüßte, sein Herz gar bald dich (nämlich Jesus) lieben müßte".

Das Resultat dieser Gegenüberstellung von Original und Bearbeitung ist sehr einfach. Aus dem an Gott sich richtenden Liede hat der Bearbeiter einen Gesang an Jesus gemacht. Als ein solcher wird das Lied gewiß auch von den meisten meiner Leser empfunden worden sein, ohne daß sie dabei der dunkle Empfindung losgeworden sind, daß zu dieser Auffassung allerlei nicht recht passen wolle. So gleich zu Anfang: „Ich geb mich hin dem freien Triebe, wodurch ich Wurm geliebet ward." In einer Beschreibung des Verhältnisses der Erlösten zu Jesus ist für ersteren die Bezeichnung „Wurm" mindestens sehr merkwürdig, während sie in Beziehung auf Gott biblisch ist, vgl. Hiob 25, 4—6: „Wie mag ein Mensch gerecht vor Gott sein, und wie mag rein sein eines Menschen Kind? Siehe, auch der Mond scheinet nicht helle, und die Sterne sind nicht rein vor seinen Augen; wie viel weniger ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm"[9]. Auf Gott paßt auch der Ausdruck „der freie Trieb" nach Röm. 11, 35 („Wer hat ihm etwas zuvorgegeben, daß ihm werde wieder vergolten"), den man unter Voraussetzung, daß er sich an Jesus beziehe, zu einem „heiligen Trieb" gemacht hat[10]. Nicht minder ungeeignet ist es, wenn Jesus genannt wird „Du teure Liebe, gutes Wesen". „Gott ist die Liebe" (1 Joh. 4, 16), „Niemand ist gut denn der einige Gott" (Matth. 19, 17). „Wesen" aber ist Bezeichnung dessen, von dem Tersteegen singt: „Heilig, heilig singen alle Engelchöre, wenn sie dieses Wesen ehren", „Majestätisch Wesen, möcht ich recht dich preisen", „Zu deinem Lobe nur ist alle Kreatur, seligs Wesen", „Du höchst vergnügend Wesen du", „Allgenugsam Wesen", und sonst oft. Überhaupt ist die Ausdrucksweise der Tersteegenschen Lieder, aus denen jene Stellen genommen sind, sowie aller derjenigen, die sich auf Gottes Wesen und Walten beziehen, unserem Liede nahe verwandt. — Denselben Eindruck erhält man von Str. 6. Derjenige, welchen der Dichter dem Geschöpf und den Gaben gegenüberstellt, ist selbstverständlich der Schöpfer und der Vater, von dem alle gute Gabe herabkommt. Somit schimmert durch die Bearbeitung das Original noch überall hindurch und gibt ihr etwas Schwankendes und Schillerndes, das der klaren Bestimmtheit der Tersteegenschen Dichtung sonst gar nicht eigen ist, und das am stärksten bei dem ungeschickten Zuge des Bearbeiters auffällt, wo er die beiden Schlußzeilen von Nr. 11 „Mein Gott, wenns doch der Sünder wüßte, sein Herz alsbald dich lieben müßte" auch in Nr. 2 hineinbringt, aber mit Beziehung auf Jesus. — Für das Original unseres Liedes im Gegensatz zu der Bearbeitung gilt das schöne Wort Nelles über den Grundcharakter der Tersteegenschen Lieder: „Sie sind eine eigentümliche ja einzigartige Erscheinung in der gesamten Dichtung des Pietismus, mehr Gotteslieder als Jesuslieder. Vollends der Zug der Hoheliedpoesie tritt in ihnen sehr zurück. Vor Gott zu stehen, mit Gott umzugehen, in Gott einzugehen, durch unmittelbare Berührung mit Gott geläutert, gefördert, vollendet und beseligt zu werden: diese Gewißheit ist der Grundton der Poesie Tersteegens"[11]. Das ist auch der Grundton unseres Liedes im Unterschied von dem „Jesusliede", das man daraus gemacht hat.

All das Gesagte gilt der Bearbeitung des Originals, wie wir sie zuerst bei

8) Evangelischer Liederschatz, 1. Aufl. 1837.

9) Die oft sich findende Änderung „mit dem ich Staub geliebet ward" ist ein Zeichen der mangelnden Bibelmächtigkeit der Rezensenten, vgl. auch Jes. 41, 14. Das Gleiche gilt von der Lesart: „Mit dem auch ich geliebet ward", so Wiesbaden.

10) So Baden, Amsterdam, wo in Folge der falschen Voraussetzung der Originaltext noch weiter alteriert wird: „Ich geb mich hin dem heilgen Triebe, mit dem ich selbst geliebet ward."

11) M. Sch. II, 245.

Gegner nachweisen können und wie sie mit Differenzen untergeordneter Art in Knapps Liederschatze und einer Reihe kirchlicher Gesangbücher wie dem Straßburger Augsburger Konfession dem für Elsaß-Lothringen von 1880 von Mülhausen i. E., Prov. Sachsen, Kassel, Posen steht. Daneben findet sich nun aber eine Umgestaltung jener Bearbeitung, die man jetzt wohl als die in den Kirchengesangbüchern verbreitetste Form bezeichnen darf. Sie teilt mit der älteren Bearbeitung, daß das Lied mit der 4. Strophe „Ich bete an die Macht der Liebe“ einsetzt; sie unterscheidet sich von ihr dadurch, daß man die 8. Strophe am Schlusse des Liedes ließ. Demgemäß läßt man, mit seltener Ausnahme[12]), die Verdoppelung der beiden Schlußzeilen in Nr. 7 fort oder kombiniert die beiden Zeilenpaare so: „Wir beugen für dich ohn' Ende! Wir falten all die frohen Hände.“ Durchweg ist in dieser zweiten Bearbeitung das Lied gekürzt, meistens fehlen Str. 2 und 3. Nirgends sind alle 8 Strophen begegnet; 7 stehen im Entwurf des Altenburger Gesangbuchs, bei dessen definitivem Druck man meinem Hinweise auf das Original[13]) keine Folge geleistet, sondern sich der Majorität der Gesangbücher angeschlossen hat. Mit der Streichung von Str. 2 und 3 sind zwei Stücke fortgefallen, welche die Beziehung des Liedes auf Jesus hindrein, wenn man sie nicht stark umgestalten wollte. Da war es denn zweckvoller, sie ganz wegzulassen. Auch in Str. 1 hat man die starke Umgestaltung der älteren Bearbeitung reduziert. Für „Da hast für mich dich hingegeben zum Heil durch dein Erlösungsblut“, findet man den Wortlaut oder doch den Sinn des Originals wieder hergestellt. Nur in Z. 2 liest man meistens „Erlöser, du mein einzig Gut“[14]) und dem entsprechend, wenn auch weniger oft in Z. 5 „Versühner (bezw. Du Heiland) meines tiefen Falles“. Wir selbst hier kehren einzelne Gesangbücher wie das von Wiesbaden und Hannover zum Original zurück und bieten somit die ganze Strophe unverändert dar, wodurch man allerdings das Mißverhältnis zu den nachfolgenden Strophen 4—6 doppelt empfindlich wird. Aus alle dem sieht man, wie ich durch Mitteilung anderer Züge noch weiter unterstützen könnte, daß es der jüngeren Bearbeitung, dem hymnologischen Charakter ihrer Zeit entsprechend, eigentümlich ist, wieder möglichst zum Original zurückzukehren. Aber dabei zeigt sich ein Fehler, dem man an der Gesangbuchrestauratoren auch sonst wohl begegnet: ein ängstliches Hangen am Einzelausdruck und eine Unempfindlichkeit gegen das Ganze, den Grundgedanken und die Grundstimmung. Was hilft es, hier im Einzelnen zu bessern, wenn man nicht zu Tersteegens Grundgedanken zurückkehren will? Oder hat man vielleicht nicht einmal begriffen, inwiefern hier eine tiefe Differenz zwischen Bearbeitung und Original vorliegt? Nach meiner Erfahrung ist es ein anderer Grund, der immer wieder die Bearbeiter unserer Gesangbücher hindert, Tersteegen selbst aufzunehmen. Es ist mir bei der Herstellung der elsässischen Gesangbuches nicht leicht geworden, den Widerspruch derer zu überwinden, welche klagten, mit dem Anfang „Ich bete an die Macht der Liebe“ sei dieses Lied nun einmal den Gemeinden lieb geworden, und jetzt würden sie es vergeblich in ihrem Gesangbuche suchen.[15]) Diesem Bedenken war nun freilich leicht damit abgeholfen, daß man in das Register die Zeile „Ich bete an die Macht der Liebe“ in Parenthesen gesetzt mit aufnahm und durch die beigefügte Nummer die Suchenden auf das Lied „Für dich sei ganz mein Herz und Leben“ verwies.

Daß das Original schöner ist als jede seiner Bearbeitungen, liegt auf der Hand und nicht minder, daß, von Str. 3, 3—5, und etwa noch Str. 6, 4, abgesehen, auch im Wortlaut nicht die geringste Änderung nötig ist.[16]) Es beruht nur auf Unkenntnis oder Mißverstand-

[12]) Knapps Liederschatz.

[13]) M. Schr. IV, 324.

[14]) So z. B. Rheinland und Westfalen, Altenburg, Rudolstadt, Schlesien, Coburg-Gotha, Baden, Pommern u. a.

[15]) Auf ähnlichen Widerspruch wird es wohl zurückzuführen sein, daß Nelle, der Herausgeber Tersteegens, es nicht vermocht hat, für das schöne Gesangbuch seiner Provinzialkirche unser Lied in der Originalgestalt zu gewinnen.

[16]) Str. 6, 4 liest das neue els. Gesangbuch statt der fast allerseits aufgegebenen „Mein Plätzchen“ die ganz leise Änderung „mein Platz der ist in dir allein“, was besser ist als die Variante „Leben“, aber auch als das weit verbreitete „Ruhplatz“, da es in der

nis des Originals, wenn man in dem Liede den Ausdruck einer weichlichen Jesusliebe findet. Der Text mit seiner feierlichen Größe und keuschen Innigkeit verdient ebensowenig wie „Gott ist gegenwärtig" den etwas anrüchig gewordenen Titel eines „Geistlichen Volksliedes". Die beliebte russische Melodie nimmt sich ja allerdings unsern alten Melodien gegenüber etwas fremdartig aus. Aber soll unser gottesdienstliches Leben nicht stehen bleiben, so werden wir auch in der Frage der Aufnahme neuer Melodien nicht altklassisch puritanisch sein dürfen; es gilt nur, den Schund fern zu halten.

Ob meine Bemerkungen den Erfolg haben werden, daß man die Verballhornisierung einer der schönsten Dichtungen Tersteegens nicht noch weiter verbreitet? Es ist merkwürdig, wie gedankenlos die große Menge einer einmal eingeschlagenen Richtung folgt. Selbst da, wo eine gewisse Antipathie zu bestehen scheint gegen den weichen Ton gewisser Jesuslieder, ist man bei unserm Liede nicht zum Original zurückgekehrt, sondern hat an der Bearbeitung weitere Korrekturen vorgenommen, man vergleiche das lehrreiche Beispiel des Badischen Gesangbuchs. Nach Nelle haben unter den neueren Gesangbüchern das Original das auch Bunsen in seinem Gesang- und Gebetbuch, wenn auch verkürzt, bietet, nur das reformierte Gesangbuch von Elberfeld und das von Unterbarmen, neuerdings ist das von Elsaß-Lothringen und das für die deutschen Gemeinden Ägyptens hinzugekommen[17]. Möchte man doch, wo es nicht schon zu spät ist, sich das Lied in seiner Urgestalt sichern und damit einen Gesang gewinnen, der auch für unsere Konfirmationsfeiern von besonderem Werte wäre, erinnert doch sein Anfang geradezu an den des schönen Rambachschen Konfirmationsliedes: „Mein Schöpfer steh mir bei ... Hier leg ich Herz und Glieder vor dir zum Opfer nieder". — Über die Verwendung des Tersteegenschen Liedes bei der Konfirmation Andeutungen zu geben, liegt außerhalb der Aufgabe, die ich mir in dieser Abhandlung gesetzt, auch darf ich das getrost dem Nachdenken und Geschmack der Leiter unserer Gottesdienste überlassen.

Voigtländers
religiöse Wandbilder für Haus, Schulen und Anstalten

von **Karl Budde**

Man möge unserer Zeit nachsagen, was man wolle, die Anerkennung wird man ihr nicht versagen können, daß eine verständige Nachfrage auf das entsprechende Angebot nicht lange zu warten braucht. Immer lauter ist in den letzten Jahren der Ruf nach Kunst für das Volk erschollen, nach Darstellungen, die nicht bloß ein elender Notbehelf wären und Geschmack und Gemüt nur ferner ungünstig beeinflußten, die vielmehr das Allerbeste in gemeinverständlichem Ausdruck und zu geringem Preise dem Volke darböten. Neben den alten Bestand der besten Holzschnittwerke traten seit Jahren immer wirksamere Erzeugnisse der zu neuem Leben erwachten Kunst des Steindrucks. Unermüdlich arbeiteten Künstler, Drucker und Verleger weiter an ihrer Vervollkommnung und vor allem auch an der Lösung der Aufgabe, billig herzustellen. Das Bedürfnis nach f a r b i g e m Wandschmuck, das bisher fast nur durch unerschwingliche Kunstwerke oder durch elenden Schund befriedigt werden konnte, wurde anerkannt und mit in Rechnung gezogen. Das Ergebnis solcher vereinten

---

folgenden Zeile heißt „Hier ist die Ruh". Versehentlich hat das elf. Gesangbuch in Str. 5, 2 „Deines Vaterherzens" in „Des Vaterherzens" geändert und damit unabsichtlich auch der Tendenz der Bearbeitung seinen Zoll entrichtet. Die weiteren Änderungen „... süßeste Triebe in diesem Namen zeugen sich, ein Brunn der Freude, Fried und Liebe" waren nötig.

[17] Selbstverständlich bietet es Nelle in seiner Tersteegenausgabe, auf die ich für alles Weitere verweise. Nur bedaure ich, daß er in Str. 7 die doch originale Wiederholung der beiden Schlußzeilen im Text des Liedes nicht abgedruckt und daß er nicht ähnlich wie im elf. Gesangbuch bemerklich gemacht hat, daß Str. 8 nur eine Zusatzstrophe ist. Auch meine ich, wenn er in Str. 3, 1 die „Eingeweide" stehen ließ, auch in Str. 6, 4 das „Plätzchen" bleiben konnte. Im Kommentar hat er natürlich alles mit wissenschaftlicher Präzision gegeben.

Digitized by Google

Bemühungen ist das großartige Unternehmen der „Deutschen Künstler-Stein-Zeichnungen“, die in den letzten beiden Jahren gewiß viele mit mir an den Fenstern der Buchläden haben auftauchen sehen. Zuerst haben wir sie wohl mit einem Gefühl der Überraschung, vielleicht hie und da mit Lächeln und Kopfschütteln, allgemach aber mit immer größerer Achtung und immer wärmerer Billigung begrüßt. Karlsruhe und Dresden sind die beiden Sammelpunkte der daran beteiligten Künstler und zwei große Leipziger Verleger, B. G. Teubner und R. Voigtländer, haben sich vor kurzem zusammengetan, um die Herstellung und den Vertrieb zu übernehmen. Aus dem großen Unternehmen aber, dessen Veröffentlichungen nun schon das erste Hundert überschritten haben, hat sich jetzt ein besonderes herausgelöst. Unter dem Namen „Wohlfeile religiöse Bilder in Künstler-Steinzeichnungen“ bietet R. Voigtländer zunächst die sechs dahin gehörenden Stücke aus jener Zahl und hat die drei Meister, von denen sie herrühren, veranlaßt, die Reihe der religiösen Bilder fortzusetzen, sodaß wir die Hoffnung haben, allmählich für unser Haus, vor allem aber für Versammlungsstätten jeder Art eine reiche Auswahl des besten Wandschmucks verfügen zu können. Was bisher geboten wird, ist in solchem Maße der Beachtung wert, daß ein genaueres Eingehen darauf gewiß willkommen sein wird. Vom Allgemeinsten und Äußerlichsten möchte ich ausgehen, um mit der Würdigung der einzelnen Darstellungen zu schließen.

Die Bilder sind vor allem in einem Maßstab gehalten, der sie auf weite Entfernung zur Geltung bringt und alle Augen sofort auf sie ziehen wird. Selbst für recht ansehnliche Räume ist das Maß von 100 × 70 Centimeter Bildfläche vollkommen ausreichend. Ganz ist der weiße Rand fortgefallen, die Bilder sollen wie Gemälde wirken, sodaß nicht mehr am Rande freigelassen ist, als zur Einfügung in den Falz des Rahmens unerläßlich ist. So sind sie auf Einrahmung durchaus angewiesen und entfalten in der Tat erst im Rahmen ihre ganze Wirkung. Es ist mit Dank zu begrüßen, daß die Verlagshandlung dem Käufer die Sorge für die richtige Auswahl abgenommen hat und ihm damit zugleich eine nicht unerhebliche Ersparnis ermöglicht. Sie stellt zwei Ausstattungen zur Verfügung, beide in Schwarz mit mattiertem Ton gehalten. Der „Schalrahmen“ ist flach, ganz einfach, der „Profilrahmen“ hat außen eine kräftigere Hohlkehle, verengt sich leicht nach innen und schließt mit einer kleinen vergoldeten Hohlkehle ab. Bei dem geringen Preisunterschied von drei Mark darf man den zweiten dringend empfehlen. Das Bild selbst kann, auf Pappe gezogen und gefirnißt, ohne Glas eingefügt werden, was wieder eine Ersparnis von etwa dreieinhalb Mark ermöglicht. Empfehlenswerter ist sicher der Schutz durch Glas und Rückenpappe. Für beide Verfahren werden auch Wechselrahmen zur Verfügung gestellt, sodaß man nach Belieben dieses oder jenes Bild einfügen kann. Ich habe davon einen erweiterten Gebrauch gemacht, indem ich den Rahmen zugleich zur Aufbewahrung aller sechs Bilder benutze, und kann das angesichts der ungeheuren Größe der Blätter dringend empfehlen. Der Hohlraum reicht gerade für die bisher herausgegebenen Blätter aus; allenfalls dürften auch noch einige dazu kommen. Die Auswechselung der Bilder ist leicht geschehen. Der Wechselrahmen läßt sich für Hoch- und Querformat verwenden, man braucht nur oben und an einer Seite die nötigen Ösen anbringen zu lassen. Endlich versendet die Verlagshandlung auch die Rahmenleisten allein zu billigem Preise. Es wird damit viel Fracht erspart, und der fertige Rahmen kommt dann nach meinen Erfahrungen etwa ebenso hoch zu stehen wie in Leipzig, nämlich mit dreizehn Mark in der besten Ausführung: Profil-Wechselrahmen mit gutem Bilderglas und Rückenpappe. Noch möchte ich auf Grund meiner Erfahrungen raten, die erforderlichen stählernen Federn zum Anpressen der Rückenpappe ausdrücklich von der Verlagshandlung dazu zu verlangen, da nicht jedes Geschäft in der Lage sein wird, sie selbst passend zu liefern.

Das so versorgte Bild macht in der Tat einen überraschend großen und tiefen Eindruck. Es besitzt vor fast allem Wandschmuck, den wir bisher gewohnt waren, zwei unschätzbare Vorzüge: die Farbe und den Stempel der eigenen Arbeit des Meisters. Das verwickelte Verfahren, durch das ein so schönes Ergebnis erzielt wird, will ich vornehmlich nach den freundlichen Mitteilungen eines der beteiligten Künstler zu schildern suchen. Der Künstler wird zweifellos zunächst für sich die Zeichnung in der ganzen Mannigfaltigkeit

der Farben herstellen. Sodann zeichnet er zuerst die Konturen und einfachen Schattenlagen des Bildes auf einen Karton, und diese Zeichnung wird genau in der gewünschten Größe photographisch auf den Stein übertragen. Für den Druck der Farben werden Zinkplatten benutzt, weil sie erheblich billiger und vor allem leichter und handlicher sind. Auch diese Farbenplatten zeichnet der Meister ganz allein. Auf jede von ihnen wird vorher ein sogenannter Klatsch der Konturplatte übertragen, der völlig verwischbar ist und nur dazu dient, jede Farbe genau an die richtigen Stellen zu bringen. Für jede Grundfarbe wird eine besondere Platte hergestellt, alle übereinander abgedruckt ergeben dann für jede Stelle des Bildes den gewünschten Farbenton. Das Zerlegen der Töne in ihre einfachen Grundfarben ist natürlich eine schwierige Aufgabe, zumal es gilt, mit möglichst wenigen Platten auszukommen. Viele Proben sind manchmal erforderlich, durch einen einzigen Fehlgriff wird oft die ganze Farbenskala verdorben, und der Künstler muß die Arbeit von vorn anfangen. Scheinbar ganz einfache Aufgaben erfordern gelegentlich einen ungeahnten Aufwand. So machte die Verlagshandlung darauf aufmerksam, daß für Steinhausens Kreuzigung, auf der nur Schwarz und Rot mit einander zu ringen scheinen, nicht weniger als sieben Deckplatten erforderlich waren. Der Meister selbst bedient sich bei dem Zeichnen der Platten überhaupt keiner Farbe. Mit demselben Fettstift zeichnet er die Vorlage für alle Farben schwarz auf. Die so aus des Künstlers Hand hervorgegangenen Platten werden nun „geätzt“ und nehmen dann an den Stellen, die das Fett des Stiftes erhalten haben, kräftiger oder schwächer, je nachdem dünn oder dick darauf gezeichnet ist, jede beliebige Farbe an, mit der der Drucker sie unter die Presse bringt. Gewählt wird selbstverständlich ganz genau diejenige Farbe, die der Meister jeder einzelnen Platte zugedacht hat, und so muß das Ergebnis bei sorgfältigem Verfahren sich genau mit dem decken, was der Künstler gewollt hat. Hat der Künstler sich erst ganz in das Verfahren eingelebt und kann er den Prozeß von Anfang bis zu Ende an dem Orte der Herstellung verfolgen, so stehn ihm noch vielerlei Vorteile und Handgriffe zu Gebote; fast alle Verfahren, die der Kupferplatte gegenüber angewandt werden, sind auch hier, natürlich in der nötigen Anpassung, zulässig und ergeben, richtig mit einander verbunden, die mannigfachsten Wirkungen. Mein Gewährsmann weiß die hohe Ausbildung zu rühmen, die insbesondere die Karlsruher Künstler diesem Verfahren gegeben haben. Wir haben es also mit Kunstwerken zu tun, die an Ursprünglichkeit, an Unabhängigkeit von fremdem Wollen und Können auf der vollen Höhe der Künstlerradierung stehn, mit der farbigen Wirkung aber auch diese hinter sich zurücklassen.

Ist so der Künstler für das Gebotene im vollen Umfang verantwortlich, so wollen wir nun an die einzelnen Bilder herantreten und sehen, was sie uns zu sagen haben. Der Verlagshandlung und der Schriftleitung bin ich zu großem Danke verpflichtet, daß sie durch Hergeben und Aufnehmen der kleinen Wiedergaben der Bilder es dem Leser leicht machen, was über sie gesagt wird, zu verfolgen und bis zu einem gewissen Grade zu prüfen. Natürlich gibt keine auch nur annähernd die Wirkung des großen Blattes wieder. — Da sind zuerst zwei prächtige Gegenstücke im Querformat, die in ergreifender Weise das Christentum im Leben unseres Volkes zur Darstellung bringen. Wie Maria und Martha ergänzen sie sich, beschaulicheres und tätiges Leben, treu bewahrte Vätersitte und mächtiger Aufschwung zu großem geschichtlichem Handeln, so treten sie sich gegenüber. Das eine, Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche von K a r l B a n z e r, wird vielen als Ölgemälde bereits bekannt sein, es bildet eine Zierde der National-Galerie in Berlin. Jeder Beschauer wird sich durch die ernste weihevolle Stimmung und die unbedingte Wahrhaftigkeit des Bildes angezogen und bewegt fühlen. Von der rechten Seitenwand einer kleinen einschiffigen Dorfkirche her sieht man in das Halbdunkel des Chors, eine runde Apsis, von einem kleinen Fenster am Ende nur spärlich erhellt. Auf der Stufe des Altars steht der Pfarrer, eine schlichte, kräftige Gestalt in mittleren Jahren, und gibt den Männern, die links und rechts vom Altar stehn, das Brot in ihre Hand. Es ist eben eine reformierte Gemeinde, wie die Mehrzahl in unserem Hessenlande, aber daß der Ritus kein strenger ist, mag man an den brennenden Kerzen auf dem Altare erkennen. Einer hinter dem andern reihen sich hinter den Empfangenden die Männer bis dahin, wo der linke Rand des Bildes die Reihe durchschneidet,

Digitized by Google

je ferner vom Altar, desto näher dem Auge, desto heller beleuchtet. Hinter den vordersten Herren, die heraustreten, schimmert von der Wand des Chors eine weiße, bekränzte Tafel, wohl eine Gedächtnistafel für die Gefallenen, kräftiger heben sich von ihr die Köpfe der Männer ab. Gegen das Ende der Reihe lugen von der linken Kirchwand her ein paar freundliche Mädchenköpfe hervor. Ganz im Vordergrund, dicht vor dem Beschauer sitzen die Weiber, jung und alt, das Gesangbuch in den weißbehandschuhten Händen oder vor sich auf dem Pulte, auf dem Kopfe der spitze Abendmahlsbande, wie sie hierzulande nur zu dieser Feier getragen wird. Es sind nicht die weißen, dichten Hauben, wie sie hier in Marburg üblich sind, sondern blaue aus durchsichtigem Stoff, denn der Feier versetzt uns in die Schwalm.

Herrlich hat sich der Künstler das zunutze gemacht. Denn nun schimmert durch die Haube der von rechts rückwärts gesehenen Frauen das Gesicht deutlich erkennbar hindurch, hie und da zum Teil über den Rand der Haube heraustretend. Auf dem sorgfältigsten Studium beruht die Wiedergabe der sämtlichen Männer- und Frauengestalten und der lebensvollen Köpfe insbesondere: ja, so, genau so sehen unsere hessischen Bauern aus. Und großartig ist die seelische Bewegung, die innerste Teilnahme an der heiligen Handlung wiedergegeben, sodaß sich die Ergriffenheit der Beteiligten unwillkürlich auf den Beschauer überträgt. Herrlich ist er gelungen die Gegensätze der Beleuchtung. Die kräftige Wirkung der Farben im Steindruck wiederzugeben; man darf das Blatt als in jeder Beziehung gelungen rühmen.

Ein großartiges Kunstwerk ist auch das Gegenstück, Einsegnung von Freiwilligen 1813 von Arthur Kampf, wie geschaffen jedenfalls jenem die Wage zu halten. Nicht nur dem Stoffe, sondern auch dem künstlerischen Ausdruck nach. Steht dort der Pfarrer rechts im Hintergrund am weitesten entfernt im tiefen Dunkel, so nimmt er hier den linken Vordergrund ein, dicht vor dem Beschauer, vom hellsten Lichte umströmt. Hoch ragt von der Altarstufe die hagere, ehrwürdige Greisengestalt empor, die Arme segnend ausgebreitet, das Haupt erhoben, die Augen geschlossen, die Lippen geöffnet: man glaubt zu hören, wie ihm die Segensworte vom Munde fallen! Dicht vor ihm knieen die Freiwilligen, Männer jeder Altersstufe, zum Teil mit Weib und Kind. Die stehenden Gestalten im Hintergrunde sind wohl als begleitende Angehörige zu denken, gern freilich sähe man das stattliche Brüderpaar auf der Grenze zwischen Knaben- und Jünglingsalter auch mit hinausziehen. Weniger gut als Bauher, begreiflicherweise freilich bei einem geschichtlichen Bilde, scheint er Kampf gelungen zu sein, die Züge der zu gleichem Zwecke und in gleicher Stimmung Vereinigten von einander abzuheben und lauter ganz selbständige Personen aus ihnen zu schaffen. Ein gewisser Familienzug geht durch viele hindurch, es ist, als wenn zeitgenössische Bildnisse stark benutzt wären, die natürlich von der damaligen, wenig lebendigen Auffassung her etwas die Schablone an sich tragen. Die Erläuterungen, die den Verzeichnissen der Bilder beigegeben sind, melden uns, daß das Bild ein Ölgemälde der Karlsruher Galerie wiedergibt und im Verhältnis zu diesem in jeder Beziehung vereinfacht ist. Daß eine Anzahl Nebenpersonen weggelassen ist, braucht man gewiß nicht zu bedauern, man möchte

eher noch eine dazu entbehren. Denn störend wirkt wenigstens auf mich der stehende Mann oder Herr im Frack, den Kopf oder den Cylinderhut in den Händen gebeugt, der links vom Pfarrer im Hintergrunde, neben der ersten Reihe der Knieenden, einsam aufragt. Man hat wohl eine amtliche Persönlichkeit, einen höheren Verwaltungsbeamten darin zu erkennen; aber er schwächt nach meinem Gefühl den Eindruck der Hauptgruppe ab. Nur eben angedeutet sei der Raum, wird uns weiter gesagt. Leider auch nicht ohne Schaden. Möchte man sich die völlig öde, weißgetünchte Wand ohne Fenster, die den ganzen Hintergrund einnimmt, als der allzu nüchternen Wahrheit entsprechend noch gefallen lassen, so sollte doch wenigstens deutlich werden, daß links neben der Orgel, hinter dem Kronleuchter, eine rechtwinklige Ecke liegt. Daß er von dem Raume nicht einmal eine klare geometrische Vorstellung bekommt, muß den Beschauer unruhig machen. Wir hören weiter, daß der Künstler die Farbe so einfach gehalten hat wie möglich, das Bild sei mit sechs Platten gedruckt. Wir möchten wünschen, es wären neun oder zwölf verwendet worden; denn daß sich „die eng gedrängten Gestalten auch durch die Farbe wirkungsvoll von einander und von dem gedämpften Rot des Ziegelbodens abheben", das eben kann ich nicht finden, muß daher auch dem Satze „niemand wird vollere Töne vermissen" für mein Teil widersprechen. Das vortrefflich wiedergegebene Ziegelrot der Bodenplatten kehrt vielmehr gar zu häufig wieder, ungedämpft in dem Kleide einer Frau im Hintergrunde mehr oder minder gemischt in vier oder fünf weiteren Gewändern. Daneben spielt das Lehmgelb des Uniformkragens eines Soldaten auch im Mittelgrunde eine etwas aufdringliche Rolle. Die Gesichter haben fast alle



denselben graugelben Ton und dürften zum Teil kräftiger schattiert sein. Von dem Kopfe der Frau in Schwarz löst das Auge nur bei sehr scharfem Zusehen den Haarschopf eines hinter ihr knieenden Mannes, der über sie hinausragt. Im ganzen scheinen mir die Farbentöne des Bildes etwas zu matt, man darf kaum zweifeln, daß es durch vollere, kräftigere Schattierungen erheblich gewinnen würde. Aber dem allen gegenüber sei noch einmal mit Dank anerkannt, daß wir es mit einem ergreifenden Bilde, einer hervorragenden Schöpfung zu tun haben, und daß das Bild auch in dieser Wiedergabe neben dem von Banzer trefflich wirken wird.

Das andere Paar in Hochformat, stammt von einer Hand, und außer den beiden Gegenstücken, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, rührt noch ein drittes von demselben Künstler, von Wilhelm Steinhausen, her. Ich brauche nach meinem Aufsatze in der Märznummer des vorigen Jahres nicht erst zu sagen, wie sehr es mich freut, daß ihm die volle Hälfte der bisher erschienenen Blätter übertragen ist. Ich glaube annehmen zu können, daß all mein Rühmen von ihm, alle meine Begeisterung für ihn durch diese drei Stücke glänzend gerechtfertigt werden wird. Keines von ihnen ist ganz neu. Der lehrende Christus gibt das Mittelbild der Frankfurter Bergpredigt wieder, der Gekreuzigte und Auferstandene stammen von dem Konfirmandenschein, den unsere Nummer S. 122 in besonders scharfer Abbildung darbietet. Die Darstellung des Gekreuzigten ist in den großen Zügen genau die gleiche geblieben. Ganz im Vordergrunde steht das Kreuz, frei aufragend vor einer mächtigen Bergwand, die in bedeutender Entfernung ihren kahlen Kamm, rechts und links etwas abgedacht, durch das ganze Bild zieht. Wenig über den Knieen des Heilands

schneidet ihr First durch, von da aufwärts hebt sich die Gestalt des Gekreuzigten frei zum Himmel ab. Sonne und Mond sind verfinstert, in ganz traditioneller Weise sieht man sie über dem Kreuze dargestellt, an einem schwachen Lichtkranze erkenntlich. Der Fuß des Bildes ist in tiefe Nacht gehüllt, kaum schimmern des Heilands Füße noch hindurch. Über den Gebirgskamm fällt der Widerschein des dunkleren Lichtes, das die Nacht des Weltenraums schwach erhellt, in der Höhe des Bildes wieder immer mehr in das Dunkel zurückweichend. Eigenes gelbes Licht strahlt das Haupt des Heilands aus, und auch der Leib hebt sich darin heller vom Hintergrunde ab. Der Vorlage gegenüber ist hier alles bedeutend herber aufgefaßt. Der dort ideal schöne Leib ist hier hager und abgezehrt im Tode über das Kreuz gestreckt, das Antlitz zeigt einen stärkeren Zug des Leidens und ist tiefer in Schatten gehüllt, die Arme sind höher an den Querarm des Kreuzes angezogen. Die Nacht ist weit tiefer als dort, der Himmel zeigt keine Wolken mehr, der Fuß des Gebirges keine Umrisse. Mächtig ist durch diese anscheinend geringere Abweichungen die Wirkung gesteigert. Der Eindruck des Todes und der Einsamkeit ist überwältigend. Der tote Christus allein scheint in dem verfinsterten Weltall übrig geblieben, endlos dehnen sich hinter ihm die leeren Räume. Mit einer aus Angst und leisem Hoffen gemischten Empfindung betrachtet man das düsterrote Licht, das hinter dem Bergkamm am kräftigsten sich geltend macht. Es ist, als möchte man mit Annette von Droste fragen:

Ach, was nahet so schwer?
Ist es die ewige Nacht,
Ist's ein Sonnenmeer
In tausend Strahlen-Pracht?
O Herr, erhalt uns!

Als die Auflösung dieser herben Dissonanz nicht nur, wie naturgemäß, der Sache nach, sondern auch für das farbige Problem, stellt sich das Seitenstück, der Auferstandene, dar. Ich kann nicht leugnen, daß mir dieses Blatt das liebste der ganzen Reihe geworden ist, aber diese Vorliebe beruht gewiß zum Teil auch darauf, daß es die größten Abweichungen, die größten Fortschritte gegenüber der Vorlage auf jenem Kreuzigungsschrein zeigt. In der Tat ist davon nur ganz wenig übrig geblieben, kaum mehr als der Sache, der lebendig dastehende Heiland. Aber dort steht er auf der Erde, am dem Rande seiner gesprengten Gruft, zwischen deren Verließen der Teufel, einen Schädel als das Sinnbild des Todes mit den Händen umkrallend, zu Boden geschmettert ist; hinter ihm erhebt sich dichter Wald im vollen Schmucke des Laubes. Hier aber schwebt der Auferstandene in den Lüften, gekleidet in rotes Gewand, getragen und umwallt von hellleuchtendem Gewölk, und tief unter seinen Füßen dehnt sich eine schlichte deutsche Landschaft. Hütten, Äcker und Bäume, alles vom Leichentuche des Schnees zugedeckt, im blauen Halbdunkel der ersten Morgendämmerung: ein frühes Ostern, ein später Winter. Was der Meister bei dem Gekreuzigten von Anfang an, aber erst unmerklich und vielleicht unbewußt vollzogen hat, dazu hat er sich hier mit vollem Bewußtsein durchgerungen: ich meine die Loslösung der Tatsache von Zeit und Ort. Wir sehen hier nicht mehr am Karfreitag und Ostermorgen des Todesjahres unseres Herrn auf der Schädelstätte und an Josephs Felsengrab zu Jerusalem; der Herr, den wir hier anschauen, stirbt und ersteht alle Jahre wieder mitten unter uns. Er ist auch nicht bloß der, der e i n m a l Tod und Teufel die Macht genommen, der uns von ihrem Banne befreit hat, als er am Ostermorgen vom Tode erstand, sondern der, der seitdem und bis auf den heutigen Tag die ganze Welt mit seinem neuen Leben durchdringt und beseligt. Ein Abglanz des ewigen Lichtes, in dem er schwebt, streift ganz leise den verschneiten Boden und die Dächer der Hütten unter seinen Füßen: eine Ahnung nur und doch eine sichere Verheißung des Frühlings, der kommen soll in der Scholle wie im Herzen. Der Meister hat sich mit der geschichtlichen Tatsache nicht begnügt; er begreift die Auferstehung Christi als kosmische Epoche, den Auferstandenen als die wirkende und schaffende Kraft im ganzen Weltall und darum auch bei uns in Heimat, Haus und Herz. Das ist echt Steinhausensche Mystik, wie wir ihr begegnen in seinem Gemälde „Christus die Felder segnend“ und frühlich ganz verschwiegen in den meisten seiner Landschaften. Die eigene gläubige Bestätigung, der unwiderstehliche Anruf

an den Beschauer zu gleichem Glauben, das ist es, was diese Bilder so reich und wertvoll macht. Und wie herrlich ist es ihm gelungen, solchen Gedanken mit dem Stifte Ausdruck zu geben! Der Christus der Vorlage hat die Augen weit offen, etwas nach aufwärts gerichtet; hier hält er sie gesenkt, fast geschlossen. Nichts als Friede und Seligkeit liegt auf seinem Antlitz. „dann werden wir sein wie die Träumenden“ (Ps 126,1) das wäre die rechte Legende für diese Züge. Die Darstellung habe etwas Katholisches, wurde mir gesagt. Daran ist etwas Richtiges, insofern hier die Heldenkraft des Siegers gar nicht zum Ausdruck kommt, das Weiche, Zuständliche allein das Wort hat. Aber der Grund dafür ist nichts weniger als katholisch, er liegt vielmehr in der schon hervorgehobenen, wahrhaft evangelischen, weil christozentrischen Auffassung, der Christus der Pulsschlag des Alls geworden ist. Ich wüßte nicht, wie eine solche Auffassung besser zu ihrem Recht kommen sollte. Alles andre an der Gestalt des Heilands ist traditionell, die segnend aufgehobene Rechte, die Nägelmale als Sinnbilder vergangener Leiden, der goldene Kreuzesstab, herabgemildert aus der Kreuzesfahne der Vorlage, als Zeichen seiner Weltherrschaft. Das ist eben, wenn





bloß recht ersichtlich, der Stempel des Genius auf Steinhausens religiöser Kunst, daß bei ihm alles mit Überlieferung, alles Gemeingut ist, und zugleich alles neu, alles persönlichstes Eigentum. Beides muß man von wahrhaft religiöser Kunst einer geschichtlichen, einer Offenbarungsreligion verlangen. Wunderbar ist die dämmerige Schattenlandschaft unter des Heilands Füßen gegeben, äußerst eindrucksvoll der Gegensatz zwischen ihren kalten blauen Tönen und dem warmen Rotgelb, das von oben auf sie herabrinnt. Und das alles mit den einfachsten Mitteln. Scheinbar roh, absichtslos hingeworfene Striche, wie mit stumpfem Pastellstift, nicht mehr als vier Farben, Schwarz, Rot, stumpfes Blau und ganz vereinzelt Gelb scheinen die Kosten zu bestreiten. Man kann nur staunen, was damit erreicht ist.

Das dritte Bild Steinhausens im Quartformat ohne Gegenstück ist die genaue Wiedergabe des lehrenden Christus aus seinen Fresken zur Bergpredigt in Frankfurt am Main. Es ist vor allem das farbenfrohste, von dem lichtblauen Himmel, der zwischen schimmernden Wolkenschichten durchbricht, bis zu dem blühenden Heidekraut zu des Heilands Füßen ein entzückender Akkord von frischen Farbentönen. In seiner echten Heimatlandschaft,

Digitized by Google

auf einem sanften Hügel diesseits eines Baches, hinter dem sich ein Höhenzug mit Feld und Wald bedeckt erhebt, sitzt der Heiland in der Mitte des Bildes ganz nahe vor den Beschauern, die seine Gemeinde bilden. Die rechte Hand ist warnend erhoben, die Augen auch ihre gesenkt ein leiser Zug von Schwermut liegt auf dem sanften, stillen Antlitz. Er steht wohl in seiner Rede nicht bei dem „Selig sind“, sondern bei dem „Sehet euch vor“ oder „Gehet ein durch die enge Pforte“. Manchem mag die Gestalt zu schlicht, zu wenig heldenhaft vorkommen, aber wer weiß, ob sie nicht gerade so



am längsten Stich hält und am nachdrücklichsten redet. Obschon aus einem ganz anderen Kreise stammend, setzt sich das Bild von selbst zu den beiden andren in Beziehung und reiht sich ergänzend zwischen sie ein. Hinter dem Gekreuzigten starren Felswände, an sich tot, unabhängig von Kommen und Gehn der Jahreszeiten, unter dem Auferstandenen will es Frühling werden, den lehrenden Christus umgibt der volle Sommer, es ist die Zeit der Ernte. An einer großen Wand oder in einem Saale aufgestellt, werden die drei Bilder ein äußerst stimmungsvolles Ganze bilden. Wer es aber, wie ich, bei einem Rahmen lassen muß, der kann nichts besseres tun, als durch das Kirchenjahr hindurch die drei Steinhausen und die beiden schönen Bilder aus Gegenwart und Geschichte unseres Volkes mit einander wechseln zu lassen. Möchten noch einige ähnlich schöne dazu kommen, besonders zu Advent und Weihnachten, um der ganzen Hausgemeinde den geistlichen Kalender recht ins Herz zu schreiben.

Wie gern möchte ich auch dem sechsten der Reihe seine Stelle darin anweisen, aber ich werde es leider nicht können. Zwar der Gegenstand Jesus und Petrus auf dem See, ist wahrlich gut genug, und der Name seines Meisters Hans Thoma gehört zu den besten, die man heute bei uns nennt. Und wer sollte besser hierher passen als der alte gute Kamerad und Freund W. Steinhausens, der Jahrzehnte hindurch neben ihm und gewiß mit noch größerem Erfolge gearbeitet und gestrebt hat. Aber diesmal hat es ihm nicht gelingen wollen: das Bild überzeugt nicht, man glaubt weder an die Not noch an die Hülfe. Woran das liegt? Darüber wäre viel zu sagen, aber es

ist erquicklicher, der Freude und dem Danke ausdrückliche Worte zu verleihen, als der Enttäuschung und dem Tadel. Möge Leser und Beschauer selbst entscheiden, vielleicht daß es diesen und jenen mehr befriedigt als mich. Aber daß bei mir kein persönliches Vorurteil im Spiele ist, dafür kann ich mich auf einen Zeugen berufen, auf den ich erst nachträglich aufmerksam gemacht wurde. Es ist Otto Frommel in seinem Bericht über die Thoma-Ausstellung in Heidelberg, in dieser Zeitschrift VI. 1901, August S. 281. Unser Bild gibt ein für die Peters (Universitäts-)Kirche in Heidelberg ausgeführtes großes Wandgemälde wieder und entspricht diesem jedenfalls in den Hauptsachen. Bei all seiner hellen Begeisterung für Thoma's große Kunst äußert Frommel doch diesem Bilde gegenüber nicht unerhebliche Bedenken. Die meinigen mögen weiter greifen, aber in dem Befremden sind wir einig. Und wenn Frommel dort die Frage aufwirft, ob Thoma's religiöse Malerei kirchlich sei, so muß ich angesichts dieses Bildes und mancher anderen, die hierher gehören, auch diese Frage weiter fassen. Ist Thoma, den wir auf dem Gebiete der Idylle wie der Romantik, der Mythologie wie der Landschaft als Meister ersten Ranges von ganz eigenartiger, persönlicher Größe haben schätzen und lieben lernen — ich setze im Gedanken an die Düsseldorfer Ausstellung hinzu: besonders in seinen älteren Werken — ist er wirklich auch zum religiösen Maler berufen? Möge er uns alle davon überzeugen, am liebsten durch weitere Beiträge zu dieser schönen Reihe! Möge das neue Unternehmen, nachdem es sich so kräftig eingeführt hat, weiter fröhlich gedeihen, mögen die herrlichen Blätter, die es uns bisher geschenkt hat, die weiteste Verbreitung finden, überall Freude bereiten und Segen stiften!

Die Abtei-Kirche in Offenbach am Glan

von **W. Haarbeck**, Vikar

Im II. Jahrgang der Monatschrift S. 145 ff. ist über das Äußere und die Renovation der Abteikirche zu Offenbach am Glan berichtet worden, aber wenig erfuhr man dort von der Herrlichkeit des Innern. Und doch bietet das Innere eine Fülle von Perlen kirchlicher Baukunst, die wahrlich nicht verdienen, im Verborgenen zu existieren und so wenig beachtet zu werden, wie es selbst Otte in seinem großen Werke getan hat.

Treten wir ein durch das Westportal — nur ein im Freien stehender Sockel eines ehemaligen Säulenbündels zeigt, wieviel weiter einst das Langschiff nach Westen hin gereicht hat — so fällt uns, von der überaus harmonischen Gesamtwirkung der Raumverteilung abgesehen, sofort die bekannte Unregelmäßigkeit auf, daß der Chor nicht in der Axe des Langschiffes liegt, sondern nach Süden abweicht. Nicht etwa, weil das Kirchengebäude in seinem Grundriß den Gekreuzigten darstelle mit geneigtem Haupt, sondern ganz einfach, weil das Langschiff sonst in die Klostergebäude hineingeraten wäre, die im Wege standen. Der Chor ist genau orientiert, so drehte man das Langhaus einfach um einen kleinen Winkel nach Süden, und die Schwierigkeit war gelöst.

Nur wenig ist der fünfseitige Chor erhöht, bloß drei Stufen führen hinauf. Es ist die Zeit des Übergangsstils, in der die Kirche gebaut wurde, die Fenster unten sind romanisch, die Gewölbe gotisch. Eine eigentliche Krypta unter dem Chor ist nicht vorhanden. Aber der Hochaltar, der noch heute steht, ist, ohne etwa die Form eines Sarkophages zu haben, innen hohl und hinten mit einer kleinen Doppeltür versehen. Eine Treppe führt in den Raum, der ziemlich tief hinabreicht, nicht hinein, man muß wohl Leitern benutzt haben. Die Türöffnung ist verhältnismäßig klein. Gefunden hat man in diesem Raum nur einen Dolch. Immerhin ist die Vermutung berechtigt, daß dort Äbte beigesetzt wurden, wiewohl dann die Särge erst unten geschlossen, ja erst unten zusammengesetzt werden konnten, was die Wahrscheinlichkeit der Vermutung wenig erhöht.

Auf dem Altar ist jetzt sinnig eine mächtige Kreuzblume aufgestellt, die einst irgendwo an höherem Standort weithin geprangt hat, nun aber Naumanns Wort auslegt: „Dieses Kreuz spricht von der Gegenwart Jesu Christi.“ Davor, auf dem Altar, stand eine Reihe frischgrüner Topfpflanzen, und auf eine Äußerung meiner Verwunderung erklärte mir der

Ortspfarrer Superintendent Metz daselbst: „Wir schmücken unsere Kirche. Wie kann man Feste feiern, ohne die Kirche zu schmücken!“ Es war das erste Mal, daß ich, noch dazu in der Trinitatiszeit, Pflanzenschmuck als etwas ganz Selbstverständliches in einer evangelischen Kirche fand. O wäre das überall selbstverständlich in unserer maßlos vergeistigten Kirche!

Die beiden dreiseitigen Nebenapsiden haben keine Altäre mehr, verständnisvoll hat man ihren Raum benutzt, um eine Menge kleiner, ehrwürdiger Reste, die von der Kunst vergangener Tage reden, dort aufzustellen. Da sehen wir die verstümmelten Originale zu den herrlichen Kapitälen, die rings die Kirche im Innern schmücken. Die feinste Arbeit, die schönsten Blätter müssen wir auch an den Trümmern noch bewundern. Wir sehen einen spitzen Schlußstein von einem der westlichen Seitentürme, die einst vorhanden waren, aus welchem heute noch die ungefähre Höhe der Türme zu berechnen ist. Wir sehen Grabsteine, auch von Kindern, herrliche Stücke aus dem Maßwerk gotischer Fenster u. a. Nicht alles rührt von der Abteikirche, wie sie war, her, manches auch aus der ehemaligen Stadtkirche. Auch ein römischer Grabstein und ein römischer Altar ist dort aufgestellt, sowie eine römische Handmühle.

Gehen wir nun zurück in das Querschiff und mustern rings die Kapitäle, welch eine Mannigfaltigkeit! Jedes Kapitäl ist anders! Hier die verschiedensten Blattformen, dort stilisierte Adler, hier zierliche Hundeköpfe, dort eine Reihe derber Einfälle der Bauleute, deren Schleier wir nicht heben wollen.

Und nicht bloß an den Säulen ist diese Herrlichkeit, man möchte sagen verschwendet, sondern auch an den Fenstern. Stehen wir stille vor dem Nordfenster des Querschiffes, einer Schöpfung Erwin von Steinbachs: wie fein hat er die senkrechten Steinrippen zwischen den einzelnen Feldern der Fenster als Säulchen aufgefaßt, um die zierlichsten Blattkapitäle anzubringen da, wo das Maßwerk oben anfängt! Und sehen wir die Schlußsteine der Gewölbe an: dieselbe Mannigfaltigkeit. Wo ist ein Christusantlitz wie in dem Schlußstein am nördlichen Gewölbe des Querschiffs?! Je länger man daraufsieht, welche majestätische Ruhe, welcher Friede in dem Christusantlitz dieses Gewölbeschlußsteins hoch oben!

Wenden wir uns dann zu der Innenseite des Nordportals, so haben wir über der Tür wieder ein seltenes Stück vor uns, ein Relief in Stein gehauen: das Lamm mit der Siegesfahne. Das Lamm steht. Das linke Vorderbein ist unten um den Leib gelegt, sodaß der Fahne an der rechten Seite auf diesem Bein steht, bezw. durch dieses Bein gehalten wird. Die drei übrigen Beine stehen auf dem zierlichsten Söckelchen — das Ganze ein Kunstwerk für sich.

Und doch war einst die Herrlichkeit noch viel größer drinnen und draußen. Heute erblicken wir draußen von dem Kreuzgang nichts mehr, nur die beiden Säulen, wo er an die Kirche stieß, sieht man noch, an der Nordseite. Der einstige Friedhof um den Chor herum zeigt uns heute nur noch Säulen- und andere Reste, die sehr sinnig gruppiert und fest aufgestellt sind. Mit rastloser Mühe hat der Ortspfarrer alle diese und die in den Seitenapsiden aufgestellten Überreste gesammelt. Viele waren teils in Privathäusern in Offenbach zum Schmuck irgendwo eingemauert, teils dienten sie, besonders Säulenbasen oder -Kapitäle, als Krautsteine in den Kellern. Nun ist wenigstens gerettet, was zu retten war.

Von den Klostergebäuden steht nur noch die ehemalige Meierei mit einer reizenden Laube im Obergeschoß.

Zur Frage nach dem Weihrauch in evangel. Kirchen*)

von Pfarrer Lic. Dr. **Diehl** in Hirschhorn a. N.

Fast zu derselben Zeit, als die Weihnachtsnummer der Monatschrift in meine Hände kam, ist es mir gelungen, einige neue Beiträge zur Frage Weihrauch in evangelischen

*) M.-Schr. VII, 11. 168. 283. 373.

Kirchen zu finden, die meines Erachtens für Hessen alle etwa zu wünschende Aufklärung geben. Ich fand bei einer Studienreise auf dem Rathausspeicher derselben Groß-Umstadt, von dem die seiner Zeit mitgeteilte, die ganze Streitfrage aufhellende Notiz handelte, ein altes Ratsprotokollbuch, das die Jahre 1620—1637 umfaßt, und in dem sich außer vielen wertvollen Notizen auch eine über „den Rauch in den Kirchen“ vorfindet. Sie wurde in einer Ratssitzung vom 11. Juni 1635 niedergeschrieben, die den Zweck hatte, nach der Pest im Anfang 1636 wieder einigermaßen geordnete Zustände herzustellen, und lautet: „Ein jeder Bürger so ein Pferdt hat, solle einen Korb Wachholderholz ufs Rathhaus undt Kirchen tragen, damit wegen des großen gestanckß in der Stadt zeitlich und öffter rauch gemacht und der Infection zu Sterbensläufften gewehret und die Lufft gereiniget werden möchte.“ Diese Notiz stellt es außer Zweifel, daß das Rauchmachen in Umstadt keinen religiösen Zweck hatte, aber auch nicht der Erwärmung der Kirche diente (im Juni war das doch nicht nötig), sondern für Verbesserung der Luft sorgen sollte. Es steht auf gleicher Stufe mit dem Räuchern, das im ganzen 30jährigen Krieg in Darmstadt Brauch war und an anderen Orten bis ins 19. Jahrhundert hinein als Mittel der Luftverbesserung in den Schulen diente. Ein Beispiel für viele. Am 8. März 1787 kam es in Grünberg zu einer für die Beteiligten sehr unangenehmen Protokollaufnahme. Der Grund war, daß der erst kürzlich als Adjunkt seines Vaters angenommene frühere Professor Schwarz gegenüber der herkömmlichen Sitte des Wachholderholzes zum Räuchern in der Schule um der dadurch nötig werdenden Schulversäumnisse willen eine ablehnende Stellung einnahm und deshalb von Seiten des Bürgermeisters in Anwesenheit der „Schulknaben“ das Epitheton „Narr“ hatte einstecken müssen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß „der gute Wachholderrauch auf den engen und nicht wohl conditionierten Schulstuben zur Conservirung der Gesundheit herkömmlicherweise verwandt wird“. Die Sitte läßt sich in Grünberg ebenfalls in die Pestzeiten zurückverfolgen.

Ich glaube, daß damit die Angelegenheit für Hessen erledigt ist. Die Sitte des Räucherns ist eine Folge der Pestjahre, nicht bloß des dreißigjährigen Krieges, sondern vor allem der 70er und 80er Jahre des 16. Jahrhunderts. Über sie hinaus läßt sich die Sitte bei uns zur Zeit auch tatsächlich nicht verfolgen, während der 30jährige Krieg die Periode ist, in der die meisten Notizen über das Umtragen von Wachholderrauch vorkommen. Was die Kirchenheizung anlangt, so bemerke ich, daß ich in den hunderten von Kirchenrechnungen, die ich daraufhin durchsah, nur ganz selten Anfänge einer solchen gefunden habe. Sie betreffen die Heizung des Organistensitzes mit Kohlen (so in Grünberg bereits 1600).**)

Kleine Mitteilungen.

Orgelkursus. Über den in der Zeit vom 28. September bis 11. Oktober 1902 in Wiesbaden abgehaltenen zweiten Orgelkursus berichtet die kirchliche Presse des Bezirks: „Der Kursus fand statt unter der Leitung des Königlichen Musikdirektors Herrn Wolfrum von Dillenburg. Den Mittelpunkt des Kursus bildete auch diesmal die Einführung in den Gebrauch des neuen Choralbuchs. Folgende Punkte kamen dabei zur Besprechung: Die Melodien des neuen Choralbuchs aus den modernen und altkirchlichen Tonarten. Die Harmonien des neuen Choralbuchs. Analyse von ausgewählten und rhythmischen Choralen, liturgischen Sätzen und geistlichen Volksliedern, selbständige Bildung von Schlüssen, Modulationen und Intonationen. Ferner wurde in diesen Stunden Anleitung gegeben zum selbständigen Erfinden und Zusammenstellen der für den Gottesdienst gebräuchlichen freien Choralintonationen und Choralvorspiele nach dem Handbuch des gottesdienstlichen Orgelspiels.

**) Zu obigen, höchst interessanten Ausführungen erlaube ich mir zwei Notizen aus meiner Erfahrung zu geben: 1) der Gebrauch des Weihrauchs zur Verbesserung der Luft findet sich auch bei Leichengottesdiensten in Straßburg. Ich traf darauf zum ersten Male bei der Leichenfeier meines Kollegen Prof. Alex. Krauß in der reformierten Kirche, also an einem Orte, wo man am wenigsten darauf vorbereitet ist, einen Rest katholischer Kultussitte zu finden. 2) In meiner Kindheit, als die Kirchen in Hildesheim noch nicht geheizt wurden, fand sich auf den Orgeln ein Kohlenbecken, über dem der Organist die beim Spielen kalt und steif gewordenen Finger erwärmte. Sp.

von Wolfrum und aus einer reichen Auswahl der besten Werke dieser Art. Im praktischen Orgelspiel wurde angenommen das rhythmisch straffe Spielen der ausgeglichenen und rhythmischen Choräle, liturgischen Sätze und geistlichen Volkslieder, weiter wurden Regeln über das Registrieren nach dem Inhalt der Lieder gegeben. Die Teilnehmer an Kursus hatten jeden Tag 1½ Stunde Orgelspiel zu üben und lernten auf diese Weise die besseren Orgelwerke Wiesbadens kennen. — Im Gesang wurde geübt: Sologesang, Singen von Choralen, geistlichen Liedern und neueinartigen Gesängen, Choralgesang, der Männerchor mit und ohne Begleitung, der einstimmige Kinder-, Männer- und Gemischte Chor, der zwei- und dreistimmige Kinderchor unter Heranziehung einer Anzahl Knaben aus der Lehrstraßschule, sowie eine größere Liturgie nach der Beigabe zum Choralbuch. Außerdem besuchten die Kursusteilnehmer die Übungsstunden des Kirchen- und Lehrer-Gesangvereins, sowie eine Gesangsstunde des Lehrers Jakobi, gehalten mit den Schülern der Unter-, Mittel- und Oberstufe, die Mittwochs stattfindenden Kirchenkonzerte und die Gottesdienste, in denen aus diesem Anlaß besondere Chor- und Orgelvorträge vorgeführt wurden. Zum Schluß des Kursus besprach Konsistorial-Rat Jäger die „Grundsätze und Anweisungen zur Beachtung bei der Einführung des neuen Choralbuchs" aus der Beigabe zum Choralbuch, wobei er besonders die Verwendung der liturgischen Sätze unseres Choralbuchs beim Gottesdienst hervorhob." (Barmherz. Samariter, Nr. 42, 1902.) — Über den ersten Orgelkursus, der in der Zeit vom 25. September bis 12. Oktober 1901 in Wiesbaden stattfand, veröffentlichte das Kgl. Konsistorium in Nr. 4 des „Kirchlichen Amtsblattes" einen Bericht, in dem als Ergebnis des Kursus bezeichnet wird: „größeres Verständnis des neuen Choralbuchs, größere Vertiefung in der Ausübung des Kantoren- und Organistenamts und bessere Erkenntnis seines Umfangs, erweiterter Blick in die mannigfaltige Litteratur." — Die Einrichtung dieser Orgelkurse war dadurch ermöglicht worden, daß auf Antrag des Konsistoriums die 8. ordentliche Bezirkssynode hierzu Mittel zur Verfügung gestellt hatte. Allerdings reichen diese Mittel immer nur für acht Teilnehmer aus, denen außer einer Eisenbahnrückfahrkarte 3. Klasse Tagegelder im Betrage von Mk. 3 gewährt werden. Eine beschränkte Anzahl von solchen, die den Kursus auf eigene Kosten mitmachen wollen, kann jedesmal zugelassen werden. Die Kurse sollen alljährlich wiederholt werden. Spley, Bottenhorn.

In Sachen der Glaubensbekenntnisse im Gottesdienst (M. Sch. VII, 155) erhalte ich von Herrn Adolf Kappus, Pfarrer an der Heilandskirche zu Mürzzuschlag, folgenden Bericht: „Zu den Verhandlungen über Gottesdienst und Glaubensbekenntnis erlaube ich mir mitzuteilen, daß ich hier schon seit 2 Jahren die lutherische Erklärung des Apostolikums regelmäßig als liturgisches Bekenntnis verwende, etwas verändert natürlich („Wir" statt „Ich") auch gekürzt und manchmal variiert nach den Festzeiten." Für weitere Mitteilungen dieser Art wäre ich sehr dankbar. Sp.

Aus Herrnhut kommt die schmerzliche Kunde, daß am 20. Februar plötzlich der Missionsdirektor a. D. Guido Burkhardt im Alter von 71 Jahren gestorben ist. Was der Heimgegangene auf seinem speziellen Berufsgebiete sowie als theologischer Schriftsteller geleistet hat, kann hier nicht gewürdigt werden. Dagegen sind die Leser der M. Sch. ihm verpflichtet wegen seiner vorzüglichen Darstellungen aus dem gottesdienstlichen Leben der Brüdergemeine (I, 402—415, 300—304, VI, 118—123), und was über seine liturgischen Grundsätze M. Sch. VII, 64 mitgeteilt worden ist, hat ihn unseren Lesern gezeigt als einen Mann, dessen gottesdienstliche Anschauungen ebenso treu den Geist der Brüdergemeine widerspiegeln, wie sie in ruhiger Klarheit den Weg zeigen, auf dem nach unserer Überzeugung einzig und allein eine gesunde evangelische Gestaltung des Gottesdienstes zu erreichen ist. — Er war gerade eifrig bemüht um die Revision des Liturgienbuches der Brüdergemeine. Noch am 15. d. M. erhielt der Unterzeichnete mit einem die revidierten Liturgien der Passionszeit enthaltenden Hefte folgenden Brief B.s, den unsere Leser als letzte Gabe seiner Feder dankbar entgegen nehmen werden: „Hochgeehrter Herr Professor! Gestatten Sie, daß ich Ihnen hierdurch ein Exemplar unserer neuen Liturgien für die Passionszeit überreiche. Ich weiß, wie sehr Sie sich für die liturgischen Schöpfungen unsrer Brüdergemeine interessieren. Wir pflegen in der Zeit zwischen Estomihi und Palmarum eigene liturgische Gesänge in den Abendgottesdiensten je einmal in der Woche zur Anwendung zu bringen. Die bisher gebräuchlichen wurden vor etwa 60 bis 70 Jahren verfaßt. Unserem heutigen Gefühl und Bedürfnis entsprachen sie aber schon lange nicht mehr. So ist denn eine Kommission seitens unsrer Direktion gebildet worden, und diese Kommission hat in diesem Winter neue Liturgien geschaffen. Sie sollen in diesem Jahre und dem nächsten in unsren Gemeinen gesungen werden. Es ist das gleichsam als Probe gemeint. Man will sehen, wie sie sich in den Gemeinen anlegen. Darum sind sie zunächst in der Form solcher vergänglicher Hefte gedruckt worden. Geplant ist, in etwa zwei Jahren ein ganz neues Liturgienbuch herauszugeben. Diese Liturgien hier sind die Vorläufer des neuen Buches. Ob sie so, oder noch einmal umgearbeitet in das neue Liturgienbuch aufgenommen werden, hängt von der Aufnahme ab, die sie in den Gemeinen finden. Die bisherigen Liturgien für die Passionszeit hatten einen vorherrschend kontemplativen und etwas weichlichen Charakter. Es kam fast

mehr das Mitleid mit dem Leidenden als der freudige Dank für das Versöhnungsleiden zur Geltung. Diesem Übelstand ist nun hier in den neuen Gesängen nach Kräften abgeholfen. Doch tragen sie noch immer viele Mängel an sich. Es ist eine Zusammenstellung von Versen aus verschiedenen Zeitaltern: ältere, neuere und neuste. Den einheitlichen Stil kann man darin vermissen. Aber wir in der Brüdergemeine lieben in unseren liturgischen Gesängen gerade das Mannigfaltige, das Vielstimmige. Wenn es recht verschiedenartig durcheinander klingt, das haben wir gern, vorausgesetzt daß alles mit Innigkeit und Wärme die Erlösung besingt. — Sollten Sie sich veranlaßt sehen, mir einmal mitzuteilen, wie Sie diese Ihnen hier vorgelegten Gesänge finden, so würden Sie damit eine große Freude machen. — Mit brüderlicher Hochachtung Ihr ergebener G. Burkhardt, Missionsdirektor a. D." — Auf die Passionsliturgien selbst hoffe ich nach der Gelegenheit zurückkommen zu können. Heute finde nur der Dank Ausdruck für das, was der Entschlafene uns gegeben, und der Wunsch, der uns so teueren Brüdergemeine möge es nie an Männern von feiner Gesinnung und Begabung fehlen. Wir grüßen den Heimgegangenen in dem frohen Osterglauben, den er in seinem schönen Buche über „Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen" verkündet hat. Sp.

Zu den von Pfarrer Rampp in der Januar-Nummer der M.-Sch. S. 11 beleuchteten kirchenmusikalischen Schwierigkeiten erhalten wir von einem Chorleiter eine Beleuchtung von der anderen Seite, die wir allen, die es angeht, recht dringend ans Herz legen möchten. Auch ich konnte über diese Seite der Frage schier unglaubliche Einzelheiten mitteilen, die ich aber lieber ruhen lasse, da sie sich zum Teil auf Personen beziehen, die nicht mehr unter den Lebenden sind. Es sollte von Seiten der Vertreter der Kirche nichts unterlassen werden, was dazu dient, eine auf gegenseitigem Respekt und Vertrauen beruhende Gemeinsamkeit der Arbeit von Theologen und Künstlern für den Gottesdienst zu ermöglichen. Je lebendiger die Fühlung zwischen beiden ist, um so deutlicher wird ein jeder die Grenzen seines Bereichs und Gebietes erkennen und deshalb den Konflikten vorbeugen, die am leichtesten da ausbrechen, wo man sich eine Zeit lang gegenseitig ignoriert. Unser Berichterstatter schreibt: „In einer der letzten Nummern der Monatschrift sind mit Recht die Schwierigkeiten hervorgehoben, die mancher Geistliche betreffs der Kirchenchöre mit dem Leiter hat. Es gibt aber umgekehrt auch Mißstände, die sich an die Person des Geistlichen knüpfen, von denen mancher es versäumt, den Kirchenchor in seiner Tätigkeit in irgend welcher Weise anzuregen und zu ermuntern. Es macht oft den Eindruck — der Gedanke ist ja ungeheuerlich — als ob mancher Geistliche außer seiner Person und seiner Tätigkeit im Gottesdienst einen andern Faktor der Erbauung nicht gern dabei hätte, als ob er dadurch sich zurückgedrängt fühlte. Ich weiß nicht, ob das Urteil richtig ist, jedenfalls aber ist es sicher, daß das Ganze darunter leidet, wenn der Pfarrer seine Wege geht und der Kirchenchor sich selbst überläßt, und wenn die für die Ausgestaltung der Gottesdienste so notwendige Fühlung zwischen beiden fehlt. Ich bitte Sie, mir diese Aufrichtigkeit nicht übel nehmen zu wollen. Es rührt das mancherorts vielleicht daher, daß der Pfarrer nicht musikalisch ist. Jedenfalls besteht oft gering irgend eine Verbindung, die dem Gottesdienst zugute käme, nicht: er predigt, der Chor singt, das ist alles." Sp.

Bücherschau.

G. Wermann. Passionskantate für Sopran-Solo, gemischten Chor und Orgel. Op. 158. Partitur 3 Mk. Solostimme 0,50 Mk. Chorstimmen à 0,40 Mk.

Ich habe an dem Text auszusetzen, daß von Passion in demselben nicht viel die Rede ist, statt dessen wird in 9 Abschnitten (5 Chören und 4 Einzelgesängen) ein Überblick über die Heilstatsachen von Bethlehem bis Golgatha und darüber hinaus gegeben. Der Schlußchor der Kantate hebt mit den Worten an: „Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn mit vollen Chören"! — Nach Änderung des Titels könnte das Werk zu jeder Zeit gesungen werden. Die Musik enthält viele Schönheiten, besonders zu nennen ist der Chor „Der Heiland nahet sich aus seinem oberen Reich", außerdem „So will ich dich jubelnd anbeten und preisen". Manches hätte vielleicht noch charakteristischer ausgestaltet werden können.
H. Pfannschmidt.

G. Wermann. „Karfreitag". „Nun schweiget still, ihr Freudenchöre", geistl. Lied für eine Singstimme. Op. 129 Nr. 4. Verlag von Oppenheimer, Hameln. Preis 0,80 Mk.

Das Lied gibt textlich wie musikalisch dem Karfreitagsgedanken in ernster und würdiger Weise Ausdruck. Die Komposition ist ansprechend und stimmungsvoll. H. Pfannschmidt.

Th. Goldschmid, Ostermorgen. Kantate für 3 Solostimmen, gemischten Chor und Gemeindegesang mit Begleitung von Violine, Violoncell und Orgel. Gebr. Hug, Leipzig und Zürich. Solostimmen à Mk. 1,05, Chorstimmen 32 Pfg. Streichstimmen 22 Pf., Orgelpartitur 4 Mk. 70 Pfg.

Ein tiefempfundenes eindrucksvolles und leicht auszuführendes Werk, das unseren Chören für Ostern und die österliche Zeit warm empfohlen sei. Fr. Spitta.

F. Nippold, Das deutsche Christuslied des 19 Jahrhunderts 309 S Leipzig, Wunderlich 1903 5 M, geb. 4 M

Dieses neue Buch von Nippold zeigt uns in einer umfassenden Rundschau ein Gebiet des — wie der Verfasser ein Gleiches von sich bekennt (S 12) — von den meisten Lesern des Buches in dieser Größe nicht entfernt geahnt sein wird Das feinste Barometer der theologischen Bestrebungen einer christlichen Zeit sind ihre Lieder Das XIX Jahrhundert hat das theologische Problem einer rein geschichtlichen Erfassung des Lebens Jesu immer wieder zur Hand genommen aber es mußte schließlich die biographischen Hauptpunkte mit einem non liquet überschreiben Die Gestalt Jesu selbst ist keine geschichtlich fester begründet als je, aber die Konturen markierter nachzuzeichnen ist wenig gelungen Gott sei Dank noch ist keine geschichtliche „Formel" an die Stelle der einstigen dogmatischen getreten Aber das Lied gibt Kunde von der aufgewandten Arbeit und von den einzelnen Phasen in ihr Mögen von den 20—40 Leben Jesu des XIX Jahrhunderts nur wenige bleiben im den „Christusliedern" wird ein Denkmal dieser Arbeit auf spätere Zeiten kommen Nippold hat nicht definiert was er unter „Christuslied" verstanden wissen will, und es könnte nach der Einleitung scheinen, daß er das Christuslied des XIX Jahrhunderts als die direkte Fortsetzung z B der Jesuslieder des älteren Pietismus denkt, als deren Ahne sei denn z B Nikolaus Wie schön leuchtet der Morgenstern! anzusprechen, u s w. Der Unterschied zwischen der Generosa corona in der 3 Strophe des Letzteren und z B Novalis' 3 Strophe des Liedes „Ein alter schwerer Druck der Sünde" „Da kam ein Heiland, ein Befreier Ein Menschensohn voll Lied und Macht Und hat ein allbelebend Feuer In unsern Herzen angefacht" zeigt den Unterschied der verselbernden von der reflektierenden Zeit. Das Jesuslied schildert unsere Gefühle über Jesus das Christuslied erzählt dies Leben Jesu und seine Wirkung auf uns Da ist es von frappanter wie welchen die steigende Gestalt des Herrn die Funken der religiösen Dichtung hat aufzucken lassen Nippold hält die Grenzen, die in der Bezeichnung Christuslied gegeben sind nicht strenge war, oft sind es nur allgemeine religiöse Dichtungen, deren Verfasser genannt werden Aber man stößt auf Namen in deren Händen man nicht leicht eine geistlich und christlich gestimmte Leier vermutet hätte Nippold schildert das Christuslied im deutschen Protestantismus des XIX Jahrhunderts im gebildeten Katholizismus und in den außerkirchlichen Kulten Im ersten Abschnitt heben wir den Nachweis hervor wie man auch neuerdings wieder versucht Novalis für den Katholizismus zu reklamieren, im zweiten Abschnitt ist die Schilderung der heutigen offiziellen „katholischen Dichtung" als einer niederen Wesensphase glücklich durchgeführt und der dritte Abschnitt (der allerdings viel zu viel umklammern will) zeigt uns die verwunderlichsten Namen als carmina Christo dicentes Im Einzelnen könnte man vieles ausgelassen, manches mit anderen Nachweisen versehen wünschen Goethes „Der du von dem Himmel bist" (S. 53) ist doch sicherlich nicht auf Christus zu beziehen sondern auf den Frieden, und zur letzten Aufnahme ist des Wanderers Nachtlied zu schade In ähnlicher Weise ist Konrad Ferdinand Meyer zwar durchaus richtig auf seinen religiösen und spezifisch protestantischen Untergrund gestellt aber die Bezeichnung seiner Dichtungen (S 337) als — Christuslieder würde nur gekünstelt sein Andererseits ist Menken nur als Missionsliederdichter gewertet (S. 50), während doch grade von ihm Christus-Oden uns erhalten sind die leider noch immer ihrer Verwertung harren „Dein gedenk ich — und ein sanft Entzücken Überströmt die Seele die du liebst" und „Die ihr Ihn kennt, die ihr Ihn liebt, Ihn, der uns Seligkeiten gibt" Schelstein (2 Bd S 331 und 336) Doch nicht zu mäkeln ist unsere Absicht sondern einzuladen zu dem reichen Mahle das uns in diesem Buche bereitet ist Wie gerne schließt man die Predigt mit einem Dichterwort Zu Dichtern von verschiedenster Herkunft und über viele Texte der Schrift weist uns das Buch den Weg

Thümmel.

Neue Orgelkompositionen von Max Reger. (Schluß)

Phantasie „Halleluja! Gott zu loben bleibe meine Seelenfreud!" op 52 Nr 3 (München J Aibl 3 M). Dieser Lobhymnus auf die Gottheit setzt gleich ff und in belebtem Tempo mit einer aus der Tiefe in die Höhe steigenden Pedalpassage ein an die immer höher sich aufstellende Akkordmassen der Manuale sich anschließen, nach abwechselndem und noch lebhafterem Passagenspiel setzt die 1 Strophe mit der Melodie im stark besetzten Pedal ein begleitet von 3 fröhlich kontrapunktierenden Stimmen was eine herrliche klangschöne Wirkung ergibt Ohne Zwischensatz setzt sofort die 2 Strophe ein, „Setzt auf Fürsten kein Vertrauen! Fürstenkunst steht nimmer fest" welche der Komponist, der seinen Satz „immer nach dem Affekt der Worte" gestaltet sehr originell und charakteristisch behandelt, man vergleiche daraus hin S 2 Syst 3 den Takt 2 ab Farbenprächtig und wieder mit dem Rüstzeug des gehäuftesten Kontrapunkts angetan stellt sich die 4. Strophe dar „Er der Himmel, Meer und Erde mit all ihrer Füll und Pracht" Sinnig und innig gestaltet sich die Illustration der 5. Strophe mit ihren langgehaltenen und in die Tiefe steigenden

Pedaltönen. Auch die 5. Strophe ist einfach behandelt trotz des kunstvollen 5st. Satzes. Nach kurzer Überleitung erscheint auch in diesem Werke eine Fuge von seltenem Glanz und Schwung, voll Geist und Leben, zuletzt sich noch verbindend mit der 2. Textstrophe und ausmündend in riesenhafter Steigerung. Mit dieser Fuge liefert Reger einen vollgültigen Beweis von der unverwüstlichen Lebenskraft, welche in der kontrapunktischen Kunst beschlossen ist.

Zwölf Orgelstücke op. 59. 2 Hefte à 2 M. Leipzig, C. F. Peters. Zu diesen Kompositionen bemerkt Prof. Martin Krause-München: „In diesen Stücken zeigt sich der Tonsetzer von seiner konzilianten Seite. Es sind ebenfalls feingemeißelte Dichtungen, mehr sinnenfällig als groß, aber keineswegs von geringerem Karat. Wie haben es auch da mit echtem, geläutertem Gold eigentümlichster Prägung zu tun.“ Strebenden Orgelspielern sind darum diese poetischen „Stücke“ als beste Vorschule zu des Komponisten großen Orgelwerken dringend zu empfehlen. Jedes der Stücke sei hier nur kurz charakterisiert. Nr. 1 machtvolles Präludium, dem auch die zarteren Seiten nicht fehlen, Nr. 2 Pastorale von entzückender Klangschönheit, Nr. 3 originelles keck anstrebendes Intermezzo, Nr. 4 prächtiger Kanon, gelehrt und doch gemütlich, Nr. 5 glänzende Toccata, die schon tüchtige Technik erfordert, Nr. 6 einfach gebaute Fuge mit vielen feinen Zügen und echt Regerschem Schluß, Nr. 7 Kyrie eleyson, ergreifendes Charakterstück mit dem Ausdruck banger Klage und gnädiger Erhörung, Nr. 8 Gloria in excelsis, mächtiges Tonstück von hinreißender Wirkung mit meisterhafter Behandlung des lapidaren Themas, Nr. 9 Benedictus, duftig und von berückendem Klangreiz, Nr. 10 Capriccio, geistreich, originell, heiter Rosen Kanonen beegend, Nr. 11 Melodia, Kabinettstück allerersten Ranges mit wunderbar inniger Melodie auf reichdynamischem Untergrunde und in Duft und Äther verwehendem Schluße, Nr. 12 Te deum, Stück im herben strengen Kirchenstil und kunstvollsten mehrstimmigen Satze.

Symphonische Phantasie und Fuge op. 57 (München, J. Aibl, 5 M.). Wegen Größe der Erfindung, Gewalt des Ausdrucks, Unerschöpflichkeit in Anwendung der musikalischen Mittel, unvergleichlich gewaltiger Wirkung dürfte dieses Werk zu den erhabensten Tonschöpfungen der neuesten Musiklitteratur überhaupt gehören, denn in dieser Komposition zeigt Reger wie in seiner BACH-Phantasie wiederum die ganze emporstrebende Größe seiner Kunst und ungeteilten Hingabe an sein Ideal. Den Aufbau des gigantischen Stückes zu erläutern würde den unverfügbaren Raum weit überschreiten, der verehrliche Leser begnüge sich daher mit Andeutungen. Wie im Sturm scheint sich der vernichtende Schlag eines tragischen Schicksals anzukündigen, gegen welches menschliche Kraft vergeblich ankämpft. „Die Nacht ist lang, die niemals tagen kann“, ermattet sinken die Töne in die Tiefe. Da kündigt sich das „Schicksalsmotiv“ denn auch an, gespensterhaft von einer Stimme zur anderen eilend. Der Kampf entbrennt in den verschiedensten Metamorphosen, bald leiser, bald stärker tritt das herbe schwere Thema auf, heißer wird das Ringen mit dem dunkeln Verhängnis. Doch, wie aus lichten Höhen erscheint himmlischer Trost und Ruhe erfüllt das gequälte Herz. Von neuem tritt das „Schicksalsmotiv“ auf den Plan zum letzten Strauß, und das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, stellt sich nun in der Fuge dar. Ein frisches, fast mutwilliges Thema liegt derselben zugrunde, ein zweites schmerzliches eröffnet den 2. Hauptteil, sieghaft tritt das erste wieder auf, und in grandioser weit ausgreifender Steigerung, gepaart mit blendender Kunst des Satzes, schließt das herrliche Werk. Wer hat da noch Lust, vom Verfall der Orgelkunst zu reden?

Zweite Sonate (D-moll) op. 60 (Leipzig, F. E. C. Leuckart, 3 M.). Diese Sonate ist im Reigen der Regerschen Riesenkompositionen für Orgel die dritte, doch nimmt sie insofern eine eigene Stellung ein, als sie der Ausdruck einer mehr temperierten Stimmung des Komponisten ist und, wenn auch ihr Inhalt immer noch groß genug ist, dem Spieler auch etwas Raum für die Freude an der schönen Form läßt. Die Sonate ist, kurz gesagt, ein wundervolles Phantasiegebilde, der Erguß einer tief und groß empfindenden Seele. Reger, der Idealist par excellence, hat die Form der klassischen Sonate für den Ausdruck seiner Stimmung in einem Grade sich dienstbar gemacht, daß diese Komposition einen wirklichen Fortschritt auf dem Gebiete der Orgelsonate und der Behandlungsweise der sogen. „modernen“ Orgel bedeutet, indem — mit Rücksicht auf letzteren Punkt — Reger niemals die Beziehung zur kirchlichen Würde der Orgel, selbst wenn diese im Konzertsaal steht, außer Augen läßt, immer wird bei ihm die Behandlung des Instruments von einer höheren, dem kirchlichen Geiste der Orgel entsprossenen Idee beeinflußt. Zeigt der 1. Satz (Improvisation) mehr das titanenhafte Ringen einer Heldenseele, so erklingen im 2. (Invokation) wahrhaft ergreifende Klänge aus betendem Herzen, worauf als Antwort „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ ganz leise antritt und abschließt. Das Finale (Introduktion und Fuge) gehört zu den glänzendsten Sätzen der Orgellitteratur, hier zeigt der Komponist, daß er sich völlig eingelebt hat in den der Orgel einzig entsprechenden Stil Sebastian Bachs.

Möchten diese Zeilen das Interesse für den jungen Meister, der durch seine großartigen Tonschöpfungen bereits so viel für die Hebung der Orgelkunst gewirkt hat, immer mehr anregen!

Kantor Frenzel-Schneeberg i. Sa.

1. Notenbeigabe.

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten

Für Konfirmation und Abendmahl.

Mäßig langsam — Georg Raphael

Sopran, Alt, Tenor, Baß

Sie - he sie - he ich ste - he vor der Tür, sie - he, sie - he ich

ste - he vor der Tür und klo - pfe an und klo - pfe an So

und klopfe an und klopfe an und klopfe an So

jemand meine Stimme hören wird so jemand meine Stimme hören wird und die

Digitized by Google

mf dolce

Tür auf-tun zu dem werde ich eingehn zu dem werde ich ein-gehn

mf dolce

Etwas frei, nicht zu schnell

p — a tempo —

und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir und er mit mir

und er

Zur 1. Notenbeigabe. Nachdem wir in der vorigen Nummer ein Chorstück mitgeteilt haben zum Vortrag bei der Austeilung des heiligen Abendmahles, bieten wir dieses Mal eine Motette, die zur Einleitung der Abendmahlsfeier bestimmt ist. Jesus tritt mit dem Worte Offb. Joh. 3, 20 vor die Gemeinde und mahnt sie, sich bereit zu machen, mit ihm das Abendmahl zu feiern: eine Mahnung, die sich mit besonderer Dringlichkeit an die Schar der jungen Christen wendet, die zum ersten Male die heilige Feier begehen wollen. Dem milden Ernst der Heilandsworte hat Raphael einen ebenso edlen als eindrucksvollen und deshalb unmittelbar wirkenden Ausdruck gegeben. Die Ausführbarkeit des Stückes ist zudem so leicht, daß es auch von einem weniger geübten Chore wirkungsvoll vorgetragen werden kann. So kann die ergreifende Motette auch in kleinen Gemeinden die Abendmahlsfeier wirkungsvoll einleiten. Das Stück gehört ganz an deren Anfang. Es würde mit doppelter Kraft wirken, wenn man sich entschließen könnte, in unseren Gottesdiensten dem stillen Gebet etwas mehr Raum zu lassen, anstatt mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit dafür Sorge zu tragen, daß sich immer ein Stück hörbarer Aktivität an das andere schließt: Orgelspiel, Chor, Gemeindegesang, Gebet des Pfarrers, Predigt usw. Man lasse doch nach dem einleitenden Orgelspiel eine Pause eintreten, in der die Gemeinde sich ein Gebet oder Lied aus dem Gesangbuch liest oder aus dem Herzen zu Gott betet. Dann erklingt in den stillen Kirchenraum hinein doppelt eindrucksvoll das Wort Jesu und findet auch Zeit, in der Kirche und in den Herzen auszuhallen. (Kein Verkürzen der Schlußakkorde!) Erst nach abermaliger Pause setzt der Organist zum einleitenden Gesange der Gemeinde („Schmücke dich, o liebe Seele", „Schaffe in mir, Gott" und dgl.) ein.

Sp.

2. Notenbeigabe

Für Ostern und die Freudenzeit.

Mel.: Böhmische Brüder 1566.
Tonsatz von J. G. Herzog

Frisch

Sopran
Alt

Tenor
Baß

mf

1. Mit Freuden zart in neu - - er Art laßt uns zugleich fröhlich sin - gen, beid Groß und Klein von Her - - - zen rein mit hellem Ton frei er - klin - gen. Das ewig Heil das e - wig
2. Es ist der Fürst der stark und fest all unsre Feind hat be - zwun - gen und durch den Tod als wah - - rer Gott zum neuen Le - ben ge - drun - gen. Auch seine Schar auch ferner
3. In wahrem Fried durch sein'n Ab - schied hat er sie all bracht zum Le - ben, Ge - rechtig - keit und Herr - - lich - keit sein Unser - ste - hung hat ge - ben. Drum alle Not drum al - le
4. Laß uns mit dir der Freu - den-tür in Ewig - keit fröhlich wal - ten, wo du selbst bist Herr Je - - su Christ laß uns von dir nicht ab - spal - ten und immer - dar und immer -
5. Singt Lob und Dank mit frei - - em Klang Christ unserm Herren al - le Zei - ten und tut sein Ehr je mehr und mehr mit Wort und Tat weit ausbrei - ten. So wird er uns, so wird er

f

Heil wird uns zu Teil, denn Jesus Christ er-stan-den ist
Schar er zer-bri-chen hat durch sein teu-res Wort zur Himmels-pfort,
Not, Sünd, Höll und Tod ihr Trotz und Schild nun nichts mehr gilt.
Dar samt der gan-zen Schar dich al-le-zeit mit Freu-dig-keit
uns aus Lieb und Gunst nach unsrem Tod zum al-ler-

ist. Das läßt er reich-lich an uns kün-di-gen.
pfort, ihr ist der Sieg auch er-run-gen.
gilt, drob wir ihn freu-dig er-he-ben.
frei prei-sen und uns an dich hal-ten.
Not zu ewigen Freu-den ge-lei-ten. Georg Vetter.

Zur 2. Notenbeigabe. Text und Melodie sind dem wahrscheinlich in Prag gedruckten reichhaltigsten Gesangbuch der Böhmischen Brüder entnommen, das 1566 unter folgendem Titel erschienen ist: „Kirchengeseng darinnen die Heubtartickel des Christlichen glaubens kurz gefasset und ausgeleget sind, jtzt vom newen durchsehen, gemehret, und der Rö. Kei. Maiestat in unterthenigster demut zugeschrieben.“ Der Text stammt von Georg Vetter, von dem im Ganzen 7 Lieder bekannt sind (vgl. Wackernagel IV, S. 439—463), die mehr oder weniger die rhythmischen Unzuträglichkeiten zeigen, mit denen die Lieder der Böhmischen Brüder leider meistens behaftet sind. Auch bei unserem Liede ist es schwer zu sagen, wie sein Rhythmus zu bestimmen sei. Glücklicherweise tritt das beim Gesang derartig in den Hintergrund, daß es nicht stört. Und so ist auch obiger Text nur in soweit geändert worden, als es für das Verständnis der Gemeinde durchaus nötig war. Wenn von den 12 Strophen des Originales im Gegensatz zu anderen Bearbeitungen, in denen 2 oder 3 mitgeteilt sind, hier 5 gegeben worden, so ist das geschehen in Erwägung dessen, daß dieses Lied mit seiner frischen Melodie und dem kräftigen Tonsatze Herzogs während der ganzen österlichen 40 Tage im Gottesdienste erklingen werden könne, und daß deshalb ein Wechsel im Text erwünscht sei. Eine festliche Auszeichnung der Halleluja-Wochen, besonders durch Chorgesang, gehört zu den Aufgaben, mit denen es die recht ernst nehmen mögen, denen eine Verblassung der Idee des Kirchenjahres als ein wirklicher Verlust erscheint (vgl. den Artikel „Kalender und Kirchenjahr“ von Günther in der nächsten Nummer). Nach den in der März-Nummer S. 101 von mir entwickelten Gründen eignet sich das Lied auch vorzüglich zum Gebrauch während der Austeilung des heiligen Abendmahls. Sp.

3. Notenbeigabe.

Präludium

für Harmonium (Orgel) über Palestrinas „Adoramus te, Christe"

von Gustav Beckmann.

Adagio.

pp mf

cresc. f

pp pp

cresc.

pp p mf

Digitized by Google

Pastorw. **J. Dilloo, Berlin.**
Neues Prediger-Witwenhaus, Kaiserstrasse 19,
am Alexanderplatz,
liefert kirchliche Geräte jeder Art und Altar-, Kanzel-Bekleidungen, sowie Amtstrachten.
Spec.-Prospekt und Proben gratis.

Konfirmationsgeschenke
von bleibendem Wert:

Friedrich Naumann: Gotteshilfe. Gesamt-Ausgabe 300 Andachten aus den Jahren 1895 bis 1902 sachlich geordnet. Ein starker Leinwandband nach Zeichnung von A. Fehler 6 M.

„Christl. Welt" 1903 Nr. 9: „Naumann hat die ‚Gotteshilfe' in der Vorrede selbst unter den Gesichtspunkt gestellt, daß sie den Zöglingen höherer Lehranstalten, die zwischen naturkundlichem Unterricht und Religionsunterricht die Richtlinien ihres Weges verloren haben, einen Pfad zeigen wolle."

Jul. Smend: Feierstunden. Kurze Betrachtungen über die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 2. Aufl. 1896. Eins. geb. 4 M., mit Goldschnitt M. 4.80. Neue Folge 1901. Geb. 4 M., mit Goldschnitt M. 4.80.

„Christl. Welt" 1903 Nr. 9: „Gebildete Häuser, denen die Zugehörigkeit ihrer Kinder zur christlichen Kirche mehr als eine Form ist, werden das Buch ihren heranwachsenden geliebten Söhnen und Töchtern als einen bleibenden Schatz und eine wertvolle Hilfe zur Befestigung und zur Vertiefung ihres christlichen und kirchlichen Sinnes geben dürfen."

Gustav Frenssen: Dorfpredigten. Gesamt-Ausgabe (ein volles Jahr). Kart. geb. M. 6.50. Ausgabe in 3 Bänden in kart. gebdn. zu je 3 M.

„... Gebt sie unserm jungen Volke, zumal in kritischen Zeiten." schreibt Prof. Dr. Jul. Smend im „Ev.-Prot. Kirchenboten für Els.-Lothr." 1902, Nr. 41.

Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen. Von G. Burkhardt †, Missionsdirektor. Zweite wohlfeile Ausgabe 1902, IV 286 S. In Leinwandband M. 2.50. Siehe auch den Nachruf unter „Kleine Mitteilungen" auf S. 145.

Kunstgeschichte im Grundriss. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von W. v. Broecker. 6. neu bearb. Aufl. hrsg. von Richard Bürkner. 10.–13. Tausend. 286 S. mit 115 Abbildungen. Fein gebunden 4 M., eleg. geb. M. 5.50.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

F. W. Rincker, Sinn, Nassau

Glockengiesserei u. Maschinenfabrik



empfiehlt sich zur **Lieferung sowohl einzelner Glocken als ganzer Geläute** unter langjähriger Garantie zu billigsten Preisen

Ebenso Lieferung **schmiedeeiserner Glockenstühle.** Kostenanschläge und Zeichnungen sowie Zeugnisse kostenlos

Bochumer Gußstahl-Glocken.



Voller schöner, reiner Ton. — Um etwa die Hälfte billiger als Bronzeglocken bei viel grösserer Hörweite, auch haltbarer als letztere selbst bei Fall von grosser Höhe und Feuersgefahr — Lange Garantie — Zweckmässig und solide gearbeitetes Zubehör — Bis Ende 1902 über 4500 Kirchen und 7000 Signalglocken geliefert. — — Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch

Bochum in Westfalen.

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Kunstanstalt für **Glasmalerei**

gzr. **Wilhelm Franke**

Jnh.: **Dunsberger & Harlung, Frankes Sohn**

Hoflieferanten

Naumburg a. S., Gegründet 18..

Glasmalereien jeden Styles zu **Kirchenfenstern**

Man verlange Skizzen und Kostenanschläge

Joh. Gg. Pfeifer

Kaiserslautern

liefert Glocken in jeder Größe

Lange Garantie — billige Berechnung

* * * Prospekte * * *

Garantie für reine Grund- u. Nebentöne.

Hierzu eine Beilage von **Vandenhoeck & Ruprecht**, Verlagsbuchhandlung **Göttingen**

Ausgegeben am 25. März 1903 Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Theaterstr. 13

8. Jahrgang | Nr. 5. | Mai 1903

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr Friedrich Spitta und **Dr Julius Smend**
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 80 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5262, Ausgabe mit „Correspondenzblatt“ Nr. 5263.)

Kalender und Kirchenjahr

von Lic. theol. **Rudolf Günther**, Dekan in Langenburg

Der „Kunstwart“, welcher ein Lebensgebiet um das andere der fortschreitenden ästhetischen Kultur zu erobern sucht, hat sich auch des Kalenderwesens angenommen, und bei seinem wachsenden Einfluß ist das von ihm hier beobachtete Verfahren nicht ohne Interesse. Der von ihm herausgegebene evangelische Kalender vom Jahr 1903 kennzeichnet sich nun durch die Ausscheidung der Idee des Kirchenjahrs. Neben den christlichen Hauptfesten erscheint zwar das Reformationsfest, auch der Bußtag, dagegen sind die Sonntage der Epiphanien- und Passionszeit, der österlichen und der Adventszeit verschwunden. Ist dies ein Gewinn vom Standpunkt der ästhetischen Kultur? Vermutlich war für die getroffene Entscheidung der Umstand bestimmend, daß der Gedanke des Kirchenjahrs, wie er verhältnismäßig erst spät — in nachreformatorischer Zeit — entstanden ist, heutzutage innerhalb der protestantischen Welt nur ein bescheidenes Kirchendasein fristet; daß es also nur im Interesse der Pflege wahrhaftigen Lebens geschieht, wenn ein bereits abgestorbener Zweig endlich abgeschnitten wird. Und es ist ja keine Frage, daß die Ordnung des Kirchenjahrs, wie sie nun einmal geworden ist, vom protestantischen Standpunkt niemals befriedigen konnte, daß schon dieser Umstand einer förderlichen Ausbreitung seiner Gedanken hinderlich sein mußte. Die Hauptfeste der evangelischen Kirche beruhen auf grundlegenden Tatsachen, in denen sie die großen Inhalte ihres Glaubens anschaut. Warum werden die Sonntage des „Halbjahrs der Kirche“ nach einem Fest gezählt und benannt, das der dogmatischen Spekulation über das verborgene Wesen der Gottheit seine Existenz verdankt und das wirklich lebendige Wurzeln in der evangelischen Kirche auch zu jener Zeit nicht getrieben hat, als das Bekenntnis zu der Trinität noch die dogmatische Grundlage des heiligen römischen Reichs deutscher Nation bildete?

Aber fragen muß man doch, ob es wünschenswert wäre, wenn die Erinnerung an die Adventszeit und an die Karwoche — und die Idee der Kar-

woche fällt mit dem Palmsonntag — aus dem Bewußtsein der außerkirchlichen Kreise völlig getilgt würde. Ist nicht der Stimmungswert, der sich irgendwie mit jenen Kirchenzeiten verknüpft, auch vom ästhetischen Standpunkt aus der Erhaltung würdig? Wenn jedoch schon einmal geändert werden soll, dann ist es jedenfalls geschmacklos, die zum Teil allerdings petrefakten kirchlichen Sonntagsnamen zu streichen und einen wenn auch verbesserten doch immer noch fragwürdigen evangelischen Heiligenkalender beizubehalten. Dessen gar nicht zu gedenken, daß bei der Durchführung dieses Verfahrens der Unterschied zwischen dem „evangelischen“ und dem „katholischen“ Kalender weiter verschärft würde. Denn auf katholische Kreise wird ja der Vorgang des Kunstwartkalenders ohne Einfluß bleiben. Oder täusche ich mich über die ganze Bedeutung dieser und ähnlicher Versuche der Kalenderreform? Jedenfalls sei diese Wahrnehmung solchen Lesern angelegt, welche die noch vorhandenen Beziehungen zwischen dem kirchlichen und dem Kulturleben schon aus dem Grund festhalten möchten, weil diese auch gegenüber der kirchenfremden Gegenwart noch immer ein Leiter christlicher Ideen und Stimmungen werden können, mögen diese noch so oft ins Dunkel des Unbewußten sich verlieren.

Kritiker und Künstler

von **David Koch.**

Die Künstler haben ein Recht zu sagen, daß es leichter sei zu kritisieren, als selbst zu machen. Wir Kritiker haben in der Tat wohl ein Gefühl, eine Norm für Kunstwerte, aber keine Eigenkraft, an Stelle falscher Werte wahre Kunst zu setzen. Wer das könnte, wäre ja selbst ein Künstler und kein bloßer Kritiker mehr. Aber gibt es nicht eine Zwischenstufe zwischen Kritiker und Künstler? Ist nicht Goethe so etwas vorgeschwebt, wenn er versuchte, der bildenden Kunst Stoffe vorzuschreiben, Bilder vorzuschildern?

Wär es nicht heute gerade des Versuches wert, wenn die Kritik nicht bloß ihre Gedanken über die bestehenden Kunstwerte abgeben würde, sondern auch ihre Gedanken von Kunstwerken, die noch ungeschaffen uns selbst im Bilde erschienen sind, die sie heraus aus ihrer Fühlung mit dem Ganzen der Kunstgeschichte, mit der Literatur, mit dem Volk empfinden müssen.

Diese Frage legt sich besonders für die Volkskunst nahe. Warum hat gerade der Symbolismus so stark Fiasko gemacht? Weil den Künstlern die zeugende Phantasie zu wirklichen Ideen, zu realer Symbolik fehlt. Symbolische Kunst hätte sicher Anspruch auf Volksverständnis, wenn sie nur realistisch bliebe. Aber man hat Symbolik mit Mystik verwechselt. Das sind aber genau genommen geradezu Gegensätze. Symbol ist ja doch eigentlich Zeichen, deutlich sichtbares Zeichen für unsichtbare Werte, während Mystik Verschleierung, persönliche Stimmung ist, die absichtlich auf Klarheit verzichten kann. Diese moderne Art mystischer Symbolik war bei dem Ideenmangel moderner Künstler bequem, denn man braucht als Symbolist keine Idee zu haben.

Nun aber sind es doch grade die Kritiker, die sich im allgemeinen mehr als die Künstler unserer Generation mit den wertvollen Kultur-Ideen der Nation beschäftigen, soweit sie nicht zu Handwerkern und Spezialisten herabgesunken sind. Ein Kritiker, der die Sache ernst nimmt, reiht die bildende Kunst ein in den großen geistigen Zusammenhang der ganzen modernen Kultur. Das kann auch der

Künstler tun. Das Genie tut es unbewußt und ist eben Genie, weil es so universell handelt. Aber auch das Genie kann sich vom Kritiker anregen lassen.

Es ist eine Modephrase, daß man die Werke der Künstler, die literarische Anlehnung zeigen, für minderwertig erklärt. Wir wissen jetzt, wie sehr der literarische Gedanke Böcklin angeregt hat. Aber in erster Linie schlägt man mit der Minderwertung der literarisch angeregten Kunst — die Kunstart tot, die höchstes geschaffen hat aus literarischer Anlehnung heraus: die christliche Kunst. Sie ist Anlehnung an das Buch der Bücher — an die Bibel. Behält aber Goethe recht, daß die Bibel ein ewig wirksames Buch bleibt, so müssen unsere Künstler — gerade die modernen Volks- und Phantasiekünstler — wieder einmal energisch vom Kritiker auf diese unerschöpfliche literarische Kunst hingewiesen werden.

Echte Symbolik ist ideale Erhebung eines realistischen Vorgangs in die Sphäre der allgemein gültigen Geistesgesetze. In der Bibel — in den Gleichnissen, in der Bergpredigt, in den Psalmen, bei Hiob — ist alles voller Bilder und Symbole. Da stecken tausend Diamanten der Volkskunst verborgen. Man darf nicht glauben, die seitherige „christliche Kunst" habe alles schon erledigt und den Rahm abgeschöpft. Nein! Es ist mir oft, als wäre alle christliche Kunst erst an die Tore der Bibel getreten. So war mirs auch neulich, als ich den 139. Psalm bei der Hausandacht las im Sonnenschein des einflutenden Lichtes. Da stand es vor mir wie ein großes Wandbild etwa von Steinhausen oder eine Radierung von Klinger. Ich will's einmal beschreiben. Die Bibelverse 8—12 lese man selbst nach; der Grundgedanke ist die Allgegenwart Gottes. Wie will der Künstler diesen für eine volkstümliche Hauskunst so außerordentlich wertvollen Gedanken darstellen? Die Bibel ist selbst die Meisterin, die dem Künstler die Hand führt. Da sah ich ein großes Triptychon entstehen und eine zweigeteilte Predelle fügt sich unten an. Hier unten dunkel und wenig, aber grelles Licht — und höher hinauf immer heller bis zu Himmelblau und Morgenrot und in der Mitte des Triptychons der Urquell des Lichts, der Gottesgeist, vor dem alle Finsternis weicht. Das wäre als künstlerischer Mittelpunkt des ganzen Bildes die Illustration zu Vers 7: Wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? Und der 8. Vers antwortet: Stiege ich gen Himmel, so bist du da. — Und zur linken Seite baut sich das Flügelbild auf: Der Mensch, der Titane, der der Gottheit zum Trotz über die grünen Matten, die grauen Felsen, die weißen Schneefirnen dem blauen Himmel zuschreitet. In der Ferne aber steht die Wetterwolke, aus der der Blitz kommt. Und der Psalmist antwortet weiter: „bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist du auch da." Und unten in der linken Predellen-Hälfte stellt uns der Künstler den Gewissensgepeinigten dar, an die Pforten der Hölle gehetzt. Dort will er sich niederlegen im Schatten der Unterwelt. Aber das Licht bricht durch die Höhle. — Der Psalmist aber schaut nach weiter: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer." So malt der Meister auf dem rechten Flügelbild des Triptychons den kühnen, autonomen Idealisten, der mit weit ausgespannten Armen von der Morgenröte sich Flügel leihen läßt zum Flug ans äußerste Meer — aber blutrot ist die Morgenröte und wie Feueraugen des Lichtes blitzt es aus den grünen Wellen des Meeres — oder aber, wollte der Maler den sanfteren Klang der Bibel wiedergeben, so gäbe er der Morgenröte das Rot der Rose und in der Ferne ließe er den Morgenstern leuchten — zum Zeichen daß doch Einer zum Lichte als Sieger kam, der sprechen konnte: „so würde mich doch (daselbst) führen deine Hand." Unten aber redet der Maler mit des Psalmisten Vers das

furchtbare Endwort „Spräche ich: Finsternis möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein.“ Der Sinnenmensch, der in den dunkeln Kammern sein Gewissen schweigt — bricht zusammen unter dem Lichtstrahl, der durch den Fensterladen einfällt!

Wäre solch ein symbolisches Bild nicht koloristisch und geistig der Arbeit eines deutschen modernen Meisters wert? Könnte er nicht zeigen, was moderne Kunst an Licht und Farbe, aber auch an seelischem Realismus und individueller Charakteristik geben kann? —

Es lag mir nur daran, einmal als Kritiker den Künstlern mit wenigen Strichen den Wahrheitsbeweis zu erbringen für die Behauptung, daß die Bibel nicht nur Historienbilder oder Heiligenbilder oder Kinderbilder oder Kirchenbilder — sondern auch **große Menschheitsbilder** auf ihren schlichten Blättern gezeichnet und gemalt trägt. Der Würde des schaffenden Künstlers — des Genies soll damit nichts genommen sein. Der Kritiker bescheidet sich immer mit dem großen Worte Schillers an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!“

Ein Nachtrag zur „Liturgischen Burleske“.*)

Brief an Professor Spitta von Dr. **Heinr. Steinhausen**, Podelzig (Oderbruch).

Hochzuverehrender Herr!

Erlauben Sie mir, Ihnen aus Anlaß des in der Februar-Nummer Ihrer Monatschrift gebrachten Aufsatzes über die Burleske in Hannover anliegenden Ausschnitt aus der Frankfurt. Oder-Zeitung zuzustellen:

„Aus dem Luckener Kreise.

Lübben, 26. Februar. Gestern veranstaltete der hiesige Vizegeneralsuperintendent Pfeiffer einen Familienabend, der von Erwachsenen und Kindern so zahlreich besucht war, daß der geräumige Schulz'sche Saal bis auf den letzten Platz besetzt war. Der gemeinsame Gesang des Liedes „Harre meine Seele“ leitete die Geselligkeit ein. Es wechselten sodann musikalische und deklamatorische Vorträge mit einander ab, die reichen Beifall fanden. Von den musikalischen Vorträgen seien besonders die stimmungsvollen Weisen des hiesigen Männergesangvereins sowie die zwei- und vierhändigen Klaviervorträge junger Damen erwähnt. Zum Schlusse wurde das Lied: „So nimm denn meine Hände“ gesungen. Der Verlauf dieses Familienabends hat jeden Teilnehmer voll befriedigt.“

Unser Volk kommt zur Abendunterhaltung im Gasthofssaal zusammen und wird nicht angehalten, am Anfang eins von den vielen Lob- und Dankliedern zu singen („Ist Jemand guten Muts, der singe Psalmen“), sondern öffnet den Mund zu Worten, die dem in der Nacht tiefer Leiden mit Verzagtheit Ringenden Mut zusprechen. Dann folgen musikalische und andere Vorträge (bei Bier, Tabak und Kaffee), die auch sehr gefallen, und man schließt mit „So nimm denn meine Hände“, mit einem Liede also, das eine Situation voraussetzt der äußersten Hilflosigkeit, in der der Fromme vor banger, drohender Entscheidung steht. Nur die äußerste Gedankenlosigkeit konnte doch diese Wahl treffen, geleitet aber wird sie lediglich von dem Vergnügen an den weichlich-sentimentalen, dabei ins Ohr fallenden, wenn auch ordinären Melodien. Welch Vertrauen aber soll unser Volk zum religiösen Ernst der Kirchendiener gewinnen, wenn es daran von ihnen gewöhnt wird, es mit frommen Worten so eitel zu nehmen! Denn ich kann versichern,

*) Vergl. Monatschrift VIII, 48.

daß leider diese, wie man sie nennt, „geistlichen Volkslieder" auch hier im Norden mehr und mehr in den kirchlichen Gebrauch eindringen, wo sie denn meist passen wie die Faust aufs Auge. Dazu gehört auch das unvermeidliche „Laßt mich gehn", das dieses Anfangs wegen ganz allgemein als Ausgangslied aus der Kirche oder sonst am Ende der Feiern gesungen zu werden pflegt. Man denkt: Jetzt gehn wir ja, also: Laßt mich gehn! —

Veracius Rusticus hat sich über diese Dinge bereits vor 10 Jahren ausführlich ausgesprochen.**) Zuletzt liegt ihnen ästhetischer Ungeschmack zu Grunde. Die Unschuld und Einfalt des frommen Sinnes ist verloren gegangen; man setzt ihn auch nicht bei den Anzuregenden voraus, und so steigert man künstlich seine Empfindungen und gefällt sich in Überschwänglichkeiten und Rührungen, die man nur ganz von ferne fühlt. — Ist dann eine solche innerlich unwahre Regung vorbei, so taucht die Seele desto völliger wieder in das profane Leben unter, und solche Feier hat dann gar keine Wirkung auf die Wirklichkeit. Jedes wirklich ächte Theaterstück von Gehalt hat mehr.

Aber wie Sie sehn, nicht bloß Garnisonprediger, sondern Generalsuperintenten fördern dieses Übel. Man denkt: wenn es nur fromm klingt.

Mit Schuld an dieser Verderbung unsers edlen alten Kirchengesanges trägt der Umstand, daß die neu eingeführten Provinzialgesangbücher die „geistlichen Volkslieder", darunter auch die oben angeführten, mit als Anhang aufgenommen haben. So sind sie in die Gemeinden auch auf dem Lande gedrungen und entwöhnen sie vom Geschmack an Paul Gerhardt. Wie die ländliche Tracht entschwindet, wo das Modejournal seine Muster zeigt, so gehts auch hier. Es spricht aber auch die Erfahrung und das Gefühl davon mit, daß die vorgeschriebene Liturgie in den Gemeinden keine Wurzel hat und in den Seelen nicht wiederklingt. Da bietet man ihnen in den „geistlichen modernen" Liedern doch etwas, was die Leute gern singen. — Was aber auch sonst noch gerade von kirchlicher Seite geschieht, am geistlichen und Kirchengesang, wo er noch lebt, und die Lust daran zu zerstören, davon wäre Trauriges, überaus Schmerzliches zu berichten. Und doch, wann ist je das Leben des Glaubens geschädigt worden wenn nicht von denen, die berufen waren, es zu fördern.

Mit vorzüglicher Hochachtung und Verehrung

Dr. Heinr. Steinhausen.

Musikgottesdienst und Kirchenkonzert

von **Friedrich Spitta.**

Unter den mancherlei Äußerungen, die mir über meinen Aufsatz „Eine liturgische Burleske" (Nr. 2, S. 48) zugegangen sind,*) findet sich eine solche in dem Gemeindeblatt für Hannover „Kirchliche Gegenwart" (2. Jahrg. Nr. 4, Sp. 49), welche Anregung bietet zur Untersuchung einer oft berührten Streitfrage, die ich in der Überschrift dieser Abhandlung angedeutet habe. Wie nötig es ist, hier Klarheit zu schaffen, vermag vielleicht eine

**) Veracius Rusticus, Meletemata Ecclesiastica. Frankfurt a. M., Joh. Alt (o. J.), S. 45.

Nun bei qualmender Zigarre
„Harre, meine Seele, harre!"
Der Kellner läuft ab und zu
„Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?"
Endlich beim Dom-Stadt Ausführen
„Laßt mich gehen, laßt mich gehen!" Der Red.

*) Derartige auch die Mitteilung, daß bereits im Jahre 1897 die zur Sprache gebrachte Unsitte von der hannoverschen Pastoralkorrespondenz scharf angegriffen worden ist — aber ohne jeden Erfolg!

der vollkommen zu ermessen, bei dem so viele Programme von Kirchenmusiken zusammenkommen, wie bei der Redaktion unseres Blattes.

Der Referent der hannoverschen Gemeindeblattes, Herr Pastor Goethen, stimmt meiner Kritik des Garnisonkirchenbeleleds völlig bei und fügt dann noch folgendes hinzu:

„Der Fehler liegt aber noch in etwas anderem. Es liegt eine fatale Verwechslung zwischen einem kirchlichen Konzert und einem liturgischen Gottesdienst vor. In beiden hat die kirchliche Kunst ein gewichtiges Wort zu sprechen, aber in ganz verschiedener Richtung. Der liturgische Gottesdienst soll alle Kunst in den Dienst der Erbauung stellen, es ist eben ein Gottesdienst, der je nach der kirchlichen Zeit seinen Charakter haben muß, auch die Einfachheit darf nicht fehlen. Das kirchliche Konzert ist kein Gottesdienst; die kleinen Mittel, welche sonst bei Konzerten angewandt werden (Programm, Namen der Mitwirkenden, Bezeichnung der Komponisten mit der Opus-Zahl), sind da nicht so auffällig, auch ist der straffe Zusammenhang der einzelnen Stücke, die Anknüpfung an die kirchliche Zeit nicht so nötig. Fordert solch ein Konzert nebenbei auch einmal die Erbauung, so ist das ja ganz gut, aber der eigentliche Zweck darf doch nur sein, die Musica sacra, die hier und da im Gottesdienste ihren Platz hat, in größerer Fülle in Konzertform einer Gemeinde nahezubringen. Solche Veranstaltungen aber noch mit Tabor, Ansprache, Schriftverlesung, Gebet und Segen zu versehen, ist eine Geschmacklosigkeit, die auch dadurch nicht besser wird, daß man als Grund angibt, man könne auf diese Weise „unkirchlichen Elementen den Segen des Wortes Gottes nahebringen“, den sie bei ständiger Abwesenheit von den eigentlichen Gottesdiensten entbehren. Übrigens soll solche unklare Vermischung auch anderswo vorkommen. Wenigstens ist es nicht viel besser, wenn ein Hauptgottesdienst mancherorten durch so viele musikalische Einlagen belastet wird, daß sein ursprünglicher einfacher Gang dadurch ganz verwischt wird.“

Daß hier im Einzelnen viele wichtige Beobachtungen gemacht sind, liegt auf der Hand, und doch wird sich bald herausstellen, daß schwerlich alles richtig gesagt ist. Er meint, der liturgische Gottesdienst solle der Erbauung dienen, das Kirchenkonzert solle lediglich die Musica sacra in größerer Fülle, als es im Gottesdienste möglich sei, einer Gemeinde nahebringen. Aber zu welchem Zwecke soll letzteres geschehen? Lediglich eines ästhetischen Genusses wegen? Schwerlich! Er selbst hält es für „ganz gut“, wenn ein Kirchenkonzert „nebenbei auch einmal“ der Erbauung dient. Ob das nun ganz den Absichten der Kirchenkomponisten selbst entspricht, deren Werke auf dem Programm stehen? Sie können doch nur wünschen, daß ihre Hörer von denselben Empfindungen bewegt werden, die sie selbst erfüllten, als sie die betreffende Komposition schufen. Ihre Musik ist aber um so vollkommener, je tiefer sie sich in die religiöse Welt hinein versetzt haben und diese nun in ihren Tönen widerspiegeln. Ich brauche dafür auf die alten großen Meister der Kirchenmusik garnicht hinzuweisen, auch von den Kompositionen eines der neuesten gebraucht man das geflügelte Wort: „Mehr gebetet als komponiert“, und will damit die höchste Ehrenbezeichnung aussprechen. Und von der konzertmäßigen Aufführung solcher Werke soll nun gelten, daß sie nur „nebenbei auch einmal“ der Erbauung dienen? Ich möchte im Gegenteil sagen: Wo sie nicht der Erbauung dient, ist ihr Zweck verfehlt. Es ist hier auf dem Gebiet der Musik nicht anders als auf dem der Malerei. Man frage Wilhelm Steinhausen, ob er damit zufrieden sei, wenn man bei einer Ausstellung seiner christlichen Bilder „nebenbei auch einmal“ erbaut wird, und ob es ihm genüge, daß solche Wirkung eintrete, wo die Bilder in einer Kirche ihre Stellung gefunden haben und nun zur Gesamtwirkung des Gottesdienstes beitragen. Ein Kirchenkonzert, wenn es richtig geartet ist, muß erbauen. Dazu gehört allerdings, daß darin kirchliche Musik aufgeführt wird. Wenn man in den großen Kirchen der Schweiz eine weltliche Musik macht, und wenn an kleineren Orten ebenda, z. B. in Heiden am Bodensee, ein Pfarrer zum Besten seiner Orgel in der Kirche „Alt-Heidelberg, du feine“ zu Klavierbegleitung und ein anderer die Schubertschen „Müllerlieder“ singt, wie ich das erlebt habe, so kann da allerdings von „Erbauung“ nur in sehr uneigentlichem Sinne die Rede sein. Es ist garnicht zunächst eine kirchliche, gottesdienstliche, sondern eine rein künstlerische Forderung, daß man ein Kunstwerk so darbiete, daß es die vom Künstler gewollte Wirkung ausüben könne. Wenn man in einer Gemäldeausstellung einen Steinhausen zwischen zwei Makarts hängt, so kann man das nicht damit rechtfertigen, daß man sagt, man hätte sonst keinen Platz gehabt, und in einer Ausstellung komme es nicht darauf an, in welcher Anordnung die Bilder hängen. Das Gleiche gilt vom Konzert überhaupt,

Google

vom Kirchenkonzert im Speziellen. Ein buntes Durcheinander von allen möglichen Stücken, von denen das eine die Wirkung des anderen aufhebt, ist wahrlich keine künstlerische Leistung. Man ist in dieser Beziehung in Künstlerkreisen auch viel feinfühliger geworden. Vor etwa zwanzig Jahren habe ich mir einmal den Mund verbrannt, als ich es zu rügen wagte, daß ein Franz Wüllner im Kölner Gürzenichkonzerte hintereinander Mozarts Jupiter-Sinfonie und Bachs H-moll-Messe aufführte. Ich will nicht sagen, daß Derartiges nicht auch heute noch vorkommen kann. Indeß fehlt es dann nicht an Tadel aus Künstlerkreisen selbst, wo man keineswegs von der Erlaubnis Gebrauch machen will, die Konzerte ohne inneren Zusammenhang der einzelnen Teile darzustellen. Ob dieser Zusammenhang nun gerade ein „liturgischer" sein muß, ist eine andere Frage. Aber das würde ich auch nicht als notwendige Voraussetzung für einen liturgischen Gottesdienst fordern. Die meisten mir bekannten Schemata für einen solchen kommen auch dieser Forderung nicht nach. — Ebensowenig wird man einen Unterschied zwischen Lit. Gottesdienst und Kirchenkonzert feststellen können, wenn man sagt, bei letzterem sei die Anknüpfung an die kirchliche Zeit nicht so nötig als bei ersterem. Man wird doch nicht sagen können, daß ein Gottesdienst in der Adventszeit sein Wesen als Gottesdienst einbüßt, wenn seine einzelnen Teile auf die Adventszeit keine Beziehung nehmen. Man wird das als einen großen Mangel bezeichnen können, aber man wird es ebenso eine Geschmacklosigkeit nennen dürfen, wenn, wie im Norden und Süden oft genug geschehen ist, eine Passionsmusik in die Wochen vor Weihnachten oder nach Pfingsten, ein Weihnachtsoratorium in die Passionszeit oder in den Hochsommer verlegt wird. Auch die Frage nach der Verwendung von Programmen, Angabe der Dichter und Komponisten, sowie der Namen der Mitwirkenden ist nicht geeignet, eine feste Grenze zu ziehen, man müßte denn den Gebrauch eines jeden nicht im Gesangbuch stehenden Liedes verbieten, aus dem Gesangbuch die Autorenangaben und vom Kirchenzettel die Namen des Predigers und des Liturgen ausmerzen.

Trotz aller dieser Einwendungen gegen Sp.'s Behauptungen stimme ich ihm vollkommen bei, wenn er in Bezug auf die Praxis der hannoverschen Garnisongeistlichen bemerkt: „Solche Veranstaltungen auch mit Talar, Ansprache, Schriftverlesung, Gebet und Segen zu versehen, ist eine Geschmacklosigkeit." Aber worauf beruht diese? Nach Greiben darauf, daß die Elemente des Gottesdienstes in eine Handlung eingefügt werden, die mit Gottesdienst nichts zu tun hat. Das ist aber doch nur richtig, wenn man vom Gottesdienst in empirischem, nicht in prinzipiellem Sinne redet. Zu den Eigentümlichkeiten des ersteren gehört in unseren lutherischen Landeskirchen gewiß ein Pastor im Talar, der eine Ansprache hält und gewisse Stücke der Bibel und Agende verliest. Aber man braucht nur einmal in die Brüdergemeine zu kommen, so erlebt man Gottesdienste, in denen sich nicht ein Stück der oben genannten Charakteristika des Gottesdienstes findet: kein Pfarrer im Talar, keine Lektion, kein gesprochenes Gebet, keine Segensspendung, sondern nur eine singende Gemeinde. Daß einer solchen Feier nichts fehlt von dem, was das Wesen des evangelischen Gottesdienstes ausmacht: Betrachtung des Heiles Gottes und Gebet zum Gotte des Heiles, liegt auf der Hand. Die deutliche Erkenntnis davon und eine dieser Erkenntnis entsprechende Praxis findet sich in unserer evangelischen Kirche noch recht selten. Wiederholt hat man die Aufführung der Schützschen Passionen nur dadurch zu einem Gottesdienst machen zu können geglaubt, daß man den Pfarrer im Talar je an passender oder unpassender Stelle die oben genannten Funktionen verrichten ließ, als ob nicht die von Gemeindegesang eingerahmte und unterbrochene evangelische Geschichte ohne Hinzunahme eines „Priesters" den Charakter des Gottesdienstes sicher stellte.

Einem jeden Gottesdienste, wie einfach er auch sei, und wie wenig er z. B. mit mannigfaltigen Produkten der Tonkunst ausgeschmückt sei, ist als einer darstellenden Handlung der künstlerische Charakter eigentümlich. Dieser fordert es, daß seine einzelnen Teile zusammenpassen, sich zu einem künstlerischen Ganzen zusammenschließen. Will man einen Musikgottesdienst bestellen, so hat es gar keinen Sinn, einen Geistlichen im Talar heranzuziehen. Wird dagegen die Musik nur dazu verwendet, die Empfindungen, welche die Gebete, Lektionen und Ansprache hervorrufen, reicher und voller ausströmen zu lassen, so gehört die

Persönlichkeit dazu, der jene Funktionen im Gottesdienste von der Gemeinde übertragen sind. Maßgebend für den Charakter eines Gottesdienstes ist bei diesen verschiedenen Formen immer das Eine, daß eine Gemeinde vorhanden ist, die das Bedürfnis hat, ihren Glauben zur Darstellung zu bringen. Diesen Charakter ignoriert man, wenn man Kurrendesängerinnen, Gesangvereine, Orgelvirtuosen, Regimentsmusiker aufbietet und umbietet, damit sie ihre zufälligen Leistungen mit denen des Pfarrers im Talar zu einem Mischmasch zusammengießen, an dem kein reiner Kunstgeschmack seine Freude haben kann, und bei dem die Gemeinde, auch wenn man sie durch Singen beteiligt, doch nur mehr oder weniger die Rolle eines gespannten Zuhörers hat. Ich würde es für eine besonders beklagenswerte Folge des besprochenen hannoverschen Unfugs halten, wenn man sich die Freude an freieren Formen des Gottesdienstes nehmen lassen und zu der unevangelischen Konsequenz wollte treiben lassen, allen Feiern, die nicht die traditionelle agendarische Form tragen, den Charakter des Gottesdienstes abzusprechen. Es gilt nur, das künstlerische Gefühl für das Zusammengehörige zu schärfen und sich vor Zusammenkoppelung heterogener Elemente zu hüten. Sind aber wirklich Gottesdienst und Konzert so heterogene Größen, daß eine Annäherung beider nur zu Geschmacklosigkeiten führen muß? Ich glaube nicht. Freilich, wenn von kirchlicher Seite alles Unerfreuliche bei Musikveranstaltungen: Zusammenhanglosigkeit des Programms, Reklame, Virtuosentum, Personenkultur, oberflächlicher und rein ästhetischer Genuß als dem Konzert eigentümlich betrachtet wird, und von künstlerischer Seite jede Berührung mit der schlichten Kunstübung des Volkes als eine Entweihung der „rein künstlerischen" Leistungen betrachtet wird. Aber es gibt auch eine andere Betrachtungsweise der Sache, wo man von kirchlicher Seite um des priesterlichen Dienstes der Kunst willen es immer ernster nimmt mit der Pflege dieser Kunst, und wo man von künstlerischer Seite sich nicht damit begnügt, dem Formellen Genüge getan zu haben, sondern in das Leben des Geistes und Gemütes einzudringen sucht, dessen Blüten und Früchte die Meisterwerke der Kirchenmusik sind. Auch so werden Musikgottesdienst und Kirchenkonzert sich nicht ohne weiteres decken, da dort alles aus einer religiösen Gemeinde herauswächst, die hier vielfach wenigstens, nicht vorhanden ist. Aber es ist doch nicht bloß Zeitungsphrase, wenn man von einem Konzertpublikum gelegentlich sagt, es sei zu einer andächtigen Gemeinde geworden, also das Konzert zum Gottesdienst. Beide Erscheinungen können, wo man es ernst nimmt mit den kirchenmusikalischen Aufgaben, obwohl sie verschiedenen Ursprungs sind, die eine in der Religion, die andere in der Kunst, zusammentreffen, wie es denn Meisterwerke der Kirchenmusik, z. B. die Bachschen Passionen gibt, bei denen es schließlich gleichgiltig ist, ob man sie als Musikgottesdienst oder Kirchenkonzert bezeichnet, wie denn überhaupt diese beiden Begriffe im Grunde dasselbe sagen.

Von klassischen Kunst- und Kultusstätten Italiens

von Stadtpfarrer Dr. **Hasenclever** in Freiburg i. Br.

(Fortsetzung.)

Wohin es führen kann, wenn man, wie der Katholizismus, die sinnenfälligen Mittel der Andachtserregung in den Vordergrund schiebt, das zeigt uns ein anderer Ort, wohin ich den Leser führen will: L o r e t o. Hier aber bildet nicht die Kunst das sinnenfällige Mittel, sondern die Reliquie.

Eine entzückende Fahrt führt uns an der Ostküste Italiens nach Süden. Dicht am blauen Adriatischen Meer zieht sich die Bahnlinie hin, sodaß die Salzwogen zuweilen bis zu den Schienen heraufspritzen. Ein Besuch von R i m i n i und von da ein Ausflug nach der Republik S a n M a r i n o unterbricht die Reise. Dort in dem stillen, sehr vernachlässigt aussehenden Rimini ziehen die Gestalten der Malatesta an unserer Erinnerung vorüber. Die großangelegte, aber nur halb fertige Kirche S. Francesco, im Volksmunde heute noch Tempio di Malatesta genannt, mag uns erinnern, daß im Mittelalter doch noch andere Beweggründe für großartige Kirchenbauten sich geltend machten als die Frömmigkeit, wie

Digitized by Google

die katholische Geschichtsschreibung behauptet. Denn in dieser Kirche wollte sich nur der Despot ein Denkmal setzen, so wie in derselben Stadt der Kaiser Augustus sich in dem heute noch stehenden mit Ehrfurcht betrachteten Triumphbogen ein Denkmal setzen ließ. Die Malatesta waren ja die richtigen Übermenschen im Nietzscheschen Sinn. Solche gab es damals in der praktischen Wirklichkeit, während sie heute gottlob nur in der Theorie bestehen. In dem Andenken der Nachwelt blieben jene Übermenschen doch auch nur mit Fluch behaftet, während ihre Opfer in poetischer Verherrlichung erscheinen. Denn wir denken auf diesem Boden der Gestalt der Franzesca da Rimini, welcher Dante im 5. Gesang des Inferno die Unsterblichkeit verlieh.

Ein kirchlicher Eindruck von dem hochgelegenen S. Marino verdient erwähnt zu werden. Das alte Kastell auf des Berges höchster Zinne, das man der schönen Aussicht wegen besucht, ist heute Gefängnis. In halb verfallenen Mauern sehen wir eine kleine nischenartige Kapelle, in der nach Aussage des Führers zweimal im Jahre Messe gelesen wird. Jener war sehr erstaunt, als ich ihm erzählte, daß in Deutschland die Insassen der Gefängnisse jeden Sonntag Gottesdienst haben. Auf meine Frage, ob die Gefangenen auch zuweilen vom Priester besucht werden, lautete die Antwort: Niemals, außer wenn einer auf dem Sterbebette beichten will. Das objektive priesterliche Tun der Kirche, wenn man sich ihr gehorsam unterwirft, deckt schließlich alles zu. Eine persönliche Seelsorge, wie sie der Protestantismus fordert, hat ja schließlich auch nur einen Sinn, wenn Religion und Frömmigkeit eine Sache freier persönlicher Entscheidung ist. Immerhin ist es aber nicht ehrenvoll für die dortigen Priester, daß sie sich um die Gefangenen gar nicht kümmerten.

Ancona wird nur Standquartier für Loreto, denn die äußerst schmutzige, aber wunderbar gelegene und in Terrassen zu der vom Dom gekrönten Höhe aufsteigende Stadt, bietet für den Fremden wenig.

Loreto ist nicht eine Stätte der Kunst, sondern der Andacht, der Marienverehrung. Dieselbe schließt sich an an die Santa casa, das heilige Haus, das nach der bekannten Legende von Engeln aus Nazareth hierher getragen wurde. Die offizielle Kirche betrachtet natürlich diese Legende als geschichtliche Tatsache. Die große katholische theologische Realenzyklopädie von Wetzer und Welte kommt bei der Erörterung über die Echtheit der Reliquie zu dem Resultat: „Das heilige Haus in Loreto hat in der Reihe der Jahrhunderte alle Proben sowohl des geschichtlichen Nachweises als der wissenschaftlichen Untersuchung durchaus bestanden, und es ist menschlich gewiß, daß es dasselbe sei, in welchem die Himmelskönigin Maria in Nazareth gewohnt und die Verkündigung des Engels in Demut entgegengenommen hat.“ Der Tübinger katholische Theologe Funk bemerkt dabei freilich (Tübinger theologische Quartalschrift 1901 S. 472), daß mit diesem Aufsatz in der Encyklopädie ein „Frevel an der Wahrheit verübt werde.“ Rationalistische Mittel des Beweises — die doch immer ein Zeichen von Zweifel sind — kann freilich auch die katholische Kirche nicht missen. Das heilige Haus ist ja eigentlich nur das Zimmer, in welchem Maria die Engelsverkündigung vernommen haben soll. Auch der „Santo camino“ ist noch dabei. Im Jahre 1620, wird behauptet, habe man die Ruinen des Hauses des Joseph in Nazareth wiedergefunden, und Messungen hätten ergeben, daß die Mauern in Loreto genau auf die Fundamente eines dort fehlenden Gemaches paßten. Ja, man habe die Backsteine hier wie dort chemisch untersucht und gefunden, daß beide aus dem gleichen Ton gebrannt seien, und zwar von einem solchen, der nur in der Gegend von Nazareth vorkomme. Solche Beweise sollten eigentlich in der römischen Kirche, wo der Machtspruch eines unfehlbaren Oberhauptes die Echtheit einer Reliquie garantieren kann, nicht nötig sein.

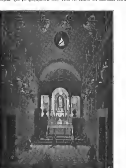
Schon von weitem grüßt die ragende Kuppelkirche Loretos von ihrem Hügel, der sich, bedeckt von üppigen Gärten und Weinpflanzungen, herrlich über dem Meere erhebt. Das ganze Städtchen lebt von der Santa casa. In den Straßen sieht man nichts als Verkaufsläden von Devotionalien oder Wirtshäuser. Die Letzteren sind freilich notwendig, denn es mag wohl richtig sein, daß alljährlich mehr als 100 000 Pilger die heilige Stätte besuchen. Vor der Kirche öffnet sich ein prächtiger mit arkadengeschmückten Palästen umgebener Platz, den Bramante entworfen hat. Betritt man die imposante, dreischiffige, im gotischen

Einzelheiten erbaute Kirche, so gewahrt man alsbald unter der Kuppel das eigentliche Heiligtum. Vom Boden der Kirche erhebt sich ein kleines, etwa 30 Quadratmeter großes Häuschen, von außen mit einer Marmorbekleidung und trefflichen Reliefs durch Sansovino prächtig umkleidet. Das Innere bildet eine kleine Kapelle mit einem uralten geschwärzten Marienbild, das über und über mit kostbaren Weihgeschenken behängt ist. Schon beim Eintritt in die Kirche fallen Viele auf die Knie und rutschen das ganze lange Schiff bis zum Heiligtum hin. An diesem selbst staut sich die Menge. Von andächtiger Stille keine Spur. In das Heiligtum hinein und wieder heraus flutet die schwatzende Volksmasse. Aus dem Santo camino wird eine besondere Reliquie herausgeholt, eine heilige Tasse, aus der Maria getrunken haben soll. Ein Priester hält die Reliquie in einem Behälter den Leuten hin. Viele fallen auf die Knie und küssen sie. Andere berühren sie mit Kreuzchen, Bildern und dergleichen Gegenständen, damit diese dadurch geweiht werden. Der Priester schlägt fortwährend mechanisch das Kreuz darüber und unterhält sich während dessen ganz lustig mit seinem Nachbarn. Nebenan an einem Tisch hört man Geldstücke klirren. Man kauft kleine Tuchfetzen, die auf ein Papier geklebt und von einem Mönch zum Zeichen der Echtheit gestempelt werden. Ich befrage denselben und erfahre, daß es Stücke eines Gewandes seien, das dem Madonnenbild der Santa casa jeden Freitag umgehängt und nachher in dieser Weise an die Gläubigen verteilt wird. Wir fühlen uns auf diesem Boden eher auf einem Markte als an einer Andachtsstätte.

Die Santa casa in Loreto.

Kunsteindrücke fehlen trotzdem auch in Loreto nicht ganz. Die Kirche ist ein prächtiger Bau. In der Sakristei, die dem armen Volke, das hierher kommt, ungeheuere Schätze in goldenen und silbernen, edelsteingeschmückten Weihegeschenken zeigt, befinden sich zwei treffliche Bilder von Melozzo da Forli und ein verwandtes Jugendwerk von Luca Signorelli.

In den Chornischen, die man den einzelnen Nationen zugeteilt hat, hat neuerdings der deutsche Maler Seitz mit seinen ziemlich archaistischen Malereien begonnen. Das wertvollste Kunstwerk ist der schon erwähnte Umbau um die Santa casa selbst. Hier dient also die bildende Kunst zur Verhüllung des Aberglaubens. Denn anders können wir Protestanten diese ganze Herrlichkeit von Loreto doch nicht auffassen. Dabei ist die Legende sehr jungen Datums, denn sie läßt sich nicht weiter als bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zurückverfolgen. Im 16. Jahrhundert blüht dann der Kultus der Madonna von Loreto mächtig auf und erfreute sich so sehr der Gunst der Päpste, daß er Anlaß gab zu besonderen liturgischen Formen, der lauretanischen Litanei. Heute überstrahlt die Madonna von Loreto alle andern. Die Tatsache, daß die Verehrung der Santa casa eigentlich doch nur eine besondere Art der Marienverehrung ist, wird von römischer Seite apologetisch verwertet. Man rechtfertigt den Reliquiendienst damit, daß die Verehrung nicht der Sache selbst gelte, sondern der Person, von der diese Sache herrührt, an die sie erinnert und auf die sie also immer wieder hinführt als der sinnenfällige Wegweiser. So führt die Verehrung der Santa



Inneres der Santa casa in Loreto.

casa zu immer neuer Verherrlichung der Gottesmutter. Darum wird es auch für eine ganz untergeordnete Frage erklärt, ob die Reliquien echt sind oder nicht, denn selbst wenn sie unecht wären, könnten sie doch den Dienst tun, den sie leisten sollen, nämlich die Seelen zur Andacht stimmen und sie zur Verehrung der mit den Reliquien zusammenhängenden Personen immer von neuem anleiten. Wir sehen demgegenüber freilich, daß die Verehrung sich in förmlich abgöttischer Weise auf die Reliquien selbst richtet, daß diese selbst zu Krankenheilungen und ähnlichem Zauber in abergläubischer Weise benutzt werden. Trotzdem wird man beim Anblick dieses Volkes zu milderem Urteil bestimmt werden. Wenn man hier wohl den Meister herbeiwünschte, daß er mit der Geißel sein Heiligtum ausfege, er würde doch gewiß

dem einzelnen Personen, der hier betet, sein Erbarmen nicht vorenthalten. Man kann hier in der Tat nicht ohne Rührung so manchen der Beter oder Beterinnen betrachten, die mit wirklicher Inbrunst und voller Andacht auf den Knien liegen und für so manche Not des Lebens Hilfe von der Gottesmutter erflehen. Es ist doch auch ein religiöser Trieb und Drang, der hier das individuellste religiöse Bedürfnis zur Geltung bringt. Wir sehen, Rom kommt auch nicht darüber hinaus, daß der Religion schließlich doch immer eine Sache des persönlichen Lebens ist. Der Subjektivismus bricht auch hier wieder durch. Darin liegt der Grund der Äußerungen, die man von manchem aufrichtigen und innerlich frommen Katholiken hören kann, es sei töricht von den Protestanten zu meinen, daß der Katholiken sich in ihrem Glauben von der Kirche beengt fühlten, sie könnten vielmehr in der Messe und in jeder kirchlichen Andacht ihren persönlichsten Empfindungen und Bedürfnissen freien Lauf lassen. Dies trifft für das Gebet des Einzelnen gewiß zu, aber die Formen der Befriedigung



Schatzkammer in Loreto.

des religiösen Bedürfnisses und die Bedingungen seiner Geltung und Wirkung hält die Kirche in fester Hand und nimmt, was die Hauptsache ist, damit auch dem Einzelnen die Verantwortung ab. Liegt diese doch bei dem Priester und der Kirche, so scheiden wie sie dem Individuum selbst zu.

Für eine mildere Beurteilung dieser Kulturerscheinungen in Loreto wird man auch an den Charakter des italienischen Volkes denken müssen. Die Leute hängen mit wirklich innerer Begeisterung an ihren Heiligtümern, ohne irgend welche Reflexionen in wahrhaft kindlichem Vertrauen. Denn sie sind ja alle große Kinder, anmutend, naiv, gutmütig, aber ebenso auch eigensinnig und zu raschem unüberlegtem Handeln geneigt. Ich muß sagen, daß der Anblick solchen Reliquienzaubers wie in Deutschland z. B. in Kevelaer immer viel roher und abstoßender erschienen ist als in Italien, denn es fehlt hier im Norden die Naivetät, die uns in Italien die ganze Sache mehr als ein harmloses kindliches Spiel betrachten und mehr zu einem Gegenstand des Mitleids als des Ingrimms werden läßt, ganz abgesehen davon, daß in Italien gewisse ästhetische Formen doch immer noch vorhanden sind. (Schluß folgt.)

Das deutsche evangelische Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts

von D. Albert Fischer †. Nach dessen Tode vollendet und herausgegeben von W. Tümpel. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1. Heft 1902. 8°.

Besprochen von D. Dr. Ebeling, Hannover.

In der Monatschrift war schon das Erscheinen dieses Werkes in Aussicht gestellt, allerdings erst in der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß eine rege Beteiligung an der Subskription die Herausgabe möglich machen werde. Das erste Heft liegt nun vor und zeigt, daß jener Wunsch erfreulicher Weise sich erfüllt hat. Das Werk wird in 6 Bänden zu je 12 Mk., in einzelnen Heften zu je 2 Mk. erscheinen.

Während wir in den Arbeiten Ph. Wackernagels eine treffliche Sammlung der lateinischen Hymnen und der deutschen geistlichen Liederdichtung bis etwa zum Schlusse des Reformationsjahrhunderts haben, der sich Mützells Sammlung von Liedern der Reformationszeit ebenbürtig an die Seite stellt, fehlte bis jetzt ein derartiges Werk für das siebzehnte Jahrhundert, zum Bedauern all derer, welche bei der Herstellung der kirchlichen Gesangbücher in den letzten dreißig Jahren beteiligt waren und in den genannten Sammlungen eine sichere Grundlage und unschätzbare Hülfe für ihre Arbeit fanden, die sie für die folgende Zeit vermißten und deren sie bei der ungeheuren Menge und Zerstreutheit des Stoffes noch mehr bedürftig waren. Freilich fehlte es nicht an Ausgaben einzelner Dichter, aber da sie mehr erbaulichen Zwecken dienen sollten, entbehrten sie mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. Mützells Auswahl aus J. Heermanns Liedern, Bachmanns Ausgabe der P. Gerhardtschen Gesänge, der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit. So entschloß sich A. Fischer, der Herausgeber des Kirchenlieder-Lexikons und des Bunsenschen Evangelischen Gesang- und Gebetbuchs, eine Fortsetzung des großen Wackernagelschen Werkes zunächst für das 17. Jahrhundert zu liefern, und bereitete sie lange Hand vor. Der Tod hat ihn von seinem Werke vor der Fertigstellung abgerufen; wir dürfen uns aber freuen, daß sein fleißigster Mitarbeiter an der Hymnologischen Zeitschrift, Pfarrer Tümpel, in die Arbeit eingetreten ist.

Obwohl dies Werk bestimmt ist, die Fortsetzung des Wackernagelschen zu sein, so unterscheidet es sich doch von diesem in manchen Punkten. Wackernagel hatte in seinem Sammeleifer und seiner Finderfreude alles drucken lassen, dessen er habhaft wurde, und dadurch sein Buch mit manchem überflüssigen Ballast beladen; die Herausgeber unseres Werkes aber beschränken sich wohlweislich auf eine Auswahl. Weit entfernt ein Verlust zu sein, ist dies ein Gewinn. Zunächst ist dadurch das Erscheinen des Buches buchhändlerisch erst möglich. Aber es liegt darin auch innerlich ein Vorzug. Eine sachkundige Auswahl stellt die Eigenart der einzelnen Dichter und die Entwickelung der Dichtung in klareren und schärferen Umrissen dar, als eine Fülle von minderwertigen oder unbedeutenden Liedern oder bloßen Reimereien, an denen das 17. Jahrhundert reich ist, die ohne Schaden der Vergessenheit anheimfallen oder dem Antiquar überlassen werden können. Freilich kommt es bei der Auswahl sehr auf die Grundsätze, die man dafür aufstellt, und auf das Urteil und Geschick, mit der man sie anwendet, an. Als Grundsatz war für die Herausgeber maßgebend, daß die Lieder durch ihre Verbreitung und Aufnahme in die kirchlichen Gesangbücher sich wirkungsvoll erwiesen haben, daß sie, auch wenn dies nicht der Fall, wertvoll, oder daß sie für die Eigenart des betr. Dichters charakteristisch sind, und ob sie etwa historisches Interesse bieten. In wieweit die Herausgeber diesen ihren Kanon befolgt haben und ihre Auswahl zutreffend sei, darüber zu urteilen, bietet das erste Heft noch keine Berechtigung, und ist erst möglich, wenn mehrere vorliegen. Wir dürfen aber voraussetzen, daß wir uns den Herausgebern als zuverlässigen Führern durch den weiten Liederwald und sozusagen wie hinzu das Liedergestrüpp des 17. Jahrhunderts anvertrauen dürfen.

Andererseits bieten die Herausgeber mehr als Wackernagel. Während dieser sich auf die Namen der Dichter beschränkt, geben sie kurze Angaben über die Lebenszeit und Lebensstellung der Dichter und literarische Nachweise, wo Weiteres über sie zu finden ist. Diese

Nachweise zeugen von umfangreichen literarischen Kenntnissen. Endlich fügen die Herausgeber, doch auch hier in knappster Beschränkung, kurze Erklärungen veralteter Wortbedeutungen hinzu. Den Text geben die Herausgeber wortgetreu nach dem ältesten erreichbaren Drucke unter genauer bibliographischer Angabe des letzteren, hin und wieder auch Varianten gleichzeitiger oder alsbald erschienener Drucke. Hier wäre vielleicht zu wünschen, daß bei seltenen Drucken, wie es in Wackernagels Bibliographie geschehen, angegeben würde, wo sie zu finden sind, etwa wie Goedeke in seinem Grundriß die betr. Bibliothek in eckigen Klammern hinzufügt. Die Textabdrücke sind, soweit mir eigene Sammlungen eine Nachprüfung gestatten, sehr zuverlässig. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dadurch auch der Erforschung der Sprache ein reicher Gewinn erwächst. Nur in der Interpunktion haben die Herausgeber die heute gültige angewandt, wie schwierig das ist, weiß jeder, der es versucht hat. Aber das Verständnis wird dadurch ungemein gefördert. Man wird der Auffassung der Herausgeber durchweg zustimmen. In Nr. 37, 1 scheint hinter Vers 11 ein Komma ausgefallen zu sein; in Nr. 3, 5 würde ich hinter Vers 8, der das Subjekt des folgenden Verses ist, das Komma weglassen.

In der Anordnung des weitschichtigen Stoffes befolgen die Herausgeber die von A. Fischer in seinem Anhange zu Bunsens Gesangbuche und in seinem Abriß der Geschichte des Kirchenliedes gegebene Periodisierung, nach der er die Zeit von 1570 bis 1648 als die Zeit des Bekenntnisliedes, die von 1648 bis 1680 als die des Erbauungsliedes zusammenfaßt. Durch die erstere Bezeichnung will Fischer den Charakter der Zeitdichtung selbstverständlich nicht voll ausgedrückt haben, sie soll nur ein Hauptmerkmal angeben, das sie unterscheidet von der Reformationszeit, in deren Liedern mehr der kirchlich liturgische Charakter hervortritt. In der Periode von 1570—1648 macht er dann mit dem Beginn des 30jährigen Krieges einen Abschnitt.

Das erste Heft bietet uns demnach Proben aus der ersten Zeit des Erbauungsliedes; sie bieten wenig Originales, aus größerer Schaffenskraft Entsprungenes, sind meistens ein Nachhall, bisweilen bloße Variationen der vorangegangenen besseren Zeit. Der große Zug, der durch das Reformationszeitalter geht, der Schwung und die Energie des Gedankens und der Darstellung sind im ganzen dahin, wenngleich wir noch Dichter wie M. Sachse, Tob. Kiel, Joh. Lindemann, Vinc. Schmuck in unserem Hefte vertreten finden, von deren Lieder bis in die jüngste Zeit in den Gesangbüchern ihren Platz behauptet oder wieder errungen haben, und Adespota wie „Ach Gott und Herr", „Keinen hat Gott verlassen". Innerhalb dieser Zeitperiode sind die Dichter landschaftlich geordnet, mit Recht wie mich dünkt; diese Gruppierung entspricht der geschichtlichen Entwicklung, wonach die entstandenen Landeskirchen unter Verkümmerung des allgemeinen Bewußtseins sich von der evangelischen Gemeinschaft und unter dem Einflusse der politischen Eifersüchteleien von einander abschlossen und isolierten. Demnach bietet uns dieses erste Heft 55 Lieder von 13 thüringischen, 48 von 12 sächsischen und 21 von 11 schlesischen Dichtern, Dichtern, die allerdings, wenn wir von den schon erwähnten absehen, von geringer Bedeutung sind, aber eben ein Bild der Dichtung ...

Zum Schluß mögen mir einige Bemerkungen gestattet sein. Der sehr korrekte Druck erregt nur an zwei Stellen Zweifel. Sollte Nr. 4, 7, 6 statt w i d e r nicht m i d e r zu lesen sein? vielleicht schon ein Druckfehler im Original. Nr. 62, 1, 6 steht n u r statt nun. — Wenn in den Erklärungen das bei Luther und bis ans Ende des 17. Jahrhdts. so häufige n a ch = und doch erklärt wird, sollte da der seltene Imperativ b i ß = sei (12, 24, 2) nicht eine Erläuterung verdienen? Ferner Nr. 2, 2, 4 „verkommt all unsern Schaden?" Nr. 12, 25, 4 ist e r h e b e n = einsetzen, erreichen, richtig erklärt und das zweifelnde „wol" überflüssig, (s. Grimms Wörterb. III Sp. 843, 15). Nr. 78, 2, 7 ist als wohl = alls, alles (103, 16, 7; 109, 2, 7), doch könnte es allenfalls adverbial sein. Nr. 103, 11, 7 „der Junker läßt sich Herren" wird nach einer Stelle in Grimms Wörterb. unter dem Verbum herren (Sp. 1137) erklärt: „läßt sich zum Stand eines Freiherrn erheben." Der Kontext würde eher fordern: „läßt sich Freiherr n e n n e n (nicht ernennen)", richtiger scheint mir, worauf auch die große Initiale deutet, daß H e r r e n Substantiv ist in dem Sinne: läßt sich, geberdet sich, als wäre er ein Herr und kein Junker. Nr. 105, 27, 11 sollte statt w e ß nicht vielleicht d e ß zu lesen

Google

fen? Nr 107, 2, 1 statt „leimen = Lehm“ zu setzen „von Lehm, denn leimen ist Adjektiv Nr 106 6 4 „das nimmermehr zergehe“ Das scheint mir (anders Nr 2, 6) die mhd und noch spätere Zusammenschreibung von daß es zu sein wie in Luthers Kl Katech in der Erklärung der zweiten Bitte „das auch zu uns komme“ = daß es das Reich wie in der folgenden Bitte „das er“ der Wille Und auch sonst „Und gib dein Wort mit festem Klang Laß durch die Herzen dringen“ Nr 203 4 4 erfordert oder „er fordert“? Vielleicht ist zu interpungieren „Und Christum zu der Rechten Ins himmlisch Reich erfordert dich, da will er“ u s w d h Schon Christum wie er dich zu sich winkt

Man kann von dem trefflichen Buche nicht ablassen ohne den lebhaften Wunsch daß es einen rüstigen Fortgang nehmen möge

---

Klopstocks Verdienste um den Wechselgesang

von Pfarrer P Hertel in Mendhausen bei Römhild *)

Der lutherische Kirche hat den Wechselgesang von jeher gepflegt und noch in der Zeit des Pietismus beibehalten und gefördert Die Folgezeit war nachlässiger die meisten Gesangbücher um das Jahr 1750 haben kaum etwas mehr von jenem reizvollen Austausch zwischen zwei Sängergruppen übrig behalten wahrscheinlich auch darum weil der Lesetext immer größere Bedeutung gewann und über das gesungene Lied herrschte Ein hohes Verdienst um den Wechselgesang hat sich Klopstock erworben was wir bei Gelegenheit der Hundertjahrfeier seines Todestags würdigen möchten

Der erste Teil seiner Geistlichen Lieder (7 Bd der Werke in Göschens Ausgabe 1820) weist folgende Dichtungen dieser Art auf

1 Vorbereitung zum Tode Das Chor (das Neutrum ist uns weniger geläufig, mag aber damals allgemein üblich gewesen sein) singt Selig sind des Himmels Erben, die Toten, die im Herren sterben Auf diese Strophe erwidert die Gemeinde (oder, wie Kl schreibt, die Gemeine) Staub bei Staube ruht ihr nun in dem friedevollen Grabe 7 Strophen. Chor fährt fort Dank Anbetung, Preis und Ehre 1 Str Gemeinde schließt Nicht der Mond, nicht mehr die Sonne 1 Str

2 Dem Dreieinigen Chor Rufe sie mit Kraft vom Herrn! 2 Str Gem Wir fühlen dich zwar aber wie 2 Str Chor Preis ihm! Er schuf und er erhält 1 Str Gem Ch seines Befehls Allmachtsruf 2 Str Chor Preis ihm! Er liebt von Ewigkeit! 1 Str Gem Wir glauben an ihn, durch den Geist 2 Str Chor Preis ihm! Er führt des Himmels Bahn 1 Str Gem O der du uns schufst! opferest 1 Str Chor Sing, Psalter! Freudentränen fließt! Gem wiederholt die Strophe

3 Die geistliche Auferstehung Chor Wachet auf! ruft euch die Stimme 1 Str Gem Ach! wir hören deine Stimme 3 Str

4 Der Taufbund Chor Begnadigter komm! Tröster! Geist 1 Str Gem In des Vaters, in des Sohns 1 Str Chor Wer das nicht meint aus Herzens Grund 1 Str Gem Sprich dem Todesurteil nicht! Chor Wer aus ganzer Seele flieht Gem Fest ein Fels ist deren Grund Chor Erst betet an daß Gott euch hört Gem Laß uns deine Nähe sehn! Chor Wers aus ganzer Seele meint Gem Du der warst eh ward, was ist! Chor Wers aus ganzer Seele meint Gem Ewiger wir weihen dich Chor Wers aus ganzer Seele meint. Gem Lehr uns, Herr mit Freudigkeit Chor Es segn euch der Herr! Vater! Sohn!

5 Die sieben Gemeinen Vor der Predigt Chor Er stand und gebot! Feuer war Gem Ich war, und ich bin, werde sein! Dem Bischof und der Gemeine zu Ephesus (auch dies ist der Gemeinde in den Mund gelegt) Der Ewige sagts! Hör o Welt! 3 Str Chor Wer Ohren hat, hör, was der Geist Smyrna usw, allemal die Gem., dann die Chorstrophe Ähnlich der Abschnitt Nach der Predigt

---

*) Neben Nelles Aufsatz über Klopstocks Bedeutung für den evangelischen Kirchengesang Nr III S 87—93 geben wir auch Hertels Bemerkungen Raum, die spezielle Angaben über einen der dort erörterten Punkte bringen Die Redaktion

6. Loblied Chor: Anbetend stand der Seher Gottes da. Gem.: Heilig ist unser Gott! Chor: Er schwur, der schuf, der die erschaffne Welt. Gem.: Du bist die Liebe, Gott!

7. Allgemeines Gebet um geistliche Gaben. Eine Litanei. Chor: Ewiger! erbarme dich. Gem.: Herr Gott! Vater! und Schöpfer! Chor: Herr, Herr! erhöre uns! Gem.: Ewiger! erbarme dich unser!

8. Beim Abendmahle. Chor: Herr, du wollst sie vorbereiten. Gem.: Die ihr seine Laufbahn lauft. 9 Str. Chor: Nehmt, und eßt zum ewgen Leben! Gem.: Jesu Christi Mittlertod. 6 Str. Chor: Nehmt, und eßt zum ewgen Leben! Gem.: Die dein Kreuz in jenen Tagen.

Schon die Anfänge der Liederstrophe zeigen, wie mannigfache Versmaße gewählt sind. Die Litanei ist nicht mehr nach der alten Weise behandelt, und bald war durchgeführt, was hier zum Teil geschehen, der Wechsel zwischen Chor und Gem. war nach einiger Zeit ganz aufgehoben, man schrieb dann:

Ewiger! Erbarme dich!
Herr! Herr! Erbarme dich! usw.

So ist alles auf die Gemeinde übertragen. Denn wenn die im Druck hervorgehobenen Sätze dem Chor oder einem Teil der Gem. als Antwort zufallen sollten, würde dies wohl in dem Neuen meiningischen Gesangbuch (v. 1794), das noch einige dieser Wechselgesänge aufbewahrt hat, bestimmt angedeutet sein.

Im nächsten Abschnitt „Veränderte Lieder“ ist die bezügliche Form für das Lied „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ benutzt: die Gem. singt 5 Str., dann der Chor 1 Str. „Erniedrigter“ nach der Mel. O Traurigkeit, o Herzeleid. Die Gem. wieder 6 Str., der Chor nochmals seine Strophe, dies wiederholt sich noch einmal, zum Schluß singt Gem. den früher vom Chor gesungenen Vers: Erniedrigter!

Beim Liede „Nun laßt uns den Leib begraben“ mit seinen Antwortstrophen (vgl. Nr. 11 des vor. J. d. Monatschr.) deutet der Druck den Wechselgesang nur durch Einrücken der Antworten an, nicht aber werden die Träger der wechselseitigen Rede namentlich bezeichnet.

Das Lied „Wenn meine Sünd mich kränken“ ist mit zwei Strophen des Chors verbunden, deren eine nach dem 4. Verse die Gemeinde singt (O Lamm Gottes, unschuldig ... Erbarme dich ...), während die andere (O Lamm ... Gieb uns deinen Frieden) nach dem letzten Verse des Liedes eintritt.

Der zweite Teil der Geistlichen Lieder enthält keinen einzigen Wechselgesang, nur bei zwei Liedern ist für eine solche Wechselrede Raum gelassen, da beide je zwei verschiedene Melodien, eine für den ersten, die andere für den zweiten Teil, bei sich haben, wie auch die erste der beiden Liedersammlungen dergleichen Stücke enthält. Welche Vorbilder Klopstock vor Augen hatte, wissen wir nicht genau. Vielleicht ist unter ihnen der vorhin genannte Begräbnisgesang gewesen, etwa auch das Lied Mein Jesu, treuer Hirt, das mit Chorstrophen verbunden war, vgl. Herold, Alt-Nürnberg S. 140. Weitere Muster konnten in den Zwiegesprächen Jesu und der Seele (Herold ebd.) vorliegen. Noch weiter zurück ist ein Vorbild nachzuweisen, das für allen Wechselgesang der christlichen Kirche Bedeutung hat, die Psalmen. Auch die griechische Ode mag eingewirkt haben.

Erst Wackernagel (1841) hat neuen Anstoß zur Wiederaufnahme dieser Form gegeben (vgl. Haupt in der „Siona“ 1878, S. 117), was ihm alle Freunde des Kirchengesangs danken werden.

R. Bürkners Geschichte der kirchlichen Kunst[1]

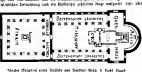
von **Gustav Franck** in Rekken (Niederrhein)

„Das deutsche kunstliebende Publikum“, so sagt C. Neumann im Vorwort zu seinem prächtigen Buche Rembrandt, „ist in einem seltsamen Zustand, es ist in seinem Empfinden für Kunst unsicher, weil es mit Kunstgeschichte überfüttert wird — — —

[1] Mit 74 Abb. Verl. v. P. Waetzel, Freiburg i. Br. 8 Mk.

Man überschüttet uns mit populärer Kunstliteratur, die uns die Künstler von Holbein und Raphael bis auf Anton v. Werner, Knaus, Vautier und Begas alle im gleichen Lobeston anpreist. Dieser skeptische Historismus, der den Hermes des Praxiteles, Raphael, Dürer und Rembrandt gleichmäßig bewundert und sich auf die Weite seines Horizontes etwas zu gute tut, empfindet in Wahrheit gar nichts und für gar nichts. — — — Wie oft wird man als Dozent gefragt, welche „Kunstgeschichte“ wohl zu empfehlen sei, um Verständnis für Kunst zu wecken. Man kann darauf nur eine Antwort geben: gar keine Kunstgeschichte. Der Weg zur Kunst führt durch den einzelnen Künstler.“

Ich stimme dem von ganzem Herzen zu. Auch ich glaube, daß man künstlerisches Verständnis aus der hergebrachten Kunstgeschichte am wenigsten lernt, ja sogar, wenn wenigstens die geschichtliche Darstellung darauf ausgeht, dem Leser das Verwundern auszutreiben, nicht einmal kunstgeschichtliches Verständnis. Die ganze Welt der Kunst erscheint da so rund und glatt, die ganze Entwickelung ist in eine so saubere Gleichung gebracht, $a + b = c$, z. B. Miniaturmalerei + Ölfarbenanstrich = Jan van Eyck, daß man nicht begreift, wie einzelne krause Köpfe in diese schöne Harmonie denn durchaus wieder Verwirrung hineinbringen wollen. In Wirklichkeit aber kommt, wer sich mit der Kunstgeschichte beschäftigt, aus dem Staunen und der Verwunderung gar nicht heraus. Je mehr bei der kunstgeschichtlichen Betrachtung auch ein künstlerisch geschultes Auge mitspricht, desto rätsel-



Idealer Grundriß einer Basilika aus Bürkner Gesch. d. kirchl. Kunst

hafter und wunderbarer wird da alles, desto unbegreiflicher erscheinen die großen Geister, die da trotzig, sieghaft in der Welt des darstellenden Handelns eintreten. Soweit also eine Kunstgeschichte nicht ausgeht von einem tiefen Respekt vor dem künstlerischen Genius, soweit sie nicht die Sehnsucht weckt, ihm näher zu kommen und das Geheimnis künstlerischen Schaffens und Genießens sich immer mehr erschließen zu lassen, soweit glaube auch ich nicht an eine ästhetische Erziehung unserer Zeit durch kunstgeschichtliche Kompendien.

Aber abgesehen davon, daß es möglich ist, selbst in ihnen die Kunstgeschichte auch anders zu behandeln (ich verweise z. B. auf den Abschnitt über die Entstehung der Basilika bei Bürkner), dürften kurze kunstgeschichtliche Zusammenfassungen doch wenigstens noch in zwei Fällen ihre Berechtigung haben: einmal, wenn es gilt, nach einer fruchtbaren Zeit der Einzelforschung ihre Ergebnisse zusammenzufassen, oder wie Gurlitt das neuerdings getan hat, die Gesamt-Entwickelung unter neue Gesichtspunkte zu stellen — und sodann, wenn man Anfängern die durchaus nötige Gesamt-Übersicht geben will, die es ihnen ermöglicht, Einzelerscheinungen, denen sie zunächst ganz ratlos gegenüberstehen, wenigstens geschichtlich zu verstehen und zu bewerten. Und eben zu dieser letzteren Kategorie gehört auch das Werk von Bürkner, das ausgesprochenermaßen sich nicht nur an Fachgenossen wenden, nichts Neues bringen, sondern den weiten Kreisen kirchlich interessierter Laien dienen will.

Was dem Buche den Wert verleiht, das ist sein durchaus persönlicher Charakter. Man merkt es, der Verfasser kennt die meisten der besprochenen Kunstwerke nicht bloß aus Abbildungen, sondern aus eigener Anschauung. Was er gibt, ist nicht bloß ein Extrakt aus der gelehrten und wissenschaftlichen Forschung, sondern zugleich ein persönlicher Eindruck,

ein inneres Erlebnis, das er vor dem Kunstwerk gehabt hat, und das er nun auch in uns wieder lebendig werden lassen möchte. Und wir erleben so die Kunstgeschichte in der Seele eines Mannes, der gern in innern Kontakt mit der Künstlerseele kommen möchte, der nicht gleich nach Regel und Wissenschaft den Künstler einordnet in eins der kunstgeschichtlichen Fächer, sondern auch gern etwas Persönliches an ihm entdeckt, etwas, das ihn von seiner Schule, von seinen Lehrern und seinen Nachfolgern scheidet und ihm eine Eigenart und einen Eigenwert verleiht. Das gibt ganzen Partieen des Buches etwas ungemein Frisches und Lebendiges. Diese innere Anteilnahme ist es ja, die ein Kunst und Kunstwerke behandelndes Buch überhaupt erst genießbar macht, namentlich wenn man merkt, daß es die innere Anteilnahme eines Mannes ist, der nicht bloß eine frische und lebhafte, sondern auch eine geschulte Empfindung für das Kunstwerk hat, der auch am Unscheinbaren, an dem der gewöhnliche Kunstverstand gedankenlos vorübergeht, das künstlerisch Lebendige, den Hauch künstlerischer Empfindung zu entdecken vermag — und dafür überall da, wo Gefallsucht und Geziertheit, wo allerlei Mätzchen und schöne Lärvchen das Urteil des großen Haufens bestechen, den Mut findet, seine Meinung offen auszusprechen, den gezierten Reni und den weichlich langweiligen Thorwaldsen entschieden abzulehnen und der ganzen von frommen Anstalten gepflegten, von „christlichen" Buchhandlungen vertriebenen schönen und dennoch und zuckersüßen Phrase den offenen Krieg zu erklären. Es ist doch wahrhaft erfreulich, in einer Geschichte der kirchlichen Kunst über diese Richtung einmal das harte aber gerechte Urteil zu vernehmen: „eine innerliche Unwahrhaftigkeit lastet auf dieser ganzen Malerei". Ich möchte am liebsten einen großen Teil der letzten 12 Seiten des Buches hierhersetzen, so sehr ist mir da alles aus dem Herzen geschrieben.



Säule aus der Erlöserkirche in Schwabing
aus „Dekorative Kunst" V. 5
mit Erlaubnis v. F. Bruckmann A. G. München

Schade nur, daß es nicht mehr als 12 Seiten sind, in denen das ganze 19. Jahrhundert abgetan werden mußte, während auf das Mittelalter 130 und auf die Neuzeit 100 Seiten entfallen. Ob der Verleger da ein Machtwort gesprochen hat? Fast hoffe ich es, denn dann wäre die Aussicht vorhanden, daß er sich bei einer zweiten Auflage umstimmen ließe. Denn wer etwa daran zweifeln wollte, daß eine Anleitung zum Verständnis der wahren und echten Kunst dieser Zeit, eine Würdigung dessen, was von ihr einen bleibenden Wert behalten wird, unnötig sei, und daß unsere Pfarrer und Presbyter schon selber wissen, was sie aus der modernen Kunst für ihre Zwecke zu wählen haben, dem rate ich doch nur einmal durch unsere Städte zu gehen und auf die kirchlichen Bauten (ich denke dabei auch an Anstalten, Pfarr- und Gemeindehäuser) zu achten und sich dann weiter einmal die Kunst

und die Bilder an den Wänden unserer Pfarrhäuser anzusehen, ob denn da überhaupt nur eine Spur von mehr Verständnis für das Wesen wahrer Kunst zu finden ist als in den katholischen, ob da auch nur an einem Punkt etwas von der Kulturüberlegenheit des Protestantismus zum Vorschein kommt. Und man sehe sich das an, was so in der herkömmlichen Art geistlicher und kirchlicher Zeit- und Wochenschriften an Kunsturteilen gefällt wird und vergleiche es mit den Urteilen der Kaplanspresse, ob da irgend ein Niveauunterschied zu finden ist. So wäre z. B. ganz interessant, die Ansichten katholischer und evangelischer Geistlichen über v. Uhde, die in den vier Jahren zum Vorschein gekommen sind, hübsch nebeneinander zu haben. Ich glaube nicht, daß der Vergleich für uns sehr schmeichelhaft ausfallen würde. Schrieb doch der Maler selbst einem Geistlichen, der es anfangs der vier Jahre gewagt hatte, in einem kirchlichen Blatt sein Abendmahlsbild günstig zu besprechen, er habe es bisher noch nirgend so richtig verstanden gefunden, wenigstens in Deutschland nicht. Wahrlich die von Gebhardt, von Uhde, Steinhausen haben schwer unter dem Mangel an Verständnis gelitten, und es gehörte ihre ganze Charakterstärke, etwas von dem lutherischen „Ich kann nicht anders"! dazu, um auf dem als richtig erkannten Wege zu verharren.

Säule aus der Erlöserkirche in Schwabing
aus „Dekorative Kunst" V. 5
mit Erlaubnis v. F. Bruckmann A. G. München

Und was hat die evangelische Kirche, der sie dienen wollten, getan, um diese Männer zu stützen zu fördern? Wo hat sie ihnen Gelegenheit gegeben, ihr Bestes in ihrem Dienst zu leisten? Daß e. Gebhardt in Düsseldorf eine möglichst wenig dazu geeignete Kirche ausgemalt hat, geschah im Auftrag des Staates unter anfänglichem Widerstand der kirchlichen Kreise. Und als dann der Künstler daran ging, die Kirchenfenster mit Wachsfarbe dermaßen zu verdunkeln, daß man an trüben Wintertagen die Gesangbuchlieder nicht mehr lesen kann, als es also galt, dem Maler gegenüber das kirchliche Interesse zu vertreten, da versagte wieder der kirchliche Apparat. Fast möchte man sagen: Wo heute Kunst und Kirche zusammenstoßen, da gibt es Dissonanzen.

Daß aber Kunst und Kirche so wenig mehr für einander bedeuten, daß die Kirche als Schützerin der Kunst so vollständig abgedankt hat, daß man in ihr vielleicht die größte Feindin, das schwerste Hindernis aller wahren Kunst erblicken könnte, das liegt teilweise allerdings an der Kunst selbst, die sich von der Kirche emanzipiert, sich selbständig gemacht hat; es liegt aber auch an der Kirche, die der freien Kunst je länger desto verständnisloser gegenübersteht. Während heute neue Kunstformen in der Kirche nur Hohn und Spott finden, während religiöse Maler von zweifelloser Weltbedeutung trotz der Kirche sich emporringen müssen, getragen von dem Verständnis und den Mitteln weniger, religiös und kirchlich völlig uninteressierter Laien, während die kirchlichen Organe dort, wo man dem Künstler zuläßt,

gar nicht mehr die Fähigkeit haben, ihn zu verstehen und soweit zu beeinflussen, daß er, unbeschadet seiner besondern Art, sich den speziellen, z. B. reformierten Bedürfnissen fügt, — so war das einst ganz anders. Da suchte die Kirche nach Künstlern, die modern waren, die die neuen Formen beherrschten, und arbeitete mit ihnen zusammen, da waren im Ganzen Kirche und Laien, Kirchenfürsten und Stadtregierungen einig darin, daß nur das Neuste der Kirche würdig und daß der lebendigste Künstler auch der kirchlichste sei. Und weiter noch in der Zeit der Renaissance, da waren die Künstler, die etwas Neues, Eigenes zu liefern hatten, sicher, in den kirchlichen Mittelpunkten auch am ersten Verständnis und Förderung zu finden. Das wurde erst anders, als die Kirche anfing, mit jesuitischem Geist, dem Geist der Schule, der Exerzitien, der Schablone durchtränkt zu werden. Seitdem hat die katholische Kirche als solche für die Kunst keine größere Bedeutung mehr gehabt als die evangelische, wenn auch einzelne reiche katholische Stifte und Kirchenfürsten in günstigen Zeiten blühende Kunstzentren geschaffen und bis heute feingebildete Vertreter des höheren Klerus selbst der neusten Kunst ein feines Verständnis bewahrt haben. (F. Uhde z. B. verdankt seine I. Wiener Medaille nicht zum wenigsten dem Eintreten des päpstlichen Nuntius.)

Wenn es wahr ist, was auch ich glaube, daß wir einem mehr ästhetisch empfindenden Zeitalter entgegengehn, so halte auch ich es für das allerwichtigste und dringendste Bedürfnis, daß die Vertreter der Kirche wenigstens mit einigem Verständnis für künstlerische Fragen ausgerüstet werden. Die Kirche verzichtet auf das wichtigste pädagogische Hilfsmittel, wenn sie auf ein Verständnis für und ein Eingehn in die künstlerischen Bedürfnisse der Zeit verzichtet. Und sie könnte grade jetzt wieder die **Führung** übernehmen, wenn sie nur zuzugreifen verstünde.

Man lasse es sich doch einmal von uns, die wir uns seit Jahren schon nach den neuen, eignen, kräftigen Formen der Zukunft sehnten, gesagt sein, daß das, was da kämpft und ringt um Aufmerksamkeit und Anerkennung, keine Spielerei, keine Mode ist, daß das tiefste Sehnen des künstlerischen Geistes unseres Volkes darin zum Ausdruck kommt, der die Kunst wieder aus der Natur erstehen will, daß wir an der Schwelle einer neuen Zeit stehen, ja diese Schwelle teilweise schon überschritten haben und auf einzelnen Gebieten schon mitten in der neuen Periode drin stehn. Was man seit Jahren immer wieder unserer Zeit abgesprochen, für unmöglich erklärt hat, das ist jetzt im Kommen: **ein neuer Stil!**

Zahlreiche Künstlerseelen dürsten nach Betätigung ihrer Kraft, ihr Kopf und Herz ist zum Zerspringen voll von neuen, nie gesehenen Formen! Gebt ihnen Arbeit, gebt ihnen praktische Aufträge an euern Kirchen und für eure Häuser, daß sie nicht ewig für imaginäre Ausstellungsobjekte sich abzuarbeiten brauchen! Und dann, so füge ich als Kirchenmann hinzu, haltet unter Umständen die Zügel straff, daß das Künstlerroß nicht ausbreche und unnötige Volten schlage und eigene Wege suche. Und wenn ihr das nicht könnt, ohne den Künstler einzuschränken und an seiner Selbstentfaltung zu hindern, so laßt euch von andern beraten. Wer die Geschichte unserer Kirchenbauten und Kunstwerke kennt, der weiß, daß die Künstler meist da ihr Bestes hergegeben haben, wo schwierige praktische Anforderungen in Verbindung mit einer gesunden Kritik und wo ein energischer Wille sie zu den höchsten Kraftleistungen angespornt haben.

Soll die Kirche sich asketisch dem neuen Geist verschließen und auf jeden eigenen Geschmack in Kunstsachen verzichten? Soll sie, wenn sie nun einmal die alleinige Herrin über die Kunst nicht mehr sein kann wie früher, ihr nicht eine Gönnerin bleiben? Ja ist es nicht geradezu ihre Pflicht, ihre Pflicht den Hellenen wieder ein Hellene zu werden, um ihrem Beruf, der Durchdringung der Welt mit christlichen Gedanken nachzukommen?

Wie die Entwickelung nun einmal gegangen ist, fallen kirchliche und christliche Kunstgeschichte nicht mehr zusammen, und wer eine kirchliche Kunstgeschichte schreiben will, mag seine Aufgabe oft als schwere Entsagung fühlen, denn unter christlichem Einfluß steht schließlich alles, was seit 300 n. Chr. geschaffen ist. Die **kirchliche** Kunst aber umfaßt nach dem ausgehenden Mittelalter nur noch einen kleinen Teil des gesamten Kunstschaffens. Wer da mit der Absicht, nur das Kirchliche herauszugreifen, durch die Kunst der Jahrhunderte hindurchschreitet, der mag sich oft vorkommen, als habe er Scheuklappen angelegt,

Digitized by Google

um all das Schöne, das grade auch auf religiösem Gebiet aus anderm Schoß als dem alleinseligmachenden uns Angesicht gekommen ist, nicht zu sehen.

Umsomehr danke ich es Bürkner, daß er gelegentlich seine freiwillige Selbstbeschränkung einem Rembrandt zuliebe aufgibt. Streng genommen hat ja dieser größte unter den protestantischen Malern mit der Kirche nichts zu tun, er war sogar aus der kalvinistischen Kirche seiner Heimat aus- und zu den Mennoniten übergetreten und man weiß nicht einmal, ob er in seiner Jugend im Kreise des Rijnsburger Kollegianten eine Erweckung erlebt hat, oder ob es ihm wie so vielen andern seiner Zeit nur darum zu tun war, unter den „Menisten" von der Kirche möglichst unbehelligt zu sein. Kirchenaufträge hat er jedenfalls nicht gehabt, auch wenn er gelegentlich einen protestantischen Prediger gemalt hat. Gleichwohl hat kein anderer seiner Zeit der Menschheit und des Menschseins ganzen Jammer und das Erlösungsbedürfnis so tief empfunden und dargestellt wie er. Man kann sich nur denken, daß dieser so eigenwillige, leidenschaftliche, zuweilen düster grübelnde und ringende, oft derb und rücksichtslose Künstler auf seinen religiösen Bildern sich immer selbst unter die Zuhörer des Heilandes, unter die Mühseligen und Beladenen eingerechnet hat, anders hätte er solche Bilder nicht malen können. Frömmigkeit und religiöses Leben kann eben nicht bloß gesehen und beobachtet und als Akt gemalt werden, es muß erlebt und geschaut sein. Darum steht die Innigkeit und religiöse Wärme seiner Bilder genau so hoch selbst über dem frommen Fiesole, als erste protestantische Frömmigkeit, eine Frömmigkeit in der Welt und ihren Versuchungen, über der die Versuchungen der Welt fürchtenden Klosterfrömmigkeit der katholischen Kirche steht. Wenn man Rem-



Säule aus dem Folkwang-Museum in Hagen i. W.
Aus „Dekorative Kunst" VI
mit Erlaubnis v. F. Bruckmann A. G. München

Leben kennt und seine Bilder sieht, dann erfaßt einen der Ekel; wer Rembrandts Leben kennt und sieht seine Bilder, den erfaßt tiefes Mitgefühl mit dieser unter den finstersten Mächten der Welt ringenden Menschenseele.

So gut aber ein Rembrandt in dieser kirchlichen Kunstgeschichte eine Stelle gefunden hat, könnte auch noch mancher andere, dem kirchlichen Leben ferner stehende Künstler, mancher auch, dessen Kunst nur zufällig sich mit der Kirche nicht berührt hat, hier eine Stelle finden. Es würde sich wirklich lohnen, in der nächsten Auflage durch reichliche Streichungen in dem ersten, das Mittelalter umfassenden Teil für die Kunst namentlich des 19. Jahrh. einen größeren Raum zu gewinnen, um die ganze Größe der Cornelius, Rethel, Gebhardt, Uhde u. s. w. und die ganze Hohlheit der modernen Schönmaler ins rechte Licht zu setzen. Vor allem aber würde sich so auch für die neuen Kirchbaubestrebungen in weiteren Kreisen Interesse und Verständnis gewinnen lassen. Ich würde sogar wünschen, daß aus diesen Bestrebungen hier selbst das Allerneuste und Allerletzte aufgenommen würde, nämlich neben den neuen Grundrissen und Aufbauten auch die Versuche in den neuen, eben entstehenden Stilformen unserer Zeit, die auch an Kirchenbauten schon Verwendung gefunden haben, z. B. am Altaraufbau der von Schilling und Gräbner wieder aufgebauten Kreuzkirche in Dresden, wo diese Formen freilich noch dem Barock angepaßt sind [2]). Das weiß ich allerdings sehr wohl, daß wirklich von einem neuen Stil erst die Rede sein kann, wenn es sich nicht mehr bloß um eine neue Dekoration handelt, mit der ein Kirchengebäude gleichviel welcher Gestalt nachträglich von innen und außen bekleidet wird, sondern wenn es — ganz abgesehen von Zweck und Raumgestaltung — die Grundformen des architektonischen Gestaltens sind, die Formen des Tragens und Lastens, des Strebens und Spannens, des Durchbrechens oder Füllens, für die ein neuer, eigner Ausdruck gesucht wird. Daß aber die modernen Künstler sich bereits daran versucht haben, z. B. die Säulenfunktionen neu darstellend zu gestalten, das ist vielleicht das erste und beste Zeichen für den Anfang eines neuen Stils. Ich denke da vor allem an die von Th. Fischer gebaute Erlöserkirche in Schwabing bei München, deren Grundriß, Aufbau und Anordnung übrigens keineswegs „den charakteristischen Zügen des protestantischen Geistes vollwertigen Ausdruck verleiht", und ich denke weiter an Einzelheiten an Säulen und Deckenbalken, vielleicht auch nur Tenger Verkleidungen im Folkwang-Museum zu Hagen, das van de Velde ausgebaut hat. Was sich in diesen Formen ausspricht, wird vielleicht nur ein moderner, technisch geschulter Geist ganz verstehen und würdigen können. Damit aber gewinnt diese unsere Zeit eine auffallende Ähnlichkeit mit der höchsten Blüte technischer Baukunst, mit der Zeit der Gotik, deren treibende Kräfte auch nur von wenigen Zeitgenossen verstanden wurden, wie die symbolischen Deutungsversuche eines Durandus deutlich zeigen. Auf diese meine Auffassung der Gotik, in der ich von Buchner wohl etwas abweiche, möchte ich in einem besonderen Artikel demnächst noch zurückkommen.

Choralzwischenspiele*)

von **Gustav Beckmann**-Essen (Ruhr)

Wenn man die älteren Choralbücher zur Hand nimmt, die noch vor wenigen Jahrzehnten im kirchenmusikalischen Kurs waren, oder vielleicht hier und dort noch ihr Dasein fristen, so wird man sich bei dem jetzigen Stand der Begleitung des Gemeindegesangs durch die Orgel eines Lächelns der Befriedigung nicht erwehren können, daß der Choralsatz früher nach jeder Verszeile des Liedes durch ein kurzes, meistens nichtssagendes Zwischenspiel unterbrochen wurde. Wir wollen an dieser Stelle nicht das Für und Wider dieser kleinen musikalischen oder gar unmusikalischen Gebilde erörtern, noch die Gründe hervorheben, die ihnen schließlich das Grab bereiteten. Heute dürfte eine andere Frage, welche mit der obigen

2) Vgl. M. Schr. V, 349 ff.

*) Die umfangreichen und völlig berechtigten Choralzwischenspiele bei Abendmahlsfeiern sind hier nicht zur Betrachtung herangezogen worden. Der Verfasser.

in unmittelbarer Verwandtschaft steht aktuell geworden sein: die Frage nach der Existenzberechtigung der Überleitungen zwischen den einzelnen Strophen des Kirchenliedes, die wir im Folgendem kurz als Choralzwischenspiele bezeichnen möchten.

Einer Anregung des Herrn Superintendenten C. Klingemann-Essen, unseres feinsinnigen Liturgen und tatkräftigen erfolgreichen Förderers evangelischer Kirchenmusik folgend habe ich mich einige Zeit mit dieser strittigen Frage beschäftigt. Ich war mir dabei wohl bewußt, daß es auch heute noch nicht wenige Kirchenmusiker gibt, die sich den Choralzwischenspielen oder richtiger gesagt Strophenzwischenspielen gegenüber nach wie vor als warme Anwälte bekennen. Suchen wir daher an der Hand ihrer Gründe jene zu beleuchten, um so auf diese Weise zu einem klaren Urteil und festen Entschluß zu kommen.

Es ist notwendig, so sagen sie, daß man der Gemeinde die Möglichkeit gewähre, nach jeder Strophe des zu singenden Liedes sich ein wenig auszuruhen und Atem schöpfen zu können. Wenn das anerkannt werden soll, so fragen wir uns, wie dann die großen gemischten Chöre, die Männergesangvereine bei umfangreicheren Werken ihrer weit schwierigeren und vor allen Dingen anstrengenderen Aufgabe gerecht werden sollen. Hier bewegen sich bekanntlich besonders die äußeren Stimmen, aber auch nicht selten selbst die mittleren Stimmen in Tonlagen, welche größtenteils die volle physische Kraft der Singenden beanspruchen, ganz abgesehen davon, daß die Aufmerksamkeit aller Mitwirkenden bei den dynamischen Abstufungen, bei den Einsätzen, den Akzenten, den reichen harmonischen Wendungen usw. voll in Anspruch genommen wird. Was man diesen Vereinen zumutet, das sollte doch auch so meinen wir, von der Gemeinde bei ihrer weit bequemeren Aufgabe gefordert werden dürfen. Die äußere Straffheit und Präzision beim Gemeindegesang soll doch durch die Zwischenspiele keine Einbuße erleiden. Hat der Organist einmal durch zielbewußtes Spiel ein dem Charakter und der Würde des Chorals entsprechendes Tempo erreicht, so geht ihm dieses meistens durch die Zwischenspiele wieder verloren, besonders aber dann, wenn letztere selbst nicht das erreichte Tempo beibehalten.

Als weiteren äußeren Grund für die Beibehaltung der Zwischenspiele gibt man an, daß der Organist während der letzteren Zeit gewinnt, für die folgende Strophe die derselben entsprechende Registratur vorzunehmen. Sehen wir bei Erledigung dieses Punktes von den großen modernen Orgeln ab, auf denen man durch die freien Kombinationen und durch das Registerrad vor dem Spiel und durch die festen Kombinationen während des Spiels in der Lage ist, das künstlerisch Notwendige und durch den Inhalt des Liedes selbst Bedingte vorzunehmen, ohne daß dadurch dem Zwischenspiel selbst Abbruch geschieht. Wie aber steht es mit dieser Beziehung auf unmodernen Orgeln? Da muß also die rechte oder linke Hand die Registratur besorgen, während die eine oder andere die sogenannten Zwischenspiele zu erledigen hat. Das ist doch fast ein Ding der Unmöglichkeit. Wie kann man seine Aufmerksamkeit in notwendiger und gehöriger Weise auf Registratur und Zwischenspiel lenken!

Auch hier heißt es: „Niemand kann zween Herren dienen!“ Doch wollen wir diesen Punkt bei dem weiteren Grund für Beibehaltung der Zwischenspiele noch näher ins Auge fassen. Dieser lautet: der Organist kann seine Kunst im Improvisieren zeigen und hierbei durch Anwendung reicherer harmonischer Mittel, durch Anwendung der Enharmonik und Chromatik dem mehr oder weniger großen Einerlei der Choralharmonien entgegentreten und für wohltuende Abwechselung sorgen. Damit sind wir auf eine Sache gestoßen, die wohl am meisten der Aufklärung bedarf. Wir sind gewiß die letzten, die nicht das kunstvolle Improvisieren gelten lassen wollen. Aber dazu gehört in erster Linie eine fertige Kompositionstechnik, eine reiche Phantasie und nicht zum letzten ein feiner, kirchlich ausgeprägter Geschmack. Ist auch die erste Bedingung zum schönen und geschmackvollen Improvisieren vorhanden, so fehlt es doch meistens an blühender Phantasie, d. h. hier an wirklich gestaltender Einbildungskraft. Im besten Falle kommt bei dem minder Begabten dann ein steifer Satz von Akkordverbindungen, oder allerlei zusammenhanglosen Phrasen zum Vorschein. Wenn auch die Gemeinde sich dieses schließlich gefallen läßt, so soll doch der Organist sich dessen bewußt sein, daß er auch auf der Orgel Gottes Lob zu verkünden hat, und das geschieht nicht durch

Gedankenlosigkeit. Sind selbst die ersten beiden Bedingungen erfüllt, so muß sich diesen, wie schon hervorgehoben, ein feinfühlender Geschmack zugesellen. Die Zwischenspiele sollen doch den kirchenmusikalischen Charakter nicht abstreifen. Der Cantus firmus der Kirche wird gebildet durch den Choral, auf den alle Formen der kirchlichen Musik zu gründen sind. Also nicht geeignet als Zwischenspiele sind alle augenblicklichen Einfälle, aber auch nicht Sätze, die sonst gute Musik sind, wie beispielsweise klassische Sonatensätze, Lieder ohne Worte, oder gar Bruchstücke von Volksliedern, mit einem Worte allerlei Brocken weltlicher Musik.

In bezug auf die kirchlich würdige Haltung in dem *gesprochenen* Wort ist man meistens viel feinfühliger. Wie aber in der Bibelsprache die evangelische Kirche den Kanon kirchlicher Redeweise besitzt, so in dem Choral den Kanon für den musikalischen Ausdruck. Aus der unerschöpflichen Fülle melodischen und harmonischen Stoffes, wie sie aus der Liedweise des Chorals der Kirche zufloß, konnte sich nach den im Wesen der Orgel als Instrument gegebenen Gesetzen der Formenbildung ein deutsch-kirchlicher Orgelstil entwickeln, der, weil er durchaus innerhalb der evangelischen Kirche ihrem Gottesdienst entstammte, den eigentlichen und eigensten Kirchenmusikstil unserer Kirche darstellt, auf dem auch unsere gesamte Figuralmusik beruht. Die Zwischenspiele müssen also im Geiste des Chorals unter direkter Benutzung von Motiven aus demselben gebildet werden. Wie soll das mit einer Hand geschehen, wenn die andere gar registriert?! Improvisieren erfordert nicht geringes Wissen und feinen Geschmack. Beides stand wohl einem Sebastian Bach und anderen Großen im Reiche der Tonkunst zu Gebote. Wer trotzdem die Kraft in sich fühlt, vorstehenden Anforderungen gerecht werden zu können, der findet in dem längeren Eingangs- und Hauptliedpräludium sowie bei dem Postludium hinreichende Gelegenheit, seine Kunst zu betätigen. Die *kurz* sein sollenden Zwischenspiele sind doch dazu *nicht* geeignet, selbst dann nicht, wenn man sich auch im Prinzip dafür erklären könnte. Hat der Organist das Bedürfnis nach größerer harmonischer Mannigfaltigkeit, so läßt sich dieses auch bei der Choralbegleitung wohl befriedigen. Hierbei kann aber selbst von der Enharmonik gar nicht und von der Chromatik kaum die Rede sein. Alle harmonische Reichhaltigkeit darf jedoch den weichen Harmonieen keinen Vorschub leisten, wie es nicht selten geschieht und von wenig Kunstverständigen und Rührseligen mit „wundervoll“ und „prachtvoll“ bezeichnet wird. Man denke sich solche Zwischenspiele in unseren mächtigen, hehren und männlich schönen Lutherchorälen, die meistens in dorischer, äolischer und jonischer Tonart daherschreiten! Eine musikalische Gänsehaut nach der anderen überkommt einen, wenn den Ohren so etwas geboten wird. Würde man sich hier für die Zwischenspiele erklären, so müßten sie schon in den *alten* Tonarten ausgeführt werden, um nicht die musikalische Einheitlichkeit des Ganzen zu stören. Enharmonik aber und Chromatik sind bekanntlich die geschworenen Feinde der alten Kirchentonarten. Und wie viele Organisten sind mit ihnen so vertraut, daß sie gar darin improvisieren könnten? Nur zu bald würde man sich wieder im bekannteren und darum bequemeren Geleise befinden, ohne daß man es auch nur recht wollte. Nichts ist aber unkirchlicher und darum auch unmusikalischer als diese rührseligen Zwischenspiele.

Sollen diese nun gar, wie oft behauptet wird, auf die folgende Strophe *musikalisch* vorbereiten, so müßten sie schon *sehr* gehaltvoll sein und dabei das zulässige Maß der Ausdehnung von ein paar Takten nicht wenig überschreiten. Dabei laufen sie aber leicht Gefahr, für wichtiger als die Choralstrophen selbst angesehen zu werden. In demselben Atem betonen die Anhänger der Zwischenspiele aber auch, daß die Gemeinde sich durch *Überlesen* der folgenden Strophe auf diese vorbereiten soll. Letzteres dürfte wohl auch schon aus dem Grunde überflüssig sein, als doch meistens bekannte Choräle zum Singen bestimmt werden. Die musikverständigen Glieder der Gemeinde, so möchten wir demgegenüber behaupten, werden aber nicht nur nicht zum Überlesen durch die Zwischenspiele angehalten, sondern direkt gestört und abgelenkt. Sobald der Choral angestimmt ist, tritt die Orgel gewissermaßen in den Hintergrund, lenkt zum wenigsten nicht in auffallender Weise die Aufmerksamkeit von dem Gesangbuch ab und auf sich selbst zu. Ihre *Entstehung* verdanken die Choralzwischenspiele allerdings jener längst gehobenen Unfertigkeit im Lesen der Mehrzahl

der Gemeindemitglieder mit Dieser Grund zur Beibehaltung jener fällt aber heute ohne weiteres fort

Und nun kommen wir zu einem der wichtigsten Gründe der Verfechter der Choralzwischenspiele. Wir geben von vornherein gern und unumwunden zu, daß dieser Punkt besonders für den ernsten Musiker etwas Bestrickendes und zugleich Verführerisches an sich hat Er lautet: durch die Zwischenspiele ist der Organist in die Lage versetzt, nach einer anderen Tonart als in welcher der Choral notiert ist überzuleiten und in letzterer die Gemeinde einstimmen zu lassen Vom rein musikalischen Standpunkt aus betrachtet ist solches Vorgehen des Organisten gewiß mit Freuden zu begrüßen Denken wir aber gleich daran daß diese Musik nicht nur Kirchen-, sondern in erster Linie oder vielmehr ausschließlich gottesdienstliche Musik sein soll, so müssen wir das als ein nicht ungefährliches Experiment der Organisten bezeichnen.

Wir wollen gerne damit einverstanden sein zu können es dem gewandten Organisten nur empfehlen, wenn bei dem Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ die erste Strophe in phrygischer Tonart die zweite „Du edles Angesichte“ in dem lichten C-dur harmonisiert wird Aber wenn der Organist sich dazu versteigt die Strophe „Erkenne mich mein Hüter“ in E-dur, oder die Strophe „Ich will hier bei dir stehen“ in Es-dur (also eine große Terz bezw kleine Terz höher als die notierte Tonart) nach einer langen Modulation zu harmonisieren, so vermag man das nicht anders als mit kirchenmusikalischem Unfug zu bezeichnen Wenn Johann Sebastian Bach in seiner Matthäuspassion so etwas unternimmt, was übrigens zur Verteidigung nicht selten ins Feld geführt wird so ist das doch etwas ganz und gar anderes! In dem oben Angeführten steht der Choral im Dienste des Gemeindegesangs hier im Dienste eines Oratoriums also der absoluten Kunst, dort ist er einstimmiger Massengesang hier wird er von einem mehr oder weniger geschulten Chor mehrstimmig dargeboten, dort reihen sich die Choralstrophen nach einem doch immerhin noch kurzen Zwischenspiel aneinander hier treten die Choräle oft nach großen Abschnitten, gewissermaßen als Ruhepunkte für den Zuhörer und als Höhepunkte für das Kunstwerk selbst auf Wenn man sich mit Obigem einverstanden erklären wollte, so könnte man dagegen auch nichts einwenden, wenn der Organist an der Melodie selbst zu Gunsten eines flüchtigen Effekts oder sogar Nichteffekts Änderungen vornähme. Wenn Bach das bei der Strophe „Wenn ich einmal soll scheiden“ desgl. um nur diese hervorzuheben so hat man das Gefühl, als sei selbst an dieser Stelle der unvergleichliche harmonische Reichtum der hier zur höchsten Geltung kommt, nicht ausreichend gewesen um den wundervollen Inhalt der Strophe in tiefgründiger und erschöpfender Weise musikalisch zu illustrieren. Aber das ist ja nicht der einzige Choral welcher zu solchen gewagten Experimenten herhalten muß Von „Liebster Jesu wir sind hier“ wird die zweite Strophe „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet“, nicht nur nach As-dur übergeleitet sondern sogar auch eine Oktave tiefer gespielt, während die Schlußstrophe wieder in A-dur harmonisiert wird Der Choral „Ach bleib mit deiner Gnade bei uns“ dient ähnlichen Zwecken Während die beiden ersten Strophen in Es-dur erklingen, moduliert man durch ein langes Zwischenspiel nach E dur, um durch diese Tonart dem Inhalte der Strophe „Ach bleib mit deinem Glanze bei uns“ gerecht zu werden Ähnlich wird mit dem Choral „Zeige dich uns ohne Hülle“ verfahren, indem nach den ersten beiden Strophen (Es-dur) die dritte „Was ich strahlen seh am Throne“ in E-dur begleitet wird In „Gelobet seist du Jesus Christ“ wird die Stelle „Von einer Jungfrau wunderbar“ eine Oktave tiefer begleitet Und das bei einem so schwierigen und der Gemeinde meistens noch ungeläufigen Choral!

Wir müssen es uns hier versagen, noch weitere Beispiele anzuführen Die vorstehenden mögen genügen Was sagen nun hierzu die kirchenmusikalischen Kommissionen die bei der Notierung der einzelnen Choräle des Gesangbuches nicht nur den Rhythmus sondern auch genau die Tonart festgestellt haben? Und bei letzterer hat man doch auf Frauen-, Männer- und Kinderstimmen gleichmäßig Bedacht genommen Wir haben schon oben ausgeführt, daß der Organist bei den Vor- und Nachspielen Gelegenheit genug hat seine Kunst auf der Orgel zu zeigen Will er auch bei der Choralbegleitung ein Übriges

len, so kann er bei bekannten und der Gemeinde ganz geläufigen Chorälen den Cantus firmus in den Tenor oder Alt, oder selbst in den Baß legen, vorausgesetzt, daß ihm seine Orgel gestattet, jene Stimmen auch kräftig genug hervortreten zu lassen. Dieses Triospiel erfordert aber neben einem großen harmonischen Rüstzeug vor allen Dingen eine ungewöhnliche Sicherheit in der Führung der einzelnen Stimmen. Ein Triospiel, bei welchem einfach die mittleren Stimmen auf dem schwächer registrierten Obermanual zur Geltung gebracht werden, ist ja gegen das erstere leicht. Nicht selten machen es aber bei jenem unkundige Organisten so, daß sie einfach die Melodie eine Oktave tiefer auf dem Haupt- und die beiden Mittelstimmen eine Oktave höher auf dem Nebenmanual spielen. Auf diese Weise glauben sie den Cantus firmus in den Tenor gelegt zu haben! Um zu ermessen, zu welchen musikalischen Fehlern das führt, denke man nur an die sich daraus ergebenden Harmonien.

Auch ohne nach anderen Tonarten zu modulieren und darin den Choral zu begleiten, stehen dem Organisten mancherlei klangliche Effekte zur Verfügung, vorausgesetzt, daß er diese nicht nur kennt, sondern auch maßvoll und möglichst unauffällig anwendet. Nicht nur die verschiedenen Registermischungen und Schlüsse bieten ihm hierzu willkommene Gelegenheit, sondern auch die Dynamik, die er vermittels der Manuale, oder bei modernen Orgeln vermittels des Registerrades und Schwellkastens zur Geltung bringen kann. Bei den Liedern „Ach bleib mit deiner Gnade“ und „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“, kann man durchs Crescendo außerordentlich wirken. Letzteres gilt auch insbesondere von den Lob- und Danliedern, während ein Decrescendo bei Passionsliedern wie „O Traurigkeit, o Herzeleid“ von nicht zu unterschätzender Wirkung ist. In einzelnen Liedern kann das Pedal bei Wörtern wie „Erde“, „Tal“ verstärkt und eine Oktave tiefer gelegt werden, während man bei Strophen anderer Choräle, wie beispielsweise „Ein feste Burg“, über die Vierstimmigkeit hinausgehen und sogar die Melodie zu verdoppeln in der Lage ist. So sehen wir, daß man auch ohne Zwischenspiele Gelegenheit genug findet, in unauffälliger und doch künstlerischer Weise sein Können in den Dienst des Gottesdienstes zu stellen.

Aus Vorstehendem geht klar und deutlich hervor, welchen Standpunkt der Verfasser zu den Choralzwischenspielen einnimmt. Manche Pfarrer haben ja auch das Gefühl, daß die Zwischenspiele zum mindesten überflüssig sind, wenn sie auf den für den Organisten bestimmten Zettel schreiben „ohne Zwischenspiele“. Was aber hier als Ausnahme geschieht, sollte ganz allgemein durchgeführt werden. Im großen und ganzen dürfte diesen eine zu große Bedeutung und vor allen Dingen eine zu vielseitige Zweckdienlichkeit beigelegt werden. In der Schule, bei den Hausandachten, in den Vereinen, den geselligen Kreisen und nicht zuletzt in den großen Versammlungen werden auch die Strophen der Choräle und Lieder ohne Zwischenspiele gesungen. Man würde sie dort als durchaus störend und das Ganze ungemein beeinträchtigend ansehen. Man vergegenwärtige sich bei dem Gesange einer begeisterten Volksmenge bei den einzelnen Strophen Zwischenspiele! Schon der Gedanke daran dünkt uns ganz unnatürlich. Und wenn man nun noch schließlich erwägt, daß durch Fortlassung der Choralzwischenspiele auch Zeit gewonnen wird, die entweder den Choral vorspielen, oder der geehrten Ausdehnung des Gesanges zu Nutze kommen kann, was namentlich bei unsicheren Choralweisen sehr notwendig ist, so dürften wir wohl zum Schluß unserer keineswegs den Gegenstand erschöpfenden Ausführung den dringenden Wunsch, zur gänzlichen Beseitigung der unnützen Choralzwischenspiele auszusprechen, berechtigt sein.

Für Himmelfahrt und Pfingsten

von **Julius Smend**

1. Das Himmelfahrtsfest hat vor allem zwei Gedanken zum Ausdruck zu bringen, den der Siegesherrschaft Christi und den des christlichen Heimwehs. Beide lassen sich mühelos aus der Geschichte der Auffahrt ableiten. Stellen wir diese in einer ersten Lektion voran, so folgt naturgemäß zunächst eine solche, die das Vor-

sungen, bei Christo zu sein, bezeugt und dann eine dritte, die sein himmlisches Königtum bekennt und damit zugleich seine Macht, die Seinigen nach sich zu ziehen. Die entsprechenden Lieder ergeben sich dann von selbst. Der Aufbau der liturgischen Feier ist etwa folgender:

Eingangschor (z. B.: Wir loben Christum mit Freuden, Schöberlein, Musica sacra, Nr. 48 vgl. Anmerkung) oder Herzog, Wir danken dir, Herr Jesu Christ, Einzeldruck der Monatschrift. Gemeinde: Auf diesen Tag bedenken wir. Pfarrer: Psalm 110, 1. Gebet. Gemeinde: Die große Dexologie (d. i. nicht Bremmanski). Erste Lektion: Apostelgesch. 1, 4—12. Chor: Gen Himmel aufgefahren ist (Schöberlein, Nr. 65). Gemeinde: Ach wundergroßer Siegesheld. Zweite Lektion: Matth. 28, 20 bis 28 (Mark. 10, 35—45). Gemeinde und Chor (oder Kinder) abwechselnd die 4 Strophen: Zeuch uns nach dir und die 3 Strophen: Auf Christi Himmelfahrt allein. Dritte Lektion: Phil. 2, 7—11. Gemeinde: Jesus Christus herrscht als König, jede Strophe vom Chor mit einem Halleluja beschlossen. Ansprache. — Rückkehr zum ersten Liede: Sein Himmelfahrt fängt in uns an und: Dann wird der Tag erst freudenreich. Gebet und Unser Vater. Schlußgesang: Gloria sei dir gesungen. Segen: 1. Thess. 5, 23—24.

2. Für die Pfingstfeier besteht die Hauptschwierigkeit in der Auffindung der geeigneten Lektionen, auch sind die meisten Lieder unsrer Gesangbücher, weil in dem ganz subjektiven Gedanken des Geistesempfangs aufgehend, nicht wohl zu gebrauchen. Die Gemeinde ist es, deren Werden und Wesen den Mittelpunkt des Pfingstfestes bildet. Die Joel-Verheißung liegt von unserem Verständnis ziemlich weit ab, überhaupt ist von alttestamentlichen Abschnitten wohl nicht viel zu haben. Dagegen ist die Bitte des großen Hohenpriesters für die Einheit seiner Jüngergemeinde und für die, die durch ihr Wort an ihn glauben werden, eine geeignete erste Lektion, während sich die herrliche Epheserstelle von dem Gotteshaus des Neuen Bundes als letzte Verlesung empfiehlt. Dem Mangel an rechten Pfingstliedern muß ... das Tedeum abhelfen. Hier ist ein Vorschlag:

Eingangschor: Christ fuhr gen Himmel. Gemeinde: Komm, heiliger Geist, Herre Gott oder Komm, hl. Geist, erfüll. Pfarrer: Ps. 118, 24—27. Gebet. Chor: Ist Gott für uns (Schöberlein, Nr. 50). 1. Lektion: Joh. 17, 17—26 (Jesus betete, ehe denn er von hinnen schied, für die Seinen, die in der Welt waren, und sprach.) Chor: Ach du holder Freund, vereine. Gemeinde: O daß doch bald dein Feuer brennte. 2. Lektion: AG. 2, 1—4. 14a. 22—24. 36—47. Chor: Der heilig Geist vom Himmel kam. Gemeinde: Jauchz, Erd und Himmel oder Ein Herz und Eine Seele war. 3. Lektion: Eph. 2, 19—22. Ansprache. Das Tedeum als Wechselgesang. Gebet und Unser Vater. Schlußgesang: Nun bitten wir den heiligen Geist. Segen (aaronitisch).

Kleine Mitteilungen.

Abendmahlsreform von Dr. Bruno Weiß, Pastor an St. Remberti zu Bremen. Unter diesem Titel erschien soeben im Verlag von Gustav Winter zu Bremen eine Broschüre, welche die in der Remberti-Gemeinde getroffenen Änderungen der Abendmahlsfeier motiviert und den Hergang der neuen Form schildert. Es wird von einer Anzahl von kleinen Altären aus, die sich im Mittelgange der Kirche befinden, Brot und Wein an die in den Bänken stehende Gemeinde durch die Prediger verteilt, so daß jede Bank ihren eigenen Kelch und ihre eigne Patene mit Brot erhält. Es sind in dem Schriftchen auch eine Reihe von historischen Notizen über die Wandlungen der Form des Abendmahles gegeben, sowie die Darstellung einiger Versuche der Gegenwart, das Abendmahl unserer Zeit entsprechend zu gestalten. Die Broschüre, auf die wir noch weiter zurückkommen werden, geht von dem ernsten Wunsche aus, die Abendmahlsfeier in der Gemeinde neu zu beleben.

Zur Beantwortung der Frage des Herrn Hilfspredigers Schudring, Alsleben in Nr. 3 d. Bl. das Aufsagen von Katechismusstücken von Kindern in den Nachmittagsgottesdiensten betreffend, sei Folgendes bemerkt: — Es handelt sich um einen kirchlichen Gebrauch, dessen Ursprung zweifellos in das Zeitalter der Reformatoren fällt, und der, wenn ich nicht irre, durch Kirchenordnungen bestimmt ist. Derselbe war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Magdeburgischen ganz allgemein verbreitet (wie es scheint, ja auch anderswo) und dürfte noch heute dort in den meisten ländlichen Gemeinden anzutreffen sein. Ebensowenig kann es zweifelhaft sein, daß es sich um eine Sitte handelt, der ein tiefer Sinn zu Grunde liegt. Ich sehe ganz davon ab, daß bei der Bedeutung, die der kleine Katechismus Luthers für die Volksschule und Luthers Wirken hat, ein Bekenntnis desselben auch in den Gottesdiensten, die wesentlich für die Kinder eingerichtet sind (Kinderlehre), erklärlich wird. Hier möchte ich auf einen ganz besonderen Zweck, dem der in Rede stehende Gebrauch um die oben angegebene Zeit im Magdeburgischen ganz allge-

Digitized by Google

mein hatte, hinweisen. In der ländlichen Gemeinde, in der ich meine Jugend verlebte und später als Kantor und Organist 8 Jahre wirkte, geschah das Aufsagen der Katechismusstücke von den nächstjährigen Konfirmanden, es war für sie gewissermaßen eine Vorbereitung für die Konfirmationsprüfung. Bei schwachen Gemütern bedurfte es einer sehr eingehenden Vorbereitung in der Schule, um ein einigermaßen sinngemäßes Sprechen zu erzielen, und häufig mußte der Prediger helfend eingreifen. — Das Aufsagen geschah in folgender Weise: Die beiden dazu bestimmten Kinder stellten sich zu beiden Seiten des Altars — das Gesicht einander zugewendet — auf. Dann wurde von dem einen gefragt, von dem andern geantwortet. Am nächsten Sonntage wechselten beide mit dem nächsten Katechismusstück. So wurden, wenn nur irgend möglich, von sämtlichen Konfirmanden die 5 Hauptstücke, die Beichte und das Amt der Schlüssel vor der Gemeinde aufgesagt. — In den sechziger Jahren kam der Gebrauch auf, an den ersten Feiertagen der hohen Feste Betrachtungen über die Bedeutung des betr. Festes in Fragen und Antworten abgefaßt, in der obigen Weise zu verlesen. Meines Wissens war der Verfasser des kleinen Buches (Klein-Oktavformat) auf dem Titelblatt nicht bemerkt, ich vermute aber, daß sie von dem „Christlichen Verein im nördlichen Deutschland“ herausgegeben waren.

Mölln i. L. Pillage, Königl. Musik-Direktor und Organist.

Eine Ergänzung zu Trümpelmanns Aufsatz über die Melopoiae des Tritonius (M.-Sch. Nr. 2 S. 62 ff.) finden unsre Leser, wie uns der hochverehrte Herr Verfasser darauf aufmerksam macht, in der Abhandlung von R. v. Liliencron „Die horazischen Metren in deutschen Kompositionen des 16. Jahrhunderts“ (Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft Jahrg. 1887, I). Es sind darin die sämtlichen Sätze nicht nur des Tritonius, sondern auch Senfls und Hofhaimers abgedruckt und der musikgeschichtliche Bedeutung der eigentümlichen Erscheinung besprochen. Dem Separatdruck (Breitkopf & Härtel 1887) ist eine Übertragung in moderne Noten beigegeben. Sp.

Se. Majestät der Kaiser hat das ihm dargebotene Werk „Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts“, dessen auf Gottesdienst und kirchliche Kunst sich beziehende Partien die M.-Schr. wiederholt empfehlend erwähnt hat (VII, 20, 22), entgegengenommen und hat dem Weimer Verlage für die Darbietung seinen Dank aussprechen lassen. Gleichzeitig hat der Kaiser 6000 Mk. aus seinem Dispositionsfonds zur Anschaffung von 100 Exemplaren des Werkes zur Verfügung gestellt.

Bücherschau.

H. G. E. Niemeyer, Große Missionsharfe. 19. Aufl. VII und 264 S. — Gütersloh, Bertelsmann 1902. 2 Mk., geb. 2,50 Mk. — Derselbe, Große Missionsharfe. Neue Folge. 2. verb. Aufl. VII und 276 S. — ebenda 1902. 2,00 Mk., geb. 3 Mk.

Diese geistlichen Liederbücher für gemischten Chor, sowie für Klavier- oder Harmoniumbegleitung erfreuen sich offenbar großer Beliebtheit. Der Herausgeber bekennt sich in den Vorworten zu recht verständigen Anschauungen, z. B. was den Ausschluß der geistlichen Lieder aus dem Gottesdienst, die Beseitigung der spezifisch englischen Ware aus unserm christl. Vereinsleben und die Forderung eines „bescheidenen Plätzchens“ für solche Lieder betrifft, „die mit dem christlichen Bewußtsein in fröhlichem Einklang stehen“, wenn sie auch nicht durchaus religiösen Charakters sind. In letzterer Hinsicht dürfte man wohl noch einen gehörigen Schritt weitergehen. Niemeyer hat sich die ganze einschlägige Literatur zu nutze gemacht. Die 337 + 294 Nummern der beiden Bände nehmen auf allerlei Geschmacksrichtungen Rücksicht. Neben den besten Vokalsätzen aus klassischen Zeiten findet sich auch recht Bescheidenes und Geringwertiges: Emil Niemeyer selbst, Karl Karow, L. Hellwig, J. H. Breitenbach, J. J. Walder, J. L. Steiner, Prinzel usw. usw. dienen den Großen und Bedeutenden zur Folie. Unvermeidlich sind die Arrangements aus Webers Freischütz, Kreutzers Nachtlager, Mozarts Requiem und Zauberflöte, Rombergs Glocke, Beethovens Septett und Sonaten, Schuberts Liedern, Mendelssohns Elias. Die russische Nationalhymne erhält einen geistlichen Text. Nach der Weise „Schlummre sanft in heilger Stille“ wird gesungen: „Wie ein Hirt dein Volk zu weiden“. Die bibliographischen Angaben stimmen nicht immer. Der Chor „Lob und Ehre und Weisheit“ ist nicht von J. S. Bach, sondern von Reede. Der Satz „Bei stiller Nacht“ sollte als „nach Joh. Brahms“ bezeichnet werden. Die Anordnung ist in beiden Bänden die der herkömmlichen, sehr verbesserungsbedürftigen Gesangbuch-Schemata. Trotz dieser Ausstellungen bekenne ich, in den beiden Bänden viel Gutes und Schönes gefunden zu haben. J. Smend.

D. G. Behrmann, Klopstockbüchlein. 7 Abbildungen. 72 S. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1903. M. 1.

Den Lesern der M.-Schr., welche durch Nelles Aufsatz über „Klopstock und das Kirchenlied“ (März-Nummer S. 67) von Neuem für den vielgelobten und wenig gelesenen Sänger des „Messias“ interessiert worden sind, empfehlen wir als einen schlichten und zuverlässigen Führer in Klopstocks Dichtung obiges schön ausgestattete Büchlein. In phraselose

Sachlichkeit führt Behrmann im ersten Teile in Klopstocks Oden ein und im zweiten in seinen Messias, aus beiden wird dem Leser eine geschickte Auswahl geboten, um der man erwarten darf, daß sie das Verlangen nach Mehr erwecken wird. Und damit wäre die Absicht des Verfassers erreicht. Fr. Spitta.

M. Spanier, Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen. 116 S. 2. Aufl. Leipzig, Voigtländer. M. 1.40.

Überraschend schnell hat dieses Büchlein die 2. Auflage erlebt, der beste Beweis für seine Tüchtigkeit und Brauchbarkeit. Den Schulmännern unter unsern Lesern sei es bestens empfohlen. Wir bringen es in der M. Schr. zur Anzeige, weil man aus ihm auch manchen guten Wink entnehmen kann für Ausschmückung von Betsälen, Konfirmandenzimmern u. dergl. In dieser Hinsicht wird noch immer viel gesündigt, deshalb wird auch unsre M. Schr. demnächst diesem Gegenstande eine eingehende Darstellung aus berufener Feder widmen. Vorläufig sei auf Spaniers Schrift verwiesen. Fr. Spitta.

Fritz von Ostini, Uhde, mit Porträt und 110 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Leipzig, Velhagen und Klasing. 1902. Mk. 4.

Eine temperamentvoll geschriebene Monographie, die beste, die ich aus diesem Verlage kenne. Keine schlägt so energisch einleitende Töne an und sagt so unverblümte Wahrheiten über Kunstverstand und Ungerechtigkeit der Massen gegen das Genie, keine vertritt so energisch das Recht deutscher christlicher Kunst den Romanen gegenüber. Daß Ostini Gemütswerte der Kunst über Technik zu stellen vermag, zeigt der Satz über die Bergpredigt: „Technische Schwierigkeiten, koloristische Probleme lenkten ihn nicht ab, und so malte er aus vollem Herzen heraus die Kunde froher Botschaft.“ Daß Ostini auch der Polemik nicht entraten kenne, beweisen die Ausführungen auf S. 100, wo er von den Anfeindungen des „Klerus“ redet und sagt, daß der evangelische „Klerus“ Uhde vielleicht noch mehr angefeindet, als der katholische. Gegen die Behauptung, daß nur der junge katholische Klerus stille Uhde-Verehrer habe, erhebe ich Protest. Wir könnten aber aus solchen Behauptungen nur sehen, wie viel auf unsrer Seite noch zu tun — und ehrlich zu bekennen ist. Man hat nicht mit Unrecht die Monographieen von Velhagen für ungleichwertig erklärt. Aber die Schwierigkeiten einer solchen Künstlermonographie kann man nur dann verstehen, wenn man selbst eine solche versucht hat. Was hab ich über mein Steinhausen-Buch alles zu lesen bekommen an der unverhülltesten Mißgunst, der Steinhausen immer noch tot haben wollte, bis zum ... des Waschzettelfabrikanten, dem ich hätte nachweisen können, daß er das Buch nur vorne und hinten gelesen hat und im übrigen davon befreit war, daß er als irgend ein „Mitarbeiter“ das besser wußte, als ich. Man sollte einmal die Geschichte der Kritik eines Buches schreiben. Das gäbe eine interessante Kulissenbeleuchtung! — Das bleibt immer noch die Klippe für uns, einen Künstler den Laien lieb und wert zu machen und den Kennern zugleich zu zeigen, daß man nicht blind ist gegen die Schwäche seines Helden. — Für Künstler wie Uhde ist noch lange nicht die Zeit gekommen, so abgeklärte Worte über sie zu schreiben, wie C. Neumann über Rembrandt. Aber doch hat F. v. Ostini seine Aufgabe glänzend gelöst. Ich kenne F. v. Uhde persönlich und kann also nicht nur aus dem Papier, sondern aus dem Leben heraus konstatieren, daß dieser erste moderne Künstler im Freilicht dieser Monographie mit treffsicheren Strichen gezeichnet ist. Es ist nicht die Aufgabe dieser Rezension, auf Einzelnes einzugehen. Wer mit dem Künstler selbst in stillen Stunden über seine Kunst geredet hat, würde manches naturgemäß wieder anders sagen. Aber gerade als Theologe muß man Ostini zuerkennen, daß er als Laie sich ernstlich in der religiösen Probleme vertieft hat, die diese neuschöpferische Kunst in innerster Seele aufwühlt.

Die Illustrationen sind mit bekannter Sorgfalt behandelt und gewählt. Es war nur tröstlich, daß es auch hier nicht gelungen ist, dem bequemen Publikum jedes Bild auf die Seite des Textes unter die Augen zu halten. Was steckt in dieser Bilderauswahl für Arbeit und Erwägung! Ich weiß, daß sie auch Uhde selbst schwer geworden ist, wie er überhaupt nicht leichten Herzens an diese Monographie herangieng. Die großen Künstler fühlen bitter noch, was sie von der Welt erfahren haben, vor der man nun auf einmal ihre Schatzkammer auftun soll, weil es Pflicht ist, dem deutschen Volk die Augen aufzutun über seine Größen. Nicht daß der deutsche Michel ewig nach Paris und Rom reist — Nicht alle Uhdesche Technik eignet sich zur Reproduktion. Die Wiedergabe der Bergpredigt nach einem Holzschnitt halte ich für verfehlt. Dieser Seele und Geist gewordenen Lichtern und Schatten kann nur die Photogravüre nach dem Original beikommen!

Je mehr Velhagen seine Monographieen von wirklichen Schriftstellern, die nicht nur Handwerker, sondern auch Menschen sind, schreiben läßt, um so dankenswerter wird die Kulturarbeit dieses Verlages am deutschen Volke sich gestalten. Denn wahre Kunst und Künstler dem Volke näher zu bringen, ist gesegnete Kulturarbeit, die im Grunde keine Reklame und keine wohlwollende Kritik braucht, sondern nur guten Willen und deutschen Stolz auf das Jahrhundert, das uns Männer wie Fritz von Uhde gab. David Koch.

Notenbeigabe.

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Pfingstlied.

Mel. und Satz von Heinrich Pfannschmidt.

Schmückt das Fest mit Mai - en, las - set Blu - men streu - en, zün - det Op - fer an;
Denn der Geist der Gna - den hat sich ein - ge - la - den, ma - chet ihm die Bahn,
nehmt ihn ein, so wird sein Schein euch mit Licht und Heil er - fül - len und den Kummer stil - - len.

2. Tröster der Betrübten, Siegel der Geliebten, Geist voll Rat und Tat, starker Gottesfinger, Friedensüberbringer, Licht auf unserm Pfad, gib uns Kraft und Lebenssaft, laß uns deine teuren Gaben zur Genüge laben.

3. Laß die Zungen brennen, wenn wir Jesum nennen, führ den Geist empor. Gib uns Kraft zum Beten und vor Gott zu treten, sprich uns selber vor. Gib uns Mut, du höchstes Gut, tröst uns kräftiglich von oben bei der Feinde Toben.

Benjamin Schmolck.

Zur Notenbeigabe. Wiederholt hat die M.-Schrift darauf hingewiesen, daß Schmolcks Pfingstlied nicht nach der ernsten Melodie „Jesu, meine Freude" gesungen werden dürfe. Zu den anderen hie und da gebrauchten bieten wir eine neue Komposition von Pfannschmidt zur Prüfung und Verwendung.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr Friedrich Spitta und **Dr Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. [illegible] Einzel-Nr [illegible] Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr [illegible] Ausgabe mit „Korrespondenzblatt“ Nr [illegible].)

Im Abendrot

von **Friedrich Spitta**

Am 10. Juni würde Heinrich von Herzogenberg seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert haben, wenn er uns erhalten geblieben wäre. Jetzt ruht er auf der Höhe des schönen Friedhofes von Wiesbaden, und an seinem Gedächtnistage werden Vieler Gedanken sich aufmachen zu dem stillen Hügel mit dem Denkmal, auf dem Adolf Hildebrand das edle Angesicht dieses wahrhaft adeligen Menschen und Künstlers der Nachwelt erhalten hat. Aber nicht bloß dorthin, sondern auch zu seinem Sommerheim über dem Bodensee auf der grünen Matte des Appenzeller Landes, zum „Abendrot“. Dort würde er den Tag verbracht haben, wenn er noch unter den Lebenden gewesen wäre, und würde unter der von wildem Wein umrankten Türe, über der die Worte geschrieben stehen „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget“, alle die in seine Arme eilenden Freunde empfangen haben mit jener Herzlichkeit, die uns allen, die wir ihn gekannt, unvergeßlich bleiben wird. Wohl hatte er Grund, dieses sein Haus „Zum Abendrot“ zu nennen, ein Name, aus dem nicht bloß süßer Friede, sondern auch leise Wehmut klingt. Er hat es bezogen, als ihm seine reichbegabte, hochherzige Frau durch den Tod entrissen und als ihm selbst in Folge schweren Leidens der ungehinderte Gebrauch seiner Glieder genommen worden war. Aber der sanfte Friede dieses Aufenthaltes hat keine Verstimmung oder Untätigkeit bei ihm aufkommen lassen, sondern ihm die Sammlung gegeben zu einem überaus reichen Schaffen, dessen Früchte zum weitaus größten Teile dem evangelischen Gottesdienste zugefallen sind.

Im vorigen Jahre hat Ernst von Wildenbruch das „Abendrot“ besucht und unter dem Titel „Das tote Haus am Bodensee“ im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“ ein Bild der Stimmung entworfen, die ihn dort ergriffen. Sie war so düster wie ein trüber Herbsttag. Der quälende Eindruck des toten Hauses mit all den stummen Erinnerungen an den geschiedenen, von ihm hochverehrten Mann hat ihm auch das Bild des Lebenden verdunkelt; er sieht vor sich einen sich mühselig dahinschleppenden Körper, blickt in ein Gesicht, in das leibliche und

seelische Leiden sich eingezeichnet haben, liest in einer verlangenden, nie erlangenden, gequälten Seele, die für ihr heißestes Empfinden den gewollten künstlerischen Ausdruck nicht gefunden — kurz, er steht vor einem Lebenswerk, das sich ganz so ansimmt wie das tote Haus am Bodensee.

Mir wäre es vermutlich auch nicht wohl zu Mute gewesen, wenn ich die mir so liebe Stätte in dem Zustande gesehen hätte, wie Wildenbruch sie gefunden, schwerlich werde ich je wieder meinen Fuß über ihre Schwelle setzen. Aber wenn ich mich im Geist zurückversetze in das Haus, als die Seele noch nicht aus ihm gewichen war, so überkommt mich doch ein Lächeln bei der pessimistischen Schilderung des Dichters. Er hat doch das Bild der Wirklichkeit nicht gekannt,*) ja seine Phantasie hat ihm manch lustigen Streich gespielt. Als er an dem Bette stand mit der schönen Eichendorffschen Inschrift („Schlaft in Ruh, Vorüber der Tag und sein Schall. Die Liebe Gottes deckt euch zu Allüberall“) und diese in Beziehung setzte zu Herzogenberg, der sich vermutlich auf dieses Lager ausgestreckt habe, ahnte er nicht, daß der Schreiber dieser Zeilen hier manche liebe Nacht vortrefflich geschlafen hat, und daß das von Wildenbruch mit so viel poetischer Kraft gezeichnete Jammerbild des dem Grabe zuwankenden Tondichters einmal in einem Anfall übermütigster Laune alle Teile jenes Bettes, ja des ganzen von mir benutzten Zimmers mit Zetteln versehen, auf die er „Lahme Xenien“ geschrieben hatte, die mich bei der Rückkehr von einer kleinen Reise wie in allen Ecken lauernde lustige Kobolde begrüßten. — — Nein geseufzt und geweint haben wir im Abendrote nicht. Was Herzogenberg Schweres trug, das trat immer erst dann zu Tage, wenn es als abgeklärtes Gefühl in seinen Tönen sich offenbaren konnte und wollte. Wie er so merkwürdig frei war von aller Eitelkeit, wie es ihm in tiefster Seele zuwider war, andere zu verkleinern und sich selbst vorzudrängen, so habe ich ihn auch nie verstimmt darüber gesehen, daß die Zahl derer, denen seine Art zusagte, verhältnismäßig klein war. Er äußerte sich wohl einmal mißbilligend über eigene Werke aus früherer Zeit, etwa über den Kolumbus, und widersprach der Schätzung, die sein beliebtestes Werk „Das deutsche Liederspiel“ auf Kosten besserer Kompositionen von ihm erfuhr. Daneben aber sprach er als ruhige Überzeugung aus, daß gewisse Werke von ihm, obenan die „Erntefeier“, es wert seien, ihn zu überleben, und daß sie ihn auch überleben würden.



Herzogenbergs Haus „Zum Abendrot“

*) Eine Korrektur seiner Vorstellungen hat auch Dr. Ernst Hauptmann gegeben im Januarheft der Deutschen Rundschau: „Noch einmal Heinrich von Herzogenberg.“

Das ist auch die Stimmung, die mich beherrscht, wo ich zum 10. Juni im Geist einkehre im „Abendrot“ und die Werke aufschlage, die er uns für den Gottesdienst hinterlassen, obenan die 5 Hefte der Liturgischen Gesänge, die Geburt Christi, die doppelteilige Passion, die Erntefeier, die Totenfeier, den Begräbnisgesang, die Motetten, die biblischen Szenen, auch Messe und Requiem und nicht zum wenigsten die Choralkantate „Gott ist gegenwärtig.“ Es ist ja begreiflich, daß bei der eigentümlichen Kunststimmung unsrer Zeit Vieles von diesen Werken — von seinen anderen, vor allem von den, Perlen reinsten Glanzes aufweisenden Liederheften gar nicht zu reden — überhaupt nicht einmal angesehen, geschweige denn studiert wird, und man darf sich fast darüber wundern, daß der „Kunstwart“ in seinem Ratgeber zu Weihnachten vorigen Jahres Herzogenberg die Ehre angetan hat, neben so manchen Kleinigkeiten mit seiner „Erntefeier“ erwähnt zu werden, von der K. Krebs sagt, „ich wüßte in der ganzen modernen Kirchenmusik-Literatur nichts, das ich ihr an die Seite stellen könnte.“ Das ist nun einmal so der Lauf der Dinge. Die an sich durchaus berechtigte Begeisterung für neue Kunstformen und Kunstziele ist zu allen Zeiten verbunden gewesen mit Ungerechtigkeit gegen die Künstler, die aus innerer Nötigung zum Ausdruck ihrer Ideen Formen wählten, die den Stürmern überlebt erschienen. Wer aber nicht in der Lage ist, für irgend eine Richtung Partei zu ergreifen, sondern vor allem darauf schaut, daß die betreffende Form einen der Größe des darzustellenden Gegenstandes entsprechenden Inhalt habe, der wird nur wünschen, daß Ideen, welche einmal Gestalt gewonnen haben, nicht ungespürt und unerlebt an den Menschen vorüber gehen. Das ist auch mein Wunsch zu Herzogenbergs 60stem Geburtstag. Ich gebe keinen schlechten Rat, wenn ich die, welche die Tonkunst in unsrer Kirche zu pflegen haben, einlade, dann und wann auf die Höhe zu steigen, zu der mich dieser Gedenktag geführt hat, und bei Herzogenberg im „Abendrot“ einzukehren, dessen heiteren und tiefen Frieden ich zögernden Fußes verlasse. Still ruht der See im Abglanz des westlichen Himmels, der über den Bergen flammt, im klaren Äther schwebt regungslos, so könnte es scheinen, ein Adler. Durch meine Seele aber klingt, was der Meister hier in Töne gesetzt:

„Laß mein Herz überwärts
wie ein Adler schweben
und in dir nur leben.“

Die Bremer Abendmahlsreform

von Julius Smend

Zu den mancherlei Vorschlägen, unsere Abendmahlsfeier zu reformieren, ist neuerdings ein solcher hinzugetreten, der, weil er formell am tiefsten in das kirchliche Herkommen einschneidet, die lebhafteste Bewegung der Geister hervorzurufen verspricht. Unsre Leser wissen bereits von dem in der Bremer Rembertí-Gemeinde angestellten Versuch, der in Deutschland bis dahin einzig dasteht, und den eine soeben erschienene Broschüre*) rechtfertigen will. Es handelt sich um nichts Geringeres als um den Gebrauch einer Vielzahl von Kelchen, entsprechend der Zahl der Bankreihen, in denen die Abendmahlsgäste Platz genommen haben. Pastor Weiß

*) Abendmahlsreform von Dr. Bruno Weiß, Pastor an der Rembertikirche in Bremen. Bremen 1903. Gustav Winter. Vgl. im vorigen Jahrgang der Monatschrift S. 338 ff., im laufenden S. 181.

hat auf Grund 20jähriger Amtserfahrung schon vor drei Jahren in öffentlichem Vortrage seine dahin gehenden Gedanken entwickelt, vor 1½ Jahren in noch größerer Versammlung zur Einführung der Neuordnung aufgerufen und den entsprechenden Beschluß der Gemeindevertretung letzthin bei den großen Osterkommunionen zur Ausführung gebracht.

„Wir haben", so schreibt er, „in unsrer Rembertikirche, die ein längliches Viereck bildet, 44 Bänke im Mittelschiff, 22 auf jeder Seite. Der Anblick der Kirche stellt sich dem Eintretenden bei der Abendmahlsfeier wie folgt dar: Der breite Mittelgang, der von der Haupttür bis zu dem Altare führt, ist bei der Haupttür durch ein Seil abgesperrt, so daß derselbe gleichsam mit zum Altarraume — der nicht über den Kirchenraum erhöht ist — hinzugezogen ist. Das Publikum nimmt, durch die Seitengänge gehend, in den Bänken des Mittelschiffs Platz. In dem für das Publikum unzugänglichen Mittelgange stehen in Zwischenräumen 6 kleine, würdig hergerichtete Altartischchen. Auf dem großen Hauptaltar ist Brot, Weinkanne und Kelch wie sonst niedergesetzt; auf jedem der kleinen Altäre im Mittelgang stehen 8 Kelche mit darauf ruhenden 8 Patenen mit Abendmahlsbrot. Jeder dieser kleinen Altäre ist für 8 Bänke bestimmt, für 4 zur Rechten und 4 zur Linken (der letzte nur für 4 Bänke). Nach Beendigung der Vorbereitung treten die Prediger beide an den Altar (wie sonst). Es folgt 1) freies Wort des Predigers über die Bedeutung des Abendmahls (wie sonst), 2) die Einsetzungsworte des Brotes, vom Chor wiederholt; ebenso die des Kelches, 3) Einleitungswort des Predigers, 4) leises Orgelspiel. Während dessen geht der eine der Prediger vom Hauptaltare zu dem ersten der kleinen Tische. Die Gemeinde erhebt sich. Der Prediger verteilt nach rechts 4 Schalen mit Brot, reicht sie dem jedesmal zuerst in der Bank Stehenden und spricht dabei die Einsetzungsworte, darauf ebenso nach links, so daß die Einsetzungsworte über je 4 Bänken einmal gesprochen werden. Die Patene geht von Hand zu Hand. Dem letzten wird sie entweder von Gemeindegliedern, die sich dazu erbieten, abgenommen, oder auf ein würdig dazu hergerichtetes kleines Postament niedergesetzt, welches der Sicherheit wegen unter dem Pult, auf dem sonst das Gesangbuch liegt, angehängt ist und im Fall, daß eine Bank nur halb besetzt ist, auch vor Beginn der Feier in der Mitte der Bank angehängt werden kann. Während sich der Prediger, der das Brot zu verteilen hat, zu dem zweiten der kleinen Altäre wendet, geht der andere zu dem ersten Tischchen und verfährt ebenso mit den Kelchen. 5) Wenn die Prediger am Ende angelangt sind, setzt der Chor mit Gesang ein. Jene kehren zum Hauptaltar zurück. Schluß der Feier mit Gebet, Vaterunser und Segen."

Durch diese Einrichtung wird einmal eine wesentliche Verkürzung der Feier erreicht. Ferner läßt sich durch Vermeidung des gruppenweise erfolgenden Hinzutretens aller zum Altar alles unnötige Geräusch, viel Unruhe und Störung fernhalten. Endlich aber, und daran haftet das Hauptinteresse, wird der Abneigung Vieler gegen den gemeinsamen Gebrauch eines Kelches, aus dem sonst vielleicht Hunderte trinken würden, soweit Rechnung getragen, als nunmehr nur 8 oder 9 Personen, die nicht selten derselben Familie oder befreundeten Kreisen angehören, den nämlichen Kelch brauchen.

Dies ist der Punkt, auf den durch die Bremer Reform die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenkt wird. Es leidet keinen Zweifel, daß gegen das Trinken Vieler aus demselben Kelche seitens unserer Ärzte schwere Bedenken erhoben werden. Die Möglichkeit, ja Tatsächlichkeit von mancherlei Krankheitsübertragung, die auf

diesem Wege geschieht, wird daher von Vielen gefürchtet denen man weder übertriebene Empfindlichkeit noch Schwachheit im Glauben noch ein unlauteres Vorschützen von Nebensächlichkeiten vorwerfen darf. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß hier durch verständiges Entgegenkommen Manche für die Teilnahme am Abendmahl wiedergewonnen werden könnten.

Auch ist zu, so fremdartig der Entschluß der genannten Gemeinde weite Kreise in Deutschland berühren mag, das Ausland auf dem beschriebenen Wege seit längerer Zeit vorangegangen. In Amerika, Australien, Neuseeland hat man vielfach den Familien gesonderte Kelche zugestanden. In Dänemark werden eigens konstruierte Becher in Form des ehemals üblichen Kelches gebraucht, an deren oberem Rande ein Kranz von kleinen Trinkabteilungen angebracht ist, diese werden durch einen einfachen Mechanismus einer nach dem andern von einem Behälter im Deckel des Pokals gefüllt. Auch aus zwei englischen Städten verlautet, daß man mit ähnlichen Mitteln dem Bedürfnis der Zeit zu genügen bestrebt ist.

Zu rühmen ist jedenfalls auf Seiten des Bremer Geistlichen, in dessen Schrift die Belege für jene Vorgänge zu finden sind, der tiefe Ernst, von dem er geleitet wird, und der vorbildliche Mut, den jenem Unternehmen an den Tag legt. Es ist ihm um nichts Anderes zu tun, als die wohlgesinnten, unserer herkömmlichen Abendmahlsfeier abgewandten Glaubensgenossen durch eine zeitgemäße Neuordnung mit ihr zu versöhnen. Und daß ihm das in irgend einem Maße gelingen wird, glaube ich unbedingt. Auch in Sachen der Kommunion gibt es für uns Evangelische keine unverletzliche, gemeinverbindliche Form, wie sich denn bei uns mancherlei verschiedene Gestaltungen ihr geschichtliches Recht errungen haben. Ein genauer Anschluß an die als Familienfeier zu betrachtende Handlung Jesu und seiner Jünger oder an das im Einzelnen für uns nicht mehr erkennbare hl. Mahl der paulinischen Gemeinden ist ja von selbst ausgeschlossen.

Nun wird es freilich von Vielen um so aufrichtiger bedauert werden, daß das unsern Vätern so teure „Trinket Alle daraus“ unserer Kirche immer größere Schwierigkeiten zu bereiten scheint. Eine Mehrzahl von Kelchen wird der Idee „Ein Leib sind wir Viele“ offenbar nicht in vollem Maße gerecht. Schon die vielfach bräuchliche Zweizahl ist ein Verstoß gegen die Forderung der symbolisch allein wirksamen Einheit. Und diese sollten wir mit Bezug auf den Kelch um so eifriger zu wahren bemüht sein, als der Gebrauch der Hostien die Einheit des zu brechenden Brotes ohnehin zu einer bloßen Einheit des verwendeten Stoffes herabgemindert hat. Heute muß es heißen: Ein Kelch, so sind wir viele Ein Leib! Allerdings sucht Pastor Weiß dieser Forderung dadurch zu genügen, daß auf dem Hauptaltar ein, wie es scheint, größerer Kelch steht, und zwar nur einer. Allein für mein Empfinden wäre es dringend erwünscht, daß aus diesem Hauptkelche die kleineren Becher gefüllt würden, und daß das vor den Augen der Kommunikanten geschähe. Jener Kelch könnte ja zur Benutzung als Kanne dadurch geeignet gemacht werden, daß man ihm etwa die Form der alten Amphora gäbe. Es liegt, wie ich glaube, viel daran.

Daß dagegen die Vielzahl kleiner Tische an sich nicht erwünscht ist, leuchtet ein. Sie bedeutet einen Nothbehelf, den der Anblick des für Alle sichtbaren Hauptaltares nicht ganz ausgleicht. Man sollte meinen, die kleinen Tische seien entbehrlich, wenn der Altartisch zur Aufnahme der Schüsseln und Becher ausreicht und die Tätigkeit der beiden austeilenden Geistlichen, etwa durch Herbeiziehung von

Helfern, anders eingerichtet wird. Von Rechts wegen — das sehen wir deutlich — sollte der gemeinsame Tisch inmitten der Gemeinde sein.

Mißlich ist, daß Weiß seine Reformvorschläge mit dem vermeintlichen Vorzug belastet, sie erlaubten dem Einzelnen auch das Kommunizieren sub una (ohne Kelchgenuß). Er will Solchen, die in völliger Abstinenz leben oder durch jene Vorsichtsmaßregeln noch nicht genügend beruhigt sind, Gelegenheit geben, den Kelch als bloßes Symbol in die Hand zu nehmen, ohne daraus trinken zu müssen. Wir Evangelischen mögen Niemandes Gewissen antasten. Im deutsch-französischen Kriege ist es vielfach vorgekommen, daß bei Mangel an Priestern evangelische Geistliche sterbenden Katholiken das Abendmahl ohne Kelch dargereicht haben. Auch können wir es nicht hindern, wenn einer unserer Glaubensgenossen sich dem Kelchgenuß heimlich entzieht. Aber solchem Verhalten noch Brücken zu bauen, liegt doch wohl kein Anlaß vor.

Übrigens erfahren wir bei dieser Gelegenheit, daß Weiß die erwähnten medizinischen und ästhetischen Bedenken durch seine Reform noch nicht völlig beseitigt glaubt. Das ist auch ganz verständlich. Es läßt sich nicht erreichen, daß die in einer Bank sitzenden Abendmahlsgäste allemal sämtlich Familienangehörige oder Freunde sind. Daher ist das amerikanische Verfahren und das dänische dem in Bremen eingeführten gegenüber entschieden im Vorteil; das letztere nimmt sich wie eine Etappe auf dem Wege zu entschlosseneren Reformen aus.

Diese Bedenken wollen nicht so verstanden sein, daß wir gegen den aus ernster und sorgfältiger Überlegung erwachsenen Versuch, die Abendmahlsfeier entfremdeten Gliedern der Gemeinde aufs Neue zugänglich zu machen, uns von vorn herein und gänzlich ablehnend verhalten möchten. Es werden vorerst verschiedenartige Wege eingeschlagen werden müssen, und eine Einigung in weitesten Kreisen ist weder wahrscheinlich noch notwendig. Wahrscheinlich wird der durch die neuen Veranstaltungen gegebene Hinweis auf mögliche Krankheitsübertragung zunächst eher abschreckend als lockend wirken. Das ist aber kein Grund, auf zeitgemäße Reformen zu verzichten, und als eine solche muß der Bremer Versuch gewiß betrachtet werden. —

Inzwischen ist mir von Pastor Weiß ein Bericht über den Ausfall und die Wirkung der Neuordnung zugegangen, dem ich folgende Mitteilung entnehme: Der Eindruck der drei in der Karwoche stattgehabten Feiern ist sehr günstig gewesen und hat auch solche voll befriedigt, die zuvor skeptisch gestimmt waren. Die erwartete Teilnahme vieler, bis dahin nur bei Gelegenheit der Konfirmation ihrer Kinder erschienenen Kommunikanten ist in der Tat festgestellt worden. Die Opferfreudigkeit der Gemeinde hat ohne Mühe für die 44 erforderlichen Kelche und Schüsseln**) sowie für den würdigen, ganz dem Hauptaltar entsprechenden Schmuck der kleinen Altartische die Mittel beschafft. „Der wichtige Fortschritt, dessen wir uns erfreuen, ist die Konzentrierung, Vertiefung und größere Würde der Feier, daneben der Umstand, daß es jeder Familie frei steht, wenn sie sich auf eine besondere Bank setzt, einen Kelch für sich allein zu haben." Die Austeilung geschah bei vollbesetztem Mittelschiff in fünf Minuten!

Das sind gewiß bemerkenswerte Erfolge, die als wohlverdienter Lohn der eindringenden, jeden Moment der Handlung voraus bedenkenden Vorbereitung bezeichnet werden müssen. Nur im Vorübergehen möchte ich zu dieser und jener

**) Die außen versilberten, innen vergoldeten Gefäße wurden von der Firma Philipp Frenck, Berlin N., geliefert.

Einzelheit der geschilderten Feiern ein kritisches Fragezeichen setzen. Der Eigentümlichkeit des in Rede stehenden Kirchenhauses mag man es mit zuschreiben, daß bei allem so erfreulichen Freimut, der die Tat der Reinberti-Gemeinde auszeichnet, doch eine zu starke Nachwirkung der Tradition bemerkbar wird, z. B. in der Beschränkung der Abendmahlsausteilung auf die Geistlichen. Eine reformierte Gemeinde sollte sich bei diesen Feiern zum mindesten ihrer Presbyter bedienen. Ferner will es so scheinen, als gerate man hinsichtlich des Zeitmaßes leicht aus einem Extrem in das andere. Fünf Minuten ist entschieden zu wenig, um eine Art Tischgemeinschaft zu begründen. Wird nicht eine so weitgehende Abkürzung aus dem Abendmahle fast notwendig wieder machen, was es nicht sein darf, ein bloßes Anhängsel?

Am Schluß des Gottesdienstes sollte die Gemeinde, nicht ein Chor singen, zumal da jene sonst nur vor der Austeilung den Mund auftut. Daß als Chor ausschließlich Kinderstimmen verwendet werden, erscheint an sich nicht angemessen und bei mehreren, innerhalb einer Woche einander folgenden Kommunionen auch nicht nötig; daß man aber die Kleinen mit dem Vortrag der Einsetzungsworte beauftragte, verstärkt diesen Eindruck noch. Endlich wird die melodramatische Veranstaltung, derzufolge bei Rezitation der Stiftungsworte durch den Geistlichen eine leise Orgelbegleitung einsetzte, trotz der damit verbundenen, bekannten „Wirkung auf die Gemüter“ an anderen Orten ästhetisches und liturgisches Unbehagen erwecken.

Doch von solchen Zutaten bleibt ja die Sache selbst unberührt. Daß ein erster mutiger Anlauf in diesen Dingen nicht sofort und nach allen Richtungen hin das einzig Richtige trifft, ist selbstverständlich. Den Wert einer auf alle Fälle ernst zu nehmenden Anregung gerade auf diesem, vielfach dem leidigen Gesetz der Trägheit und Versteinerung verfallenen Gebiete kirchlichen Lebens wird man nicht leicht zu hoch schätzen.

Die Kreuzform des Kirchengrundrisses

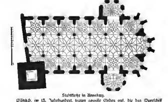
von **Cornelius Gurlitt.**

Als die beste Grundrißform für die christliche Kirche gilt das Kreuz. Wie schön ist die Symbolik, das Gotteshaus auf dem Zeichen des Leidenstodes aufzubauen. Strebt die Kirche dann nach himmelan — ist sie also gotisch, so ist den theologischen Kunstfreunden meist genug getan. Waren doch auch die Kirchen des frommen Mittelalters Kreuzkirchen von himmelanstrebender Bildung!

Gemach! Nicht alle waren so. Die Pfarrkirchen so mancher deutschen Stadt haben kein Querschiff, also keine Kreuzform. Ist das Verfall, ist es bloß ein Beweis der sachlichen oder geistigen Armut ihrer Erbauer? Hat die Symbolik wirklich zur Kreuzform geführt oder doch immer wieder auf diese hingelenkt?

Unsere ältesten Dorfkirchen, solche aus dem 12. und 13. Jahrhundert, haben zumeist ein rechteckiges Langhaus, einen rechteckigen Chor und eine halbkreisförmige Apsis. Also nicht die Kreuzform. Sie tritt auf in allen Klosterkirchen, in allen Bischofskirchen, in allen Stiftskirchen des früheren Mittelalters — vereinzelte Sonderbildungen können wir der überwältigenden Mehrheit dieser Bauform gegenüber übersehen. Dies waren alles Kirchen, die einem köpfereichen Klerus dienten, wo an einer größeren Anzahl von Altären Messe gelesen wurde. Noch heute dienen

zu ungezählte Kirchen dieser Art dem katholischen Gottesdienste. Da befindet sich längs der Chorwände das Gestühl für den Klerus, meist schließt dieses ein Gitter ab. Die Laien haben in diesem Raum nichts zu suchen. Die mittelalterlichen Kirchen hatten in der Regel noch einen Lettner als Chorabschluß, also eine monumentale Scheidewand zwischen Klerus und Laien. Vor dem Lettner stand ein besonderer Altar, der für die Laien, während der Hauptaltar diesen nur von ferne sichtbar wurde, wenn sie durch die Gittertüren des Lettners schauten. Mittelalterliche Verfügungen verboten den Laien mehrfach den Besuch des „Hohen Chores" — ihr Stand war im Schiff. Wohl erhoben sich bei der Überfülle an Altären solche auch an den Schiffspfeilern und in den Kapellen, die sich zwischen den Strebepfeilern des Langhauses einnisteten. An die Querschiffe reihten sich solche, wie an den Umgang um das Chor. Die Kirche war erfüllt von Stätten des Opfers. Aber die großen Feste der Kirche spielten sich am Hochaltar ab. Das Schiff war ein Zwischenglied zwischen Laien und Klerus, um mich unkirchlich auszudrücken, das Proszenium für die Vorgänge auf der Chorbühne. Die Predigt fand wohl im Schiff statt, das feierliche Hochamt vollzog sich aber fern von der in Anbetung versunkenen Menge.

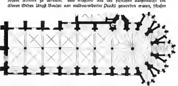


Stadtkirche in Annaberg.

Plötzlich, im 13. Jahrhundert, traten gewisse Orden auf, die das Querschiff fallen ließen. Es sind die Franziskaner und Dominikaner. Deren Bestreben war ein anderes als das der älteren Benediktiner und Cisterzienser. Die hatten ihre Klöster in die Einsamkeit gebaut, fernab von der sündigen Welt, fernab auch von kopfreichen Gemeinden. Ihr Wille war, durch Selbstheiligen der Welt zu dienen, durch ein Mehr von guten Werken der Kirche zu erhöhtem Gnadenreichtum und damit der Welt zur Befreiung von der Sünde zu verhelfen. Sie gestatteten wohl wallfahrenden Laien, sie bei ihren asketischen Werken zu bewundern, aber sie hatten mit ihnen selbst nichts zu tun: klösterliche Abschließung hielt sie fern.

Die Dominikaner nannten selbst ihren Orden einen solchen der Prediger. Der Franziskaner ernstestes Bemühen war die Seelsorge. Beide Orden mühten sich, die an der Kirche und ihrer Lehre irre Gewordenen, wie die Gleichgültigen und Sündhaften wieder

dem Kirchenleben zurückzugewinnen. Sie entstanden im Widerstreit gegen die Ketzerei, namentlich die Dominikaner gingen aus dem unmittelbaren Kampf gegen die Albigenser hervor. Sie fanden aber ihre heftigsten Widersacher in der Pfarrgeistlichkeit, denn sie suchten nicht für ihre Klosterbauten die stillen Täler und lichten Berghöhen, wie Cisterzienser und Benediktiner, sondern sie setzten sich mitten in die Städte, dorthin wo auf die Menge unmittelbar zu wirken war. Sie riefen diese an durch das gesprochene Wort, durch die für den Glauben werbende Rede, sie ließen das Volk erkennen, daß es noch eine andere Form des Hinweises auf Christus und seine Heiligen gebe als die Darbietung der Messe und der Gesänge, die über die Lettner herüberklangen. Und das Volk verließ die Kreuzkirchen und strömte in jene, in denen der Altar offen vor ihnen lag und sich nicht ein ehrfurchtgebietendes Querschiff zwischen diesen und den Stand der Laien schob. Schon die alten Ordensgemeinschaften hatten die größte Einfachheit erstrebt. Aber der Opfersinn und die Gläubigkeit der Völker hatten ihnen den Reichtum in solcher Fülle dargereicht, daß es ihnen nicht gelang, sich seiner zu erwehren. Die Askese brach zusammen vor der Überfülle der Darbietungen. Nun machten die neuen Orden wieder Ernst mit dem Gelübde der Armut und zugleich mit dem Gebote, nicht nur der eigenen Heiligung zu leben, sondern auch an der Heiligung der im Glauben wankend gewordenen Völker nach bestem Können zu arbeiten. Und während aus der schlichten Klosterkirche der älteren Orden längst Bauten von vielbewunderter Pracht geworden waren, schufen



Dominikanerkirche in Erfurt

die neuen Orden Predigthallen von einfachster Bildung, bequeme, staubfeste Häuser, die, so gut man es eben verstand, für die besonderen Zwecke der Volksmönche eingerichtet waren. In Italien mögen die ältesten Franziskanerkirchen einer riesigen Scheune nicht eben sehr unähnlich gesehen haben, diesseits der Alpen hatten sie zunächst selten Gewölbe. Es galt einen großen Raum zu umschließen und ihn mit einem bescheidenen Chor in unmittelbare Verbindung zu setzen.

Nun ist es allbekannt, daß auch die Bettelorden sich des Wohlstandes nicht erwehren konnten. Viele brave Brüder sind des grausamsten Todes gestorben, weil sie die Lehre von dem Verzicht auf jeden Besitz im Gegensatz zu der verfallenden Ordensleitung allzueifrig vertraten. Und so wuchsen denn auch hier wieder die Chöre für das Gestühl, schoben sich auch hier die Lettner ein, die Klerus und Laientum trennten, sank die Predigt von ihrer Bedeutung mehr und mehr herab zu Gunsten der prunkvollen Messe.

Aber das beweist nichts gegen die Tatsache, daß man das Querschiff und mit ihm die Kreuzform verlassen hatte. Denn nun nahmen die Stadtkirchen die Grundgestalt der Bettelmönchkirchen an, wie die Pfarrgeistlichkeit den Fratres ihre Art der Seelsorge absah. Im östlichen Deutschland gibt es nur wenige nach dem 14. Jahrhundert errichtete Pfarrkirchen, die noch ein Querschiff haben. Die alte Dorfkirche hatte wenigstens noch einen gesonderten Altarraum. Nun stießen in der Pfarrkirche Chor und Schiff hart aneinander.

Die große Zeit der Glaubensunruhe kam, das 15. Jahrhundert. Überall drängte das Volk den Kirchen zu, um in ihnen Trost zu suchen. Die Versuche, wie der Stand des Christentums zu bessern sei, treten überall auf. Was sie auf Mehrung der Messen und Ablässe, der Bittgänge und Butterbriefe hinausliefen, hatten sie nur insofern einen Einfluß auf den Kirchengrundriß, als sie zur Mehrung der Altäre führten. Die fanden nun überall an den Seitenwänden des Schiffes, vor den Schiffspfeilern ihre Aufstellung. Aber dort wo es zu großen Neubauten kam, sorgte man doch vor Allem dafür, daß mächtige Volkshallen entstanden. Das Entscheidende an den sächsischen Pfarrkirchen der Zeit um 1500 ist der Verzicht auf starke Sonderung des Chores. Die ganze Kirche wird wieder ein Raum, wie das etwa St. Romanus in Toulouse war, die größte und wichtigste unter den Dominikanerkirchen aus der Frühzeit des Ordens: eine riesige zweischiffige Halle mit einem Kapellenkranz ringsum.

Unsere Gotiker sind viel zu sehr Formalisten. Sie haben ihre mittelalterlichen Vorbilder und wählen sich von diesen jene aus „gute", d. h. aus möglichst alter Zeit. Und sie halten für kirchlich, was den Vorbildern entspricht. So gibt es nach ihrer Ansicht ohne ein Querschiff nur schwer eine künstlerische Ausbildung. Das Kreuz als Grundriß wird fest gehalten. Wären wir so frei von akademischem Wesen und so zielbewußt wie das Mittelalter, so würden wir schon längst erkannt haben, daß damals die Liturgie Herr im Kirchenbau war, nicht die künstlerische Tradition, nicht die Symbolik und nicht die Ästhetik. Die Theologen forderten vom Baumeister, daß er sich ihren Absichten unterordne, das schaffe, was sie brauchten. Theologen und Architekten waren sehr klar darüber, was sie brauchten, denn sie plagte kein archäologisches Wissen und keine Furcht vor Stilfehlern. Oft wurde die liturgische Aufgabe nicht recht erfüllt. Es ist eben schwer, sich von gewohnten Formen zu trennen, und auch nicht jeder mittelalterliche Baumeister war geistvoll genug, um eine neue Aufgabe sofort einwurfsfrei zu lösen. Aber sie arbeiteten mit schlichtem, klarem Verstand! Wie bauen aber nur zu oft ohne ratio, weil wir fürchten, dem Rationalismus zu verfallen!*)

Von geistlicher Besorgung der Malefikanten

von Lic. theol. **Rudolf Günther**, Dekan in Langenburg.

In wenigen Dingen hat sich seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts eine so völlige Wandlung vollzogen wie in der allgemeinen Auffassung und Stimmung gegenüber dem Verbrecher. Nicht viel mehr als hundert Jahre liegt jene Zeit hinter uns, welche in den Verbrechern eine für sich bestehende Menschenklasse sah und die Teilnahme an den zahlreichen Hinrichtungen zu den erlaubten und erbaulichen Unterhaltungen des ehrsamen Bürgers zählte.

*) Die Abbildungen sind mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Arnold Bergsträßer, Stuttgart, dem monumentalen Werke „Kirchliche Baukunst des Abendlandes" von Dehio und von Bezold (vergl. Anzeigen-Beilage) entnommen, auf dessen Würdigung durch Dr. Bergner M. Schr. VI, S. 245 wir hiermit nachdrücklich zurückweisen. D. Red.

und doch sind sie wie durch eine Welt von ihr geschieden. Auch die damalige Kirche ist von der allgemeinen Anschauung beherrscht. Ihre Tätigkeit an den Gefangenen und Verurteilten gehört der Geschichte der Seelsorge an. Aber wie die Seelsorge namentlich der älteren lutherischen Kirche vermöge ihrer lehrgesetzlichen Richtung und ihrer vorwiegenden Bindung an die Schlüsselgewalt einen offiziell kirchlichen, ja bis zu einem gewissen Grad kultischen Charakter trägt, so hat sie insbesondere die Begleitung der Malefikanten zur Richtstätte zu einer Art kultischem Akt ausgestaltet. Zahllosen herrschaftlichen, städtischen und kirchlichen Archiven sind die Belege hierfür zu entnehmen. Wenn ich im Folgenden einige Beispiele aus der Geschichte einer kleinen gräflichen und nachmals fürstlichen Residenz mitteile, so geschieht es zunächst aus dem Grunde, weil sich in dem engen Rahmen der Kriminaljustiz eines kleinfürstlichen Territoriums der Anteil der Kirche besonders deutlich spiegelt. Sodann aber liegen in den handschriftlichen „Langenburgischen Acta Ecclesiastica" des Kirchenhistorikers Johann Christian Wibel,[1]) dessen „Hohenlohische Kirchen- und Reformationsgeschichte" noch heute eine Fundgrube der süddeutschen Provinzialkirchengeschichte bildet, einwandfreie Zeugnisse über jene uns nun schon so ferne gerückten Vorgänge vor, welche ein mehr als örtliches Interesse beanspruchen dürfen.

Das Gesamtgebiet des Fürstenhauses Hohenlohe umfaßte einen Flächenraum von 32 Quadratmeilen mit etwa 104000 Einwohnern. Bei dem Mangel einer Primogenitur, der für die Selbständigkeit des Hauses zuletzt verhängnisvoll werden mußte, teilten sich allmählich nicht weniger als sieben Linien in die Herrschaft. Langenburg, die Hauptstadt der Grafschaft und spätere des Fürstentums Hohenlohe-Langenburg, auf welche die nachstehenden Mitteilungen sich beziehen, besaß seit lange ein Centgericht.

In den Jahren 1579—1741 sind von Wibel für das kleine Gebiet doch zwanzig Hinrichtungsakte verzeichnet, bei welchen öfters mehrere Missetäter zugleich abgetan wurden. Dazwischen kommt es allerdings auch vor, daß 1692 ein vielfältiger Dieb justifiziert werden sollte, „welcher aber mit Einwohnung Geists und der terra sigillata sich kuriert." Soweit möglich erzählt der Berichterstatter „von der geistlichen Besorgung dieser Malefikanten." Die zur Bestrafung kommenden Verbrechen sind mannigfaltiger Art: Mord (Kindermord), Diebstahl, widernatürliche Unzucht, Hexerei, und der Größe des Vergehens ist jeweils aus der grausamen Skala von Strafen, über welche die alte Zeit verfügte, die angemessenste angepaßt, wenn nicht etwa infolge besonderer landesherrlicher Gunst der Verurteilte vom Strang zum Schwert oder vom Feuertod zur Erdrosselung begnadigt wird.[2]) Ein landesherrliches Dekret setzt den Hofprediger zeitig von dem nach Einholung des Gutachtens der Tübinger Juristenfakultät gefällten Todesurteil in Kenntnis, überweist die Verurteilten seiner geistlichen Fürsorge und beauftragt ihn, das Nähere wegen des Geläutes und Gesangs, namentlich auch wegen der Beiziehung auswärtiger Pfarrer zur Exekution vorzukehren. Jeder Malefikant wird von zwei Geistlichen zum Hochgericht begleitet, welche sich nach Verabredung in den durchlaufenden Zuspruch teilen. In dem naiven geistlichen Bekehrungseifer, der in den letzten Tagen vor der Hinrichtung und bei dieser selbst aufgewendet wird, darf man bereits den Einfluß des Pietismus und der von ihm geweckten Seelenpflege erkennen. Dies gilt vom achtzehnten Jahrhundert, mit dem überhaupt die Berichte über den Seelenzustand der Gerichteten und das bei ihnen beobachtete geistliche Verfahren eingehender werden. Mit dem gewissenhaften Ernst, mit welchem die seelsorgerliche Aufgabe erfaßt wird, verbindet sich eine ausgiebige homiletische Mitteilsamkeit, und daß die Schuljugend zu dem traurigen Schauspiel beigezogen wird, versteht sich für diese kirchliche Pädagogik ebenso sehr, wie daß nachher

[1]) Geb. 1711, gest. 1772, Hofprediger in Langenburg. Prot. RE.³ XVIII, 417 f., auch A. D. B.

[2]) „1672 ist Elisabetha Schuelegin zu Rüeden Mülleein wegen Hexerei und Vergiftung verbrennet und erdrosselt worden,
eod. temp. et die Barbara Schleicherin, sonsten die alte Spatzin genannt, wegen Vergiftung und Hexenwerke, so sie lang verübt, verurteilt, auf den Scheiterhaufen mit obiger gesetzt, da die Flamme um sie herum geschlagen und sie das Feuer empfunden, erdrosselt und zu Aschen verbrannt worden."

auf geeignete Erholung für sie Bedacht genommen ist. Das Privilegium der lutherischen Landesreligion bleibe auch andersgläubigen Delinquenten gegenüber in Kraft.

Für einen Exekutionsaktus des Jahres 1741 ist die Ordnung, welche dabei innegehalten wurde, überliefert. Sie mag früher und später in ähnlicher Weise beobachtet worden sein. 1) Die Spitze des Zugs bildet eine Bürgerkompagnie. 2) Dann folgen Rat und Amtmann als Centrichter mit aller andern zu Pferd. 3) Die 12 Richter, von 4 Hellebardieren zu beiden Seiten begleitet, hinter diesen der Stadtschreiber. 4) Die Schüler und Schul-Praeceptores, welche draußen im Kreis stehen. 5) Die Malefikanten mit ihrer Bedeckung, von den Geistlichen begleitet. 6) Hierauf folgt die zweite Kompagnie. Im Rückweg gehen die Schüler und Geistlichen allein voraus und bei der Kirche auseinander, alle Schüler aber in die Schule, wo ihnen Wecken ausgeteilt werden, hingegen Praeceptori, Cantori und mitsingenden Schulmeistern ihre Gebühren. Während des Zugs zum Hochgericht Geläute sämtlicher Glocken und abwechselnde Gesänge der Schüler.

Und nun mögen hier noch Aufzeichnungen*) des Hofpredigers Wibel und seines Nachfolgers Georg Friedrich Koch über Exekutionsfälle, denen sie selbst kraft Amtes angewohnt haben, stehen, da dieselben nicht nur sehr anschaulich, sondern auch für den Hergang typisch sind. Wibel berichtet: „A. 1770 am 26. Juli wurde Maria Apollonia Dörrin von Michelbach an der Heyd wegen eines zu Brüchlingen begangenen Kindsmords an der gewöhnlichen Richtstätte, dahin sie von mir M. Wibel und Herrn Pfarrer zu Billingsbach als ihren ehmaligen Beichtvätern begleitet worden, enthauptet, sodann auf eingelegte Fürbitte wegen ihrer bezeugten Bußfertigkeit zur Gnade an der Kirchhofsmauer gegen Morgen in einem schwarzen Sarg begraben. Bei der Ausführung wurde sie von dem Gefängnis vor das Rathaus zur Anhörung ihres Urteils und von dannen bis zum Hochgerichtsplatz von uns beiden begleitet unter abgewechseltem geistlichem Zuspruch, den ich vom Gefängnis bis zum obern Tor anfänglich getan, diesen aber bis zum letzten Haus des Vorstädtleins Herr Pfarrer Koch zu Billingsbach kontinuiert, darauf ich wieder fortgefahren usw. Im Kreis tat ich eine nochmalige Anrede an sie, wie sie nun vor der Tür der Ewigkeit stünde, aber auch eine offene Himmelstür haben würde, wann sie ihrem Heiland getreu verbleiben würde bis in den Tod. Auf sodann auch öffentlich bezeugte Reumütigkeit wegen ihrer schweren Verbrechen und wahre Entschließung, im gläubigen Vertrauen auf das blutige Verdienst Jesu Christi von hinnen zu scheiden, absolvierte ich sie nochmals, empfahl sie in einem laut verrichteten Gebet dem dreieinigen Gott zu seinen Gnaden, hieß sie niederknien und ermahnte alle Umstehende, mit uns noch ein andächtiges Vaterunser für sie zu beten, nach welchem ich ihr den letzten Segen erteilte und bei der Entkleidung bis zur wirklichen Enthauptung mit geistlichem Zuspruch anhielte, auch solcher aber auch eine Warnungsrede über Gen. 9, 6 ablegte. Tags vorher, Fer. Jacobi, hatte sie morgens nach 8 Uhr bei einer von mir gehaltenen Betstunde nach ausführlich abgelegter Beicht nebst der Absolution das h. Abendmahl empfangen, bei ihrem Todesgang aber sich ungemein andächtig, gläubig und getrost erwiesen, wofür Gott herzlich wegen seiner dazu verliehenen Gnade gepriesen sei!"

Wibels Nachfolger im Hofpredigeramt, der vorhin genannte Koch, der Herausgeber des zu einer gewissen Anerkennung gelangten hohenlohischen Gesangbuchs von 1782, erzählt die Hinrichtung eines aus der Pfalz gebürtigen Weibes, welches, ohne selbst Hand angelegt zu haben, an der Ermordung seines Ehemannes beteiligt war. Sie wurde am 20. August 1778 mit dem Schwert gerichtet. „Die Person war katholischer Religion, aber äußerst unwissend und roh, heftigen Affekten, besonders der Wollust und dem Zorn ergeben, sonst sehr feinen natürlichen Verstandes, von einem zarten Körperbau und gutem Wuchs, etwa 38 Jahre alt. Sie wurde endlich mit vieler Mühe zur Erkenntnis ihrer Sünden gebracht, bezeugte in den letzten vierzehn Tagen besonders sich sehr bußfertig und auch am Ende sehr gläubig auf das Verdienst Jesu Christi, ob sie wohl dem äußern Bekenntnis nach die Religion nicht änderte. Wurde von mir, dem Hofprediger G. F. Koch, und Herrn Pfarrer J. F. Ruckser zu Bächlingen auf den Richtplatz begleitet und mit geistlichem Zuspruch, den sie sehr

*) Die übrigens wenig abweichende Rechtschreibung der Vorlage ist beim Abdruck nicht wiedergegeben.

andächtig und begierig annahm unterhalten. Der Schwertstreich geschahe sehr schnell und glücklich; sie wurde nachher in einem besondern Sarg unter dem Galgen begraben. Nach dem von der Juristenfakultät zu Tübingen eingeholten rechtlichen Gutachten sollte der Körper aufs Rad gelegt werden, dieses aber wurde von dem Herrn Fürsten gnädigst erlassen. Im Gefängnis wurde ihr zwar der katholische Pfarrer Herr Resenegger von Walfingen ad sacra administranda verstattet, sie machte sich aber nicht viel aus ihm, sondern suchte unseren der evangelischen Geistlichen Zuspruch. Im Kreis aber wurde dem Katholischen, so sehr er es auch suchte, kein Zutritt mehr verstattet. In der Mittwochsbetstunde den 19. August wurde auch in der Kirche für sie gebetet. Gott lasse uns einst dieses verlorene, aber von Jesu wieder herzlich gesuchte Schaf im Himmel finden!"

Soweit die Berichte der beiden Hofprediger. Die verhältnismäßige Unempfindlichkeit gegenüber den Härten der Justiz teilen sie mit ihrer Zeit, man läßt sich auch überzeugen, daß sie dem unglücklichen Opfern durch die erschöpfende homiletische Bearbeitung, welche sie ihnen angedeihen ließen, das Sterben leichter gemacht haben. Der kultische Charakterzug der Kriminaljustiz ist im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts einer Umgestaltung des ganzen Gebiets von den Gesichtspunkten des Rechtsstaats und der Humanität aus gewichen, und erst der moderne Toleranzstaat hat auch in der Gefangenenpflege der Bekenntnisfreiheit zur Geltung gebracht. Aber auch das moderne Rechtsverfahren berührt sich, wo ein Todesurteil in Frage kommt, wenigstens in Deutschland mit dem religiösen und metaphysischen Grenzgebiet. Dabei wird es wohl auch bleiben, solange die menschliche Gesellschaft sich die Befugnis zuschreibt, über Leben und Tod der ihrem Gericht Verfallenen von sich aus zu entscheiden.

Die Singstunde der Brüdergemeine

von **Joseph Th. Müller**, Ebersdorf Reuß j. L.

Der Name „Singstunde" könnte dazu verleiten, an irgend eine schulmäßige Einrichtung zu denken, aber um eine solche handelt es sich bei den Singstunden der Brüdergemeine nicht. Vielmehr ist daran zu erinnern, daß in pietistischen Kreisen seit alters und zum Teil bis auf den heutigen Tag die Privat-Erbauungsversammlungen „Stunden" genannt werden. Auch die Singstunden der Brüdergemeine sind eigenartige religiöse Versammlungen, deren erste Anfänge in die Entstehungszeit der Brüdergemeine zurückreichen. Bei der Entwicklung des brüderischen Gottesdienstes ist eigentümlich zu beobachten, wie die freie Ausprägung des Gemeinschaftsprinzips in entsprechenden gottesdienstlichen Formen gerade dadurch begünstigt wurde, daß die Brüdergemeine anfangs kirchlich unselbständig und der lutherischen Landeskirche Sachsens eingegliedert war. Denn da die Herrnhuter von Anfang an als Glieder der Berthelsdorfer Kirchengemeinde in Berthelsdorf zur Predigt gingen und hier mit den Sakramenten bedient wurden, dachten sie gar nicht daran, ihre gottesdienstlichen Einrichtungen an die Stelle des kirchl. Gottesdienstes zu setzen, indem sie etwa manches davon beibehielten und manches ihren Bedürfnissen entsprechend änderten, sondern der kirchliche Gottesdienst bildete für sie ein unantastbar in sich abgeschlossenes Ganze, neben dem sie nun volle Freiheit fanden, für die Bedürfnisse ihrer Privaterbauung die passenden Formen zu schaffen. Als sie dann (zuerst in der Wetterau) kirchlich selbständig wurden, hatte sich bereits ein gottesdienstlicher Typus bei ihnen herausgebildet, aus dem sich für den Predigtgottesdienst, die Sakramentsverwaltung u. a. die entsprechenden Formen leicht ergaben. Wie also die Entstehung der eigenartigen Versammlungen der Brüdergemeine nicht aus dem lutherischen landeskirchlichen Gottesdienst zu erklären ist, ebensowenig darf man solche Erklärung in älteren gottesdienstlichen Formen suchen. Man hat manchmal geglaubt, die Brüdergemeine habe nach Analogie anderer Erscheinungen in der Kirchengeschichte die Gemeinden der ersten apostolischen Kirche nachahmen oder kopieren wollen, beispielsweise wären die Liebesmahle in der Brüdergemeine den Agapen der ersten Christen nachgebildet worden.

n u e n[1]) Aber Zinzendorf hat solche Gedanken jederzeit entschieden und ausdrücklich abgelehnt, und wenn wir die ersten Anfänge des brüderischen Gottesdienstes festzustellen suchen, stoßen wir auch tatsächlich nie auf dergleichen antiquarische Liebhabereien. Gewisse parallele Erscheinungen hier wie dort sind so unleugbar vorhanden; sie zeigen aber gerade, daß hier wie dort die gottesdienstlichen Formen in ursprünglicher Weise frei dem Bedürfnis einer christlichen Gemeinde entsprechend geschaffen worden sind. So knüpfen denn auch die Singstunden weder an gleichzeitige noch an ältere Gottesdienste an, und wenn auch der Name nach einer unverbürgten Nachricht schon im Anfang des 18. Jahrh. für gewisse in Halle unter dem älteren Francke gehaltene Erbauungsversammlungen gebraucht worden sein soll, über deren Beschaffenheit wir aber nichts wissen, so ist doch die besondere und eigentümliche Ausgestaltung der brüderischen Singstunde innerhalb der Brüdergemeine leicht nachzuweisen.

Bald nachdem sich die ersten Kolonisten „auf der Herrnshut“ angesiedelt hatten, in den Jahren 1724 u. 25, werden Singstunden erwähnt, die Zinzendorfs Freund Friedrich v. Watteville in seiner Wohnung in Berthelsdorf als Hausandachten hielt, und zu denen auch einzelne Kolonisten Zutritt erhielten. Sie können aber noch nicht als Gemeindeversammlungen bezeichnet werden, denn erst 1727 haben sich die Herrnhuter Kolonisten auf Grund von Statuten zu einer Gemeinde zusammengeschlossen. Dasselbe gilt von den Nachversammlungen, die 1725 Pastor Rothe und Zinzendorf nach der sonntäglichen Predigt in der Berthelsdorfer Kirche abhielten, und die Zinzendorf in einer späteren Erzählung als Singstunden bezeichnet. Erst nach dem 13. August 1727 wurden regelmäßige Versammlungen für die ganze Kolonistengemeinde eingerichtet, die in dem Saal des 1724 dort erbauten Waisenhauses stattfanden. Es waren ihrer täglich drei. Die erste wurde des Morgens je nach der Jahreszeit um 5 oder 6 Uhr gehalten, ehe die Leute an die Arbeit gingen, in Form eines Morgensegens mit Gebet und kurzer Betrachtung eines Schriftwortes. Ähnlich beschaffen war die zweite Versammlung vormittags in der neunten Stunde. Die Hauptversammlung war abends nach Feierabend um 8 oder 9 Uhr, die den Namen Singstunde führte[2]). Hier war man durch die Arbeitszeit nicht eingeengt und hatte Zeit, die religiösen Bedürfnisse nach verschiedenen Richtungen hin zu befriedigen. Darum trugen diese Singstunden zunächst einen recht vielgestaltigen Charakter und enthielten die Elemente fast aller andern gottesdienstlichen Versammlungen der Brüdergemeine, die später von diesen Versammlungen abgezweigt wurden. Kurze Homilien und Gebete wurden in ihnen gehalten, „auch wurden alle aus dem Reiche Christi einkommende Nova bekannt gemacht und nach Gelegenheit Gott öffentlich vorgetragen“ (s. Büdinger Bedenken 1733 S. 117).

Ferner fing Zinzendorf am 3. Mai 1728 an, den Versammelten am Schluß der Singstunde einen Bibelspruch zur Erwägung und Beherzigung mitzugeben, der dann im nächsten Morgensegen der Betrachtung zugrunde gelegt wurde, woraus die täglichen Losungen der Brüdergemeine entstanden. Endlich begann man auch im Herbst 1729 in der Singstunde die Bibel zu lesen (kursorisch ohne Auslegung) „untermischt mit erwecklichen Versen“[3]). Diese letzte Bemerkung weist auf das charakteristische Merkmal dieser Abendgottesdienste hin, weshalb sie Singstunden genannt wurden. Denn jener ganze so verschiedenartige Stoff wurde vom Gemeindegesang durchsetzt und umgerahmt, indem nicht am Anfang und am Schluß der Versammlung ein Gesangbuchslied gesungen wurde, sondern teils an dieser oder jener Stelle ein passender Liedervers eingeschaltet wurde, teils auch mehrere Verse aus

[1]) Wenn auch die gegenwärtige „Kirchenordnung der Brüdergemeine“ (s. § 116) behauptet, daß die Liebesmahle sich an altkirchliche Sitte anlehnen, so ist das ein späterer Erklärungsversuch. Dagegen zeigt z. B. die Schilderung in Christian Davids Beschreibung u. zuverlässige Nachricht von Herrnhut, Lpz. 1735, S. 66 ff., daß den Herrnhutern damals solche geschichtliche Reminiszenzen fernlagen. Sondern weil das religiöse Interesse alles beherrschte, so nahm auch die Geselligkeit (bei Hochzeiten, Geburtstagsfeiern u. a.) die religiöse Form der Liebesmahle an.

[2]) Nach einem Brief Christ. Davids an den ehemaligen Berthelsdorfer Verwalter Heitz von 1728 fanden anfangs nur 2 Versammlungen täglich statt: jener Morgensegen und die Abend-Singstunde.

[3]) In ähnlicher Weise wird noch gegenwärtig die Leidensgeschichte in der Karwoche gelesen.

verschiedenen Liedern zu einem neuen sinnvollen Ganzen mit einander verbunden wurden. Die Wertschätzung dieser Einrichtung kommt in den etwas unbeholfenen Worten des Diariums von 1727 zum Ausdruck: „die vornehmsten unter allen den neuen Einrichtungen waren die Singstunden auf dem Saal, eine ganz neue Sache, da vorher etliche Lieder ganz gesungen wurden.“ Wie schon bemerkt, sind später die einzelnen Elemente dieser ersten Singstunden zu selbständigen Versammlungen (Gebetstunde, Gemeinstunde, Missionsstunde, Bibelstunde) ausgebildet worden, und als 1750 auch die dann und wann noch gehaltenen Ansprachen aus den Singstunden entfernt wurden, hatten diese ihre endgiltige noch heut bestehende Gestalt als ein liturgische Gottesdienste erhalten.

Das in diesen Singstunden angewandte Verfahren schildert Zinzendorf bereits in der Vorrede zum ersten Herrnhuter Gesangbuch (vom 9. Dezbr. 1734): „Die meisten Gesänge, welche man hier siehet, werden in unserer Gemeine gebraucht, nicht aber eben wie sie da stehen, sondern nach unserer Singart, da man die Materien, welche vorkommen, durch den Gesang präpariret und wiederholet. Und da singt man nicht ganze Lieder von 10. 20 Versen, sondern aus so vielen Liedern beide und ganze Verse, wie sie der Zusammenhang der Sache erfordert. Die meisten Glieder der Gemeine sind dieserwegen gewohnt, weil man um des näheren und einfältigeren Nutzens willen in einem fort singt, ohne das Lied oder Blatt erst anzuzeigen, eine dergleichen Liederpredigt sogleich und ohne Buch mitzusingen, weil ihnen Gott die Gnade tut, alles, was unter uns zum Gebrauch dienet, gar leicht ins Herz und Gedächtnis zu fassen.“ Zinzendorf hatte aber auch anfangs Veranstaltungen getroffen, die Gemeinde in dieser Richtung zu erziehen. Er hielt zu diesem Zweck eine besondere Erbauungsstunde in seiner Wohnung. „In dieser Erbauungsstunde wird allemal ein Lied gesungen, und aus diesem Liede die Erbauung angestellet. Nämlich es wird dann, wenn es zur Erbauung dienen kann, der Autor des Liedes bekannt gemacht, die Zeiten darinnen er gelebet, die Umstände darinnen er gestanden, der Glaube, den er gehabt. Besonders wird darauf gesehen, was sein Sinn und Hauptzweck dabei gewesen ist. Da werden alle die Lieder ausgekernet und deutlich gemacht und die mancherlei Gaben und Ausflüsse des heiligen Geistes eröffnet und hervor gesucht, die sonst verborgen gelegen sein. Und so werden alle die Kernlieder durchgegangen, damit man sie in den dritten Singstunden mit desto mehrerem Verstande, Erkenntnis und Nachdenk zu Gottes Lobe und Erweckung unseres Geistes singen und zu unserer allgemeinen Erbauung anwenden könne.“ (Christ. David, Beschreibung u. zuverlässige Nachricht von Herrnhut. Lpzg. 1735. S. 66.)

Bei den orthodoxen Gegnern der Brüder fanden freilich die Singstunden viel Widerspruch. Schon an den Melodien nahm man Anstoß. „Der Herrnhuter vornehmster äußerlicher Gottesdienst, der auf dem Saal des Waisenhauses verrichtet wird, besteht im Singen ganz fremder Lieder, die oft eine Melodie führen, die sich mehr zum Tanz als zur Andacht schickt.“[4]) Dieses Urteil trifft aber weniger die Herrnhuter als Halle, denn um jene Zeit waren in Herrnhut fast ausschließlich die Melodien des Freylinghausenschen Gesangbuchs im Gebrauch, und noch später gab es verhältnismäßig sehr wenige Brüdergemeinmelodien, die zudem ganz den Hallischen Typus trugen.[5]) Noch mehr wurde die subjektive Behandlung der Lieder getadelt. „Solches ist wider das Ansehen der alten Gesänge, es gereicht zur Beschimpfung der Autoren, als ob sie nicht gewußt hätten, die Materien zusammenzusetzen. Es riecht nach Neuerung, etwas besonderes aufzubringen. Man gehet dadurch von andern evangelischen Gemeinden ab, deren Mitglieder sie sich doch zu sein rühmen. Es machet Confusion und Verwirrung und erwecket bei dem gemeinen Mann ungleiche Urteile und

[4]) Histor. theolog. Nachricht von der Herrnhutischen Brüderschaft. Lpz. 1735. S. 17. Die Verfasser dieses Buches ist nach Schütz, Herrnhutianismus in nuce, Hamburg 1750, Demelius.

[5]) Die dem damaligen Geschmack entsprechende verschnörkelte Form der Melodien wurde in den 40er Jahren des 18. Jahr. auf Zinzendorfs Betreib durch eine neue Bearbeitung derselben beseitigt. Das Ergebnis entsprach aber nicht ganz seinen Wünschen, es war ihm zu nüchtern ausgefallen. „Die Triller der Lachtauben wäre ich gern los, aber die Wachtelschläge des Gemeingeistes und das Girren der Turteltauben sollte nicht gedämpft, und gehemmt werden“, urteilte Zinzendorf.

Gedanken und gehört hierher, was der um das evangelische Kirchenlied hochverdiente Herr D. Löschke über das hallesche Gesangbuch schreibt: "[4]) Der hier erhobene Einwand gegen die Berechtigung einer solchen Singstunde könnte freilich ebenso geltend gemacht werden gegen das Recht, den Schriftzusammenhang zu liturgischen Zwecken aufzulösen, um ihn in Doxologien und Kirchengebeten neu zu kombinieren. Wie allerdings ein Schriftwort liturgisch oder homiletisch nicht in einem Sinn verwertet werden darf, der zwar nicht seinem Wortlaut aber seinem ursprünglichen Zusammenhang widerspricht, so gilt dasselbe Gesetz auch für die Verwendung der Liederverse in einer Singstunde.[5])

Der oben angeführte Demelius schildert uns in seiner Streitschrift eine Singstunde aus jener ersten Zeit der Brüdergemeine, bei welcher er selbst anwesend war: „Ich kam auf den Saal, da der Gottesdienst sollte gehalten werden. Das Mannsvolk saß auf einer, das Weibervolk auf der andern Seite; zwischen beiden wurde ein Gang gelassen. Hier stellte sich nun der Herr Graf ein in einem schlechten braunen Habit mit einem breiten weißen Ordensbande vom Danneberg angethan, fing an besagten Gang auf und nieder zu ambulieren und dabei aus seinem Gesangbuche mit gar andächtigen Gebeerden zu singen. Er blieb derselbe nicht bei einem Liede, sondern, nach dem er es für gut befand oder vielmehr in seinem Sinn angetrieben wurde, so fiel er von einem Versicul auf den andern, bald aus diesem, bald aus jenem Gesang, so mir aber alles dem Text und Melodie nach unbekannt war. Bald wenn er einen neuen Versicul angefangen, so stimmete die Gemeine auch mit ein, wiewohl das Mannsvolk in der Kenntnis der Lieder und Melodien nicht so fertig war als das Frauenvolk, welches denen hin und her herausgenommenen Versen bald mit einstimmen können. Dieses Singen währete bis auf eine gute Stunde, sodann stand der Herr Graf stille und die ganze Versammlung fing an aufzustehen. Als ich nun vermeinte einen Vortrag zu hören, so fand ich mich diesmal gefehlet. Denn als man beinahe eine Viertelstunde ohne alle Bemühung so gestanden, außer daß einer und der andere laute Herzensseufzer ausgestoßen, so fing der Herr Graf wieder an zu singen, und darauf gingen sie wieder auseinander."[6])

Mehr Verständnis für Wert und Wirkung einer solchen Singstunde zeigte später Goethe, der in Wilhelm Meisters Lehrjahren II Kap. 13 den alten Harfenspieler eine Art Singstunde halten läßt, und die Wirkung seines Spiels und Gesangs auf Wilhelms Gemüt durch den Hinweis auf die Singstunde der Brüdergemeine erläutert: „Wer einer Versammlung frommer Menschen, die sich abgesondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geistreicher zu erbauen glauben, beigewohnt hat, wird sich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Szene machen können; er wird sich erinnern, wie der Liturg seinen Worten den Vers eines Gesanges anzupassen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünscht, daß sie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein anderer aus der Gemeinde, in einer anderen Melodie, den Vers eines andern Liedes hinzufügt und an diesen wieder ein dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen sie entlehnt sind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn sie in dem Augenblick erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreise von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für diese besondere Gesellschaft, für diesen Augenblick ein eigenes Ganzes entsteht, durch dessen Genuß sie belebt, gestärkt und erquickt wird."[7])

Was die Singstunde Zinzendorf und den Brüdern besonders wertvoll machte, war,

[4]) Fabricius, Entlarvtes Herrnhut. Wittenb. u. Zerbst 1745. S. 36.
[5]) A. a. O. S. 19ff.
[6]) Dieses unliturgische „Auf- und Niederambulieren" war nicht das gewöhnliche Verhalten des Liturgen. Auch Edelmann in seiner scharfen Beschreibung einer Singstunde erwähnt nichts davon, s. Klose, Edelmanns Selbstbiographie, 1849. S. 150.
[7]) Goethe scheint nur einmal eine Brüdergemeine (1769 Marienborn) besucht zu haben („Aus meinem Leben" III, 16) und zwar hat er sich nach dem Marienborner Diarium damals nur 2 Tage (21. u. 22. Sept.) dort aufgehalten. Es ist deshalb fraglich, ob er die Singstunden aus eigener Anschauung oder nur aus Erzählungen kannte. Jedenfalls haben wir sonst kein Zeugnis dafür, daß, wie Goethe oben angibt, von verschiedenen Gliedern der Gemeinde die Verse in der Singstunde intoniert worden seien.

daß man hier eine Form gefunden hatte, die eine aktive Beteiligung der Gemeinde am ganzen Gottesdienst ermöglichte. Einige Aussprüche Zinzendorfs mögen zeigen, wie er über die Singstunde dachte. Sie ist ihm Gemeinversammlung im besonderen Sinn. Den Mangel an Sinn und Verständnis für die Singstunde bezeichnet er als „Ungemeinmäßigkeit“. „Leute, die hören mögen, findet man durch die ganze Welt, aber Leute, die ihrem Herrn singen und spielen mit Bewußtsein und die das in Jahren nicht überdrüssig werden, die findet man nicht überall, sondern nur unter den Seinigen, sonderlich wo Gemeinen sind.“ (11. Sept. 1758.) „Da muß kein Mensch sagen, daß es einerlei sei, ob ein Bruder redet und wie's macht so unvergleichlich, oder ob ein Volk dasitzt und singt seinem Fürsten aus einem Munde. Eine hübsche Materie abhandeln ist auch ein Werk zu Gott getan, aber es ist weniger als seinem Gott singen. Das erstere kann aus einer soliden Gelehrtheit aus einem gesegneten Lesen, aus einer freundlichen Wissenschaft herkommen. Eine Singstunde aber sollte nicht gehalten werden, ohne daß der hl. Geist eben jetzt Odem dazu gäbe. Es ist also eins göttlicher als das andere. Es sind nicht alle Reden inspiriert. Wenn man aber bei einer Singstunde nicht eine Inspiration fühlt, so geht's nach einem Schlendrian, daran der Heiland die Odem stopft und in dergleichen Versammlungen nicht riechen mag.“ (11. Juli 1758.) Von der Gemeine verlangt er ebenso gedächtnismäßige Beherrschung des Liederstoffes wie lebendige innere Beteiligung. „Ich kann nicht leiden, wenn die Geschwister Gesangbücher mit in die Stunden bringen. Eine Gemeine des Herrn muß ohne Buch singen können, denn sie soll in der Sache leben. Einem Fremden reicht man ein Gesangbuch; wenn aber die Gemeinglieder einen Vers aufschlagen, so sagt man geschwind was andere, daß sie's müde werden.“ (8. Nov. 1750.) „Ob's gleich wunderlich klingt, wenn manchmal einer spricht: „Ich habe den Vers nicht mitgesungen, es ist mir nicht so gewesen“, so ist's doch wahr schöner. Wir können nicht verständig genug Gottesdienst halten, unser Herz muß allemal bei den Worten sein. Wes das Herz voll ist, davon muß der Mund übergehen.“ (26. März 1760.) „In einer solchen Versammlung muß das Herz mit allen Worten, die gesungen werden, harmonieren, da müssen sie gefühlt und genossen werden, ja es müssen Prinzipia des Herzens sein. Denn unsre Lieder sind nichts anders als die Anwendung dessen, wozu wir einander erinnern, einander die Texte sagen, erklären und auseinanderlegen. Dazu sind die Singstunden das Amen.“ (10. März 1760.) Darum ist aber nach seiner Meinung gerade in den Singstunden der Liturgus von der Stimmung der Gemeine abhängig. Er bekennt (1760), weil die Gemeine nicht mehr so gern singe wie früher (namentlich 1739 u. 40), habe er die Gabe verloren, Singstunden zu halten: „sobald die Gemeine nicht Lust hat, so ist meine auch weg. Denn die Gemeine ist Fürstin und wir Diener, und wenn der gnädigen Frau etwas nicht recht gefällt, so sind die Diener accomodant.“

Betrachten wir nach diesen empirischen Zeugnissen die Singstunde unter theoretischem Gesichtspunkt, so stellt sie sich zunächst als ein rein liturgischer Gottesdienst dar. Die Gemeinde will im Gesang feiernd anbeten und ihren religiösen Besitz gemeinsam aussprechen, zu diesem einen Zweck schließen sich alle zusammen. Das geschieht durch den Gesang festgeformter Liederverse. So scheint also hier ausschließlich liturgische Gebundenheit zu herrschen, für homiletische Freiheit kein Raum zu sein. Dadurch aber, daß Strophen verschiedener Lieder nach freier Wahl des Liturgen zu einem neuen Ganzen verbunden werden und es der Gemeinde so ermöglicht wird, sich auszusprechen in Rede, Gegenrede, Frage, Antwort, Bekenntnis, Wunsch, findet eine Durchdringung des liturgischen Elementes mit dem homiletischen statt. Es kommt, wie Zinzendorf sich ausdrückt, eine „Liederpredigt“ zu stande, in der die Gemeinde zugleich Subjekt und Objekt der homiletischen Tätigkeit ist. Indem sie ihren Glaubensbesitz ausspricht, sucht sie sich zugleich in demselben zu fördern. Dieses homiletische Element kommt erst recht zur Geltung und wird von der Gemeinde empfunden, wenn sie die Singstunde nicht aus dem Gesangbuch, sondern „aus dem Herzen“ singen kann. Denn unbekannte Verse, die aus dem Gesangbuch abgelesen werden müssen, lassen das Gebundensein der Gedanken gerade an diese Form stärker empfinden, während solche Verse, die seit langem der Gemütsbesitz aller geworden sind, sogleich als der treffendste Ausdruck gerade dieses Gedankens empfunden werden.

Ist die Singstunde eine Liederpredigt, so muß sie auch wie die gesprochene Predigt ein bestimmtes Thema behandeln. Um der Gemeinde das Verständnis der Singstunde zu erleichtern, wird darum oft durch Lesung eines Spruches (Losung oder Lehrtext der Brüdergemeine) oder eines kurzen Schriftabschnittes das Thema angedeutet. Dasselbe muß dann klar und deutlich durchgeführt werden. Dazu gehört, daß die Verse der verschiedenen Formen des Bekenntnisses (z. B. Ein feste Burg ist unser Gott), der Selbstermunterung (z. B. Befiehl du deine Wege), des Entschlusses (z. B. Von Gott will ich nicht lassen), des Gebets (z. B. Herr Jesu, Gnadensonne) usw. nicht bunt durcheinander gewürfelt, sondern gruppiert und im Klimax fortschreitend erscheinen. Oder die Anordnung ist eine dialogische der Art, daß auf einen Vers, in dem der Seele Zweifel, Sorge, Angst zum Ausdruck kommt, immer ein Vers des Trostes, des Hinweises auf Gottes Gnade folgt, und die Seele dann am Schluß als die getröstete, im Gottvertrauen befestigte erscheint. Z. B. man beginnt mit dem Heermann'schen Vers: „Wo soll ich fliehen hin", darauf folgt der Luther'sche: „Ob bei uns ist der Sünden viel" usw. Den Schluß würde dann etwa der P. Gerhardt'sche Vers bilden: „Nun weiß und glaub ich feste." Eine symmetrische Anordnung der Singstunde besteht darin, daß man den Hauptgedanken durch 3 oder 4 am besten kurze Verse eines Liedes angibt, deren Inhalt durch dazwischen geschaltete Verse weiter ausgeführt wird, so daß die erstgenannten Verse musikalisch einen Refrain bilden.

Überhaupt muß bei Zusammenstellung einer Singstunde auch die musikalische Seite zu ihrem Recht kommen. Die Reihenfolge der Melodien muß eine passende und harmonische sein, der musikalische Zusammenhang darf nicht durch zu schroffen Wechsel der Tonarten zerrissen werden. (Schluß folgt.)

Von klassischen Kunst- und Kultusstätten Italiens

von Stadtpfarrer Dr. **Hasenclever** in Freiburg i. Br.

(Schluß.)

Wie ganz anders als in Loreto sind die Eindrücke und geschichtlichen Erinnerungen, die uns an einer dritten hier zu erwähnenden Stätte begegnen, in Assisi. Führt Loreto uns eine der dunkelsten Seiten des römischen Kirchentums vor Augen, so Assisi eine der lichtesten. Große religiöse und künstlerische Bedeutung zeichnet diese kleine umbrische Stadt aus. Jene knüpft sich an den Namen Franziskus, diese an Giotto, an zwei Persönlichkeiten, die selbst wieder im innigsten Zusammenhang stehen.

Wir fahren durch die wilden Gebirgszüge des Apenin, wechseln in Foligno den Zug und sehen bald das alte Assisi als eine echte Stadt auf dem Berge über den olivenbekränzten Höhen sich erheben. Schon von Weitem fallen vor allem Anderen die riesigen Substruktionen des alten Franziskanerklosters mit seinen beiden übereinandergebauten Kirchen ins Auge. Doch ehe wir hinaufsteigen, besuchen wir die eine wenige Minuten vom Bahnhofe in der Ebene liegende große Kirche S. Maria degli Angeli. Hier befindet sich ja die eigentliche Wiege des Franziskanerordens. Denn das Häuschen, das sich hier wie in Loreto unter der Kuppel der im Übrigen sehr verwandelten Kirche erhebt, bezeichnet die Stelle, wo Christus dem Franziskus erschien und ihm den berühmten Portiuncula-Ablaß gewährte.*) Der deutsche Romantiker Overbeck hat die Szene in einem Gemälde über der Eingangstür künstlerisch verherrlicht. Einer von den wenigen noch vorhandenen Mönchen führt uns in die Nebenräume der Kirche, wo allerhand Andenken an den Heiligen aufbewahrt werden, zeigt uns auch dazwischen ein kleines unansehnliches Gärtchen mit den Rosen, die aus dem Blute des Franziskus entsprossen sein sollen. Man sagt, daß sie ohne Dornen sind, daß sie aber, an einen anderen Ort verpflanzt, die allgemeine Eigenschaft aller Rosen, d. h. die Dornen, annehmen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, konnte auch die Dornenlosigkeit der Rosenbüsche nicht untersuchen, da ein starkes Gitter den Eintritt verwehrt, aber die Legende selbst ist schön und sinnig wie so manche andere, in der die

---

*) Portiuncula heißt insgemein darum auch die ganze Kirche, angeblich von dem kleinen Teile eines Ackers, der dazu gehörte.

Königin der Blumen eine Rolle spielt. Wenn im Übrigen das Betteln die Nachfolgerschaft des hl. Franziskus ausmachte, so hätte er hier viele treue Nachfolger, denn die Bettelei, die man sonst in Italien als die übliche Landplage gelassen hinnimmt, überschreitet gerade bei der Portiuncula alles Maß.

Ein kurzer Weg führt uns den Berg hinauf nach Assisi, das wie ein Schwalbennest an den steilen Abhängen des hochragenden Monte Subasio klebt. Das Städtchen — es hat etwa 5000 Einwohner — macht den Eindruck eines konservierten Leichnams. Wir sind völlig in das Mittelalter versetzt; denn die Stadt mit den rings schützenden Mauern und Türmen, mit ihren holperigen Straßen und düsteren Häusern, sieht kaum anders aus als zu jener Zeit, da der hl. Franziskus darin umherwanderte. Alles erscheint verwahrlost,



Unterkirche in Assisi.

Aus Künstlermonographien Band 43. Giotto von Henry Thode (4 Mark). Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

die Gebäude verfallend, die Bevölkerung verarmt und zerlumpt, nirgends ein Eindruck vom Edelroste einer alten Zeit. Man fühlt sich völlig in eine andere Welt versetzt. Am Marktplatz erhebt sich ein Stück klassischen Altertums, ein ehemaliger Minervatempel. Die Vorhalle mit den 6 großen Travertinsäulen trefflich erhalten. Das Innere enthält eine Kirche, welche direkter als die über den Resten eines Minervatempels erbaute Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom nach der antiken Göttin genannt wird und den Namen S. Maria della Minerva trägt. Es ist keine Frage, daß die antike Zeustochter in die christliche Gottesmutter umgetauft wurde. Nur der Name und die priesterlichen Gewänder sind andere geworden, sonst ist alles beim Alten geblieben. Goethe hat darüber vielleicht auch reflektiert, als er hier in Assisi nur diesen antiken Tempel aufsuchte, von dem er begeistert redet. Das schöne antike Heidentum gefiel ihm besser als die finsteren Stätten der Wirksamkeit eines Franziskus, von denen er kein Wort erwähnt, und die er offenbar nicht aufgesucht hat. Damals waren freilich nicht nur für Goethe, sondern noch für Alle die

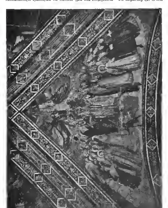
Fresken Giottos eine terra incognita. Hätte er dieselben gekannt, und hätte er auch Franz von Assisi selbst gekannt, wie wir ihn jetzt kennen, wie wir ihn besonders in seiner Bedeutung für die Entstehung der Renaissance kennen, er hätte dem berühmtesten Manne von Assisi und den Stätten seiner Wirksamkeit wohl auch Beachtung geschenkt. Denn schließlich ist Franziskus doch der Mittelpunkt aller Herrlichkeit dieser Stadt. Darum hat Dante gemeint, man sollte die Stadt eher „Orient" nennen, denn (Paradiso XI, 50)

„Dort sah man einer Sonne Glanz entbrennen
Gleich der am Ganges klar im hellsten Licht."

In der Tat ist Franziskus gleich einer Sonne über jenen Bergen aufgegangen. Seit Hase über ihn in seinem „Heiligenbildern" geschrieben und Sabatier ihm seine bekannte Monographie gewidmet, ist er auch in Deutschland über den Kreis der Theologen hinaus eine bekannte Persönlichkeit geworden und hat reiche Wertschätzung erfahren. Beide protestantische Verfasser sind, obwohl Sabatier in seiner glänzenden Darstellung den großen Ordensstifter in manchen Zügen etwas modernisiert, ihm doch gerechter geworden als seine römischen Biographen. Denn diese haben immer nur den „Heiligen" im Auge und wissen wesentlich nur von dem Ekstatischen und Mystischen in seiner Persönlichkeit zu erzählen, während jene ihn in seiner vollen, innig religiösen, liebenswürdigen Menschlichkeit zu erfassen suchen, wobei sie imstande sind, seine mönchische Herbheit mit all ihren Extravaganzen historisch zu erfassen und zu würdigen. Nur dadurch allein kann man ihm in der Tat wirklich gerecht werden. Man hat wohl schon gesagt, Franziskus verdiene ebenso oder vielleicht noch eher als Savonarola als Vorläufer Luthers betrachtet zu werden und zu seinen Füßen am Lutherdenkmal zu Worms zu stehen. Mit der persönlichen Innerlichkeit in der Auffassung christlicher Frömmigkeit mag Franziskus wohl bis zu einem gewissen Grade an die Reformatoren erinnern. Aber es lag doch nicht in seinem Beruf, auf Schäden der Kirche hinzuweisen, und er hat die persönliche Frömmigkeit bei aller Innigkeit ihres Wesens doch nicht anders auszuwirken vermocht als mit dem vollen Bewußtsein der Verdienstlichkeit der völligen Weltentsagung. Savonarola hat mit seiner Bußpredigt doch unzweifelhaft mehr in das Zentrum der christlichen Erlösungslehre getroffen. In Assisi selbst, in dem alten Franziskanerkloster mit seiner Ober- und Unterkirche, in denen Italien zum erstenmal den gotischen Stil erblickte, wird auch ein Protestant gern die hohe Bedeutung des mittelalterlichen Glaubenshelden würdigen. Ich habe in den wunderbaren Klosterräumen mit ihren breiten Terrassen und der entzückenden Aussicht in das fruchtbare blühende Tal des Tiberlaufes wirklich bedauert, daß keine Mönche mehr vorhanden sind. Das italienische Staatsgesetz hat die Klöster aufgehoben und einzig nur Monte Casino wegen seiner historischen Bedeutung bestehen lassen. Meines Erachtens hätte man auch mit Assisi eine Ausnahme machen sollen, denn es ist doch unbedingt auch eine klassische Stätte sowohl des Mönchtums selbst als der durch dasselbe beeinflußten Kunstentwicklung. Wir Protestanten haben eben auch für fremdartige Erscheinungen doch mehr historisches Verständnis als die katholische Staatsregierung Italiens. Der Katholik kann sich zu solcher historischen Betrachtung schwerer aufschwingen, weil er Alles nach dogmatischen oder hierarchischen Gesichtspunkten zu betrachten sich gewöhnt hat. Auch ohne eine solche Betrachtung können wir doch die große Vernachlässigung und den Verfall bedauern, dem das ganze Kloster und seine Kirchen ausgesetzt sind. Die italienische Regierung hat zu wenig Mittel, um die Unmenge aufgehobener Klöster auch nur nach der Seite ihrer künstlerischen Bedeutung zu erhalten, und so sieht Alles dürftig und verwahrlost aus. Nur einige ärmliche Mönche sieht man noch in den beiden Kirchen, die man als Custodi darin belassen hat. Der Kultus am Grab des Heiligen zeigt alle Düsterheit des Todes. Die Unterkirche ist so dunkel, daß die Kunstwerke kaum zu erkennen sind. Nur über dem Grab des Franziskus brennen zahlreiche Lampen, und ziemlich klar leuchten die vier großen allegorischen Fresken Giottos von den Zwickeln des Kreuzgewölbes herab. Man lechzt nach Licht, nach Luft und Freiheit in diesen Räumen, man kann sich doch dem Eindruck nicht entziehen, daß Alles der geschichtlichen Vergangenheit angehört, was diesen Räumen eine kirchliche und religiöse Bedeutung verleiht, daß die Weltgeschichte über das Mönchtum zur Tagesordnung über-

Digitized by Google

gegangen ist, und daß eine künstliche Repristination der Klöster ihnen wohl niemals mehr zu ihrer alten Herrlichkeit verhelfen wird. Es ist charakteristisch, wie an dieser Stätte mittelalterlicher Herrlichkeit die moderne Zeit uns entgegentritt. Die Regierung hat in dem



Giotto. Vermählung des Franziskus mit der Armut

Aus Künstlermonographien Band 43: Giotto von Henry Thode (4 Mark). Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld & Leipzig.

alten Franziskanerkloster von Assisi eine Erziehungsanstalt für Lehrersöhne untergebracht und im Refektorium, das so viele Jahrhunderte hindurch den Mönchen gedient hatte, waren

lange Tische für eine festliche Kundenschar gedeckt. Die Schule, das Kind und der Pflegling der Neuzeit, hat das Mönchtum verdrängt, die Volksbildung ist an Stelle der Klosterbildung getreten.

Die Grabstätte des hl. Franziskus ist würdig umrahmt von Gebilden der christlichen Kunst, die in deren Geschichte eine hohe Bedeutung besitzen. Die beiden übereinanderstehenden Kirchen sind mit reichen Malereien geschmückt, deren Hauptschöpfer Cimabue und vor allem Giotto sind. Wir haben hier also die Vorläufer und ersten Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien, und nicht umsonst ist es, daß diese Anfangsgebilde einer neuen Kunstepoche sich gerade an dem Grab des Franz von Assisi befinden. Der Geist, der in ihm lebendig war, hat auch auf die bildende Kunst mächtig eingewirkt.*) Es ist neuerdings freilich von einem Forscher**) die Behauptung aufgestellt worden, Giotto sei nicht als ein terminus a quo, sondern als ein solcher ad quem zu betrachten, d. h. er sei nicht Vertreter einer Vorrenaissance, sondern nur die höchste Blüte des Mittelalters. Die Grenze zweier Zeitalter ist ja überhaupt schwer zu bestimmen, und auf dem Gebiet der bildenden Kunst erst recht. Denn eine neue Bewegung macht sich hier naturgemäß doch zuerst nur leise geltend. Ein großer Meister schlägt nicht plötzlich in allen Punkten neue Bahnen ein, sondern hängt doch auch noch mit dem Vorhergehenden zusammen. Schließlich ist es doch nur ein anderer Sehwinkel, ob ein großer Künstler nach seinem Zusammenhang mit dem Alten betrachtet wird oder nach den neuen Bahnen, die er, vielleicht nur zaghaft, einschlägt. Ein bedeutender Künstler läßt sich gewiß auch als Zielpunkt einer Entwicklung auffassen. Aber da von ihm — sonst wäre er nicht bedeutend — doch unzweifelhaft auch neue Richtlinien für die Zukunft ausgehen, so ist nicht einzusehen, warum die Betrachtungsweise ad quem diejenige a quo ausschließen soll. Die Fresken Giottos in Assisi zeigen sowohl des Künstlers Zusammenhang mit den Vorgängern wie auch den bedeutenden Fortschritt, den er machte. Jenes gemahnen wir in den Fresken über dem Grab des Franziskus, welche die Gelübde des Franziskanerordens, Armut, Keuschheit und Gehorsam darstellen, während das vierte Bild die Verklärung des Ordensstifters vor Augen stellt. Besonders sinnig ist die Darstellung des ersten Gelübdes. Franziskus wird durch Christus mit der in Lumpen gehüllten Armut vermählt, während Hoffnung und Liebe die Ringe darreichen. Diese Auffassung schildert auch Dante in seinen berühmten Versen (Paradiso XI, 58 ff.):

„Denn mit dem Vater stritt er, jung an Jahren,
Für eine Frau, vor der der Freuden Tor
Die Menschen fest wie vor dem Tod verwahren,
Bis vor dem geistlichen Gericht und vor
Dem Vater sie zur Gattin er sich wählte
Und täglich lieber hielt, was er beschwor.
Sie, des beraubt, der sich ihr erst vermählte,
Blieb ganz verschmäht wohl an elfhundert Jahr,
Da bis zu diesem ihr der Freier fehlte. —
Allein nicht mehr in Rätseln red' ich fort:
Franziskus und die Armut sieh in ihnen,
Die ich geschildert hat mein breites Wort.
Der Gatten Eintracht, ihre froben Mienen
Und Lieb' und Wunder und der süße Blick
Erweckten heil'gen Sinn, wo sie erschienen."

Man hat wohl schon gemeint, Giotto sei durch diese Verse Dantes zu seinem allego-

---

*) Die eingehendsten Nachweise finden sich bei Henry Thode „Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien" (Berl. 1886). Desgleichen derselbe in Band 43 der Künstlermonographien von Velhagen & Klasing. Auch das eben erschienene Werk von J. Guthmann, Die Landschaftsmalerei der toskanischen und umbrischen Schule von Giotto bis Rafael, geht, wie ich aus dem Prospekt ersehe, auf diesen Punkt ein.

**) M. Zimmermann, Giotto und die Kunst Italiens im Mittelalter (Leipz. 1899). Ihm hat Dehio beigestimmt in Kunstchronik N. F. XI Nr. 18.

rischen Gemälde angeregt worden. Soweit man die Chronologie zu Rate ziehen kann, ist dies höchst unwahrscheinlich. Aber es ist auch nicht nötig dies anzunehmen, da diese Allegorie der Hochzeit eine landläufige Vorstellung war. In diesen Fresken über dem Grabe des Heiligen zeigt sich also noch deutlich der Zusammenhang der Kunst Giottos mit der traditionellen Symbolik und Allegorie und sie stellen darin in der Tat einen Höhepunkt dar. Aber Assisi zeigt uns auch an derselben Stelle wie der Meister diese Fesseln der Tendenzen gesprengt hat und zur Darstellung der greifbaren Handlungen des menschlichen Lebens gedrängt wurde. Dieser Fortschritt zeigt sich in der anderen Reihe von Fresken aus dem Leben des Franziskus, mit welchen Giotto die Oberkirche geschmückt hat. Sie zeigen noch die technische Unbeholfenheit mittelalterlicher Kunstleistung. Die Perspektive ist noch ebenso mangelhaft wie die Modellierung in Licht und Schatten. Die Figuren sind in Haltung und Gewandung noch ziemlich steif und zeigen nur wenig Abwechslung in der Charakteristik der Typen. Aber der Pulsschlag einer neuen Zeit macht sich doch in verschiedenen Merkmalen geltend. Zunächst in dem dramatischen Leben, das die Szene durchzieht und in der damit zusammenhängenden Beschränkung der Zahl der Personen, wie in der größeren Freiheit ihrer Anordnung. Sodann in der Verwertung des Landschaftlichen, noch vielfach unbeholfen in der Zeichnung, aber mit erwachendem Verständnis für das Leben und die Schönheit der Natur. Und endlich, mit dem Inhalt der Darstellungen übereinstimmend die Zartheit und Innigkeit der Empfindung, die hier sich kund gibt, die in der individuellen Erscheinung doch das Allgemeinmenschliche solcher Empfindung zum Ausdruck zu bringen vermag. Erkennen wir nicht in diesem allen Züge des Geistes des Franziskus? In einem Lande wie in Italien, wo das Verständnis für die bildende Kunst als ein Erbe der Antike nie

Giotto: Franziskus predigt den Vögeln.

Aus Künstlermonographien Band 43: Giotto von Henry Thode (4 Mark). Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld & Leipzig.

ganz verloren ging, konnte es nicht ausbleiben, daß ein so eigentümliches Leben und Wirken, wie das des Franziskus, in reichem Umfang künstlerisch verwertet wurde, zumal in einem Zeitpunkt, in dem die Kunst neu aufblühte. Gerade daß die Kunst in dieser Weise von einer einzelnen originellen Persönlichkeit Anregung empfing, zeigt deutlich genug, daß sie in neue Bahnen einzulenken begann. Denn das Verständnis für die Persönlichkeit bedeutete eben den Anbruch einer neuen Zeit, und dies hat noch auf die Kunstdarstellung mächtig eingewirkt. So hat schon ein Giotto die persönliche Innigkeit und Zartheit in der Frömmigkeit des Franziskus zu erfassen vermocht, und es ist bewunderungswürdig, wie er

dieselbe in seinen Fresken, trotz ihrer unvollkommenen Darstellungs- und Malweise, zum ergreifenden Ausdruck bringt. Dazu kommt endlich noch der Sinn für die Natur, den wir gerade bei Franziskus lebendig werden sehen. Eine der Fresken stellt die Predigt des Franziskus an die Vögel dar. Darin zeigt sich dessen ganze Naturauffassung. Es ist ein wahrhaft altgermanischer Zug, wie hier mitten in Italien ein Franz von Assisi die Natur, die Blumen und die Tiere betrachtet. Er hat, wie wir aus seinen Reden ersehen, ein lebhaftes Auge für die Schönheit seiner umbrischen und toskanischen Berge. In den Blumen sieht er einen Widerschein dessen, der aus der Wurzel Jesse hervorgegangen, und wo ihrer viele beisammenstehen, knüpft er mit ihnen ein Zwiegespräch an. Die Würmer, erzählen seine Biographen, trug er aus dem Wege, damit keines Menschen Fuß sie zertrete, und die Bienen fütterte er im Winter mit Wein, damit die Kälte sie nicht erstarren lasse. Der Wolf des Waldes ist sein Bruder und die Vögel des Himmels sind seine Schwestern, denen er predigt: „Ihr müßt euren Schöpfer viel loben und immer ihn lieben, der euch die Flaumfedern gegeben hat zur Kleidung und die Schwungfedern zum Fliegen. Er hat euch bevorzugt unter seinen Geschöpfen und euch die reine Luft als Wohnung angewiesen. Ihr säet nicht und fahret nicht in die Scheunen, und doch ohne alle eure Mühe erhält und regiert er euch.“ Zu vielen Legenden hat diese kindlich poetische Betrachtung der Natur, wobei in der Tat auch alles Vergängliche nur ein Gleichnis war, Anlaß gegeben. Denn die Geschöpfe dienten nur zur Herrlichkeit des Schöpfers, wie Franziskus dies in seinem „Sonnengesang“ hochpoetisch ausgedrückt hat, in welchem alle Geschöpfe: Sonne, Mond und Sterne, der Wind, das Wasser, das Feuer, die Erde mit allen Lebewesen als unsere Brüder und Schwestern aufgefordert werden, das Lob und die Ehre des höchsten Herrn zu singen.[1]) Es ist begreiflich, wie eine solche Auffassung der Natur nicht ohne weittragenden Einfluß auf die Künstler bleiben konnte. Ein Dante ist von ihr so gut beeinflußt wie die Meister der verschiedenen bildenden Künste.

Mit reichen Eindrücken und nicht ohne Wehmut scheidet man von solchen klassischen Stätten Italiens, an denen Kunst und Kultus der römischen Kirche zu reicher Entfaltung gelangten. Ravenna und Assisi gehören der Geschichte an. Loreto steht noch in der vollen, lebendigen Gegenwart. Die Kunst Ravennas ist vergangen, und ihre Reste vergehen immer mehr, die mönchische Herrlichkeit Assisis ist verschwunden, aber der Aberglauben Loretos ist geblieben. Da aber, wie wir oben sahen, doch auch in diesem Aberglauben noch ein tief religiöser Zug lebt, so dürfen wir auch von Loreto versöhnlicher scheiden. Dieser Drang des Menschenherzens zum Übersinnlichen, zum Ewigen, zu Gott und seinem Heil, der bleibt und dauert, aber Menschenwerke wie die Kunst und wie die kirchliche Institution des Mönchtums unterliegen dem Lose der Vergänglichkeit, die allem Menschenwerke eigen ist.

Das Leben Jesu von Schuhmacher und Keßler[2])

betrachtet von **David Koch** in Unterbalzheim bei Dietenheim, Württemberg.

Ich habe oft das Gefühl, als stünden wir nicht am Anfang einer großen Neugestaltung der christlichen Kunst, sondern an einem jener Endpunkte, auf die eine große Erschlaffung einfällt, wie sie nach Michelangelo, Rembrandt und Cornelius kam. Es ist nicht gut, wenn man nur für moderne christliche Kunst schwärmt und vergißt, was eigentlich die leisten, auf deren Schultern unsere großen lebenden Altmeister die Zukunft wälzen möchten. Daß sie nichts leisten, was groß ist, bin ich jeden Augenblick bereit zu beweisen, daß man aber bei so niedriger Handwerkskunst noch der Empfehlung eines kaiserlichen Oberhofpredigers versichert sein darf, das hab ich nicht gewußt. Dryander hat es über sich gebracht, das Werk, das mir vorliegt, mit Wärme zu empfehlen. Warum? Weil es der Garnisonprediger Keßler geschrieben hat? Oder weil man am kaiserlichen Hofe

[1]) Vgl. dazu J. Görres: Der hl. Franz von Assisi ein Troubadour (Straßburg 1826).
[2]) Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin. Preis 20 Mk.

Google

diese Darstellung vom Leben Jesu hat? Man sagt, der Kaiser sei enttäuscht vom Orient heimgekommen. Ich kann also nicht glauben, daß er dieser Orientmalerei ästhetischen oder religiösen Geschmack abgewonnen kann. Ich nehme also an, daß im Falle Keßler-Schuhmacher ohne Verantwortlichkeit nach oben gehandelt worden ist. Dann aber möchte ich mich alleruntertänigst in Ihrer Majestät getreueste Opposition stellen und fragen, ob der deutsche Kaiser nicht auch dazu ein Wort zu sagen hat. Es handelt sich nämlich für uns nicht um byzantinische Fragen, wie der Kaiser denkt. Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, und der Kunst, was der Kunst ist. Aber wir kennen den verheerenden Beutezug, den solch ein Oberhofpredigers-Panegyrikus anrichtet, gerade in den Reihen derer, bei denen wir Verständnis, Kaufkraft und Mäzenatentum für Kunst — auch christliche Kunst suchen. Ich denke, man legt in diesen Kreisen 20 Mk. für Kunst an durch Kauf des vorliegenden „christlichen“ Machwerks. Was bleibt dann im Jahresetat für christliche Kunst? In diesem materiellen eigenartigen Wettbewerb kommt aber künstlerisch-religiöse Brunnenvergiftung schlimmster Art.

Gibt es einen höheren Vorwurf für christliche Kunst, als das Leben Jesu? Das Leben Jesu, sein echtes wahres großes einfältiges kämpfendes Menschenleben? Keßler sagt am Schluß seines Nachworts: „Möchten alle Leser bei der andachtsvollen Betrachtung dieser heiligen Lebensbilder die Erfahrung der ersten Jünger machen: Wir sahen seine Herrlichkeit usw.“

Wenn die ersten Jünger einen solchen Heiland sahen, dann wären wir der elendesten unter den Menschen. Einen Menschen mit semmelblondem Haupthaar, der auch, als er die Geißel über die Krämer schwang, nicht vergaß, daß er sein Haar schön frisiert hatte, einen Heiland, dessen Gesichtstypus mit französischem Spitzbart seiner Spielart von Geistlichen entnommen ist, die kraft korrekter Dogmatik, tadelloser Haltung, vorsichtiger Diktion, sympathischen, besonders die Frauenwelt anziehenden Äußeren für höchste Stellen prädestiniert sind — in einem solchen Menschen soll ich Gottes Herrlichkeit sehen? Ich denke, daß es genug ist, wenn wir diese Typen in ihrer Menschlichkeit mitten unter uns haben. Soviel sie mit Kunst zu tun haben, sowenig haben sie mit unserer „subjektiven“ Vorstellung von Christus zu tun.

Wer keinen anderen Christus im Herzen trägt, male Landschaften, Genrebilder oder symbolistische Sachen. Das kann Schuhmacher zweifellos gar nicht übel. Daher auch der Irrtum der Laien in der Beurteilung. Wir haben es bei Schuhmachers Leben Jesu mit einer Kunstfabrik zu tun, auch im konfessionellen Sinn. „Martinus“ sagt in der Täglichen Rundschau Unterhaltungsbeilage Nr. 91:

„Herr Phil. Schuhmacher hat sich zuerst mit einem katholischen Autor zusammengetan, Herrn Josef Schlecht; das gemeinsame „Werk“ ist in der Allgem. Verlagsanstalt zu München erschienen, wird z. Zt. als schönstes Ostergeschenk für Katholiken empfohlen. Hernach hat der Herr Schuhmacher mit seinen Bildern sich an den evangelischen Hofprediger Keßler gewandt, und abermals entstand ein „Werk“, indem Herr Keßler zu genau denselben Bildern einen Text schrieb.“

Davon sagt Keßler in seinem Nachwort nichts. Er sagt nur: „Meine Aufgabe ist es gewesen, in diesen gegebenen Bilderrahmen den Text des „Lebens Jesu“ zu schreiben.“ Wenn aber Keßler wußte, daß Schuhmachers Werk ursprünglich katholisch gedacht war — und das war es, wie ich beweisen werde — über welches konfessionell-künstlerische Gewissen verfügt Keßler? Sollen wir ein Spiegelbild jener charakterlosen Anschauung erhalten, daß die Auffassung vom Leben Jesu in katholischer und protestantischer Theologie im Prinzip nicht differiere? Ich bin sehr für den Frieden, und Overbeck und Führich waren gute Katholiken und haben, ohne Wissen, das Leben Jesu protestantisch erfaßt. Wie ist es Keßler nicht aufgefallen, daß das Jesuskind bei den Weisen die Hand segnend erhebt, daß die Art und Weise, wie der verklärte Christus „schwebt“ (S. 26), das Handefalten des Petrus beim Vaterunser (S. 26), Christus mit der Patene beim Abendmahl, die leuchtende Wunde Christi und das Schlußbild der Trinität — katholisch ist? — Nach Abschluß meiner Kritik schickt mir Herr Prof. Spitta folgende Berichtigung an der Täglichen Rundschau, die ich wegen ihrer prinzipiellen Wichtigkeit ganz hierhersetze unter dem Vorbehalt, auf diese diesen

Dinge noch zurückzukommen. Au meinem Urteil ändert die nachstehende Ausführung lediglich nichts. Ob sie Kestler nicht noch mehr belastet, überlasse ich dem eigenen Kriterium.

Julius Schlattmann schreibt in der Täglichen Rundschau Nr. 193:

„In der Unterhaltungs-Beilage Nr. 91 der „Täglichen Rundschau“ schließt „Martinus“ seine ablehnende Kritik des Werkes „Das Leben Jesu“ von Phil. Schuhmacher und Johannes Keßler mit einem Absatz, der sich in seiner zugespitzten Zuspitzung an eine falsche Adresse wendet und deshalb eine weder gewollte noch geahnte Ungerechtigkeit birgt.

Jedem der einigermaßen mit den Verlagsverhältnissen, die bei der Veröffentlichung des in Rede stehenden Werkes obwalteten, vertraut ist, ist es klar, daß Herr Phil. Schuhmacher an der Verquickung seiner Arbeiten mit dem Texte des Herrn Keßler vollständig unschuldig ist, ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich diese Herren gar nicht kennen. Herr Phil. Schuhmacher ist vom Kommerzienrat Büxenstein in Berlin als Illustrator, besonders für den katholischen Verlag, die Allgem. Verlagsanstalt in München, verpflichtet. Er ist von tadellos vornehmem Charakter und überzeugter Katholik, Österreicher von Geburt. Seine künstlerischen Arbeiten sind ein getreuer Niederschlag seiner religiösen Überzeugung; sie sind durch und durch katholisch, wollen und sollen es sein, und haben vom protestantischen Geiste keinen Hauch. Das Verlagsrecht seiner Arbeiten geht in den Besitz des Herrn Büxenstein über, so daß ihm auch nicht der geringste Einfluß bei einem weiteren Verschleiß bleibt — — —, ja Herr Phil. Schuhmacher kann nicht einmal verhindern, daß sein Name als Autor auf dem Titel des in Frage stehenden Werkes prangt, sowohl aus juristischen Gründen, wie in Anbetracht seiner abhängigen Stellung. Der einzige verantwortliche Machtfaktor in dieser Angelegenheit ist Herr Kommerzienrat Büxenstein, der Teilhaber und spiritus rector der Allgemeinen Verlagsanstalt in München und der Firma Martin Oldenbourg in Berlin ist, der Verlegerin dieses „protestantischen“ Werkes. Herr Büxenstein, der Besitzer einer der größten Druckereien und Ätzanstalten Berlins, handelt mit dieser Ausschlachtung der Klischees nach Werken eines katholischen Künstlers ganz „usancegemäß“. Ist das katholische Gebiet geschäftlich abgegrast, so wendet man sich dem protestantischen zu; dort gibt der Herr Weihbischof seine Approbation von 1½ Zeilen, hier der Herr Hofprediger seinen Text zur Begleitung. So kommt es, daß ein Teil der von der evangelischen Geistlichkeit gelenkten Volksliteratur mit Bildern nicht allein ultramontan nachempfundener Färbung, sondern meistenteils sogar direkt katholischer Herkunft geschmückt ist. Selbst die illustrierten Bibeln, die sich in Deutschland doch nur an das evangelische Volk wenden, sind gespickt voll von Klischees katholischer Herkunft. Gewiß, die katholische Propaganda kann zufrieden sein mit dieser Einschmuggelung ultramontanen Geistes in evangelische Kreise, daß der umgekehrte Weg nicht eingeschlagen wird, dafür sorgt schon der in diesem Punkte sehr feinfühlige katholische Klerus. Diese Mißwirtschaft gebührend an den Pranger zu stellen, ausgiebig und sachkundig, stelle ich mir hier nicht zur Aufgabe, das würde zu weit führen. Aber gegen dieses Gebaren richte Herr Martinus die Schärfe seines mannhaften und echt evangelischen Zornes, dann trifft er die richtige Adresse!

Ich will nur diesen bezeichnenden Fall benutzen, um darauf hinzuweisen, welche Folgen der Klischeehandel, d. h. der weitere Nachdruck von künstlerischen Illustrationen an Stellen, die der Künstler bei der Anfertigung gar nicht ins Auge fassen konnte, nach sich zeitigt: Einerseits eine Verflachung und Versumpfung des geistlichen Lebens und Empfindens der wichtigsten Volkskreise, andererseits für den unschuldigen Illustrator Kritiken der besten und gebildetsten Leute, die ihn in seinem Erwerbsleben immer schwer schädigen müssen.“

Von Keßlers Text will ich nicht viel sagen. Es dürfte sich für Kompetentere als ich bin, empfehlen, einmal dieser Salonsprache näher zu Leibe zu rücken, die das Leben Christi „in moderner Sprache“, wie Keßler sagt, und mit verwässert sentimentalem Feuilleton-Stil zu schreiben sich erkühnt. Der Text ist auch faul geschrieben: „Bedeutungsvoll wunderbar, wundervoll Hülbude, machtvolle Wundertaten“, „Jesus widmete sich der Ausbildung seiner Jünger“ usw. — Wenn wir einmal das Leben Jesu beschrieben haben wollen, stellen wir andere Anforderungen an den Stil.

Ich will nun noch kurz über Schuhmacher reden. Zuerst von seinem Können, dann von seinem inneren Anschauen. Schuhmacher kann etwas, wie jeder ordentliche Handwerker. Die Farbe des einzelnen Bildes ist reich, aber es ist der lang gewählte Ton zwischen schwerem Holzgeist und vornehmer niederländer Art. Die Anwendung der Farbe ist schülerhaft korrekt und monoton. Auf jeder Seite dieselbe Sauce à la Piloty-Kaulbach. Für die geistigen Farbenwerte in der Geschichte Christi hat Schuhmacher keine Vorstellung — Tod — Auferstehung — Himmelsglanz. Er gibt bei jedem Bild seine ganze Farbenschachtel aus. Schuhmacher ist gar kein schlechter Landschafter. Er erfaßt auch einige Typen ganz

Digitized by Google

glücklich S. 17 den Jüngling, der bei der Bergpredigt am Baume lehnt S. 21 Jesu Töchterlein S. 20, 21 die Parabel vom verlorenen Sohn S. 23 die Fußwäsche. Der Zug der Kinder zum Heiland S. 33 der Judaskuß.

Aber von dem Leben Jesu kann uns nicht Farbe, nicht Landschaft, nicht Situation genügen. Zuerst muß Christus als der Sohn der Herrlichkeit in Menschengestalt die Andern überragen, durchleuchten. Bei Schuhmacher geht Christus meist unter im allgemeinen historischen Apparat. Er versteht weder Farbe noch Zeichnung zur Charakterisierung Christi zu verwenden. — Daß sein Typus Christi ein erbärmliches Machwerk ist, habe ich gesagt. Es ist nicht einmal Zuckerbrot für süße Herzen wie bei Pfannschmidt. Die Cornelianer konnten doch wenigstens zeichnen und vornehm sein. Will aber Schuhmacher Christum mächtig darstellen, so werden die Füße zu groß, die Bewegungen theatralisch, das Gesicht unwürdig (S. 45 der Auferstandene!)

Ich habe vielleicht schon zu viele Worte gemacht. Sollten die Herren vom Hofe mir noch nicht glauben, so bin ich bereit, noch Wahrheitsbeweise über Entlehnungen und andere Dinge zu erbringen.

Kritiker eines solchen Elaborats zu sein, ist immer mißlich. Man hetzt sich gelegentlich beim Kampf um die wahre Kunst eine Horde einflußreicher „Kenner" hinterher. Darum wird so oft aus Egoismus — geschwiegen oder gelobt.

Ich habe geredet. Ich bitte um Kampfgenossen für deutsche Kunst gegen Salonkunst, für christliche Kunst gegen Hofpredigerkunst.

Kleine Mitteilungen.

Über den Altargesang des Geistlichen findet sich eine in der Hauptsache ganz außerordentlich verständige und überzeugende Ausführung von Rasch in der Kirchl. Gegenwart II Nr. 8, 116—119, auf die wir diejenigen, welche über diese Frage im Unklaren sind, recht dringend aufmerksam machen möchten. Bezüglich der Kreise, an die sich Rasche Ausführungen zunächst richten, wird es auch mit dem Satze seine Richtigkeit haben: „Man ist doch sonst durchaus mit Recht gegen Sologesang im Gottesdienst, wie er z. B. bei Trauungen in Städten vorkommt, so wende man das auch gefälligst auf den Sologesang des Liturgen an." Aber seine Folgerung wird wenig ziehen, da es sich bei jenem Widerspruch doch nicht um das Ungehörige des Singens an sich, sondern um das Ungehörige des Auftretens eines singenden Laien handelt. Ich bin, wie ich das M. Schr. VI 302 ff. ausgeführt habe, falls die evang. liturgischen Voraussetzungen erfüllt sind, keineswegs gegen den Sologesang des Laien und dann natürlich an sich auch nicht gegen den des Liturgen, es kommt nur darauf an, was er singt, und wie er singt. Ich bin aber auch durchaus nicht gegen das Auftreten des Laien als Vorleser, Redner und Assistent bei der Austeilung des heil. Abendmahles usw. Ja ich glaube, je energischer man nach dieser Seite die Mittätigkeit der Gemeinde betont, um so klarer und gesunder wird sich jene Gestaltung des evang. Gottesdienstes entwickeln, von der schon Luther geweissagt hat und auf der auch Rasch verweist. Möchte er doch recht oft über „Liturgisches" zu seinen und meinen Landsleuten reden!

Fr. Spitta.

Bücherschau.

H. G. Emil Niemeyer, Sursum corda. Ausgewählte Stücke für die Orgel und das Harmonium. Bertelsmann, Gütersloh. 2 Mark.

Die Sammlung enthält Choralvorspiele, Vortragsstücke usw. von Fischer, Geißler, Hesse, Rinck, Löwe, Mendelssohn, Töpfer, Vierling d. älteren und anderen. Die Stücke, nicht lang, sind durchweg von leichter Spielweise und stellen mäßige Anforderungen an das Können. Für den Gottesdienst kommen hauptsächlich die Choralvorspiele in Betracht, während die Vortragsstücke auch im Hause bei Benutzung des Harmoniums Verwendung finden können. Bei letzteren scheint mir im großen und ganzen die Stimmung zu sehr im Adagio gehalten zu sein, es fehlt ein lebhafterer, frischerer Ton dazwischen. H. Pfannschmidt.

Ernst Flügel, 15 Choralvorspiele für Orgel op. 59. Leuckart, Leipzig. 3 Mark.

Diese Choralvorspiele zu den gebräuchlichsten Melodien geschrieben, schließen sich streng den gottesdienstlichen Bedürfnissen an und zeichnen sich durch große Gediegenheit aus. Die kontrapunktische Behandlung der Choralmelodien ist sehr geschickt, die Themenbildung interessant. Es ist entschieden eine Freude, diese Arbeit kennen zu lernen, und ohne Frage werden die Vorspiele (leicht u. mittel schwer) bei geeigneter Ausführung viel Anklang finden.

H. Pfannschmidt.

Motette „Gott ist die Liebe".

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Gemäßigt — O. Thomas op. 16.

Sopr. Gott ist die Lie - - - be, und wer in der Liebe bleibet, der bleibt in Gott und Gott in ihm

Alt. Gott ist Lie - - - be, und wer in der Liebe blei - bet der bleibt in Gott und Gott in ihm Und wer da lieb hat, wer lieb hat, wer lieb hat und wer da lieb hat

Ten. Gott ist die Lie - be, und wer in der Lie - be bleibet, der bleibt in Gott und Gott in ihm, in ihm Und wer da lieb hat, wer lieb hat wer

Baß Gott ist die Lie - de und wer in der Lie be bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm Und wer da lieb hat

Sopr. der ist von Gott ge -

bo - ren und kennt Gott.

der ist von Gott ge - bo - ren und kennt Gott und kennt

Lieb hat, der ist von Gott ge - bo - ren und kennt

der ist von Gott und

Etwas bewegter, lebendiger, doch bestimmt.

nachgebend

Das ist aber das Zeugnis das ihr gehöret habet von

Gott

Gott u. kennt Gott

kennt Gott

An - - - fang von An - - - - - - - - - - fang

Das ist aber das Zeugnis das ihr gehöret habet von An - - -

Das ist aber das Zeugnis das

Das ist aber das Zeugnis, das ihr ge - hö - ret
fang, von An - - - - - fang, von An -
ihr gehöret habet von An - - - - fang
Das ist aber das Zeugnis, das ihr ge - hö - ret

habet von An - - - - fang, von An - - - fang
- - - - fang von An - - fang.
Das ist aber das Zeugnis, das ihr gehöret habet von
habet von An - - - fang, von An - - - fang,

Das ist aber das Zeugnis das ihr gehöret habet das
Das ist das Zeug - - - - - nis,
An - fang, von An - - - - - - fang
von An - - fang Das ist aber das Zeugnis, das

Zeug - nis das ihr ge - hö - ret ge - hö - - - ret ha - - -

das ihr ge - hö - ret ha - bet von

Das ist aber das Zeugnis, das ihr ge - hö - ret ha - bet von

Zeug - nis das ihr ge - hö - ret ha - bet von An - -

Nachgehend Zeitmaß getragener, wie zu Anfang.

- - bet von Anfang. Lasset uns ihn lie - ben,

An - - fang Las - set uns ihn lie - - ben

An - - fang Las - set uns ihn lie - - ben

fang. Lasset uns ihn lie - ben,

denn er hat uns erst ge - liebt, er hat uns erst,

denn er hat uns erst ge - liebt, er hat uns erst, uns erst ge

denn er hat uns erst ge - liebt, er hat uns erst uns

denn er hat uns erst ge - liebt er hat uns erst geliebt,

Google

Weniger stark — Nach

denn er hat uns erst erst geliebt,

liebt, uns erst geliebt,

erst, uns erst ge-liebt, erst geliebt erst ge-

uns erst ge-liebt, erst ge-liebt,

gedehnt G Belebt

a tempo

denn er hat uns erst er hat uns erst

denn er hat uns

liebt, denn er hat uns geliebt!

denn er hat uns erst, hat uns erst

H Breiter — Nach langsamer

ge-liebt! A-men a-men amen, a-men!

erst geliebt! A-men a-men a-men a-men, a-men!

Amen amen, a-men, a-men, a-men, a-men!

ge-liebt! A-men, a-men, a-men, a-men!

8. Jahrgang | Nr. 7 | Juli 1903.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5282, Ausgabe mit „Correspondenzblatt“ Nr. 5283.)

Die Kunstanstalt der Berliner Stadtmission

von **Cornelius Gurlitt**

Es ging mir vor einigen Tagen ein Katalog der Kunstanstalt für Kirchenausstattungen zu. Er bezeichnet diese Anstalt als eine solche, durch die der Kirche gedient werden solle, damit die Gotteshäuser würdig ausgestattet und ausgestaltet werden, sie wolle in ihren Ertragnissen aber auch der Berliner Stadtmission dienen. Die Anstalt befand sich bisher im Geschäftshause der Buchhandlung der Stadtmission, und ist auch jetzt noch in einem dieser gehörigen Gebäude. Also ist die Mission wohl auch für die Art, wie das Geschäft betrieben wird, verantwortlich. Der Katalog verspricht Lieferung solider Ware bei möglichst niedrigen Preisen und schließt im Vorwort damit, die Freunde der Mission würden ja, daß sie durch Entgegenkommen gegen die Kunstanstalt zum großen Missionswerke beitrügen.

Der Verfasser des Katalogs ist kein Stilist ersten Ranges. Gleich der erste Satz bekundet dies. „Hinter dem Altar“, heißt es da, „muß ein Raum von mindestens 1 m Wandabstand bleiben.“ Ein Raum von so und soviel Abstand ist meiner Ansicht nach ein solcher, der von der Wand absteht, nicht aber an sie stößt. Das ist aber nicht gemeint. Gewiß wird ein des Deutschen kundigeres Mitglied der Stadtmission bei der nächsten Auflage solche und ärgere Schnitzer beseitigen.

Schlimmer ist der Inhalt des Kataloges. Die Anstalt liefert Altäre jeden Materials, wenn eine „Zeichnung des Chorraums und eine Bemerkung über den Baustil der Kirche“, ferner wenn die verfügbaren Mittel angegeben werden. „Zeichnungen der Altäre und Kostenanschläge liefern wir jederzeit gratis in reichster Auswahl.“ Ebenso werden Kanzeln, Taufsteine, Orgelgehäuse, Liedertafeln geliefert. Auch Gestühl. Weniger bemittelten Kirchen ist vorzuschlagen, die Bänke selbst aus Kiefernholz, hingegen die Seitenwangen aus Eichenholz anfertigen zu lassen. „Erstere erhalten durch Beizen genau die Tönung von Eichenholz, sodaß äußerlich kein Unterschied im Material zu bemerken ist.“ Eine besondere Abteilung bilden die gemalten Fenster. Die Anstalt verspricht Kostenanschläge, Original-

kartons jederzeit kostenfrei. „Bei größeren Anschaffungen sind wir gern bereit, unsere Kundschaft mit Vorlagen *persönlich* *bemustern* zu lassen.“

Zufällig liegt auf meinem Schreibtisch auch der Preiskurant der berühmten Linnemannschen Glasmaler-Werkstätte in Frankfurt a. M. Ein Vergleich ist lohnend. Linnemann erklärt, bei künstlerisch und technisch guter Arbeit einen Quadratmeter einfachster figürlicher Darstellung nicht unter 115 Mark liefern zu können, bei reicherer für 300 Mark. Das heißt, ein Fenster von 0,8 m Breite und 3,5 m Höhe mit einer lebensgroßen Gestalt würde bei ihm mindestens 322 Mark kosten. Man denke, welch außerordentlich *niederer* Preis. Welcher Maler vermag für 322 Mark eine lebensgroße Figur zu liefern in der so sehr viel billigeren Öltechnik! Ein Maler, der auf sich achtet, würde dem Besteller, der ein solches Gebot macht, die Türe weisen. Die Glasmalerei ist schon so weit herunter, daß einer ihrer Besten solche Preise noch zu rechtfertigen gezwungen ist. Die Kunstanstalt dagegen liefert den Quadratmeter Teppichfenster für 20—40 Mark und eine Figur in Lebensgröße für 60—100 Mark, also solch ein Fenster für 116 bis 212 Mark! Was mag *sie* ihrem Lieferanten zahlen, da sie doch verdienen will!

Freilich! Altargemälde in der Größe von 0,95:1,57 cm Ölkopien nach einem älteren Meister „in künstlerischer Ausführung“ kosten in der Anstalt 160 bis 180 Mark. „Originalgemälde, die nach neuen Entwürfen hergestellt werden sollen, haben natürlich weit höhere Preise.“

Genug von diesem häßlichen Schacher, der Kirche und Kunst gleichmäßig schädigt!

Draußen vor der Kirche stehen die Künstler, die ihr Herzblut einsetzen, das zur Schau zu bringen, was ihre Seele erregt. Sie treffen nicht die Wünsche der Theologen, sie sind ihnen nicht Vertreter des Heiligen, der christlichen Tiefe, des sittlichen Ernstes, denn sie fehlen in ihrer Kunst, wie es eben Menschenart ist. Draußen stehen die ungezählten Schaffensfreudigen, die glücklich wären, eine Kirche nach ihrem besten Können schmücken zu dürfen, die sich sehnen, einmal statt des Einerlei des Zinshausbaus und der Wohnungseinrichtungen an eine ernstere Aufgabe herantreten zu können. Man läßt sie nicht herein, denn sie sind zu modern, zu eigenartig.

Vor Allem aber sind sie zu teuer! Sie schämen sich eben Kiefernholz so zu beizen, daß es wie Eichenholz aussieht, und in die Kirchen billigen Kram einzuführen, zusammengestoppelte Brocken hier und da gratis von alten Meistern erhaschter Kunst. Sie sind unbequeme Berater, denn sie mahnen, daß man die Kirchen nicht zu Trödelbuden für abgestandenen Idealismus mache.

Denn es gibt der Geistlichen genug, die jene Erzeugnisse, mit denen sie die Kunstanstalten „bemustern“, für ideales Gut der Kirche halten. Man kauft Kopien nach alten Meistern, die der oder jener arme Schlucker für Hungerlohn herstellt. Damit glaubt man sicher zu gehen, wahrhaft kirchliche Ware billig zu erhalten! Doch eine Frage an die Mission! Wäre es nicht achte Missionsarbeit, die Künstler mit aufzurufen zur Verchristlichung der Kunst, ihnen Brot zu geben und Anleitung im Dienst der Kirche, damit sie, als berufene Bekenner und daher berufene Agitatoren, den vergessenen Gedanken wieder in die Weite tragen, daß die Kirche ein notwendiges Glied unserer *Kultur* sei!

Digitized by Google

Zwei Vorschläge hinsichtlich der Bilder in unseren Kirchen

von Pfarrer **Ernst Bender** in Dachsenhausen, Rrg.-Bez. Wiesbaden

In der evangelischen Kirche zu Weilburg a. d. Lahn befindet sich seit Jahr und Tag folgende bemerkenswerte Einrichtung: die Rückwand der Kanzel wird gebildet durch ein Bild, das hinaufgezogen wird, wenn der Geistliche die Kanzel betritt und das herabgelassen wird, wenn er seinen Standort als Prediger eingenommen hat. Dieses Hinaufziehen und Herablassen ist allerdings mehr merkwürdig als erbaulich und hat stark theatralischen Beigeschmack. Ferner ist das Bild, das die Stelle einer Tür zur Kanzel vertritt, zu klein, um in dem großen gottesdienstlichen Raume so zu wirken, wie es als einziges Bild und noch dazu an so hervorragender Stelle wirken müßte. Aber abgesehen von diesen Mängeln ist doch ein Doppeltes an der geschilderten Einrichtung wichtig und nötigt zum Nachdenken und zum Weitergehen auf dem vorgezeichneten Wege: einmal, daß es, wie gesagt, das einzige Bild in jenem gottesdienstlichen Raume ist, und dann, daß dies Bild nicht dasselbe ist für das ganze Kirchenjahr. Es wechseln nämlich gut gemalte, leider schon etwas dunkel gewordene Ölgemälde nach den Festzeiten ab. Ich finde diese zweifache Tatsache derartig wichtig, daß ich daraus einen doppelten Vorschlag hinsichtlich der religiösen Malerei in unseren Kirchen ableiten möchte: zunächst nicht viele Bilder an beliebigen Orten in unseren Kirchen, sondern ein Hauptbild an bevorzugtester Stelle und zweitens: dieses Bild verschieden je nach der kirchlichen Zeit.

Viele und naturgemäß verschiedenartige Bilder in der Kirche zerstreuen, das dürfte feststehen. Das Auge wandert in einer bilderreichen Kirche hin und her. Es geht nach rechts und nach links, nach oben und unten, vorwärts und rückwärts. Man wende nicht ein, daß für den, der zum ersten Male die Kirche betritt, die Bilder, weil sie ihm neu sind, diese die Gedanken in Anspruch nehmende und vielleicht auch zerstreuende Wirkung haben, daß man sich aber im Laufe der Zeit derartig an diese malerischen Darbietungen gewöhnt, daß man sie sieht und doch nicht sieht, daß sie also dann auch nicht mehr stören werden. Ist dies tatsächlich der Fall, dann haben die Gemälde ihren Zweck verfehlt, denn Bilder, Schöpfungen begeisterter Künstler, haben das Recht zu reden, sie müssen reden, sie müssen immer wieder aufs neue ihre Arbeit tun am Menschengemüte: dafür sind sie da.

Man erwäge weiter, daß wir gar nicht fähig sind, viele Bilder nacheinander oder womöglich gleichzeitig in uns aufzunehmen. Da sie nebeneinander stehen in einem Raume, den das Auge in verschwindend kurzer Zeit zu durcheilen imstande ist, so melden sich alle zum Wort. Innig beseligend und erschütternd, vielfach freilich auch nur erzählend oder belehrend, vielleicht auch die Verwunderung erregend ist diese mannigfaltige Sprache. Welcher feinfühlige Mensch ist in der Lage, dieses Hin- und Hergeworfenwerden in der Stimmung, diese vielfältige und höchst verschiedenartige Bilderpredigt zu ertragen, ohne zum mindesten zerstreut und überangestrengt zu werden. Ich bin also durchaus dagegen, daß man die Kirche zu einer „Bilderbibel“ macht. Es ist doch eine selbstverständliche Forderung, die wir an den gottesdienstlichen Raum stellen, daß er in uns nicht viele und verschiedenartige, ja vielleicht direkt widersprechende Eindrücke hervorrufe, sondern,

daß er uns wenigstens nicht derartig in Anspruch nehme, daß wir in der Absicht gehindert werden, mit der wir das Gotteshaus betreten.

Ebensowenig dürfte es bestritten werden, daß die Hauptaufgabe des Gottesdienstes die ist, unsere Gedanken und Empfindungen zu sammeln, zu erheben und einem bestimmten Ziele entgegenzuführen, indem er alle seine Teile diesem Zwecke dienstbar zu machen sucht. Ein Gottesdienst, dem dies nicht gelingt, hat seinen Zweck nicht erfüllt. Ihm fehlt die dringend nötige Einheitlichkeit. Ich frage auch hier: wird diese nicht ernstlich gefährdet, wenn ganz verschiedenartige Darstellungen, darunter naturgemäß solche, die mit dem Tage, der Predigt, den Gesängen gar nichts zu tun haben, ja vielleicht diesen direkt widersprechen, dazwischen reden.

Oder sollen wir überhaupt die Bilder während des Gottesdienstes nicht ansehen, vielmehr zu einer anderen Zeit, womöglich unter zu Hilfenahme eines erklärenden Textes — ganz wie im Museum —? Oder sollen wir nur den Bildern unsere Aufmerksamkeit schenken, welche zur Grundstimmung des Tages und Gottesdienstes passen? Da heißt es erst suchen, und wenn man wirklich gefunden hat, dann will es vielleicht der Zufall, daß das betr. Bild sich an einem Orte befindet, zu dem das Auge nur nach einer halben oder ganzen Wendung des Körpers gelangen kann. Man könnte einwenden: die Andacht soll uns im Gottesdienst in dem Maße erfüllen, daß bei Gebet und Predigt die äußeren Eindrücke überhaupt allmählich ganz zurücktreten und Alles um uns verschwindet und wir mit unserem Gotte völlig allein sind, wenn wir beten, und wir nur den Prediger sehen und nur die Verkündigung des göttlichen Wortes, das seinem Munde entströmt, vernehmen, wenn er predigt. — Dagegen muß doch bemerkt werden: es wird nicht nur gebetet und gepredigt im Gottesdienste. Es ergeben sich auch Pausen, Ruhepunkte, die sehr nötig sind. Und dann: welcher Gottesdienstbesucher vermag alle Gebete mit jener lückenlosen Andacht und Ergriffenheit zu beten — man vergesse nicht, daß zu den Gebeten im Gottesdienste auch die Lieder gehören — und welcher Prediger ist imstande regelmäßig seine Zuhörer in dem Maße zu fesseln von Anfang bis zu Ende, daß sie völlig und ausschließlich unter dem Eindrucke seiner Persönlichkeit und seiner Worte stehen?

Ich resümiere: es hat die größte Vorsicht hinsichtlich der Bilder in der Kirche zu walten, und füge hinzu: am wünschenswertesten dürfte es sein, Ein Hauptbild in der Kirche anzubringen, ein Bild, das an einem Orte sich befindet, wo es ein Jeder sehen muß, dazu, was kaum gesagt zu werden braucht, an einem vorzüglich beleuchteten Orte. Und zwar nicht dasselbe Bild ein für alle Male, sondern — darauf lege ich besonderen Wert — jedesmal das Bild, das der kirchlichen Zeit und damit dem Charakter des Gottesdienstes, dem Grundton der Predigt und der Lieder wie der ganzen Stimmung der Gemeinde entspricht. Also in der weihnachtlichen Zeit die Geburt Jesu, in der Passionszeit der Gekreuzigte usw., in der Trinitatiszeit vielleicht eine bezeichnende Darstellung aus der unermüdlichen Liebesarbeit des Heilandes. Es leuchtet ein, daß es von besonderer Bedeutung ist, daß in der sog. festlichen Zeit des Kirchenjahres die Bilder mit den Grundgedanken der entsprechenden Festtage und -wochen zusammenstimmen. Es ist ein Widerspruch, der unmittelbar störend empfunden wird, wenn z. B. das in Frage stehende Hauptbild, auf dem die Blicke der Andächtigen wie von selbst ruhen, das fröhlichste, seligste Ereignis der Menschheitsgeschichte, die Geburt Jesu darstellt mit jauchzenden Engeln und umgdeglückten Menschen, und der

Prediger predigt über einen Passionstext und die Gemeinde singt todtraurige Passionslieder. Gewiß, die Gedankenbrücke zwischen Krippe und Kreuz wird von uns schnell gebaut, aber ich wiederhole, der erste unmittelbare Eindruck, der sich, wenn auch wohl schwächer werdend, immer wieder einstellt, so oft das Auge sich dem Bilde zuwendet, ist der des Unharmonischen, Störenden. Sollte dies, was ich kaum glaube, bestritten werden, so würde dies meines Erachtens nur beweisen, wieviel wir an Feinfühligkeit auf diesem Gebiete eingebüßt haben. Natürlich muß das Bild so groß sein, daß seine Figuren auch von den hintersten Plätzen des gottesdienstlichen Raumes aus deutlich unterschieden und erkannt werden können. In kleineren, intimeren Räumen wird diese Forderung leichter zu erfüllen sein, als in Domen. Wie sie ist zu erfüllen, dafür wollen wir die Künstler sorgen lassen.

Bei diesen Bildern denke ich in erster Linie an Originalgemälde zeitgenössischer Meister, und da wir heute nach arm sind sowohl an modernen religiösen Gemälden, welche sich für den genannten Zweck eignen, wie an Künstlern, die ihre Hauptkraft religiösen Stoffen zuwenden, auch an Kopien der besten Bilder der Vergangenheit. Die Gemälde sollen nicht das alte Altarbild wiederholen — die katholische Auffassung des Altars, deren Wurzeln im Judentum und noch weiter zurück liegen, ist für uns überwunden — sondern Bilder für sich sein, die allerdings am zweckmäßigsten in der Hauptachse der Kirche hinter dem Altare ihren Ort finden würden, aber so, daß sie mit dem Altare nicht verbunden sind. Es ist vielmehr zu fordern, daß soviel Raum verbleibt, daß mindestens 2 Personen bequem nebeneinander sich um den Altar herumbewegen können. Die Kanzel würde freilich dann nicht oberhalb des Altars anzubringen sein, sondern sie könnte eine seitliche Stellung erhalten, besser noch, da es das Ideale ist, wenn die Aufmerksamkeit der Kirchenbesucher stets in gleicher Richtung erhalten wird, eine Stellung vielleicht vor dem Altare. Man vergleiche hierzu z. B. den ursprünglichen Plan des Erbauers der Frauenkirche in Dresden.

Die Orgel könnte ihren Ort behalten im Angesicht der Gemeinde oberhalb des Bildes, oder sie könnte auch auf einer Seitenempore angebracht werden. Man erinnere sich dazu der dahingehenden schon längst von anderer Seite gemachten Vorschläge. — Im Übrigen kann in diesem Zusammenhange nicht ausführlich über diese einzelnen, für mich sekundären Fragen geredet werden. Es muß dabei verbleiben: sind die vorgebrachten Gedanken als richtig anerkannt und entschließt man sich, von ihrer Wichtigkeit durchdrungen, sie zur Tat werden zu lassen, dann werden Baumeister und Maler sehr wohl imstande sein, eine befriedigende Lösung zu finden.

Es kommt in der Tat nicht wenig darauf an, daß der Eindruck, den das Auge empfängt, wenn es nach dem stillen Gebete nach Eintritt in das Gotteshaus sich emporhebt, schon an sich dazu angetan ist, die Gedanken zu fesseln, zu erheben und womöglich auf das Kommende vorzubereiten. Warum sollte diese Forderung nicht laut ausgesprochen werden dürfen? Der Prospekt aber der Orgel und Kanzelseite ist auch in den neueren Kirchen vielfach derartig unruhig, daß er einheitliche, weihevolle Gedanken nicht erregt, geschweige denn verknüpft. Warum soll ich erst kämpfen müssen gegen die Zerstreuung und das Herabgezogenwerden in meinen Empfindungen, wenn es anders sein kann?

Bisweilen macht auch ein farbiges grelles Licht im Chor bei heller Sonnenbeleuchtung es beinahe unmöglich, dahin zu blicken, wohin das Auge naturgemäß

sich richtet. Es kommt hinzu, daß die Kanzel an sich und noch dazu, wenn sie über dem Altare angebracht ist, namentlich dann, wenn der Geistliche sich nicht auf ihr befindet, was mindestens für die Hälfte der gottesdienstlichen Zeit zutrifft, nach meinem Gefühle einen sehr wenig befriedigenden Eindruck hervorruft. Etwas anders verhält es sich mit der Orgel, obwohl auch sie für sich allein dem suchenden Blicke des Andächtigen nicht genügt. Kommt nach ein Sängerchor hinzu, der vielleicht schlecht disziplimert ist, was leider immer noch als Regel angesehen werden muß, oder welcher der Gemeinde so nahe sitzt, daß die Augen vom Chor zur Gemeinde und von der Gemeinde zum Chor suchend und Verständigung anstrebend hin und hergehen, dann wird dies Alles eine Wirkung zur Folge haben, welche weit davon entfernt ist, zu befriedigen und zu erheben. Ein Gefühl des Unbehagens wird das Ergebnis sein. Wie ganz anders, wenn ein künstlerisches beherrschendes, frommes Bild sich der suchenden Seele zeigt und sie mit andächtigen, wertvollen Gedanken erfüllt! —

Lastet auf den gemachten Vorschlägen schon aus dem Grunde der Vorwurf der Utopie, weil die Kosten die Verwirklichung unmöglich machen? — Reiche Gemeinden — darüber ist kein Wort zu verlieren —, werden sehr wohl in der Lage sein, die besten Künstler für die 4—6 Gemälde, welche den Grundstock der Sammlung für das Kirchenjahr bilden müßten, zu gewinnen. Stellen wir endlich einmal unsere protestantischen Maler vor große Aufgaben, ich zweifle keinen Augenblick, daß wir staunen werden, wie viel religiöser Sinn und wie viel Glaubenskraft in ihnen schlummert, die nur auf das Wort wartet, das sie aufruft zur Tat, zur großen eines Künstlers würdigen Tat. Die evangelische Kirche ist von dem Vorwurfe nicht frei zu sprechen, bis auf den heutigen Tag die religiöse Malerei mehr als stiefmütterlich behandelt zu haben. Ist die Kunst der Malerei nicht auch ein Kind Gottes, wie die anderen Künste? Warum soll dies Kind weinend und bittend vor der Kirchentüre stehen, während die anderen Künste dort längst ihre Heimat und ihr Brot gefunden haben? Ich weiß wohl, wie diese Mißachtung entstanden ist, ich weiß aber auch, daß das, was den Vätern als eine Notwendigkeit erschien, für uns, die Menschen von heute, zu einem Unrecht geworden ist, um dessen schleunige Beseitigung wir ernstlich bemüht sein müßten.

Minder bemittelte Gemeinden, die in der Regel auch kleinere Kirchen besitzen und bauen werden, kommen sehr wohl mit guten Kopieen der besten Gemälde der Gegenwart und der unvergänglichen Werke früherer Zeiten aus. Und kleine Landgemeinden — wenn es nicht anders sein kann, dann genügt eine kräftige von Künstlerhand hergestellte Kohlenzeichnung. Dies kann sehr einfach und doch sehr würdig und erbaulich sein, ich spreche aus Erfahrung. Ich wiederhole auch an dieser Stelle: machen wir uns keine Sorgen um Fragen, deren Lösung den Künstlern von Beruf zufällt.

Die Kirchenvorstände und, ich muß leider hinzufügen, auch die Geistlichen dürften allerdings betreff der Bilderwahl und der anderen einschlägigen Fragen wenigstens fürs erste nicht als kompetente Größen anzusehen sein. Es fehlt heute noch das Erste und Nötigste, was das Verständnis der Gemeinden und auch der Geistlichen gerade der religiösen Malerei gegenüber betrifft. Es scheint beklagenswerterweise nicht nur in den Kreisen der sog. Ungebildeten immer noch die kindliche Meinung zu herrschen: wenn fromm, dann auch schön und gut. Man denke an die entsetzlich geschmacklosen Wandsprüche und Haussegen, welche nicht nur in den Häusern der kleinen Leute hängen, man denke daran, was ich für besonders

bezeichnend halte für das Kunstverständnis in den Pfarrhäusern, daß Plockhorst beinahe überall für das Ideal eines religiösen Künstlers angesehen wird. Was wollen die guten Leute freilich dann mit Rembrandt und Dürer anfangen!

Ich kann die Geistlichen von einer gewissen Schuld diesen tief bedauerlichen Tatsachen gegenüber nicht freisprechen, aber die Hauptschuld trifft sie nicht. Die Hauptschuld liegt in der Vorbildung der evangelischen Geistlichen, welche auch heute noch durchweg derartig ist, daß die religiöse Kunst viel zu wenig berücksichtigt, die religiöse Malerei speziell so gut wie nicht in Betracht gezogen wird. Solange man noch über die Notwendigkeit, die einschlägigen Kollegien zu hören, die Achsel zuckt und von der Zeit redet, die nützlicher anzuwenden sei, und solange man nicht daran denkt, die Kenntnis und das Verständnis der religiösen Malerei zum Prüfungsgegenstande bei Gelegenheit der theologischen Examina zu machen, so lange wird es in diesem Punkte nicht besser werden zum großen Nachteile für unsere evangelische Kirche. —

Denen, welche auch jetzt noch meine Vorschläge als Kuriosität angesehen wissen wollen, möchte ich das Folgende zur Erwägung anheimgeben. Wir haben die religiöse Musik mit offnen Armen in unsere Gotteshäuser und Gottesdienste aufgenommen. Wir haben Meistern wie Bach, Schütz, Herzogenberg, um nur diese herauszugreifen, das Bürgerrecht darin gegeben, wir halten dies heute für eine selbstverständliche Sache — wo bleibt Rembrandt, wo Dürer, wo bleiben die Maler der Gegenwart, die doch das erste Recht haben, wo bleibt Gebhardt, Uhde, Steinhausen? Hat die große Gemeinde im Gotteshause kein Recht an sie? Man beantworte doch die Frage: warum hat man diese Künstler bis dahin mit verschwindenden Ausnahmen von unseren Kirchen geflissentlich ferngehalten? Ist diese Tatsache immer noch die Folge der historischen Bilderfurcht in der Kirche der Reformation, oder ist sie hervorgerufen durch eine nicht unbedeutende Verlegenheit, weil man nicht recht weiß, wie man diese Fragen lösen soll, oder wußte man nicht, was man tat, und weiß man es auch heute noch nicht?

Wir machen uns, fürchte ich, lächerlich vor aller Welt und nicht zum Mindesten vor der katholischen Kirche, wenn wir sagen: wir Protestanten öffnen „der Kunst jede Tür und jedes Tor“, „und in allen ihren Zweigen gehe sie froh und schaffenskräftig ein, das hehre Haus zu bilden und zu schmücken“*) und unsere Taten stimmen mit diesen volltönenden Worten keineswegs überein. Bei welchen kirchlichen Neubauten läßt man denn die religiöse Malerei — von der kirchlichen Symbolik, über welche ich nicht allzubegeistert zu urteilen meine Gründe habe, rede ich nicht — froh und schaffenskräftig eingehen, das hehre Haus zu bilden und zu schmücken? Über die bescheidensten Versuche und Anfänge sind wir, soweit meine Kenntnis reicht, auf diesem Gebiete bis zur gegenwärtigen Zeit nicht hinausgekommen.

Folgende Erwägung wird unsere Unterlassungssünde in einem noch bedenklicheren Lichte erscheinen lassen: es wird nicht bezweifelt werden können, daß die Musik in erster Linie die religiöse Musik das Gemüt des Menschen in einer Weise zu ergreifen vermag, wie keine andere Kunst, daß aber diese Eindrücke in manchen Fällen durchaus unbestimmte sind, weil nicht selten die Musik, vorwiegend die rein instrumentale, von der Gemeinde im großen und ganzen nicht verstanden wird. Ebensowenig wird ein Zweifel darüber bestehen, daß die Heilstatsachen

*) Richard Bürkner, Grundriß des deutsch-evangelischen Kirchenbaues. S. 267.

unserer Religion sich weit eindringlicher und vor allen Dingen weit verständlicher in das Herz einschreiben durch die Anschauung, durch das Bild, das gute Bild. Übersehen wir es doch nicht, daß wir sozusagen von Bildern leben. Wir können keine Gedanken denken ohne Bild. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Alles, Alles besteht aus Bildern. Dürfen wir daher das unvergleichlich wichtige Moment der Anschauung weiterhin derartig vernachlässigen in unsern Kirchen und Gottesdiensten, wie es bisher geschehen ist?

Schließlich sei es mir gestattet, noch einen einzelnen Punkt hervorzuheben. Man hat in unserer Zeit manches warme Wort gesprochen zu Gunsten der geöffneten protestantischen Kirchen. Sie sollen nicht nur an Sonn- und Festtagen ihre Türen gastlich öffnen, sondern nicht minder an den Werktagen der Sammlung und Erquickung dienen aus des Lebens Hast und Not. Ich finde es ebenso löblich wie bezeichnend, daß man an einzelnen Orten die Einrichtung getroffen hat, daß zu bestimmten Stunden in den geöffneten Kirchen die Orgel gespielt werde. Man tat dies in der Erwartung, daß um so lieber die Kirchen aufgesucht werden würden, und daß die Erbauung sich um so sicherer und nachhaltiger einstellen werde — würde es nicht mit freudigem Danke begrüßt werden, wenn dieser Wirkung auf das fromme Gemüt durch das Ohr die durch das Auge fördernd und vertiefend zu Hilfe käme? —*)

Alte und neue Gotik

von **Gustav Franck** in Kleeken (Niederrhein).

Wenn man die Darstellung der Gotik in unseren Kunstgeschichten liest, dann kann man wohl ängstlich werden, die Frage heute noch einmal wieder anzuschneiden. Sie erscheint ja seit einem halben Jahrhundert bereits gelöst, seit man nämlich die alten Bauwerke der Isle de France untersucht und hier die Fortschritte von der romanischen zur gotischen Baukunst, wie sie oft in der Kunstgeschichte, auf wenige Jahrzehnte fruchtbaren Ringens zusammengedrängt gefunden hatte. Aber immer wieder wird ab und an in der kunstgeschichtlichen Literatur die Frage aufgeworfen, weshalb man denn damals allgemein

*) Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß ich in einem demnächst zu veröffentlichenden Aufsatz über „Kultur, Kunst und Kirche" hinsichtlich der kirchlichen Malerei zu denselben Vorschlägen gelangte, die der Verf. der obigen Artikel vertritt. Daß die Einheit der zur Feier versammelten Gemeinde, wenn ihr der sie beseelende Glaube im Bilde vor Augen träte, fast durchaus Ein Bild verlangt, in dessen Anschauen sich Alle finden können, ist ein schon öfter ausgesprochener Gedanke (vgl. z. B. Ed. v. Gebhardts Brief an mich, MSchr. I, 62 f.), dessen Wichtigkeit sich wohl nur dem verbirgt, der ein Gotteshaus von mangelhafter Einheitlichkeit der Raumgestaltung zu besuchen gewohnt ist. Der evangelische Gottesdienst ermöglicht auch in weit höherem Maße als der katholische den Verzicht auf Geltendmachung von Privat- oder Teilinteressen — nicht nur deshalb, weil wir bloß Einen Gegenstand des Glaubens kennen, sondern auch darum, weil für die andersartigen Bedürfnisse der Privatandacht und -Feier bei uns viel reichere Mittel zu Gebote stehen. — Auf den Gedanken wechselnder Bilder führten auch mancherlei Beobachtungen. So der Anblick der allbeherrschenden Auferstehungsbilder (Plockhorst) in der neuen Erlöserkirche meiner Vaterstadt Münster, der ohne Zweifel während mancher kirchlichen Zusammenkunft — man denke nur an Weihnachten oder Karfreitag — einfach störend wirken muß. Dazu kommt die gewiß viel geübte Sitte, der häuslichen Andacht für unsere Kinder durch die mancherlei Blätter einer Bilderbibel Reiz zu verleihen. In diese Richtung weisen auch die in unseren Häusern oft anzutreffenden, auf Wechsel eingerichteten Wandsprüche und noch mehr die neuerdings in Aufnahme gekommenen Rahmen für Wechselbilder in Schule und Haus. Auch dem Wunsch, dem Offenhalten der Kirchen durch eine entsprechende Vorrichtung mehr Sinn zu geben, hatte ich an der bezeichneten Stelle Ausdruck gegeben, ehe mir E. Beuders Ausführungen zu Gesicht kamen. Ich bezeuge das hier, um damit die aktuelle Bedeutung der obigen Vorschläge auch meinerseits ins Licht zu stellen. J. Smend.

zum Spitzbogen gegriffen habe, der doch längst bekannt war, und weshalb dieser längst bekannte und gewürdigte Spitzbogen jetzt mit einemmale die ungeheure Umwälzung verursacht habe, die zu einer völligen Neubildung führte. Sollte wirklich der Spitzbogen selbst, also eine technische Errungenschaft, die treibende Kraft gewesen sein?

Die Aufnahme des Spitzbogens wird bekanntlich auf zwei Ursachen zurückgeführt. Erstens übe er einen bedeutend geringeren Seitenschub auf die Umfassungsmauern aus als der Rundbogen, und zweitens erlaube er über verschiedenen Grundlinien doch Gewölbescheitel von gleicher Höhe zu konstruieren. Eine dritte, die symbolisch-mystische Erklärungsweise, braucht man ja heute nicht mehr zu erwähnen, sie kommt ernstlich nicht mehr in Betracht und spukt nur noch gelegentlich als Stimmungszauber in gewissen Romanen. In der Wissenschaft ist sie längst aufgegeben. Ob nun aber der gotische Stil aus jenen erstgenannten beiden Gründen, einem technischen und einem formal-ästhetischen, sich wirklich ableiten läßt? Mir will das immer zweifelhafter werden. Am meisten widerspricht dieser Annahme die Form, die der Spitzbogen in der Entstehungszeit der Gotik gehabt hat.

Der Spitzbogen hatte damals durchweg die Gestalt, die dem einen seiner Namen arc tiercerom entspricht (Fig. 1 A H B), d. h. die beiden Bogensegmente, die sich im Scheitel H treffen, werden von einem Mittelpunkt aus geschlagen, der nur um $1/3$ Radius weiter nach rechts und links vom Mittelpunkt des betreffenden Rundbogens liegt. (In Fig. 1 sind D und E die Mittelpunkte der Bogen AH und BH.) Der Schub dieses Bogens A H B ist aber sicher nur wenig geringer als der des um C geschlagenen Rundbogens, jedenfalls ist es praktisch bei Abmessung der Mauerstärken von sehr geringem Belang, ob man den Rund- oder den $2/3$-Bogen wählt. Dahingegen vermag schon der bloße Augenschein davon zu überzeugen, daß bei dem von F und G aus konstruierten lanzetförmigen Spitzbogen A S B ein Teil des Seitenschubs in einen senkrechten Druck auf die Stützen umgewandelt ist. Diese Form hat aber die Frühgotik gerade nicht verwandt. Wohl aber bietet schon der tiercerom A H B den Vorteil gegenüber dem Rundbogen, daß sein Scheitel einmal gegen Belastung widerstandsfähiger ist und sodann bei Verwendung billiger unbehauener Bruchsteine sich sicherer und leichter schließen läßt. So hat man verschiedentlich schon in romanischer Zeit Tonnengewölbe aus Bruchsteinmauerwerk spitzbogig geschlossen, während die aus behauenen Steinen gebildeten Gurtbogen wohl noch rundbogig blieben. Andererseits kommt es in frühgotischer Zeit vor, daß die Gurtbogen spitzbogig sind, die Kreuzrippen aber noch den Rundbogen zeigen. Vielleicht hat bei der Aufnahme des Spitzbogens doch ein ästhetischer Grund mitgesprochen, denn das ist zweifellos sicher, daß ein Rundbogen in der Höhe schwerer und gedrückter aussieht als ein Spitzbogen, selbst ein $2/3$-Bogen.

Fig. 1

Aber auch aus dem zweiten obengenannten Grunde hätte man den Rundbogen durchaus nicht aufzugeben brauchen. Es ist nämlich keineswegs notwendig, daß man den Spitzbogen anwende, um die auf den Seiten eines Rechtecks errichteten Bogen auf gleiche Scheitelhöhe zu bringen; man kann ebenso gut von zwei Rundbogen den schmaleren „stelzen“, Fig. 2 a o h p b anwenden, und das ist sehr oft geschehen. Will man aber den Spitzbogen verwenden, so kommt man bei dem tierceron der Frühgotik um das Stelzen auch nicht herum, siehe Bogen A S B und a, o, s, p, b. Erst eine spätere Zeit konnte durch Verwendung des lanzettförmigen Bogens a, o, b dem Stelzen entgehen. Daß aber dieser Lanzettbogen vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus dem gestelzten Spitzbogen vorzuziehen sei, möchte ich doch nicht grade zu behaupten wagen, obgleich man ja über den Geschmack bekanntlich streiten kann.

Fig. 2.

Aber woher erklärt sich nun der wunderbare Siegeszug des Spitzbogens, und woher stammt die eigenartige Konstruktion des gotischen Systems? Genau besehen, war ja alles bereits dagewesen: der Spitzbogen, die Streben, die Strebebogen, das Kreuzgewölbe und das Rippengewölbe. Aber es war dies alles einzeln und für sich dagewesen, das eine hier, das

Google

andere da. Es war das alles wohl auf die technische d. h. einfachste Form gebracht, aber noch nicht auf eine künstlerische, es war noch kein künstlerischer Organismus daraus geworden.

Warum geschah das jetzt mit einem Male? Der größere Reichtum und die steigende Bedeutung der Städte, die günstige politische Lage, einheitliches Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Macht, das alles mag noch so günstigen Einfluß gehabt haben, aber es genügt nicht zur Erklärung. Ich glaube, es wird überhaupt sehr schwer halten, den Geist der Gotik mit wenigen Worten zu deuten, es haben da mehrere Kräfte und Mächte zusammenwirken müssen, um diesen Keim aus dem Boden des mittelalterlichen Lebens aufwachsen zu treiben.

Nur auf eine möchte ich aufmerksam machen. Es wird nämlich meist übersehen, daß am Anfang unserer europäischen Kunstperioden — und die Gotik war solch eine europäische Neuschöpfung, die erste seit den römischen Gewölbesystemen — sehr oft auch rein wissenschaftliche Bestrebungen stehen. Das ist ja die Eigenart unserer europäischen Kultur überhaupt, daß sich in ihr wissenschaftliche und künstlerische Regungen in eigenartiger Weise kreuzen und befruchten. Chamberlain stellt sogar das allgemeine Gesetz auf, daß „enge Beziehungen gegenseitiger Korrelation zwischen „Wissen" und „Kultur" (und dazu rechnet er Weltanschauung und Kunst) bestehen." Ich möchte das Gesetz oder doch lieber auf unsere europäische oder vielmehr germanische Kultur beschränken. Will jemand eine Kultur auf rein ästhetischer Grundlage ohne eine Spur wissenschaftlichen Geistes kennen lernen, der muß die japanische Kultur studieren, denn von hier aus fällt allerdings ein bedeutsames Licht auf die Eigentümlichkeit unserer Kultur und Kunst. Als die neue Malerei sich in Norditalien entwickelte, da war es das wissenschaftliche Studium der Linearperspektive, das die Künstler begeisterte, einzelne sogar in so eigenartiger Weise beschäftigte, daß sie die ganze Malerei, sogar Intarsia und Relief, als „Illustrationen eines perspektivischen Lehrbuchs" aufzufassen schienen. Zuweilen waren diese Vorläufer des Quattrocento „mehr Gelehrte als Maler", ohne sie aber wäre die ganze Entwicklung der Folgezeit unmöglich gewesen.

So steht an der Wiege der Gotik die geometrische Wissenschaft, deren Geheimnisse damals der abendländischen Welt zuerst sich enthüllten. Es muß den Menschen damals zumute gewesen sein, als ob eine neue Welt sich vor ihren fragenden Blicken öffne, etwas von dem Gefühl, das ein Entdecker neuer Weltteile hat, muß ihre Seele durchzogen haben, als sich ihnen die wunderbaren Geheimnisse und Gesetze des Kreises und der regulären Vielecke auftaten. Mit Begeisterung wurden die Kreiskonstruktionen immer wiederholt und versucht, und immer wunderbarer offenbarte sich die Gesetzmäßigkeit und die innere Beziehung der Radien und Winkel, der Zahlen und Maße. Ängstlich haftet die Zirkelspitze zunächst noch innerhalb des Spitzbogens, aber immer kühner wagt sie sich im Laufe der Entwicklung aus der Fläche der Bogens heraus, um neue Maßwerkformen zu finden. Es ist nicht umsonst, daß die Kenntnis der elementaren Geometrie zum geheimen Erkennungszeichen der Bauhütte und daß „des Zirkels Maß und Gerechtigkeit" zum Symbol dieser neuen Kunst wurde.

Sobald nun diese Wissenschaft auf ein entsprechendes, in reicher Tätigkeit stehendes Handwerk traf, — und das war in unserm Fall das des Lapicida, des Steinschneiders, des Architekten, da wurden ihr neue Beobachtungen zugeführt und neue Probleme gestellt, das Problem des Fugenschnitts und seine Wirkung auf Schub und Druck der Gewölbe. Besonders charakteristisch ist z. B. die Behandlung des Strebebogens. Was man so gemeinhin schon als Strebebogen bezeichnet, ist es in der Wirklichkeit noch gar nicht, sondern nur eine Strebemauer, die mit Hilfe eines Bogens über das Seitenschiff hinweggeführt ist (Fig. 3). Der Bogen würde für sich allein dem Schub des Mittelschiffgewölbes nicht genügend Widerstand leisten, wenn er nicht durch die Übermauerung beschwert wäre, und die Übermauerung wiederum übt auch nur einen geringen Gegendruck aus, weil der Schub ihre Fugen in einem sehr ungünstigen stumpfen Winkel trifft. Allmählich aber lernt man auch hier auf die Wirkung des Fugenschnittes achten, und erst als man dem Bogen nicht

Fig. 3

Digitized by Google

mehr mit horizontalen Steinschichten übermauert, sondern auch die Fugen der eigentlichen Strebe mehr oder weniger zentral stellt (Schema Fig. 4) und sogar Bogen und Strebe teilweise aus einem gemeinschaftlichen Werkstück formt (Fig. 5); erst von da an ist der eigentliche Strebebogen erfunden.

Fig. 4.

Fig. 5.

Und nun fehlt noch ein drittes Moment, das ist eine neue ästhetische Würdigung der umgebenden Welt. Dieselben Leute, die Entdeckungsreisen machten in die verborgene, jenseitige Welt der Maße, Zahlen, Verhältnisse, dieselben Leute, die in fortwährender Berührung mit dem Werkstoff seine Vorteile und Eigentümlichkeiten auszunutzen lernten, eben diese Leute öffneten nun ihre Augen auch für ihre Umgebung, für die Formen der Tier- und Pflanzenwelt. Nachdem die romanische Kunst fast alle ihre Blattformen mit der bekannten Palme bestritten hatte, entdeckte man jetzt zu seinem Staunen im heimischen Blattwerk einen ungeahnten Reichtum und eine wunderbare Regelmäßigkeit der Formen, deren Beliebtheit wohl auch mit der Möglichkeit geometrischer Konstruktion ihrer Hauptlinien und Umrisse zusammenhängt. Jedenfalls stand man zur Natur in einem andern Verhältnis als vorher. Es war ein neuer Geist über die Menschheit gekommen, eine Lust und eine Wut zur Eroberung des Diesseits, ein Bewußtsein der Selbständigkeit und der eigenen Kraft. Man begann, die Welt gleichsam von unten auf zu besehen, nicht mehr vom Himmel herab mit den Augen der Ewigkeit.

All das kam zusammen, um den Mutterboden zu bilden, aus dem die neue Kunst des opus francigenum entsprießen konnte. Ein wissenschaftlicher Geist in der Konstruktion, ein naturalistischer Geist in der Dekoration, das waren die beiden Grundkräfte, die in so eigenartiger Weise zusammen wirkten, um eine Architektur zu erzeugen, wie sie in der Welt bis heute noch nicht wieder gewesen ist. Die Technik, die Wissenschaft der kleinsten Mittel, und die Kunst, die reiche Sprache des Gefühls, waren hier in einzigartiger Weise zur Erzeugung neuer Formen zusammengetroffen.

Die Gotik hängt also nach meiner Auffassung aufs engste zusammen mit dem neuen Geist der Wissenschaft, der damals zuerst sich zu regen begann; sie hat aber weder mit dem Geist der Scholastik etwas zu tun, so verlockend der Vergleich der scholastischen und gotischen Systeme auch sein mag, noch mit der in jener Zeit verbreiteten Mystik, ja, ich sehe in ihr teilweise einen Gegensatz gegen diese Geistesrichtungen, und darin kann mich weder Goethe noch Harnack irre machen, denen beiden die ganze technische Grundlage der Konstruktion ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist.*)

Was den Geist der gotischen Baumeister am deutlichsten offenbart, das ist der Trotz, die Kühnheit, mit der man jetzt alles das zu zeigen wagt, was man vorher sorgfältig vor den Augen der Menschen verborgen hatte. Der Strebebogen hatte schon länger unter den Seitenschiffdächern ein verborgenes Dasein geführt — jetzt läßt man ihn sichtbar werden. Die Kreuzrippen, die Grate, in denen die Druckflächen des Kreuzgewölbes zusammentreffen, hatte man als stark beanspruchte Teile schon länger verstärkt, aber bezeichnenderweise unsichtbar, also nach oben unter sicherem Schutz der Dunkelheit des Dachbodens. Der Gotiker erst wagt es, die Rippenverstärkung auch nach unten in dem Innern der Kirche sichtbar hervortreten zu lassen, und so gewinnt der Spitzbogen, der arc aigu, im Entstehungslande der Gotik einen neuen bezeichnenden Namen: arc ogive (v. augere verstärken).

Solcher Hilfsmittel hätte man sich bisher geschämt, und das ist ganz bezeichnend für den Geist des Mittelalters. Man möchte so überhaupt sagen, diese Zeit habe sich der Natur und der Wahrheit geschämt. Darin stand sie genau auf dem Boden der asiatischen Kulturen. Nur soweit die Völker die Wahrheit sahen und darstellten, nur soweit ziemt sich ihre

*) Siehe Bürkner, Gesch. der kirchl. Kunst Seite 275.

Darstellung, jeder Schritt darüber hinaus ist vom Übel, ist verboten, ist unsittlich. Es gehört eine ganz ungeheure Stoßkraft des Geistes dazu, wenn eine Zeit, ein Volk diesen Schritt wagt. Das konnte nur die Prometheusnatur der Hellenen und die Wikingernatur des Germanen — die Natur, die den Normannen in das weite Weltmeer, den Schauplatz der bösen Geister und Seegespenster trieb, die in Luther gegen religiöse Tradition und Bevormundung losbrach, und die den germanisch beeinflußten Norden Italiens zum Schauplatz des wissenschaftlichen Kampfes gegen alle Finsternis machte.

Was einst sich in Hellas abgespielt hatte, wiederholt sich ähnlich hier im nördlichen Frankreich: der ganze Kulturfortschritt eines Jahrtausends wird zusammengedrängt auf wenige Jahrzehnte. Jahrhunderte zehren von dem, was der menschliche Geist hier, ich möchte sagen, in einem Menschenalter geschaffen hatte. Wie das 7. griechische Jahrhundert die Form des Tempels festlegte, so daß alle späteren nur weitere Entfaltung desselben waren, so bestimmten die Baumeister der Gotik für mehrere Jahrhunderte die Erscheinung der christlichen Kirche, und alle spätern Künstler waren nur Entfalter und Ausgestalter der ursprünglichen Idee.

Überall, wo die Zeitumstände dem germanischen Charakter freie Entfaltung seiner Kräfte gestatten, vermag er Großes zu leisten; und gerade in solchen Entwickelungszeiten merkt man erst eigentlich, wie groß die Widerstände sonst gewöhnlich sind, wie stark das Band ist, das die Welt in dem gewohnten Geleise zu erhalten sucht.

Was einst der Humanismus in Oberitalien vollendet hat, das bahnte sich im 12. Jahrhundert in Frankreich an. Es waren nur erst wenige Samenkörner aus der reichen Ernte hellenistischer Zeit, die von hausierenden Arabern nach dem Abendland verschleppt waren, aber sie fielen hier auf fruchtbaren Boden. Ein wahrer Taumel muß die führenden Geister ergriffen haben, als so von einem, wenn auch beschränkten Wissensgebiet langsam Decke um Decke fiel, als Schleier um Schleier vom Antlitz der Natur niedersank, und endlich einzelne der Größten auf Augenblicke der Wahrheit ins ernste, stille, tiefe, dunkle Auge zu sehen glaubten.

Nun erst geschieht das Wunderbare, daß man es wagt, mit der Wahrheit und Wirklichkeit auch hervorzutreten, sie zu zeigen, ja sie zum Prinzip und Träger neuer Schönheit zu machen. Etwas rein Technisches siegt über den ästhetischen Kanon der Vergangenheit. Frei, ja dreist, zuerst auch noch kräftig ungelenk, unruhig breitspurig legt sich der Strebebogen über das Seitenschiff hinweg. Klar und deutlich tritt die Verstärkung der Kreuzrippen nach außen heraus. Immer energischer geht man vor in der Aussprache und Betonung der technischen Mittel. Ohne jede Rücksicht auf Kontur und Linie und Fläche häuft man die Strebebogen, beschwert man die Druckstreben mit Steinpyramiden. Nicht das Schaffen von Innenräumen an sich war der Zweck, sondern das Kunstsystem der Gewölbe, der Rippen und Bogen und der Gegenstreben. Warum sonst zog man die Mauern der Seitenschiffe nicht fast so hoch wie die des Mittelschiffs? Warum legte man das Gedäche nicht über die Strebebogen wie in früherer Zeit? Man hätte ja herrliche Räume schaffen können, ähnlich den späteren Hallenkirchen Westfalens. Nein, darum war es den Leuten gar nicht zu tun. Man hatte eben das System erfunden und wollte es zeigen. Der Techniker hat den Sieg behalten über den Mystiker, die Wirklichkeit über die Geheimnisse des Unsagbaren. Man liebte die Klarheit und die Deutlichkeit und die Übersichtlichkeit. Man ruhte nicht, bis man die letzten Folgerungen aus dem Grundgedanken gezogen, bis man alle Schwierigkeiten der Wölbung im Chorumgang und Kapellen so überwunden, daß die Kleinteilung im Grundriß sich in einfachster, harmonischer, übersichtlicher Weise entwickeln ließ. Und die das taten, waren gottbegnadete Künstler!

Ich rechne also die Gotik allerdings unter die größten Gestalten der menschlichen Kunst aller Zeiten. Die Gestaltung der gotischen Kirche war auf nordisch-christlichem Gebiet dasselbe, was die Schöpfung des griechischen Tempels auf dem Boden hellenischer Kultur gewesen ist. Beide sind sie die schlechthin höchste Form, die der Geist eines Jahrhunderts, ihrer Zeit, ihrer Kultur finden konnte, eine Form, die keiner Steigerung mehr fähig war. Daß dieser Geist nachher zu gewissen Zeiten und an einzelnen Orten wieder versagte, weil

die Welt noch nicht überall und allgemein reif war und blieb für solche künstlerische Freiheit daß die Gotik aus einer Kunst stellenweise zum Handwerk wurde und mehr eine Sache schulmäßiger Berechnung als künstlerischer Gestaltung war, das zeigt nur wie kräftig und lebendig, wie frei und natürlich dieser Geist ursprünglich gewesen ist

Aber je höher ich so die Gotik stelle desto tiefer sinkt das was man im vorigen Jahrhundert Gotik zu nennen gewagt hat Mag uns das Raffinement und der Geschmack ihrer Hauptvertreter auch über die Hohlheit ihrer Empfindung hinwegtäuschen — „an ihren Schülern sollt ihr sie erkennen!" Und wenn man da sieht was so hin und her in Stadt und Land von diesen Schülern gotisch „frühgotisch", „hochgotisch" gebaut ist, so überkommt einen wohl tiefe Trauer über die Unkultur einer Zeit, die doch eigentlich zu den größten der Weltgeschichte hätte gerechnet werden dürfen Ich sehe es voraus man wird später dicke Bücher schreiben, um die Tatsache zu erklären daß die Zeit der Wiedergeburt des deutschen Volkes sich mit einer solchen Afterkunst mit solchem Kunstinfragat hat behelfen müssen und man wird vielleicht noch dickere Bücher schreiben um diese Tatsache überhaupt aus der Welt zu schaffen

Und immer noch baut man in den Städten evangelische Kirchen die nichts sind als heruntergekommene Kathedralen und auf dem Land sieht man allenthalben die noch mehr verkleinerten Abbilder solcher Heruntergekommenheit Oder was noch schlimmer ist man ist scheinbar in Ekstase, man ist hochbegeistert und baut der schönsten Chorschlüsse als Schauplatz der Fleischwerdung Gottes, aber man glaubt keinen Deut daran. Man tut so, als hätte man eben mit dem Zirkel in der Hand die wunderbarsten Entdeckungen in der verborgenen Welt der geometrischen Gesetze gemacht, und hat doch diese ganze Begeisterung schon längst in der Quelle abgerissen Man tut so, als habe man gerade die wichtigsten künstlerischen Funde in der heimischen Pflanzenwelt gemacht und verwendet doch genau besehn nur das, wofür man gute alte Vorbilder hat Kurz Man ist nichts und man tut nichts man tut nur so als ob man täte Das ist aber nicht die Stimmung die imstande ist neue Kunst zu schaffen, das ist die Zeit der Hadriane aber nicht die des Perikles Und so tief sind wir doch noch lange nicht gesunken wie das damalige Römerreich trotz aller Berliner Kirchenbauten und aller Berliner Plastik nicht

Die Leute die heute in „frühgotischer" Ängstlichkeit ihr Maßwerk konstruieren und morgen in „spätgotischer" Laune ihre Schnörkel ziehen die haben gar keine Empfindung für das innerste Wesen der Gotik Die Formen des romanischen Stils und der Renaissance, die mag man nach Laune und Willkür und Geschmack verwenden und immer neu und anders gruppieren Aber wer so mit den Formen der Gotik spielt der versündigt sich an ihr, denn diese ihre Formen sollen nicht bloß in das Gebiet der Ästhetik sie sind nicht bloß das Ergebnis eines verfeinerten Geschmacks sondern sie sind der Ausdruck einer Weltanschauung sie sind ein Bekenntnis! Bekenntnisse aber wollen erlebt werden nachgeplapperte Bekenntnisse sind wertlos Und Bekenntnisse erleben heißt sie erleben aus dem Geist ihrer Bekenner sie neuschaffen aus diesem Geist Und so sollte der Geist der Gotik wieder lebendig werden in unserer Zeit der Geist der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit der sachliche Geist des Konstruktions- und Stoffgemäßen, der Geist der Naturfreude und der Heimatliebe Wenn mich nicht alles täuscht, ist er im Anzuge Es will doch in der Tat schon etwas sagen wenn man heute wagen darf es offen und allen Ernstes zu behaupten, daß z. B ein modernes Kruppsches Ringgeschütz schön ist in seinen einfachen aber selbstbewußten und sprechenden Linien, schöner jedenfalls als das kunstvollst gegossene und mit Gold und Silber ziselierte Geschützrohr in unseren Zeughäusern und Ruhmeshallen Und dies Gefühl der Befriedigung — und das ist ganz bezeichnend und spezifisch ästhetisch — setzt sich zusammen aus dem Respekt vor diesem so ungeheuer elastischen und zähen Material und aus einem feinfühligen Verständnis für das Aussprechen der innern Funktion des Rohres, des so gewaltigem Ursache und Explosionsmotor geschützt ist und dem man die innern Gasspannungen gleichsam mit bloßem Auge ansehn kann. Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden Mir liegt an diesem Beispiel gar nichts Ich wollte an demselben nur klar machen was ich neulich schon andeutete, daß nämlich ein moderner technisch geschulter Geist die neuaufkommenden

Formen mit ganz anderem Auge betrachtet und ganz anders zu werten vermag als der bloß herkömmlich formal gebildete. Natürlich nicht alles, was die moderne Technik leistet, ist schön bedeutet nicht! Aber sie baut und arbeitet an einem neuen Schönheitskanon von wesentlich innerlicherer Natur. Ihre Macht wird er kommen, wird er uns geschenkt sein, wie die Gotik kam, wie alles Große ein Geschenk ist. Unsere Sache aber ist es, auf das Neue, Kommende zu hoffen, ihm die Wege zu bahnen und immer wieder darauf hinzuweisen, daß unser Ideal allein in der Zukunft liegt und liegen muß, in einer wahrhaft „neuen Gotik“. Es ist schwer begreiflich: Seit einigen Jahren sprossen kräftige Keime einer lebendigen neuen Kunst, und die Kirche denkt sich, wie es scheint, gar nicht, sich derselben nutzbar zu machen. Will sie etwa wieder Andern den Vorteil und sich die gute Gelegenheit wieder eine Förderin der Kunst zu werden, entgehen lassen? War es bisher das soziale Element und Gebiet, auf dem sie gearbeitet und Bahn gebrochen hat, warum soll sie es auf dem ästhetischen nicht auch können zu müssen, so gewiß als auch hier soziale und religiöse Interessen sich kreuzen. Weiß ihr, daß immer mehr Kräfte sich in ihr regen, die ihr auch darin dienen wollen! Man sollte sie nur zu nutzen wissen. Auf allen andern Gebieten des menschlichen Lebens gilt es als selbstverständlich, daß man sich über Fragen, zu denen man nicht selbst hat arbeiten können, bei Fachmännern Rate erhole, aber auf dem Gebiet der Kunst, da meint jeder ein Urteil zu haben, der eine Kunstgeschichte im Schrank hat, da glaubt der große Haufe allen Ernstes noch heute, ein künstlerisches Werturteil lasse sich mit den Phrasen „schön“ und „häßlich“ erschöpfend aussprechen. Nun, natürlich hat jeder das Recht, sich vor der Mit- und Nachwelt zu blamieren, so gut er kann, aber traurig ist es, daß auf Kirche und Volk zurückfällt, was einzelne gesündigt haben, und noch trauriger, daß wahre Künstler am Markte müßig stehn, während Handwerker und Stümper der Welt mit den öden Kopien ihrer Vorbilder-Mappen bedecken.

Die Singstunde der Brüdergemeine

von **Joseph Th. Müller**, Ebersdorf, Reuß j. L.

(Schluß.)

Die Singstunde, deren Prinzip und Einrichtung aus dem bisher Gesagten deutlich geworden sein wird, hat in der Praxis verschiedene Formen angenommen. Die einfache Singstunde, die nur aus einer Reihe verschiedener, ausschließlich von der Gemeinde gesungener Verse besteht, ist als Abendgottesdienst am Mittwoch heut nicht mehr in allen Gemeinden im Gebrauch. Auch die sogenannte „Danksagungslitanei“, die immer am Abend nach der gemeinsamen Abendmahlsfeier der Gemeinde stattfindet, ist eine solche einfache Singstunde, in der vor dem Schlußvers ein Gebetsvers (z. B. der Neumeistersche „Herr Christ, ich danke dir“ aus dem Lied „O Jesu, willst du noch so gnädig an mich denken“ oder ein ähnlicher) von der Gemeinde kniend gesungen zu werden pflegt. Neben dieser einfachen Singstunde gibt es noch einige reicher ausgestaltete Formen. Am Samstag Abend pflegt der Wochenschluß durch eine Singstunde gefeiert zu werden, in welche meist die Lesung einer Schriftabschnitts und vor dem Schlußvers ein freies Gebet eingefügt wird. Dieselbe Form haben die „Festmorgensegen“, die hauptsächlich an den Gemeinfesten vor dem Hauptgottesdienst und von diesem getrennt als selbständige Versammlungen gehalten werden. Bisweilen werden auch an geschichtlichen Gedenktagen Singstunden gehalten, in der eine kurze, die Bedeutung des Tages erläuternde Ansprache eingefügt wird. Auch die Feier der Abendmahle und der Liebesmahle ist in die Form einer Singstunde gekleidet, nur daß bei den Liebesmahlen der Gemeindegesang mit Chorgesang wechselt. Eine solche mit Chorgesang ausgeschmückte Singstunde wird auch in der Adventszeit wöchentlich einmal gehalten. Ein Beispiel einer solchen Singstunde folge hier:

Gem. Fröhlich soll mein Herze springen,
Kommt und laßt uns Christum ehren,
Sehet, was Gott hat gegeben (aus demselben Lied P. Gerhardts).

Google

Sei willkommen, o mein Heil (aus H. Helds Lied: Gott sei Dank in aller Welt)
Zeuch du Ehrenkönig ein (aus demselben Lied)

Chor: Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen (aus Mendelssohns Oratorium „Christus") mit Orchester

Gem.: Das ewge Licht geht da herein (aus Luthers Lied: Gelobet seist du Jesu Christ)
Auf, Seele, auf und säume nicht (von M. Müller)
Gib acht auf diesen hellen Schein (aus demselben Lied)
Laß dich erleuchten meine Seele (aus Nachtenhöfers Lied: Dies ist die Nacht, da mir erschienen)
Ich lag in tiefer Todesnacht (aus P. Gerhardts Lied: Ich steh an deiner Krippe hier)
Ei nimm ihn heut mit Freuden an (aus M. Weißes Lied: Lob sei dem allmächtigen Gott)

Chor: Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch (von Alb. Becker)

Gem.: Lob, Preis und Dank, Herr Jesu Christ (aus Rists Lied: Ermuntre dich mein schwacher Geist)

Früher waren ähnliche, durch Chorgesang bereicherte Singstunden auch in der Passionszeit üblich. Aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden diese Passionsingstunden fixiert und als festformulierte Passionsgesänge „über die einzelnen Leidensszenen" und „über die sieben Worte Jesu am Kreuz" 1873 in das Liturgienbuch der Brüdergemeine aufgenommen. Überhaupt sind die Liturgien der Brüdergemeine, die ursprünglich Hymnen nach dem Muster des Te Deum darstellten, gegenwärtig nichts anderes als ausgedruckte Singstunden für die verschiedenen Feste und Zeiten des Kirchenjahres mit eingefügten Chorgesängen und kurzen Lesestücken. Dadurch, daß bei vielen derselben jene oben erwähnte symmetrische Anlage zu beobachten ist, indem manchmal nur 2 oder 3 Melodien miteinander abwechseln, erinnern sie noch an die ursprüngliche einfachere Form des Hymnus.

Endlich sei noch kurz auf das Verhältnis der Singstunden zum Gesangbuch hingewiesen. Das Gesangbuch bietet so naturgemäß den in den Singstunden zu verwendenden Stoff dar, daß darum die Singstunden unter dem Einfluß des Gesangbuchs stehen, ist selbstverständlich. Daß aber umgekehrt die Singstunden die geschichtliche Entwicklung des Brüdergesangbuchs deutlich beeinflußt haben, ist doch nur daraus zu erklären, daß dieses „Singstundenprinzip", die freie Verwendung und immer neue Zusammenstellung einzelner Liederverse, den gesamten brüderischen Gottesdienst beherrscht hat. Hier sei der Kürze halber nur auf die Hauptpunkte jener Entwicklung hingewiesen. Neben dem ersten Herrnhuter Gesangbuch von 1735 war in einer Reihe von sogenannten „Anhängen" bis zum Jahre 1749 das neu hinzugekommene hymnologische Material gesammelt worden, worunter sich freilich sehr viele völlig wertlose Nummern befanden, die besser ungedruckt geblieben wären. Die Lage seit etwa 1750 war nun die, daß ein im tatsächlichen Gebrauch befindliches Gesangbuch der Brüdergemeine nicht mehr existierte, sondern man sang ohne Buch. Das war ein auf die Dauer unerträglicher Zustand, der abgestellt werden mußte, wenn nicht der hymnologische Besitz der Gemeinde ganz verfallen sollte. Darum sprach Zinzendorf auf einer Synode 1750 aus, wenn auch die Gemeinde gegenwärtig eines Gesangbuchs scheinbar nicht bedürfe, so müßten doch die Diener der Gemeinde „ein System haben, Irrtümer in den Liedern zu verhüten. Daher muß auch von Zeit zu Zeit ein Canon clausus unserer Psalmodie sein." Einen solchen herzustellen, wie es etwa der Hallesche Pietismus im Freylinghausenschen Gesangbuch getan hatte, war aber deshalb schwierig, weil eben jener Gedächtnisbesitz der Gemeinde nicht in ganzen Liedern, sondern nur in einzelnen Liederversen bestand. Deshalb bestand die Vorbereitungsarbeit für ein neues Brüdergesangbuch in zweierlei. Zinzendorf suchte einmal die nach seiner Meinung wertvollsten Lieder der ganzen Christenheit seit den ältesten Zeiten zu sammeln, und sodann den gegenwärtig vorhandenen gedächtnismäßigen Besitz der Gemeinde an Liederversen zu fixieren. Das Erstere geschah in dem 1754 in 2 Bänden gedruckten sog. Londoner Gesangbuch, der ersten chronologisch geordneten Sammlung geistlicher Lieder, das Zweite in einem Gesangbuch, das gleich-

Digitized by Google

falls 1764 unter dem Titel „Gesang des Reigens zu Saron" erschien und das nicht einzelne Lieder, sondern lauter Singstunden enthielt, Gruppen von 10 oder 12 einzelnen Versen verschiedener Lieder. Dieses Buch gibt nach Form und Inhalt ein Bild von dem wirklichen hymnolog. Besitz der damaligen Brüdergemeine. Als nun 1778 Christian Gregor aus diesem Material ein Gesangbuch der Brüdergemeine zusammenstellte, erwies sich das Verfahren als undurchführbar, alle die Lieder vollständig aufzunehmen, von denen einzelne Verse zum Besitz der Gemeinde geworden waren. Es blieb oft namentlich bei den aus der Brüdergemeine stammenden Versen nichts anderes übrig, als die Verse nach Versmaß und Inhalt zu neuen Liedern zusammenzustellen, so daß nun die einzelnen Verse eines solchen Liedes verschiedene Verfasser hatten. Auf die Singstunden wurde in diesem Gesangbuch dadurch Rücksicht genommen, daß ihm ein Register nicht nur über die Anfänge der Lieder, sondern über jeden darin befindlichen Vers beigefügt wurde, eine Einrichtung, die das Brüdergesangbuch im Unterschied von allen andern Gesangbüchern bis heute beibehalten hat. Die Vorrede weist dabei ausdrücklich auf die Singstunden hin, deren Eigentümlichkeit sie schildert und fügt hinzu: „Es ist diese Methode, einzelne oder mehrere Verse aus diesem und jenem Liede mit einander zu verbinden und dadurch über eine oder die andere zum Objekt habende Materie gleichsam eine zusammenhängende Liederpredigt mit der ganzen Versammlung zu halten, ein Partikulare der Brüdergemeinen von deren Anfang an gewesen, und da es noch immer von gesegneter Wirkung befunden wird, billig aufs sorgfältigste beizubehalten." Das Gregor'sche Gesangbuch ist von 1778 bis 1893 in ausschließlichem Gebrauch gewesen. Die Vorrede des neuen Gesangbuchs von 1893 erwähnt die Singstunden nicht mehr, und tatsächlich genießen sie in der Gemeinde nicht mehr das Ansehen wie früher, wohl weil manche der im Vorstehenden angegebenen Vorbedingungen nicht mehr vorhanden sind.

„Allein zu dir, Herr Jesu Christ".

Ein Beitrag zur hymnologischen Geschichte des Elsasses

von **Friedrich Spitta.**

I.

Der Streit über den Ursprung des Liedes.

Es sind genau 200 Jahre her, daß in unseren Gesangbüchern eine neue Ansicht über den Verfasser und den Ursprung des in der ganzen deutsch-evangelischen Christenheit gesungenen Liedes „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" auftauchte, welche der bisherigen mit solchem Erfolg entgegentrat, daß diese jetzt nur ausnahmsweise noch festgehalten wird.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ist allgemein als Dichter angenommen worden der 1507 zu Bergzabern in der Pfalz geborene und 1577 zu Straßburg gestorbene Conrad Hubert, ein Schüler Oekolampads in Basel und von 1531 an Helfer des elsässischen Reformators Martin Bucer an der Thomaskirche in Straßburg.[1] Wenn die Hymnologen des 18. Jahrhunderts von verschiedenen Personen reden, denen dieses Lied zugeschrieben worden sei, so beruht das entweder darauf, daß der Name des Dichters von ihm selbst und seinen Zeitgenossen verschieden geschrieben wurde: Hubert, Huprecht, Humbert, Hundart, Huber[2] oder darauf, daß man die oft in den Gesangbüchern stehenden Anfangsbuchstaben

---

[1] Vgl. Timotheus Wilhelm Roehrich, Conrad Hubert, der vieljährige Freund und Gehilfe Martin Butzers. Straßburger Beiträge zu den theol. Wissenschaften IV, 249—266. Eine Erweiterung dieser Skizze im 3. Bande der Roehrichschen Mitteilungen aus der Geschichte der evang. Kirche des Elsasses S. 245—274. — W. Baum, Capito und Butzer S. 606 ff. C. Bertheau in der Allgemeinen deutschen Biographie XIII 261—263. P. Grünberg in der Hauck'schen Real-Encyklopädie. F. A. Peine in Zeitschrift für luther. Theologie und Kirche 1872 I, S. 63 ff.

[2] Vgl. J. Ficker, Zur Richtigstellung von Straßburger Namen. M.-Schr. VII, 220. Wenn Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, S. 126 bemerkt: 1560 wird C. Humbert 1568 dagegen Conrad Hubert als Verfasser genannt, so ist das mindestens sehr mißverständlich ausgedrückt, wie man z. B. aus der Verwendung dieser Notiz bei A. Schumann, Deutsche Biographie XXXII, 100 sieht.

Digitized by Google

C. H. falsch deutete, z. B. Caspar Huberinus oder gar Cornelius Huberius, wobei auch eine Konfusion mit einem Liede von Cornelius Becker vorzuliegen scheint³). Auch die häufig auftretende Näherbestimmung „weiland Pfarrer bei Straßburg“ oder „der ein Priester bei Straßburg gewesen“ u. a. beweist nur die ungenügende Kenntnis der beiden Gesangbuchverfertiger, nicht aber das Vorhandensein von zwei elsässischen Liederdichtern namens Conrad Hubert⁴). Es hat es auch nicht zwei Prediger C. Hubert an St. Thomas in Straßburg gegeben, von denen der eine 1561 dorthin kam und 1577 gestorben, während Wetzel⁵) von einem Conr. Hubert fabelt, der 1642 nach Straßburg gekommen sei, 44 Jahre im Amte gelebt habe und in hohem Alter gestorben sei, wie man gern glaubt, da er bemerkt, 1616 hätten seine Lieder schon im Straßburgischen Gesangbuche gestanden.

Ganz anders verhält es sich mit den Gesangbüchern der Gegenwart. Ganz ausnahmsweise erscheint der Name Conrad Hubert noch neben Johann Schneesing (Chiomusus)⁶) meistens wird Schneesing allein und unbedingt⁷) als Dichter unseres Liedes angegeben. Wie erklärt sich dieser merkwürdige Wechsel in der Verfasserangabe? Verfolgt man die verschiedenen Angaben der an einem Orte herausgekommenen Gesangbücher in Leipzig, Dresden, Koburg, Gotha, Arnstadt, Sondershausen, Halle, Magdeburg, Berlin, Nürnberg, Regensburg, Lemgo, Essen und so fort, so wird man immer wieder auf dieselbe Erscheinung stoßen. Bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts findet sich als Verfassername immer nur Conrad Hubert, dann taucht als eine bisher unbekannte Persönlichkeit auf einmal Schneesing auf und wird dem entsprechend der Gemeinde vorgestellt, so in Nürnberg „Joh. Chiomusus oder Schneesing, Pfarrer zu Friemar, al. Conr. Hubertus.“ Noch ausführlicher verkündigt um 1730 das Arnstädter Gesangbuch „Der singende Christ“ seine neugewonnene Weisheit: „D. Joh. Chiomusus, auf Teutsch Schneesing, erstlich Diaconus zu Gotha und hernach auf einem ansehnlichen Dorff Friemar genannt, Pastor, hat dieses Lied in seiner 1522 aufgesetzten Kirchen-Ordnung mit eigener Hand geschrieben.“ Und nach gütiger Mitteilung des Herrn Archivrats Dr. Jacobs in Wernigerode hat in das auf der dortigen Bibliothek befindliche Exemplar des Wernig. Ges.-B. von 1742 (H b 3379) auf S. 244 der Graf Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode eigenhändig bemerkt: „Nr. 260. Allein zu dir, Herr Jesu Christ. Der Autor ist Johann Chiomusus, sonst Schneesing genannt, . . laut der Ms. seiner 1520 (sic!) aufgesetzten Kirchenordnung.“

Diese Mitteilungen lassen nun auch keinen Zweifel zu, woher sie stammen, daß nämlich der Wandel im Urteil über den Verfasser des Liedes auf Rechnung des berühmten Hymnologen Joh. Christoph Olearius in Arnstadt kommt. Im Jahre 1700 gab er das im Auftrag des Arnstädtischen Konsistoriums bearbeitete verbesserte Arnstädtische Gesangbuch heraus, die Vorrede ist unterzeichnet: „8. Dec. 1700.“ In diesem Buch hat unser Lied noch die Überschrift: Conrad Hubert. Im Jahre 1702 erschien von Olearius „Kurtzer Entwurff einer nützlichen Lieder-Bibliothec, darinne Von geistlichen Liedern insgemein, auch insonderheit von denen Autoribus, welche dergleichen verfertigt, referiret oder sonsten davon etwas angemercket.“ In § V handelt er über „Ungewisse oder streitige Autores, welche als ungewisse bey denen Gelehrten und curiousen Lieder-Freunden Streit machen, ob nehmlich dieser oder

³) Im Dresdener Ges.-B. von 1738 steht über unserem Liede Cornelius Becker (!), offenbar eine Verwechselung mit dem Verf. der an dieser Stelle ausgefallenen Liedes „Ach Herr, mich armen Sünder.“

⁴) Joh. Christoph Olearius, Entwurf einer Lieder-Bibliothek S. 145, bezeichnet Conrad Hubert als einen „Pfarr zu Straßburg“, derselbe nennt im Evangelischen Lieder-Schatz III, 57 Cornelius Hubert einen „Pastor bey Straßburg.“

⁵) Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Lieder-Dichter I. 460. Offenbar ungenaue Wiedergabe von Olearius' Lied. Bibl. 51.

⁶) So im Straßb. Ges.-B. für Christian August Kropf, im Mülhauser von Ad. Stöber, im Evang. Ges.-B. für Elsaß-Lothr. und ihm folgend in dem für Ägypten, auch in dem ev.-luth. Ges.-B. für die Grafschaft Mansfeld (Sinnersee). Im Ebrardischen Ges.-B. für die Pfalz steht unter dem Liede: „Konrad Hubert, Vers 4 von Joh. Schneesing“, in dem für Lippe-Detmold: Konr. Huber, erweitert von Joh. Schneesing.

⁷) In der Fischerschen Bearbeitung des Bunsenschen Gesang- und Gebetbuchs, sowie im Ges.-B. für Rheinland und Westfalen steht hinter Schneesing ein Fragezeichen.

Digitized by Google

zuer der gewisse Autor eines Liedes sei." In diesem Paragraphen heißt es S. 24f von unserem Liede „Wird von vielen Conr. Huberten einem Pfarr zu Straßburg, von anderen Casp. Huberino zugeeignet, hingegen bezeuget Marc. Wagner in seinem Bericht von Nicol. Storckens Aufruhr in Thüringen daß D. Joh. Chrysostomus sonst Schneesing genannt ein gewesener Pfarr zu Friemar, in einem Gothaischen Amts Dorfe der rechte Autor dieses Liedes sei." Dann folgt das Zitat aus der Schrift „Einfeltiger Bericht Wie durch Nicolaum Storcken die Aufruhr in Thüringen und umligenden Revir angefangen sey worden ... Durch Marcum Wagnerum Seniorem, Fremariensem Erfurt 1597", und hier erfährt man, daß Schneesing das Lied in seine 1522 gestellte Kirchenordnung eingeschrieben habe. — Im Jahre 1703 erschien von Olearius bevorwortet „Erbauliche Lieder-Betrachtung" von dem Jenaer Generalsuperintendent Georg Goez;[8]) auch hier wird Conrad Hubert noch als Verfasser unseres Liedes angegeben. Dagegen wird in der von Olearius verbesserten Ausgabe des Arnstädtischen Gesangbuchs von 1703 zum ersten Male Schneesing als Dichter genannt worden sein,[9]) sodaß wir in diesem Jahre das 200jährige Jubiläum seiner Existenz in den evang. Gesangbüchern feiern können. Das Urteil von Olearius wurde von anderen Hymnologen des Jahrhunderts wie Schamelius[10]) und Wetzel[11]) ohne jede Prüfung übernommen, und auf diese Autoritäten hin hielt langsam aber sicher Schneesing seinen Einzug in die Gesangbücher. Natürlich zuerst in die thüringischen. In Leipzig finde ich ihn zuerst 1733, in Dresden 1757, in Nürnberg 1759, in Magdeburg 1790, in Breslau 1783 u. s. f., nachdem in allen Gebieten weit ins 18. Jahrhundert hinein Hubert den Platz behauptet hatte. Ja, in nicht wenigen erhielt er sich das ganze Jahrhundert hindurch. Erst nach dem Intermezzo der Gesangbuch-Revolution Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, in der meistens das Lied überhaupt keine Gnade fand, wurde gründlich mit Hubert aufgeräumt, da die maßgebenden Hymnologen ohne weiteres auf Olearius' Seite traten. Knapp in seinem Liederschatz, Aug. Jak. Rambach in der Anthologie christlicher Gesänge (II, 30), Bunsen im Allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuche, Mabnike in den Hymnologischen Forschungen (I, 4), Stip im Liedersegen, vor allem Ph. Wackernagel[12]), E. E. Koch[13]) und A. F. Fischer[14]) in ihren weit verbreiteten und maßgebenden Werken.[15]) Nicht ganz so entschieden, aber doch überwiegend zu Gunsten Schneesings sprachen sich aus F. A. Cunz[16]) und J. Mützell.[17]) Auch der elsässische Hymnolog und Verfasser des Straßburger Gesangbuchs für Christen Augsb. Konfession G. H. A. Ritteimeyer,[18]) den Fischer zu den Verteidigern der Verfasserschaft Huberts zählt, schließt seine Untersuchung mit dem Urteil: „Er adhme und zndier ho est. Doch scheint mir am Ende Schneesings Anrecht auf dies Lied gegründeter, als was für Hubert spricht." Entschieden für Hubert traten ein die elsässischen

---

[8]) Die drei genannten Schriften habe ich nach den Exemplaren der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha benutzt.

[9]) Über dieses Buch berichtet Joh. Chr. Olearius Catalogus scriptorum S. 3 Nr. 18. Trotz aller Bemühungen habe ich das Gesangbuch selbst bis jetzt nicht auftreiben können.

[10]) Evangelischer Lieder-Kommentarius, 2. Aufl. I, 287. Anhg. 125.

[11]) A. a. O. I, 151f. 460f. Vgl. auch J. P. Möhler, Einleitung in die Liedergeschichte 1762. S. 48. B. Haug, Die Liederdichter des wirtembergischen Landgesangbuchs 1780. S. 6. G. L. Richter, Allgemeines Biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter 1804. S. 56. Joh. H. Grischow, Kurzgefaßte Nachricht von älteren und neueren Liederverfassern. 1771. S. 8. Chr. Gottl. Eiz, Beitrag zur Geschichte der Kirchenlieder 1784. S. 39. (G. F. Hoerner), Nachrichten von Liederdichtern des Augspurgischen Gesangbuchs. 2. Aufl. 1775. S. 64.

[12]) Das deutsche Kirchenlied 1841. S. 163. 872. Das deutsche Kirchenlied III, S. 174—176.

[13]) Geschichte des Kirchenliedes 3. Aufl. I, 276—78. III, 111 not.

[14]) Kirchenlieder-Lexikon I, 34f.

[15]) Ihnen sich anschließend auch der Gothaische Hymnolog W. Tümpel, Geschichte des evangel. Kirchengesangs in Gotha II, 1—5.

[16]) Geschichte des deutschen Kirchenliedes I, 233.

[17]) Geistliche Lieder I, 94.

[18]) Straßburger Beiträge zu den theol. Wissenschaften VI, 175f., auch als Sonderdruck „Die evangelischen Kirchenliederdichter des Elsasses". Jena 1856.

Digitized by Google

Kirchenhistoriker Jung[19]) und Timotheus Röhrich[20]) vor allem der Pfarrer von Bischweiler F. W. Culmann[21]) der einzige, der das vorliegende Problem energisch angegriffen und wirklich gefördert hat, aber bei den Hymnologen so gut wie unbeachtet geblieben ist[22]). Es ist ja begreiflich, daß das Urteil der letztgenannten Gelehrten als von lokalpatriotischen Interessen nicht unbeeinflußt verdächtig war, indessen hätte man auf ihre größere Sachkenntnis in elsässischen Dingen doch mehr Gewicht legen sollen. Entschieden für Huberi trat ein R. Langmann in seiner Bearbeitung des 8. Bandes der Kochschen Geschichte des Kirchenliedes (S. 219) in Widerspruch mit den Ausführungen Kochs und besonders des Literaturhistorikers Karl Goedeke[23]), dessen nüchterne Beurteilung der äußeren Zeugnisse über die Verfasser unsres Liedes für die theologische Arbeit hätte vorbildlich sein sollen. Auch Karl Bertheau[24]) hält Huberts Verfasserschaft für überwiegend wahrscheinlich[25]).

Bei dieser Lage der Dinge kann von einer wissenschaftlichen Erledigung dieses hymnologischen Problems nicht die Rede sein. Die Sache ist es aber wert, einmal in Ordnung gebracht zu werden, nicht bloß weil es uns Elsässern nicht gleichgültig sein kann, ob ein Lied von dieser eminenten Wirkung, das überall zu dem nicht allzu großen Stock der evangelischen Kernlieder gerechnet wird, Straßburgischen Ursprungs ist oder nicht. Von einem Lied, das eine solche Segensgeschichte hat wie dieses, das einem Haendel und einem Spener und wie vielen anderen Bekannten und Unbekannten wie ein Licht aus der Höhe geleuchtet hat, als die Nacht des Todes sie umfing[26]), sollte man den Verfasser kennen. Das ist nicht bloß eine Sache der Neugier. Über den Ursprung eines Liedes dieser Art Bescheid wissen, ist Vorbedingung für das Verständnis seiner Eigenart und seines Sinnes. Und so hoffe ich, daß die folgende Untersuchung nicht bloß allerlei historisch beleuchten und richtig stellen, sondern auch einen Kommentar zum Liede geben wird, der dessen praktische Verwendung im Gottesdienst und Unterricht zu Nutze kommen kann.

2.

Marcus Wagners Zeugnis für Schneesing.

Die Ansicht, daß Johann Schneesing der Verfasser unseres Liedes sei, beruht einzig auf dem oben angeführten Zeugnis des Marcus Wagner, weder Olearius noch irgend ein Späterer weiß andere Zeugen für diese Meinung beizubringen. Es ist nicht gerade ein Zeichen von kritischem Sinn bei unsern Hymnologen, daß man die Verwendung des

19) Reformationsgeschichte I, 326, not.

20) A. a. O. Mitteilungen III, 264 not. 3.

21) Brosamen aus der Geschichte geistlicher Lieder und Liederdichter 1859, S. 44, Hymnologische Studien und Kritiken 1862, S. 33—49. Daraus der Sonderdruck „Ehrengedächtnis Conrad Huberts von F. W. C.“

22) Herr Pfarrer F. A. Ihme aus Bärenthal in Lothringen hatte die Güte, mich auf Culmanns Arbeit aufmerksam zu machen, als die meine fast abgeschlossen war, ich verdanke ihr vor allem die Mitteilungen über das bei der Belagerung Straßburgs 1870 verbrannte Straßb. Ges. B. von 1572.

23) Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung II (2. Aufl.) § 127, S. 186.

24) Allgem. deutsche Biographie XIII, 261—63.

25) Auf die populäre Schriftstellerei haben diese Arbeiten so gut wie keinen Einfluß ausgeübt. Die Verfasserschaft Schneesings steht ihr fest, vgl. z. B. Wangemann, Kurze Geschichte des Evang. Kirchenlieds, 5. Aufl., S. 150. Langbecker, Das deutsch-ev. Kirchenlied, S. 155. K. Dollmar Wirth, Der evang. Liederschatz I, 61. Joh. Westphal, Das Evangel. Kirchenlied in seiner geschichtl. Entwickelung S. 49 u. a. Friedr. Glaroecke, Der Gesangbuchsführer. Ein Hilfsbuch beim Gebrauche der Meckl.-Schwer. Kirchengesangbuchs S. 232. Chr. E. K. Gorma, Gesangbuchskunde, 2. Aufl., S. 42. G. W. W. Weis, Versuch einer Theorie und geschichtl. Übersicht des Kirchenliedes S. 120. J. K. Schauer, Geschichte der biblisch-kirchlichen Dicht- und Tonkunst und ihrer Werke, S. 386. Derselbe, Evangel. Schul-Liederschatz II, S. 121. H. M. Schletterer, Geschichte der kirchl. Dichtung und geistl. Musik, S. 104. Für Huberi spricht die im Calwer Verlage erschienene empfehlenswerte Schrift: Paul Dorsch, Das deutsche evang. Kirchenlied auf seinem Siegesgang durch die Gemeinde S. 82. Auch (W. Hoenig), Wanderung durch unser Ges.-B. I, 86.

26) Zur Geschichte der Wirkungen dieses Liedes vgl. J. Chr. Olearius, Evang. Liederschatz III, 37 ff., ferner die oben erwähnten Schriften von Schamelius, Wetzel, Langmann, Culmann (Brosamen), Dorsch, auch Joh. Meier, Liedersegen zum Ges.-B. für die ev. Kirche der deutschen Schweiz. Blätter für Hymnologie 1894, S. 62.

Wagnerschen Artikels durch Glaserus unbesehens angenommen hat, ohne es auf seinen Sinn und seine Glaubwürdigkeit zu untersuchen. Hier und da hat man wohl einmal auf die Notwendigkeit einer solchen Arbeit hingewiesen. So hat Wackernagel schon 1841 gemahnt: „Man sollte ohne erneute Untersuchung nicht wiederholen, daß J. Schneesing dies Lied schon im Jahre 1522 gedichtet".[37]) Mützell meint, daß das Zeugnis jenes Schülers von Schneesing „nicht gerade vollkommen überzeugende Beweiskraft haben dürfte", und Tümpel[38]) urteilt: In diesen Nachrichten ist manches „nicht ganz klar".[39]) Aber diese und ähnliche Beobachtungen haben doch zu der dringend nötigen Untersuchung des Wagnerschen Aktenstückes nicht geführt. Tümpel äußert sich resigniert: „Indessen wird es kaum möglich sein, die Unklarheiten zu beseitigen. Nachforschungen an Ort und Stelle wenigstens werden nicht zu einem Resultate führen . . . , da bei dem großen Brande daselbst im Ausgang des vorigen (18.) Jahrhunderts sämtliche ältere Aktenstücke verloren gegangen sind." Das ist ja allerdings für unsere Untersuchung sehr zu bedauern. Indeß läßt sich aus den erhaltenen Nachrichten mehr gewinnen, als man gewöhnlich annimmt.

Der wichtigste Satz in dem Wagnerschen Berichte[40]) lautet so: „Denn er (Schneesing) war ein gelehrter Mann, und sehr geistreich, wie das Liedlein: Allein zu dir Herr Jesu Christ usw. So man in der Christenheit allenthalben singet, genugsam ausweiset, und jedermann zuvorstehen gibet, das er selbst gedichtet, gemachet, und in seiner Kirchenordnung, so er Anno Christi 1522 gestellet, und unser Kirchen mit eigener Hand geschrieben, noch auff den heutigen Tag gewidmet ist, bey und neben dem gedruckten bekenntnüß des Chur und Fürstlichen Hauses zu Sachssen zubefinden und zu lesen, in quodam loco prope Altare." Daß in diesem Satze nicht alles in Ordnung ist, kann man leicht sehen. Zunächst ist er nicht zu konstruieren. Ergänzt man zu „und in seiner Kirchenordnung" ein „das er", so ist die Periode schon mit „gewidmet" zu Ende; ergänzt man nur „das" als Subjekt, so weiß man mit dem Satze „noch auf den heutigen Tag gewidmet" nichts anzufangen. Ferner: Die Worte „noch auf den heutigen Tag" können doch unmöglich zu „gewidmet" gehören, sondern nur zu „zu befinden und zu lesen." Zu „gewidmet" aber gehört „und unser Kirchen"; denn nimmt man die Worte „und unser Kirchen mit eigener Hand geschrieben" zusammen, so erhält man den unmöglichen Sinn, daß Schneesing in dem Jahre, in dem er als Vikar zu dem Pfarrer Langenhayn an St. Margarethen zu Gotha kam[41]) für die Kirche zu Friemar die Kirchenordnung ausgeschrieben habe.[42]) Der Sinn ist vielmehr der, daß Schneesing die Kirchenordnung, die er schon 1522 gestellet, später der Kirche zu Friemar mit eigener Handschrift gewidmet habe. Die Stelle des Manuskriptes, welche zu dem nachgewiesenen Schreiberversehen Anlaß gegeben hat, ist auch die Ursache gewesen zu einer weiteren, wenn auch nicht so bedeutenden Konfusion. Daß man die Kirchenordnung „in, bey und neben dem gedruckten Bekenntnis" finde, ist einfach Unsinn. Was bei und neben einem Buche liegt, befindet sich nicht in demselben, ganz davon zu geschweigen, wie man sich vorstellen solle, daß eine Agenda in einer gedruckten Bekenntnisschrift liegen könne. Über den Ort, in dem die Kirchenordnung liege, hat Wagner sich ja deutlich ausgesprochen: in quodam loco prope Altare. Die Stellung dieser Worte am Ende des Satzes und nach Erwähnung der gedruckten Bekenntnisschrift ist sehr auffällig. Will ich angeben, wo etwas zu finden ist, so nenne ich doch zuerst den Ort und dann etwa noch, was sich an demselben mit dem gesuchten Gegenstande zusammen befindet. Das rätselhafte „in" vor „bey und neben" läßt vermuten, daß dort nach des Verfassers Willen das in quodam loco prope Altare gestanden habe. Es hat seinen Sinn, durch weitere Rückschlüsse sich eine genauere Vorstellung von dem Aussehen

---

[37]) A. a. O. S. 872. [38]) A. a. O. II, S. 4.

[39]) Auch W. Nelle schreibt mir: „Das Diktum Wagners klingt etwas konfus, doch behauptet er die Verfasserschaft Schneesings fest."

[40]) Man findet ihn ziemlich vollständig abgedruckt bei (Brückner) Sammlung verschiedener Nachrichten zu einer Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogtum Gotha II. 2. Stück S. 397.

[41]) Vgl. Brückner a. a. O. I, Stück 2 S. 86.

[42]) Gegen die Annahme, 1522 sei ein Druckfehler für 1542, vgl. die späteren Ausführungen.

des Manuskriptes zu machen, das dem Setzer zu solchen Irrungen Anlaß gegeben, der wieder hergestellte Satz wird für sich selbst sprechen: „. . . das er selbst gedichtet, gemachet und (das) in seiner Kirch-Ordnung, so er A. 1522 gestellt und unsre Kirchen mit eigener Hand geschrieben gewidmet, noch auf den heutigen Tag in quodam loco prope Altare bey und neben dem gedruckten Bekenntnus des Chur- und Fürstl. Hauses zu befinden und zu lesen."

Was ergibt sich aus diesem Bericht? Zunächst nichts über die Entstehungszeit des Liedes, da 1522 nur auf die Herstellung der Kirchenordnung, nicht aber auf das Einschreiben des Liedes sich bezieht. Rambach hat allerdings aus unsrer Stelle herausgelesen, daß Schneesing „das Lied schon im Jahre 1522 verfertigt und in die dortige (sic!) Kirchenordnung eigenhändig eingeschrieben haben soll". Sein Gewährsmann Olearius aber bemerkt ganz richtig: „Wie oft aber und wann gedachtes Lied verfertiget sey, kann man zwar nicht gewiß melden." Man hätte also wegen der Jahreszahl 1522 die Zuverlässigkeit des Wagnerschen Berichtes nicht in Frage zu ziehen brauchen. Nun ist es aber nicht bloß die Abfassungszeit des Liedes, die die Hymnologen bei der Zahl 1522 stutzen ließ, sondern auch die der Herstellung der Kirchenordnung. Cunz[33]) meint, es gehe nicht an, anzunehmen, daß jemand vor Luther ein evangelisches Kirchenlied und eine evangelische Kirchenordnung verfaßt habe. Beides ist ja nun erweislich unrichtig[34]). Aber was die Kirchenordnung anlangt, so macht sich Cunz davon offenbar eine zu großartige Vorstellung[35]), als ob es sich hier um ein Manuskript handelte, dessen Bedeutung über den Privatgebrauch hinausging. Von einem solchen Werke weiß die Geschichte der Gothaischen Kirchenordnungen nichts[36]). Es wird sich hier um eine rein private Arbeit handeln, um eine Sammlung von Materialien zu gottesdienstlichen Handlungen (Gebete, Lieder, deutsche Formulare u. a.), wie solche oft in jener Zeit von Pfarrern angelegt worden sind[37]). Es handelt sich also nicht um ein Buch, das in Einem Zuge hingeschrieben, sondern um eine Sammlung, die zu einem gewissen Zeitpunkte begonnen und dann im Verlauf der Zeit immer mehr vervollständigt worden ist. Daß für den Beginn der Zeitpunkt 1522 zu früh angesetzt wäre, kann man nicht sagen. Bevor Schneesing als Pfarrer nach Friemar kam, war er, wie bereits erwähnt, Vikar, „Das Evangelium zu predigen und die Sakramente zu verwalten", bei dem ersten evangelischen Pfarrer an St. Margarethen zu Gotha, Johann Langenheyn, auf dessen Leichenstein gesetzt wurde: mea opera et auspiciis refloruit Evangelii doctrina sincerior hinc nobi anno Christi 1522 coepit[38]). Daß aus dieser Zeit die Anlage des Schneesingschen Handbuches stammt, ist so wahrscheinlich wie möglich. Es war also gar kein Anlaß anzunehmen, hier liege ein Irrtum Wagners vor oder ein solcher von Olearius. Von letzterem war Koch so fest überzeugt, daß er nicht nur die Konjektur 1542 wagte, sondern auch geradezu die Behauptung, in Wagners Originale stünde diese Jahreszahl[39]). Es hätte

[33]) A. a. O. S. 230.

[34]) Für Ersteres vgl. meine Ausführungen über die Abfassungszeit der Lieder A. Blaurers M. Schr. II. 276 f., für Letzteres Jul. Smend die evang. deutschen Messen bis zu Luthers Deutscher Messe.

[35]) Wangemann a. a. O. sagt sogar, daß es eine „vortreffliche" Kirchenordnung gewesen, die Schneesing für Gotha verfaßte. Woher weiß er das nur? Oder versteht sich das bei einem so frommen Manne wie Schneesing von selbst? Dann brauchte es überhaupt nicht erwähnt zu werden.

[36]) Vgl. Brückner II. 2 S. 1 ff.

[37]) Vgl. das M. Schr. III. 192 Note 8 erwähnte Manuskript, in das der Pfarrer zu Auenheim bei Straßburg derartige Materialien eingetragen. Der Vikar des Pfarrers Langenhayn wäre doch auch wohl nicht gerade die berufene Persönlichkeit gewesen, eine Kirchenordnung abzufassen, und dazu im Jahre seiner Anstellung!

[38]) Brückner I. 8 S. 86.

[39]) A. a. O. IV. 551. Tümpel a. a. O. II, S. 3 Note 1 hat diese Behauptung auf Treu und Glauben hingenommen, desgl. Laurmann a. a. O. A. Schumann Allg. deutsche Biographie XXXII. 99—101 Art. Joh. Schneesing schreibt: „Das bestrittene Jahr entnahm man bei der großen Seltenheit des „Berichts" dem Abdruck in Olearius' Evang. Liederschatz, bis dann E. Koch 1542 als das richtige Jahr aus der Urschrift nachwies." Wie viele werden wohl durch dieses unbewiesene, aber mit größter Sicherheit auftretende Urteil getäuscht worden sein und noch werden!

dann nur das Rätsel erklären müssen wie nicht bloß Olearius wiederholt denselben Fehler hätte begehen können [60]) sondern auch eine ganze Reihe von einander unabhängiger Schriftsteller wie Tentzel [61]) Schöttgen [62]) Brückner [63]) Dazu kommt daß das Jahr 1542 als Zeit der Entstehung unsres Liedes schon deshalb unmöglich ist, weil es da bereits in den Gesangbüchern erscheint, nachdem es vorher schon durch Einzeldrucke verbreitet war [64]) Ich bin nun in der glücklichen Lage dieser ganzen Unsicherheit ein Ende zu machen. Nach mancherlei vergeblichen Bemühungen habe ich die Wagnersche Schrift in der Stadtbibliothek von Nürnberg (Nr. 449) entdeckt Wie ich vermutete, so ist mit unmißverständlicher Deutlichkeit die Jahreszahl **1522** zu lesen.

Es ist also aus den Worten Wagners nichts anderes zu entnehmen, als daß unser Lied zu lesen sei in Schneesings handschriftlicher Kirchenordnung die die Jahreszahl 1522 trägt und die der Verfasser offenbar gegen Ende seines Lebens seiner Kirche vermacht habe, wo sie zugleich mit dem Kurfürstlichen Bekenntnis aufbewahrt werde Es ist unmöglich, Wagner genaueste Kenntnis d i e s e r Tatsachen abzusprechen Die letzten 30 Jahre seines Lebens hat er als privatisierender Geschichtsschreiber in seinem Heimatsorte Feilmar gelebt,[65]) seine Schrift über den Aufruhr des Nikolaus Storch ist in seinem Todesjahre 1592 [66]) herausgekommen In der Kirche zu Feilmar hängen „verschiedene Epitaphia worunter eines, welches des bekannten Marcus Wagners Eheweib, Frauen Margarethen, zum Gedächtnis aufgehänget worden, merkwürdig" [67]) Daß Wagner mit allem historisch Bemerkenswerten was sich an diesem Orte befunden, aufs Genaueste bekannt war, versteht sich von selbst Wir besitzen noch eine Beschreibung der Kirche [68]) „Gegen Morgen ist wie gewöhnlich der Altar etwas erhöht gebauet, der Taufstein stehet vor dem Altar in einer kleinen Entfernung ...... Über dem Altar ist das Singechor an der rechten Seite dieses Chores findet man die Orgel Es folgen hierauf die beiden Emporkirchen welche sich drei und vierfach unten an den Turm herumziehen, die linke Seite ist von allen Emporkirchen frey, an dieser Seite ist die Canzel an die Mauer angeheftet" Diese Ausgestaltung des Innenraums wird bereits zu der Zeit von Marcus Wagner bestanden haben „An einer hölzernen Säule auf welcher die obere Emporkirche ruhet, findet man die Jahrzahl 1592 eingeschnitten" Da der Kirche offenbar eine Sakristei gefehlt hat wo sonst wohl wertvolle Reliquien oder Aufbewahrung fanden (in der detaillierten Beschreibung des ganzen Kirchengebäudes fehlt nichts von einer Sakristei) so begreift sich daß man jene Wertstücke niederlegte in quodam loco prope altare Es wird vermutlich an, bezw in der Hinterwand der Kirche unter dem „Singechor" oder an einer der Säulen auf welchen dieser ruhte, ein Kasten angebracht gewesen sein in dem man die beiden Schriftstücke aufbewahrte Es ist nicht zu bezweifeln daß Wagner das Schneesingsche Buch genau gekannt und hierin mit des Verfassers eigner Hand das Lied „Allein zu dir Herr Jesu Christ" eingeschrieben gefunden hat Aber läßt sich daraus irgend etwas für den Dichter schließen?

Dann gewiß wenn Schneesing dem Liede eine Unterschrift gegeben hätte die das ausdrücklich bezeugte [69]) Wenn eine solche Unterschrift dagewesen wäre, so hätte Wagner sicher nicht unterlassen sie zu nennen da ihm ja daran lag Schneesing als Dichter zu erweisen Nun sagt er aber nichts, als daß das Lied in jener Kirchenordnung zu lesen stehe

[60]) Kurtzer Entwurff einer nützlichen Lieder-Bibliotheck S 19, Liederschatz III 30

[61]) Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern usw 1694 S 240

[62]) Gelehrte Dresdnische Anzeigungen 1749, 1750, abgedruckt bei Brückner, a. a O I, 12, S 56ff

[63]) A a. O II, 2 S 39 [64]) Vgl Wackernagel III 170 Mützell und Goedeke a a O

[65]) Vgl Brückner I, 12 S 69f [66]) Ebda S 83. [67]) Brückner II, 2 S 23

[68]) Brückner II 2 S 22ff

[69]) Das liest man allerdings bei G. L. Richter, Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter Lz 1804 S 36 „Er (Cramnus) hat das Lied „Allein zu dir Herr Jesu Christ" in seine handschriftlich hinterlassene Kirchenordnung vom Jahre 1522 selbst eingeschrieben und sich als d e n V e r f a s s e r d e s s e l b e n unterzeichnet Man weiß also nicht warum einige (!) Gesangbücher solches Conrad Hubertem zueignen" Schlimmer lassen sich die Tatsachen nicht verdrehen

Die Stücke, welche dort vereinigt waren, werden größtenteils auf andere Personen als auf den Schreiber des Buches zurückgehen. Daß hier speziell Luthers Beiträge zur Kirchenordnung gebucht waren, steht ohne Weiteres fest. Man kommt also in die entgegengesetzte Verlegenheit und muß fragen, wie bei solcher Lage der Dinge Wagner überhaupt dazu gekommen ist, das Lied dem Schneesing zuzuweisen. Wenn er sich dafür nicht auf mündliche Mitteilungen seines Lehrers berufen konnte, wovon er wieder nichts verlauten läßt, so muß die Aufzeichnung des Liedes selbst eine solche gewesen sein, daß sie auf jene Vermutung führte. Hier eröffnet sich nun ein weiteres Feld von Möglichkeiten, von denen ich nur eine namhaft machen will, die auch genügen wird, die Sache ins Licht zu stellen. Unser Lied ist nicht bloß seinem Inhalt nach ein kurz zusammengefaßtes Bekenntnis zu Jesu Christo als dem alleinigen Heil im Leben und Sterben, sondern ist auch oft als solches gebraucht worden von solchen, die vor ihrem Scheiden aus dieser Welt ein gutes Bekenntnis ablegen wollten.[60] Wenn nun Schneesing gegen Ende des Lebens (1567) seine Kirchenordnung der Gemeinde zu Friemar handschriftlich widmete, so wäre es sehr wohl denkbar, daß er es getan, indem er ans Ende des Buches das lange Zeit anonym ausgegebene Lied geschrieben und darunter bemerkt habe, daß er mit diesem seinen Bekenntnis von der Gemeinde Abschied nehme und ihr die im Jahre 1522 aufgestellte Kirchenordnung zum Besitz vermache. In einem solchen oder ähnlichen Fall konnte der Leser auf den Gedanken kommen, Schneesing habe dieses Lied selbst gemacht. Ähnliches hat sich unzählig oft ereignet, man vergleiche nur, wie das Lied „Wies Gott gefällt, gefällts mir auch“ von Ambrosius Blaurer zum Liede Johann Friedrichs I. von Sachsen geworden ist.[61] Man kommt also auf Grund der Überlieferung von Wagner nicht weiter, als daß Schneesing unser Lied als Ausdruck seiner Überzeugung in die der Gemeinde Friemar vermachte handschriftliche Kirchenordnung eingeschrieben, nicht aber daß er es gedichtet hat.

Oder sollte man der Meinung sein können, Wagner würde, auch wo wir keine genügenden Gründe für seine Ansicht zu entdecken vermögen, das Urteil von der Autorschaft Schneesings nicht ausgesprochen haben, wenn es sich nicht um eine unzweifelhafte Tatsache handelte? Auf diese Frage kann man nur mit Nein antworten. Sein Biograph Schöttgen[62] findet kein Ende, seine Unglaubwürdigkeit und Kritiklosigkeit hervorzuheben. Nur einige Beispiele seien ihres lustigen Ausdrucks wegen wörtlich mitgeteilt. § 5: „Bey diesen seinen Reisen habe zum Voraus zu erinnern, daß er dabei schrecklich geirret, und weil er sich selbst widerspricht, so wird der Leser von selbst erkennen, was von ihm zu halten. Denn wer nicht ein gut Gedächtniß hat, wenn er von sich selbst redet, sondern sich widerspricht, der mag sich selbst die Schuld geben, wenn man ihn nicht vor glaubwürdig hält“. § 7: „Also haben wir in diesem einzigen Puncte schon wieder zwey Stücke gefunden, da er das lange Messer redlich zu brauchen gewußt“. § 16: „Es ist auch ein schlechter Historicus, der sich in Erzählung seiner eigenen Sachen so sehr verspricht“. § 47: Herr Rudolphi (Rudolphi Gotha diplom. II, 1. p. 1) urtheilet mit recht, er (Wagner) habe in seinen Schriften wenig judicium gewiesen“. § 48: „Ein kluger Gelehrter versteht von selbst, daß es auch gut sei, wenn andere gewarnt werden, sich vor solchen Leuten (wie Wagner) zu hüten und ihre Schriften nicht so schlechterdings anzunehmen“. Brückner[63] versucht wohl einige schüchterne Entschuldigungen gegen die allzu scharfe Kritik Wagners durch Schöttgen beizubringen, aber das Gesamturteil denkt er nicht zu ändern, und damit stimmt auch das Urteil Wegeles: „Es fehlt ihm entschieden an Urteil und Kritik“.[64] Unter diesen

60) Vgl. die Beispiele in den S. 234 namhaft gemachten Schriften.

61) M. Schr. II. 37 ff.

62) Gelehrte Dreßdnische Anzeigungen des Jahres 1749 und 1750, abgedruckt bei Brückner a. a. O. I, 12 S. 56—91.

63) A. a. O. S. 91 Note.

64) Deutsche Biographie XL, S. 551. Übrigens ist dieser kurze Aufsatz über M. Wagner von Unrichtigkeiten nicht frei. Wagner ist nicht um 1580 geboren — dann wäre er nahezu 100 Jahre alt geworden — sondern etwa um 1520 (vgl. Brückner a. a. O. I, 12 S. 57, § 2), und Friemar ist nicht seine Vaterstadt, sondern nur ein Dorf.

Umständen liegt in der Tat kein Grund vor Wagner die Autorschaft Schneesings aufs Wort zu glauben, ohne daß er einen zureichenden Beweis dafür beigebracht hätte

Es wird uns Wagners Behauptung noch verständlicher werden, wenn er weiter von Schneesing berichtet: „Darzu war er immer bey uns in der Schule, verhöret uns selber und sang mit uns seine Lieder deren er viel gemacht, fleißiglich, weil er ein guter Musicus und Componist war". Die wesentliche Richtigkeit dieser Notiz wird durch ein lateinisches Gedicht: Ad Joannem Chiomusum Frimarensem, des Jo. Stigelius bestätigt[55]) das mit den Worten beginnt

An cygnae senis talis quoque cantio vates
Te puer amplexum Christe tenentis erat,
Qualis ab ore fluit venerandi vox Chiomusi,
Dum sacri et dulci carmina voce canit,

und weiterhin ausspricht:

Laude dei plenum ore Chiomusi habet.

Irgend etwas von diesen Liedern hat sich — wenn wir „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" aus dem Spiele lassen — nicht erhalten[56]) Daß man, wenn Schneesing Dichter und Komponist war, doppelt leicht der Versuchung erlag, von ihm gebrauchte Lieder und Melodien ihm als deren Schöpfer zuzuschreiben bedarf keiner besonderen Begründung Ja, der oben zitierte Satz Wagners ist selbst Beweis dafür Denn daß Chiomusus mit seinen Schülern nur seine eigenen Lieder gesungen habe und nicht die Luthers und der anderen Sänger der Reformationszeit, ist von vorn herein doch ganz undenkbar

Vollends wird nun aber das Zeugnis Wagners verdächtig, wenn man beachtet daß seine Ansicht über den Dichter unseres Liedes offenbar seine Privatmeinung geblieben ist bis ein volles Jahrhundert später die hymnologische Autorität des Johann Christoph Olearius sie in die Gesangbücher einführte Schneesing war doch kein unbekannter und unberühmter Mann, von dem nur ein Marcus Wagner etwas gewußt hätte War er wirklich der Dichter eines Liedes, „so man in der Christenheit allenthalben singet", und fand sich die Originalniederschrift dieses Liedes in der Kirche zu Friemar pietätvoll zugleich mit einer fürstlichen Bekenntnisschrift aufbewahrt, so wäre es doch ganz unbegreiflich, daß dieses Lied in den Gothaischen Gesangbüchern nicht vor 1666 erscheint[57]) das heißt 100 Jahre nach dem Tode Schneesings. Noch auffallender aber wäre daß dieses Lied, wo es erscheint im 17 Jahrhundert nie den Namen Schneesings führt Nach gütiger Mitteilung des Herrn Pfarrer Tümpel ist der Tatbestand folgender Gesangbuch von 1655 Conradi Huberi das von 1699 C. H., das von 1702 Conrad Huber., und erst 1705 Johann Chiomusus. Also bis Anfang des 18. Jahrhunderts war es den Verfassern der Gothaischen Gesangbücher völlig unbekannt daß der Pfarrer von Friemar das Lied gedichtet habe; sie wußten nicht anders, als daß es von dem Straßburger Pfarrer Conrad Hubert herrühre Und so war es in allen benachbarten Gegenden[58]) sowie in den Gesangbüchern aus Schneesings Vaterstadt Frankfurt a M., wo das Lied nicht anonym erschien, führte es den Namen Huberts. Das sind Tatsachen welche die Autorschaft Schneesings einfach unmöglich machen, und ich hoffe damit den Gegenbeweis geführt zu haben, ohne den Tümpel das auch ihm nicht unverdächtige Zeugnis Wagners nicht meint fallen lassen zu können Ob Hubert wirklich der Verfasser des Liedes sei ist ja noch eine Frage für sich, die erst in den folgenden Untersuchungen beantwortet werden kann. Immerhin darf ich

---

55) Poemata Jo Stigelii Gothani ex recensione Adami Sibiri. 1577 Vol. II, fol. 487b.

56) Es wird also wohl Alles Manuskript geblieben sein. Das Gleiche gilt von dem Katechismus Schneesings, den Marcus Wagner erwähnt und von dem die Gothaische Katechismusgeschichte nichts weiß, vgl „Kurtze von der Natürlichen und geoffenbarten Religion überhaupt handelnde Einleitung in den Catechismum, nebst einer Gothaischen Catechismus-Historie Gotha 1734" S 37ff

57) Vgl. Tümpel a. a. O I, S 32.

58) So z B in den Gesangbüchern von Arnstadt, Leipzig, Dresden, Schleusingen Chemnitz Magdeburg.

jetzt schon sagen, daß diese auch den letzten Schein, der etwa zu Gunsten Schneesings gedeutet werden könnte, endgültig beseitigen werden. (Fortsetzung folgt.)

Neue Gottesdienstordnung im Konsistorialbezirk Wiesbaden

von **Carl Spieß**, Pfarrer in Bottenhorn.

Seit Einführung des neuen Gesang- und Choralbuchs waren mehrfach Wünsche nach reicherer liturgischer Ausgestaltung der Gottesdienste laut geworden. Man begreift das, wenn man bedenkt, daß im Gebiet des ehemaligen Herzogtums Nassau der Gottesdienst in den allereinfachsten Formen (Eingangslied, sog. Altardienst — Gebet, Schriftverlesung —, Hauptlied, Predigt, Gebet, Vaterunser, Schlußlied, Segen) verläuft und auch im lutherischen „Hinterland“ sich kein Rest des reichen liturgischen Schatzes der lutherischen Kirche erhalten hat. Das Konsistorium war diesen Wünschen bereitwilligst entgegengekommen und hatte der achten ordentlichen Bezirkssynode (November-Dezember 1900) zwei Entwürfe einer Gottesdienstordnung vorgelegt (A und B), die von der Synode um einen dritten (C) vermehrt wurden. Der beiden ersten Entwürfe geben ein längeres (A) und ein kürzeres (B) Schema der sonntäglichen Gottesdienste. Der dritte Entwurf (C) gilt für Abendmahlsgottesdienste, die nicht im Anschluß an den Hauptgottesdienst gefeiert werden. Die Bezirkssynode genehmigte die vorgelegten Entwürfe in folgender Form: Ordnung A. 1. Orgelvorspiel. 2. Gemeinde: Eingangslied. 3. Geistl. (am Altar): Votum („Im Namen des Vaters usw.“). 4. Gem.: Amen. 5. Geistl.: Spruch. 6. Gem.: Ehr sei dem Vater (Gesangbuch 388). 7. Geistl.: Sündenbekenntnis. 8. Gem.: Herr, erbarme dich oder Gesangbuch 383 oder 384 oder 167 V. 2. 9. Geistl.: Gnadenversicherung. 10. Gem.: Ehre sei Gott in der Höhe (Gesangbuch 385) oder Gesangbuch 386 oder 1, V. 1, oder 16, V. 5. 11. Geistl.: Gebet (Kollekte). 12. Gem.: Amen. 13. Geistl.: Schriftverlesung. 14. Gem.: Halleluja oder Liedervers. 15. Geistl.: Glaubensbekenntnis. Oder Gem.: Glaubenslied. 16. Gem.: Amen, Amen, Amen. Oder Geistl.: Spruch. 17. Gem.: Predigtlied. 18. Geistl. (auf der Kanzel): Kanzelgruß. Predigt. Event. freies Gebet. 19. Gem.: Kanzelvers (letzter Vers des Predigtliedes). 20. Geistl.: Abkündigungen. Friede. 21. Gem.: Liedervers. 22. Geistl. (am Altar): Präfgebet. 23. Gem.: heilig, heilig, heilig (Gesangbuch 389). 24. Geistl.: Das Allgemeine Kirchengebet. Vaterunser. 25. Gem.: Schlußvers (Gesangbuch 392—397). 26. Geistl.: Segen. 27. Gem.: Amen, Amen, Amen. 28. Orgelnachspiel. — Ordnung B. 1. Orgelspiel. 2. Gem.: Eingangslied. 3. Geistl.: Eingang. 4. Gem.: Amen oder Ehr sei dem Vater oder Herr, erbarme dich oder Liedervers (Bußlied). 5. Geistl.: Gebet (mit Sündenbekenntnis und Gnadenversicherung). 6. Gem.: Ehre sei Gott in der Höhe oder Liedervers. 7. Geistl.: Schriftverlesung. 8. Gem.: Halleluja oder Liedervers (Glaubenslied). 9. Geistl.: Spruch. 10. Gem.: Predigtlied. 11. Geistl.: Predigt. 12. Gem.: Liedervers. 13. Geistl.: Das Allgemeine Kirchengebet. Vaterunser. 14. Gem.: Schlußvers. 15. Geistl.: Segen. 16. Gem.: Amen, Amen, Amen. 17. Orgelnachspiel. — Ordnung C. 1. Orgelvorspiel. 2. Gem.: O Lamm Gottes. 3. Geistl. (am Altar): Liturgische Ansprache. 4. Geistl.: Beichte und Absolution. 5. Präfation. 6. Gem.: Heilig, heilig, heilig. 7. Geistl.: Vaterunser. Einsetzungsworte. 8. Austeilung (Gemeindegesang). 9. Geistl.: Gebet. 10. Gem.: Loblied (Gesangbuch 396 oder 398). 11. Geistl.: Segen. 12. Gem.: Amen, Amen, Amen. — Zu den Nummern 5, 7, 9, 11, 16 und 22 der Ordnung A sind besondere Anlagen mit reicher Auswahl der Verse und Gebete für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres beigegeben. Die in den Ordnungen A und C genannten Gesangbuchsnummern beziehen sich auf das neue Gesangbuch (Lied 1: Allein Gott in der Höh sei Ehr; Lied 16: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut (V. 5: Der Herr ist noch und nimmer nicht); Lied 108: Herr, sei gelobet, daß du hast dein Leben; Lied 167:

Digitized by Google

Aus tiefer Not schrei ich zu dir (D. 2. Bei dir gilt nichts denn Gnad und Gunst). Nr. 383, 384, 386 sind „liturgische Stücke" (383: Verleih uns Frieden gnädiglich, 384: Psalm 51, 12. 13, 386: Psalm 106, 1), Lied 387: Luthers Glaubenslied: Wir glauben all an einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden).

Nachdem diese drei Ordnungen von der Bezirkssynode gutgeheißen worden waren, wurden sie den im folgenden Jahr tagenden Kreissynoden vorgelegt, damit diese sich über sie äußern und Wege zu ihrer Einführung in die Gemeinden angeben sollten. Das Ergebnis dieser Verhandlungen faßt das Konsistorium in seinem neuerdings veröffentlichten „Bescheid auf die Verhandlungen der Kreissynoden über die neue Gottesdienstordnung von 1901 bezw. 1902" zusammen: „Sechzehn Kreissynoden haben sich günstig für die neue Ordnung ausgesprochen und dieselbe den Kirchenvorständen zur Einführung empfohlen, zum Teil mit Hervorhebung der Ordnung B. Die Ordnung C wurde allgemein anerkannt, jedoch hervorgehoben, daß in fast allen Gemeinden des Bezirks ein Bedürfnis für C nicht vorhanden sei. Eine Kreissynode bezeichnete die neue Ordnung als einen berechtigten Versuch, die Gottesdienste schöner und lebendiger zu gestalten, empfahl aber doch den Kirchenvorständen, bei der bisherigen Ordnung mit etwa geringen Zusätzen zu bleiben. Eine andere Kreissynode beschloß, bei aller Anerkennung des Wertes und der Bedeutung der neuen Gottesdienstordnung, dieselbe doch nicht zu empfehlen, sondern das weitere nur den Kirchenvorständen zu überlassen. Zwei Kreissynoden lehnten die neue Ordnung ab, eine mit der Begründung, ein Bedürfnis sei nicht vorhanden. . . . Mit großem Recht wurde mehrfach hervorgehoben, daß bei den vorgeschlagenen Ordnungen die Gemeinde viel mehr tätig und beim Gottesdienst selbst mitwirkend sei, als dies bei der alten Ordnung möglich ist. Zwar sind auch Bedenken laut geworden, sie scheinen aber in der Tat nicht begründet. „Wenn jedoch die Ansicht hier und da zur Aussprache kam, als werde durch die neue Ordnung die Predigt zurückgedrängt, so muß diese Ansicht als irrtümlich bezeichnet werden. Die Vorschläge lassen die Predigt in ihrer vollen Bedeutung bestehen. Auch die Befürchtung, der Gottesdienst werde durch Form B und besonders durch Form A zu lang, ist nicht begründet. Es ist zu beachten, daß die sämtlichen Sätze kurz sind und daß bei den gesanglichen Stücken die Orgel stets sofort ohne jedes Vorspiel einsetzt."

Bei dieser freundlichen, fast durchweg zustimmenden Aufnahme, die der Entwurf bei den Kreissynoden gefunden hat, muß es allerdings, wie das Konsistorium hervorhebt, auffallen, daß erst in wenigen Gemeinden die neue Ordnung eingeführt ist. „Die Macht der Tradition und der Gewohnheit spielt gerade hier eine große Rolle", bemerkt der Konsistorialbescheid. Das ist gewiß richtig, aber doch keine ausreichende Erklärung. Diese ist vielmehr darin zu suchen, daß man auch hier wieder den Fehler gemacht hat, „im Interesse der Ordnung und Eingewöhnung sowie der für das kirchliche Leben des Bezirks erwünschten Einheitlichkeit und der Beachtung allgemein anerkannter liturgischer Grundsätze" und „zum Schutz der Gemeinden gegen Willkür" Bestimmungen zu treffen, die in praxi sehr oft zu einem lästigen Zwang für die Gemeinden werden können. Es ist allerdings die Einführung der Ordnung den Gemeinden durchaus freigestellt und jeder Druck und alles, was dem ähnlich sehen könnte, aufs peinlichste vermieden. Die Ordnungen werden „zu freiem Gebrauch dargeboten". Auch das ist nicht weiter zu beanstanden, daß sie „in ihrer Folge und Zusammenstellung zu Grunde zu legen sind", zumal Änderungen gestattet werden, allerdings „nur insofern, als die Ordnungen durch besondere Chorleistungen erweitert, durch Weglassung einzelner Stücke verkürzt oder durch wechselnde Auswahl solcher modifiziert bezw. variiert werden können". Den Stein des Anstoßes bildet die Bestimmung, daß „zu Abänderungen[1]) der einmal eingeführten Gottesdienstordnung die vorgängige kirchenaufsichtliche Genehmigung erforderlich" ist. Bei den Verhandlungen der Kreissynoden ist es ausgesprochen worden, daß sich eine Gemeinde wahrlich bedenken werde, die Gottesdienstordnung einzuführen, wenn sie nachher fest daran gebunden sei und nur vom Konsistorium wieder von der selbstgewählten Bürde befreit werden könne. Man hat diese Bestimmung

[1]) D. h. also auch „Abschaffung".

auch unklug genannt, weil sie der Einführung der Ordnung nur Schwierigkeiten mache, und ist der Meinung gewesen, das Konsistorium hätte viel klüger gehandelt, wenn es bei diesem novum seinerseits alle Bedenken beiseite gelassen und den Gemeinden — wenn auch nur für die erste Zeit — zunächst einmal völlige Freiheit auch bei der Abschaffung der einmal eingeführten Ordnung gewahrt hätte. So sei den Gemeinden jede Möglichkeit genommen, die Ordnung überhaupt einmal kennen zu lernen und sie zu prüfen, weil sich naturgemäß jede Gemeinde scheue, die mit der Einführung verbundene Pflicht der Beibehaltung einer ihr vielleicht gar nicht zusagenden Ordnung auf sich zu nehmen. Die Bestimmung aber ist nicht nur unklug, sondern auch überflüssig. Willkürlichkeiten der Pfarrer sind garnicht zu befürchten, da nach § 15, 1 al. 2 der „Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung" die Zustimmung des Kirchenvorstandes erforderlich ist, wenn die Abänderung „der in der Gemeinde bestehenden lokalen liturgischen Einrichtungen verfügt werden soll". Diese gesetzliche Bestimmung entzieht die ganze Materie der Willkür des Pfarrers und legt sie in die Hand des Kirchenvorstands. Aber „die Zufälligkeiten in dem Kirchenvorstand und der Gemeindevertretung"? Muß nicht die Gemeinde auch dagegen geschützt werden? Diese Bedenklichkeiten wirken fast komisch. Die Gemeinden wählen doch ihren Kirchenvorstand und ihre Gemeindevertretung. Diese Gemeindeorgane sind daher als die Vertreter der Gemeinden und ihre Meinung als die Meinung der Gemeinden anzusehen. In ihnen kommt der Wille der Gemeinden zum Ausdruck. Eine andere Möglichkeit, ihren Willen kundzutun, als durch ihre gewählten Vertreter, hat die Gemeinde garnicht. Daß sie mit einer Willenskundgebung, d. h. also mit einem Beschluß der Vertretung nicht einverstanden ist, wird oft vorkommen. Dann aber müßte man der Vertretung konsequenterweise alle Befugnisse entziehen, vor allem die, welche wie z. B. Pfarrwahl für Wohl und Wehe der Gemeinden viel weittragender sind als die Abschaffung einer Gottesdienstordnung. Und ist denn die Kirchenbehörde so sicher, stets die Meinung der Gemeinde — d. h. natürlich nur ihrer Mehrheit — richtig zu treffen? Wird nicht die Gemeinde noch öfter mit behördlichen Willenskundgebungen nicht einverstanden sein als mit solchen ihrer Gemeindevertretung? Wie soll denn ferner die „Meinung" der Gemeinde festgestellt werden? Die Behörde fragt die gewählte Vertretung, denn eine andere Meinung der Gemeinde gibt es nicht, wenigstens nicht für die Behörde. Also ist im letzten Grunde doch die Meinung der gewählten Vertretung ausschlaggebend. Die „Willkürlichkeiten der Pfarrer" und die „Zufälligkeiten im Kirchenvorstand und der Gemeindevertretung" sind ein Schreckgespenst, wesenlos und zerfließend, sobald man zufaßt. Man hätte daher auch ruhig auf die angefochtene Bestimmung verzichten können, zumal sie den Absichten der Behörde und der Bezirkssynode überall nur hinderlich ist. Man hätte auch bei diesem Verzicht sicherlich nicht das Einreißen wilder liturgischer Anarchie*) zu befürchten brauchen. Es zeigt sich aber hier auf kirchlichem Gebiet dasselbe Streben, das man auch auf politischem Gebiet bemerken kann, die Selbstverwaltung und Selbstbestimmung der Gemeinden möglichst zu beschränken. Daß man dabei auf kirchlichem Gebiet mit reformatorischen Grundprinzipien der evangelischen Kirche — die Einzelgemeinde, nicht die Kirchenbehörde ist die entscheidende Instanz — sich in Widerspruch setzt, fordert um so entschiedenere Bekämpfung dieser Strömung.

Erfreulicherweise hat das Konsistorium sich diesen Erwägungen nicht völlig verschlossen. Wenigstens darf man das daraus schließen, daß in dem „Bescheid" zwischen „probeweiser" und „definitiver" Einführung der Gottesdienstordnung unterschieden wird. Da diese Unterscheidung hier ganz plötzlich und überraschend auftaucht, wird man wohl annehmen dürfen, daß sie mit den von den Kreissynoden geäußerten Bedenken zusammenhängt. In dem „Bescheid" heißt es: „Will eine Gemeinde eine der Ordnungen nur probeweise einführen, etwa für eine Reihe von Monaten, um sich erst nachher definitiv zu entscheiden, und de-

*) Dabei ist liturgische „Anarchie" das Charakteristikum, ja sogar der geltende Rechtszustand des Wiesbadener Konsistorialbezirks. Es besteht z. B. keine Verpflichtung zum Gebrauch einer bestimmten Agende. Die alte nassauische ist nicht obligatorisch, daher auch fast ganz außer Gebrauch; am meisten wird die württembergische benutzt. Konsistorium und Bezirkssynode aber hüten sich ängstlich, die Agendenfrage anzuschneiden.

schließt sie alsdann von der definitiven Einführung Abstand zu nehmen, so ist wegen beidem weder unserer Genehmigung noch auch einer Anzeige an uns erforderlich." Ist hierdurch auch die angefochtene Bestimmung nicht aufgehoben — für Abschaffung einer „definitiv" eingeführten Gottesdienstordnung „ist selbstverständlich unsere (des Konsistoriums) Genehmigung notwendig" —, so ist sie doch so weit gemildert, daß die neuen Anregungen zur Einführung der Gottesdienstordnung, die auf Wunsch des Konsistoriums die nächsten Kreissynoden geben sollen, wohl von besserem Erfolg begleitet sein dürften.

Die Notenbeigabe in No. 3 der Monatschrift.

1

„Die Worte der Einsetzung des hl. Abendmahles für gemischten Chor von Heinrich Schütz, bearbeitet von Arnold Mendelssohn" haben den Unterzeichneten zu einer Kritik angeregt, die er den Lesern der Monatschrift nicht vorenthalten zu dürfen glaubt. Zunächst sei eine rein äußerliche Kritik der Notenbeigabe gestattet durch den Hinweis auf einige Unübersichtlichkeiten im Notenstich; dies bezieht sich vor allem auf Takt 4 S. 114, ferner auf Takt 5 und 7 S. 115, wo die Achtel im Tenor aus der Richtlinie merklich herausfallen, auch fehlt im 4. Takt auf S. 117 wie im vorletzten Takte der folgenden Seite jedesmal die Bezeichnung des Tempowechsels vom $^4/_2$ zum $^3/_2$ Taktmaß. — Eine gerechte Wertung des Werkes selber kann natürlich nur durch wiederholtes Durchlesen und Durchspielen der Partitur ermöglicht werden und wäre der Redaktion für ihre Mühen der Publikation dieses alten Meisterwerkes wohl damit am besten gedankt, wenn alle musikalischen Leser sich mit demselben auf das eingehendste beschäftigt hätten. Wer dies aber bisher aus diesem oder jenem Grunde unterlassen hat, dem ist jetzt Gelegenheit geboten, an der Hand dieser kurzen Abhandlung das Versäumte nachzuholen. — Was der alten kirchlichen Gesängen des christlichen Mittelalters und der späteren Jahrhunderte als typisch zu bezeichnen ist, die unnatürlich eingezwängte und schablonierte musikalische Deklamation, das zeigt sich auch bei diesem Chore in schlimmer Weise. Wer könnte z. B. trotz aller Verehrung der alten kirchlichen Meister die Stelle gutheißen, wo sich gleich im 3. Takte Sopran und Baß eigentümlicher Verstöße gegen jede natürliche, gesunde Deklamation zu Schulden kommen lassen? Jenes unmerreklingende Betonen und übermäßige Aushalten nebensächlicher Worte und Silben trägt sicher nicht zur Vertiefung einer wertvollen Stimmung bei, im ganzen Gegenteil. Der Zuhörer hat sich kaum zur Andacht vorbereitet, so reißt ihn das hämmernde „dus in der Nacht" schon aus allen Himmeln heraus. Solche hartsynkopierte Stellen werden wesentlich gemildert, wenn der betonten Nebenzeit eine Pause auf der unbetonten Hauptzeit vorausgeht, wie dies im 1. Takte auf S. 124 „und gabs seinen Jüngern" der Fall ist. Wie gekünstelt aber hören sich im 5. Takte auf derselben Seite die Sechzehntel im Sopran und Alt an! Der durch doppelte Synkopen rhythmisch noch verschärfte Gang des Soprans klingt wie eine heftige, fast zornige Aufforderung, den Leib doch endlich zum Essen hinzunehmen, es liegt in dieser Tonfolge der Untergedanke versteckt, als weigerten sich die Jünger des Herrn seiner Bitte zu willfahren. Die im Alt folgende Nachahmung der Figur ist tatsächlich eine Nachäffung, die dem zweiten Ich des Komponisten entsprungen zu sein scheint, um ihn zu persönlich zu persiflieren. Stößt die letztgenannte Stelle schroff ab, so entschädigt uns das Folgende in bester Weise, zu den Worten „das ist mein Leib" hat der Komponist Herrlicheres gefunden, der uns daran erinnern, daß er zwar in seinen Gedanken ein Kind seiner Zeit war, daß er aber in Anbetracht seiner Vorzüge den Namen „Vater der deutschen Musik" ehrlich verdient hat. Es liegt nach dem Unterzeichneten durchaus fern, die Verdienste des „Sagittarius" zu schmälern, es bot sich ihm aber gerade bei diesem Chore die Gelegenheit, auf die Gebrechen des kirchenmusikalischen Stils alter Zeit hinzuweisen. Saßen Palestrina, Bach und ihre Anhänger sich bemühen, die Tiefen der Religion zu ergründen und der gehobenen Geistesschätze mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeit in Töne umzuwerten, so blieben sie doch immer dem einmal gefundenen Stil treu, selbst auf die Gefahr hin, daß die Wahrheit der Schilderung und des musikalischen Ausdrucks darunter zu leiden hatte. Es ist für einen Tonsetzer gewiß ein ernstes Ringen, bis er den Stil gefunden hat, der seinem innersten Wesen entspricht und der zugleich so hervorragend geartet ist, daß er einer ganzen Epoche der Kunstgeschichte den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückt. Und so kann man es keinem Tonsetzer verdenken, wenn er den ihm eigenen Stil für würdig erachtet, alles und jedes einzig durch ihn auszudrücken. Stellt man nun die Frage, ob der Stil der alten Kirchenkomponisten die geeignete Form für die tiefsten Regungen der Seele und die hehren Heilsgedanken der Bibel war, so kann diese Frage heute nicht mehr bejaht werden; man muß sie angesichts der neuen Ausdrucksmittel, die uns die Kunst Richard Wagners beschert hat, sogar glattweg verneinen. Oder möchte Jemand behaupten, die Einsetzungsworte Jesu habe dieser in der Art gesprochen oder psalmodiert, wie sie Heinrich Schütz vertont hat? An sich ist

Digitized by Google

es ja schon ein Nonsens, die Worte eines Einzelnen vom Chor, noch dazu im Fugenstil, singen zu lassen. Mendelssohn Bartholdys Chorprodukt „Emissed mit mir und sei mein Weib“ gilt deshalb auch allen Nachkommen als ein ewig abschreckendes Beispiel. Aber abgesehen von diesem Widerspruch muß man doch fragen, ob denn der Komponist bei Vertonung der Einsetzungsworte nicht eine möglichst getreue Nachbildung derselben durch vorheriges Psalmodieren zu erzielen suchte. Er hat aber diese Vorstudie nicht gemacht, sonst wären die hehren Testamentesworte sicher weit zutreffender und wahrheitsgetreuer in der Vertonung ausgefallen. Die in Texteswiederholungen sich ergebende sprunghafte Deklamation ist dem modernen Empfinden durchaus zuwider, geradezu trivial ist die Stelle „und trinket, trinket, trinket alle, alle, alle daraus“ (S. 126 unten). Die wiederholte Aufforderung an die Jünger zu trinken, erinnert schon mehr an ein Zechgelage, woran übrigens auch die kindischen Sekunden — bezw. Terzengänge in Sopran und Baß gemahnen. So hat unser Herr Christus niemals sein Testament verkündigt. Aber da der Chor von Schütz nun einmal da ist und alles Altertümliche Trumpf bedeutet, so wird er auch gesungen. Arme Gemeinde! Den Lesern der Monatschrift aber möge die geehrte Redaktion als kleine Notenbeigabe das Motiv der Einsetzungsworte aus Wagners „Parsifal“ bescheren, damit sie ersehen können, in wie hohem Maße der Wagnerstil geeignet ist, der Ausdruck religiöser Gefühle und Stimmungen zu sein. Es liegt unserer Zeit die Pflicht ob, die Errungenschaften des modernen Stils und der so überaus wahrheitsgetreuen Ausdrucksweise für das kirchliche Gebiet auszunutzen. Das gilt vor allem den lebenden Tonsetzern; diese Tat nützt uns mehr, als jenes Reiten im alten Stile. Möchte diese Anregung auf fruchtbaren Boden fallen, auf daß unsere Kirchenmusik eine neue Blütezeit erlebe. Musikdirektor Adolf Prümers.

II.

Um den Abdruck von Schützens Einsetzungsworten des hl. Abendmahls in der Monatschrift zu rechtfertigen, ist es nicht nötig, das textliche Wäldchen des Herrn Musikdirektor Adolf Prümers an allen Punkten zu lichten. Es genügt wohl die folgende kurze Erklärung.

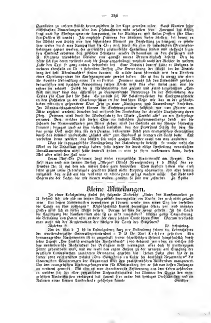
Meiner Ansicht nach sind uns Alten die — sagen wir Vor-Bachischen — Alten in der Kunst des a capella-Satzes überlegen, ja, durch eine mehrhundertjährige reiche Entwickelung dieses Kunstzweiges sind bereits die Möglichkeiten des reinen Vokalsatzes gewissermaßen erschöpft worden, sodaß seitdem die Produktion sich andern Gebieten zuwandte. Was den a capella-Satz angeht, erscheinen mir die Modernen im Verhältnis zu den Heroen der Blütezeit wie Stümper oder schwache Nachahmer, dagegen wissen sie z. B. in der vom Instrumenten begleiteten Vokalmusik Neues und Gutes zu bringen, davon der alten Vokalmeister sich nichts träumen ließen. Nun mag man es begrüßen oder bedauern, aber wir stehen vor der Tatsache, daß die meisten evangelischen Kirchen für ihre Musik auf die Leistungen des von Instrumenten nicht begleiteten Chores angewiesen sind. Darum tut die Redaktion der Monatschrift nach meiner Meinung sehr gut, wenn sie a capella-Sätze in ihrer Beilage bringt, und wenn sie neben zeitgenössischen Arbeiten in diesem Fach auch von Zeit zu Zeit ein Meister- und Musterwerk aus der Blütezeit des unbegleiteten Vokalsatzes darbietet. Als ein solches die „Einsetzungsworte“ zu bezeichnen, nehme ich keinen Anstand. Es ist ein Werk von weihevoller Stimmung im Ganzen, von geistvoller Charakteristik im Einzelnen, bei guter Ausführung voll adligen Wohllautes und ist meisterhaft vierstimmig gesetzt. Dabei will aber gesungen sein, gut gesungen —, man erhält keinen Eindruck und gewinnt kein Urteil, wenn man am Klavier sich mit „hämmernden“ Synkopen, „gekünstelten“ Sechzehnteln und altmodischen, die Person des Komponisten „persiflierenden“ (?: Nachäffungen von musikalischen Figuren herumschlägt. Was das „manieriert“ (sic) klingende Betonen und übermäßige Aushalten nebensächlicher „Wörter und Silben“ u. dergl. angeht, so gemahnt mich das Herummäkeln an vermeintlichen Eigenheiten, oder meinethalben Verstößen — bei solcher Blindheit gegenüber der Hauptsache — stets an die Geschichte von jenem guten Mann, der in einen Palast eintretend sich nicht sonderlich in Gängen, Sälen und Hallen umsah, vielmehr geraden Weges diejenige Örtlichkeit aufsuchte, die zu nennen nicht üblich ist. Hernach verkündete er: das Haus riecht übel, und im Übrigen ist nicht viel daran.

Arnold Mendelssohn.

III.

Wenn die Redaktion die Kritik von Herrn Musik-Dir. Prümers den Lesern der M. Sch. nicht vorenthalten wollte, so tat sie das in der Meinung, daß sich hierbei Gelegenheit bieten würde, allerlei oft zu Tage tretende Mißverständnisse und Unklarheiten zu beseitigen. — Was die Hauptfrage angeht, so hat sich Arnold Mendelssohn, den Prümers doch gewiß zu den fortschrittlich gerichteten Künstlern rechnen wird (vergl. E. O. Nodnagel, Jenseits von Wagner und Liszt), darüber wohl mit wünschenswerter Deutlichkeit geäußert. Ich möchte dem noch folgendes hinzufügen.

Von einem Kunstkritiker muß man fordern, daß er sein Urteil ausspreche nicht nach Einsicht in ein vereinzeltes Stück, sondern auf Grund genügender Kenntnis der Schöpfungen der betreffenden Künstlerindividualität. Wieviel wird Prümers wirklich aus den 16 Bänden der Schütz-Ausgabe durchstudiert haben? Mir scheint, nicht so viel, daß er die wichtigsten



Parallelen zu unserem Stücke heranzuziehen in der Lage gewesen wäre. Sonst könnten seine entschiedenen Bemerkungen über das Psalmodieren nicht gefallen sein. Zweimal hat Schütz sonst noch die Einsetzungsworte komponiert, in der Matthäus- und Lukas-Passion (die Markus-Passion ist unecht). Ich empfehle Prüfmers das Studium dieser Stellen, bei denen es die Absicht von Schütz war, den historischen Moment zur Darstellung zu bringen; er würde hier weder durch eine Komposition für Chor noch durch die ihm so unerträglichen Wortwiederholungen gestört werden, die gewünschte psalmodische Einleitung finden und vielleicht sogar den Eindruck erhalten, daß zwischen Schützens ariose Deklamation in den Passionen und R. Wagners unendlicher Melodie eine gewisse innere Verwandtschaft besteht. Dem da hätte sich ihm dann vielleicht auch die Frage aufgedrängt, weshalb wohl der Meister in unserem Falle den Text so ganz anders behandelt hat. Eine Antwort darauf hätte er übrigens in meinem ebenfalls in Nr. 3 stehenden Aufsatz „Die Verwendung der Musik bei der Austeilung des heil. Abendmahles“ finden können. Er würde dann schwerlich von dem Verfasser einer Chorkomposition der Einsetzungsworte geredet haben. Sie ist das so wenig wie etwa die chorische Behandlung eines Tu es Petrus. Prüfmers macht sich den Unterschied zwischen dramatischer und lyrischer Verwendung solcher Worte nicht klar oder meint gar, nur die erstere sei erlaubt. Selbst bei F. Mendelssohns von Freund und Feind totgehetztem „Entflieh mit mir“ liegt das ästhetisch zu Beanstandende keineswegs in der Behandlung des Textes für Chor statt für Solo. Es verhält sich die Solokomposition der Einsetzungsworte in den Postlonen zu der Chorkomposition in der deutschen Messe, wie das in der geschichtlichen Situation gesprochene Wort Jesu zu einer „Auslegung und Anwendung“ desselben. Im Abendmahlsgottesdienst können die Einsetzungsworte liturgisch nur vom Pfarrer am Altar rezitiert werden, daneben hat während der Austeilung die chorische Ausführung ihren Platz. Prüfmers wird durch die Wiederholung der Worte „Trinket alle“ an ein Trinkgelage erinnert. Wer, welcher sich diesen Chor im kultischen Zusammenhange denkt, wo die Scharen der Kommunikanten zum Altare ziehen, wird der Gedanke an die Kneipe schwerlich kommen; dagegen wird es ihm vielleicht einfallen, daß der Protestant Schütz bei dem für das ganze Volk nicht bloß für den Priester bestimmten Kelch sein evangelisches Bewußtsein durch das dreimal wiederholte „Trinket alle“ zum Ausdruck zu bringen ein Recht hatte. Erst verstehen, dann urteilen, das dürfen sich unsere großen Meister wohl von uns ausbitten.

Was die typographische Bemängelung der Notenbeigabe betrifft, so würde wohl ein Wink an die Redaktion genügt haben, falls letztere die durch eilige Herstellung veranlaßten Unvollkommenheiten nicht selbst bemerkt haben — was ja schon vorkommen kann, dieses Mal aber nicht der Fall war.

Herrn Mus.-Dir. Prüfmers liegt unsere evangelische Kirchenmusik am Herzen. Das sieht man auch aus seinem Aufsatz „Allegro“ (Nicht Korrespondenz f. d. Mitgl. des ev. Bundes Nr. 3), auf den wir unsere Leser gern hinweisen. Eben deshalb haben wir auch seine gegen unsere Notenbeigabe gerichtete Kritik nicht kurzweg abgewiesen, ihm aber freilich mitgeteilt, daß er sich auf eine audiatur et altera pars gefaßt machen müsse. Hat Rede und Gegenrede der Sache, der wir dienen wollen, genützt, so sind wir zufrieden. Fr. Spitta.

Kleine Mitteilungen.

In einer Lokalzeitung findet sich folgende Nachricht: „Unter den Konfirmanden zu N. befand sich, wie sich im letzten Augenblicke herausstellte, ein Knabe, der noch nicht getauft war. Um dessen Konfirmation vornehmen zu können, wurde ihm einen Tag vor derselben die Taufe an ihm vollzogen.“ Wahrscheinlich kommt derartiges öfters vor, und mancher Pastor wird sich in dieser Weise helfen. Darum sei hier die Frage gestellt: Ist die Taufe die Ergänzung der Konfirmation oder ist es nicht umgekehrt? Unsere ganze Taufordnung, die Berufung von Paten usw. verliert bei einer solchen Taufe ihren Sinn. Warum verbindet man nicht mit der Konfirmation der übrigen die Taufe des Einzelnen?

Alsleben S. W. Schubring.

Am 25. Mai d. J. ist in Ludwigsburg kurz vor Vollendung seines 82. Lebensjahres der württembergische Generalsuperintendent a. D. D. Dr. Karl Lechler gestorben. Ein hervorragender Kirchenmann ist er außerhalb seiner schwäbischen Heimat hauptsächlich durch seine Schrift „Der deutsch-evangelische Kirchenbund“ 1890 bekannt geworden, in welcher sich das neulutherische Kirchenideal des Verfassers nicht verleugnet, aber doch in weitherzigem Sinne gehandhabt wird, und die wohl den ersten Anstoß zu der neueren auf Einigung der deutschen Landeskirchen gerichteten Bewegung gegeben hat. Neben Sulze aber hat er in seiner 1883 erschienenen Schrift „Das Gotteshaus im Lichte der deutschen Reformation“ die theoretischen Erörterungen der Gegenwart über den protestantischen Kirchenbau inauguriert. Um den evangelischen Kirchengesangverein für Württemberg hat er sich von dessen Anfängen an verdient gemacht. Mit ihm ist eine charaktervolle Erscheinung aus dem Leben geschieden, in welcher sich der alte persönlichen Ansprucheslosigkeit des Mannes der Typus des evangelischen Kirchenfürsten verkörpert hat, soweit dies unter den heutigen Verhältnissen und im Rahmen einer kleinen Landeskirche geschehen konnte. Günther.

Bücherschau.

Paul von Bojanowski. Das Weimar Johann Sebastian Bachs. 80 S. mit einer Abbildung. Weimar, Böhlau. Mk. 1.

Am 8. April 1703 trat Bach in die Dienste des Weimarischen Fürstenhauses. Diesen Gedenktag der für die deutsche Kunst so bedeutungsvollen thüringischen Residenzstadt feiert B. durch eine lebensvolle Schilderung der Verhältnisse und Personen jener Zeit und des tatsächlichen oder vermutlichen Verhältnisses Bachs zu ihnen. Nicht bloß faßt er damit in ein anziehendes Bild zusammen, was in Ph. Spittas Bachbiographie hier und da zerstreut ist, sondern ist auch in der Lage, durch eine neu erschlossene Quelle Spitta zu ergänzen und



Die Weimarische Schloßkirche zu Bachs Zeit.

zu korrigieren. So fällt u. a. neues Licht auf die Motive des Fortgangs Bachs von Weimar nach Köthen. Die Bachfreunde werden sich die Lektüre dieser Schrift nicht entgehen lassen, die mit dem uns von dem Verleger gütigst zur Verfügung gestellten Bilde der Weimarischen Schloßkirche geziert ist, der „einzig erhaltenen Wiedergabe der Stätte in Weimar, an der Joh. Seb. Bach seine Tonschöpfungen vortrug, deren gewaltige Töne das evangelische Gemüt wie nichts anderes erfreuen und erbeben.“ Daß dieses nicht im Rücken der Gemeinde geschah, wird unseren Lesern besonders interessant sein und nicht minder die hiermit gegebene Beleuchtung der nicht „tot zu kriegenden“ Behauptung, daß die Anordnung von Altar, Kanzel und Orgel übereinander ein Werk des Rationalismus sei. „Anno

1658 den 28. März als am Tage Wilhelmi war, da die neu renovierte und mit einem so köst- als künstlich gefertigten Altar und Predigerstuhl so beyder übereinander und unter einer Pyramide stehet, wie auch einem herrlichen Orgelwerke gezierte fürstliche Schloßkirche solenniter eingeweihet." — Im übrigen wolle man B.s anziehende Schilderungen selbst lesen. — Der Druck ist korrekt. Auf S. 46 wird wohl 1682 statt 1882 zu lesen sein. Was S. 43 oben über Voglers Berufung nach Hannover gesagt ist, ist mir unklar geblieben. Fr. Spitta.

Rochus Freiherr von Liliencron, Frohe Jugendtage. Lebenserinnerungen. Kindern und Enkeln erzählt. 197 S. Leipzig, Duncker und Humblot 1902. M. 3.

Der Verfasser ist unseren Lesern vor allem durch seine „Chorordnung" und die daran sich schließende Diskussion bekannt geworden, in der wir uns leider auf einem dem seinigen entgegengesetzten Standpunkte befanden. Um so lebhafter ist mein Bedürfnis, auszusprechen, in wie hohem Maße mich dieser erste (hoffentlich nicht einzige) Teil seiner Selbstbiographie gefesselt hat. Welch reiches und harmonisches, freies und reines Jugendleben entfaltet sich hier vor uns! Das liturgische, ja überhaupt das kirchliche Gebiet wird dabei selten und immer nur ganz kurz berührt (vergl. S. 61. 127). Immerhin erkennen wir, die wir uns zu L.s liturgischen Gegnern zählen müssen, auch aus dem, was in diesen Lebenserinnerungen nicht berührt wird, wo der tiefste Grund unserer Differenz zu suchen ist. Aber das ist eine Sache für sich. Wer für sich und den Familienkreis nach anregender und bildender Lektüre aussieht, lasse sich das nach Inhalt und Sprache überaus abgeklärte, herzerfreuende Buch Liliencrons nicht entgehen. Fr. Spitta.

Jos. Zimmermann. Der heilige Petrus. Cantate für gem. Chor, Soli und Frauen- oder Kinderchor mit Klavier- oder Harmonium-Begleitung (nebst verbindendem Text) zur Aufführung mit 6 lebenden Bildern. Alois Maier, Fulda. Klavierauszug 5 Mark. Singstimmen 2 Mark.

Dieses Werk, Papst Leo dem XIII. gewidmet, kommt in der Hauptsache für katholische Vereine in Betracht. Wenn es in den Bemerkungen zu den lebenden Bildern bei Bild VI (Der Felsen Petri) heißt: „Christus überreicht dem Petrus in päpstlichem Ornat die Tiara, vielleicht auch die Schlüssel" und wenn im Epilog die Worte stehn: „Wohl dunkelte es, doch in die Finsternis strahlt hell Papst Leo, dieses Himmelslicht", dann würden evangelische Chöre der Aufführung und Darstellung doch etwas in Verlegenheit geraten. Die musikalische Ausbeute ist gering. Zwar ist der Satz gut, frei von Uebertreibungen und Schwierigkeiten, doch bewegt sich die Kompositionskunst des Verfassers allzusehr in ausgefahrenen Geleisen. Die Chöre beginnen in den meisten Fällen mit einer homophonen Einleitung, an welche sich ein fugierter Teil anschließt; die Wirkung ist in Folge dessen stark monoton. H. Pfannschmidt.

C. Faißt, Rose im Tal, für eine Singstimme mit Begleitung von Clavier oder Orgel. Karlsruhe, Seldtweeling. M. 1.50.

Das schöne Lied von Gerok ist von Faißt in überaus inniger und ausdrucksvoller Weise komponiert worden. Die Verwendung einer Choralmelodie („Was mein Gott will") im Mittelsatze ist ja kein neuer Einfall, aber hier so sinnig angewandt, daß er seines Eindrucks nicht verfehlen kann. Nicht ganz auf der Höhe steht der gewiß unbewußte, psychologisch begreifliche Anklang an Wolframs Lied an den Abendstern im Schlußteile. Doch wird er bei anderen vielleicht um so stärker wirken. Für geistliche Aufführungen ist das Lied wärmstens zu empfehlen. Doch dürfte die Begleitung dem Klavier angemessener sein als der Orgel. F. Spitta.

(H.) J. P. Schäfer, Lieder-Concordanz über die Lieder des Gesangbuchs für die Evang. Kirche im Großherzogtum Hessen. IV und 308. Friedberg, Bindernagel 1903. 3,50 Mark.

In drei Abschnitten bringt das Buch ein Lieder-, Strophen- und Zeilenregister der in Betracht kommenden Gesänge nach alphabetischer Folge. Der hochbetagt entschlafene verdiente Friedberger Bindernagel hat es in seinen letzten Lebenstagen verfaßt, und Direktor Weißenbach gibt ihm ein warm empfundenes Geleitwort mit. Im Großherzogtum Hessen wird man das Werk gewiß willkommen heißen; vielleicht benutzt man es auch sonst hie und da als Nachschlagebuch. Die hymnologischen Notizen im ersten Abschnitt sind dem hessischen Gesangbuch einfach entnommen und bedürfen mannigfacher Korrekturen. J. Smend.

Wegen Raummangel war es unmöglich, dieses Mal eine Notenbeigabe zu bringen. Auch mußten mehrere Aufsätze, die für diese Nummer vorgesehen und zum Teil bereits gesetzt waren, zurückgestellt werden. Man wolle sich freundlich gedulden. Spitta.

Berichtigung. In Folge eines Setzerversehens ist unter die Abbildung auf S. 193 der vorigen Nummer gesetzt worden: Dominikanerkirche in Erfurt, während es heißen muß: S. Romanus in Toulouse.

Z. 12 auf S. 196 muß es heißen Geidelschen, statt Eichendorffschen. Sp.

Digitized by Google

8. Jahrgang Nr. 8. August 1903.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5,87 Ausgabe mit „Correspondenzblatt" Nr. [illegible].)

Vom Friedens- und Freudenfest des Jahres 1650

von Lic. theol. **Rudolf Günther**, Dekan in Langenburg

Paul Gerhardts „Danklied vor die Verkündigung des Friedens" haben sie nicht anstimmen können, aber was er sang, das haben sie empfunden, als sie im Sommer 1650 in deutschen Landen das Friedens- und Freudenfest feiern durften, nachdem endlich am 16. Juni dieses Jahres der Hauptexekutionsrezeß des westfälischen Friedens festgestellt war. Vor mir liegt die Ordnung, nach welcher in der Grafschaft Hohenlohe-Langenburg die Feier sich vollziehen sollte[1]). Ich teile sie mit, weil sich in ihr bei aller Kürze Verfassung und Stimmung des deutschen lutherischen Volkes an jenem Wendepunkt in bezeichnender Weise wiederspiegelt. Man ist zunächst erstaunt, wie verhältnismäßig ungestört in einer Landschaft, die zwanzig Jahre lang durch Truppendurchzüge und Kriegskontributionen unsäglich gelitten und über der auch die Pest wiederholt ihre Geißel geschwungen hatte, der kirchliche Apparat seine Tätigkeit fortsetzt. Und dann tritt uns hier noch ungebrochen die theologische Lebensauffassung entgegen, deren Gebäude eben infolge der schweren Erschütterungen des dreißigjährigen Religionskriegs ins Wanken geraten sollte. Die Kirche gibt für die ganze Feier ausschließlich den Ton an. Diese ist von wohltuender evangelischer Schlichtheit, ihr Hauptstück ist, wie zu erwarten, die Predigt, der wohl in diesem Falle Gegenwartscharakter nicht gemangelt haben wird. Die Zweiteilung in eine Trauer- und eine Freudenfeier ist aus der Sache heraus empfunden; auf blutgetränktem und trümmerbesätem Boden kann man nicht anders als mit Tränen feiern. Daß die Trauerfeier zur Bußfeier wird, liegt ebenfalls noch auf der evangelischen Linie. Auf seinen Freudenruf

Gott Lob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort

[1]) Hohenlohe-Langenburgisches Archiv. Die einschlägigen Akten sind in J. Chr. Wibels handschriftlichen Acta ecclesiastica Langenburgs S. 218 verzeichnet.

läßt Paul Gerhardt im zweiten Verse das Bekenntnis folgen

Wir sind fürwahr geschlagen	Wir sind und bleiben böse
Mit harter, scharfer Rut	Gott ist und bleibet treu
Und dennoch muß man fragen	Hilft, daß sich bei uns löse
Wer ist der Buße tut?	Die Reu und sein Geschrei

Aber der Bußtag ist dabei doch zugleich auf den Ton jener geistlichen Frömmigkeit gestimmt, die durch Selbstdemütigung den ausgereckten Arm des göttlichen Gerichts aufzuhalten oder abzuwenden bestrebt ist. Dies tritt begreiflicherweise bei der Wiederholung der Feier sofort deutlicher hervor, nachdem der unmittelbare Eindruck der Tatsachen zurückgetreten und die Beziehung des Gedächtnistags stärker von der Reflexion durchsetzt ist. In dem herrschaftlichen Dekret vom 4. Oktober 1652, durch welches die jährliche Wiederholung des Dank-, Buß- und Friedensfestes auf den 17. Sonntag nach Trinitatis bestimmt wird und dessen Verlesung jeweils bei der Ankündigung des Festes von der Kanzel zu erfolgen hat, ist gesagt: „**Die vor Augen geschwebte leidige Experienz und Erfahrung hat bisher mehr den zu viel bezeigt, daß wie guth- und wunderthätig, wie liebreich und barmherzig der allerhöchste Gott sich gegen unserem geliebten Vatterland teutscher Nation und auch besonders gegen dißer Graf- und Herrschaft Langenburg mit gnädiglicher Verleyhung und schickung des Edlen, ohnschätzbaren Friedens Cleinot im Heyl. Röm. Reich sich erwießen hat, So undanckhbar, sicher undt unbußfertig hingegen der meiste theil der Menschen gewesen und leyder noch seye, also zwar daß dieselbe mit verdamblicher Verachtung deß gepredigten Göttlichen Worts, mit obscheulich anerhörte mißbrauch seines heyligen Göttlichen Nahmens, Hochsträfflicher profanieren und entheiligung des Sabats und anderer Fest und Feyertage, mit vergeßlicher Hintansetzung der Christbrüderlichen lieb und mehr andern sündlichen Werkhen, dadurch doch in Vorjahren der gerechte Gott zu Verhengung des landverderblichen 30jährigen Teutschen blutigen Kriegs gereitzet worden, offendaelich zu erkennen geben, entweder daß sie solche große Gnadt, guth und wohlthat deß grundtgütigen Gottes an ihnen, die nunmehr under Ihrem weinstock und Feigenbaum sicher ruhen und wohnen, erwießen, nicht einmal bißhero mit dankbarem gemüth erkandt**" usw.

Über jener ersten Feier aber liegt der Hauch wahrhaftigen Erlebens, rühren der Einfalt und eines gedämpften Ernstes, der für jetzt wenigstens jede unziemliche Freude niederhält. Dienstag, den 27. August, als am Bußtag, soll nachmittags von 12 Uhr bis zum Abend alle Arbeit verboten sein, damit dieser Nachmittag geheiligt und der Gottesdienst verrichtet werde. Um 2 Uhr wird das erste Zeichen gegeben. Wenn dann nach einer Viertelstunde das andere Zeichen geläutet wird, sollen Hofmeister, Canzlei, Räte wie auch alle andern Diener im Schloßhof, sodann Bürgermeister, Gerichtspersonen, Zwölfer und die ganze Bürgerschaft, ferner die Eingepfarrten, alle so viel möglich in ehrbaren Trauerkleidern und Mänteln vor der Rennbahn erscheinen[1]). In entsprechender Ordnung finden sich auch die Frauen ein. Der Schulmeister versammelt seine Jugend im Schul- oder Pfarrhaus. Wenn alsdann um halb zwei Uhr mit allen Glocken zusammengeschlagen wird, so fängt der Schulmeister mit seinen Knaben an paarweise in guter Ordnung und fein züchtig nach der Kirche zu gehn, hernach folgen beide

---

[1]) Bei den Dörfern heißt es statt dissen: Schultheiß, Bürgermeister und die ganze Gemeinde, auch Eingepfarrte versammeln sich an einem bequemen Ort im Dorf.

Seelsorger, alsdann von dem Schloß heraus Ihre Hochgräfliche Gnaden der gnädigste Herr, die Herren Hofmeister, Canzleräte und Bediente nach diesen Bürgermeister usw. (s. o)[8]) in guter Ordnung und mit beflissener Andacht, Paar um Paar, hierauf Frauen und Jungfrauen die Weiber in Schleiern. Die Kirche und so viel möglich sämtliche Häuser sind mit Maien geschmückt. In der Kirche hat ein jedes mit unbelustigtem Eifer seinen Gottesdienst zu verrichten. Nach der Abendpredigt soll der Seelsorger daran erinnern, daß am morgenden Tag das Klingelsäcklein herumgetragen werde und ein jeder nach seinem Vermögen eine Steuer mitteile, über welche gnädigste Herrschaft weiteres verordnen wird. Ist der Gottesdienst beendet, so soll jeder mit Andacht wieder nach Haus gehen, die übrige Zeit in Häusern mit Singen, Beten und Lesen zubringen, aller Arbeit, auch übermäßigen Essens und Trinkens oder einiger Fröhlichkeit sich enthalten. Ihre Gräfliche Gnaden aber von den vorgemeldeten Herrn Hofmeister, Canzlei-Räten und Bedienten in guter Ordnung wieder nach Hof begleitet werden.

Am Mittwoch dem 28. August als dem Friedens- und Freudenfest soll morgens, wenn die Feldglocke geläutet werden, gleich darauf mit allen Glocken zusammengeschlagen werden eine Viertelstunde lang, die Bürgerschaft aber sich zuvor mit ihren Rohren, doch nicht scharf geladen, auf der Rennbahn versammeln und unter währendem Geläute, wann von dem Turm mit den Doppelhacken Feuer gegeben werden wird, zugleich mit einander auch ein Freuden-Salve geben. Um sieben Uhr soll das erste Zeichen geläutet werden. Und wenn sodann um halb acht Uhr das andere Zeichen geläutet wird, sollen sich Männer und Frauen wie am vorigen Tag versammeln, ein jedes mit ehrbaren Freudenkleidern, die jungen Schüler mit entblößten Häuptern und auf denselben mit Rauten oder Rosmarin geschmückt, die jungen Töchter und Jungfrauen, die vor den Weibern hergehen, mit Blumenkränzlein geziert sich einfinden. Beim dritten Zeichen um acht Uhr soll in guter Ordnung und beflissener Andacht wieder Paar um Paar in das Haus des Herrn gehen, alsdann sollen alle den Gottesdienst mit eifriger, inbrünstiger Herzensandacht und unter dem Gebet auf den Knieen liegend verrichten. Wenn das Friedensdankgebet abgelesen und das Te Deum laudamus oder ein anderer Lobgesang gesungen wird, so wird während des Gebets mit einer, unter dem Gesang mit allen Glocken zusammen geläutet, auch aus Doppelhacken ein Salve gegeben. Nach der Frühpredigt geht männiglich nach Hause, um die Zeit mit Lesen, Beten und Singen zuzubringen. Ihre Hochgräfliche Gnaden werden wie am vorigen Tag nach Hof begleitet.

Um 2 Uhr nachmittags geht es wiederum unter dem Geläute sämtlicher Glocken in Prozession zur Kirche. Nach Predigt und Dankgebet soll jedes Orts der Seelsorger von der Kanzel andeuten, daß die Kinder, Knaben und Mägdlein bis in das zehnte Lebensjahr, ebenso alte, presthafte arme Leute, die eines Almosens bedürftig, bis nach Beendigung des Gottesdiensts verziehen sollen, da ihnen etwas zum Friedensangedenken, auch den Armen eine Almosensteuer ausgeteilt werden solle. Der Seelsorger thut eine Freudenvermahnung und daß sie dem lieben Gott um den bescherten lieben Frieden alltäglich danken, auch uns dabei erhalten wolle bitten sollen, worauf, was der gnädigste Herr verordnet und von den Bäckern des Orts gebacken wird, auch aus der Kollekte des Vormittags ein Almosen auszuteilen ist. Ferner soll der Schulmeister mit der Jugend in seiner

[8]) Auf den Dörfern: Der Schulmeister mit der Schuljugend, Pfarrer, Schultheiß, Bürgermeister und die ganze Gemeinde.

Ordnung durch die Gassen hindurch mit entblößten Häuptern und aufgesetzten Kränzen gehen, Lob- und Dankgesänge, vor jedem Haus ein oder zwei Gesetze, singen und was ihnen hiefür verehrt wird zum Gedächtnis unter ihnen austeilen. Die Bürgerschaft und Eingepfarrte sollen nach Anhörung der Vesperpredigt mit ihren Musketen bei dem Bürgermeister erscheinen, der sie in guter Ordnung gliederweise auf die Rennbahn führt und wann von dem Schloß mit Doppelhacken Feuer gegeben wird, auch eine Freudensalve geben. Sonst aber soll alles übermäßige Essen und Trinken, Tanzen, Spielen, Spielleute und alles üppige Leben in Wirts- und Bürgerhäusern bei hoher Strafe verboten, jedoch einen ehrlichen Ergötzungstrunk zu Hause folgen zu lassen und wegen des Festes Gedächtnis mit den Seinen einen ehrlichen Freudentrunk zu tun nicht gewehrt sein, doch also, daß des Betens, Singens, Gott Lobens und Dankens nicht vergessen werde.

Den Akten liegt eine Abschrift der Ordnung bei, nach welcher die Feier am 10. und 11. August 1650 im Fürstentum **Ansbach** vor sich gehen sollte. Hier wird der vorausgehende Bußtag ausdrücklich als Fasttag bezeichnet, an diesem sollen die Leute der ordentlichen Speise und Tranks bis auf den Abend sich enthalten, auch keinem Wirt gestattet werden, etwas Speise und Trank auszuliefern. Am Friedensdankfest soll man sich doch aller üppigen und unziemlichen Freude enthalten. Die Verordnung bietet für beide Tage Predigttexte und eine Liederauswahl.[4])

In den Städten tritt auch Figuralmusik und Blasen vom Turm ein. Im übrigen verläuft die Feier in ähnlicher Weise wie die an erster Stelle beschriebene.

Bereits im Jahre 1655 beging unsere Kirchen wieder eine Gedenkfeier, die Jahrhundertfeier des Augsburgischen Religionsfriedens, der freilich, wie er die Keime des dreißigjährigen Kriegs in seinem Schoße getragen hatte, in dem Frieden von Osnabrück mit besserem Erfolg wieder aufgelebt war. Das Dankfest für den westfälischen Frieden wurde alljährlich wiederholt, in der Grafschaft Hohenlohe-Langenburg hat man es bis zum Jahr 1690 ununterbrochen begangen. Aber auch die Feste haben ihre Zeit, selbst wenn sie bei ihrer Entstehung der Ausdruck tiefen und ursprünglichen Volksempfindens sind. Nur Geschichtstatsachen, denen bei aller individuellen Bestimmtheit ein übergeschichtlicher Wert eignet und in denen eine metaphysische Tiefe sich eröffnet, bleiben, weil sie an keine Nationalität und keine einzelne Kulturstufe gebunden sind, im Wechsel der Geschlechter zeugungskräftig, ihre Feste ziehen die verschiedenartigsten Elemente an sich und bringen immer wieder Sitten hervor. Mit ihrer Tragik wie mit ihrem Jubel finden diese Feste durch die Jahrhunderte hin im Menschenherzen stets neuen Widerhall und sie tragen vermöge ihrer inneren Dialektik wie ihrer elementaren Einfachheit eine Kraft der Verjüngung in sich, die sie für unabsehbare Zeiten der Menschheit unersetzlich macht.

4) Predigttexte am Buß- und Bettag: für die Hauptpredigt Psalm 85, für die andern Predigten Lev. 26, 3—12, Jes. 48, 19. 26, Jerem. 33, 6—11. Schriftlektionen: Jes. 1, 58, Sach. 1, 8. Predigttexte am Friedensdankfest: Hauptpredigt Psalm 66, für die andern Predigten Psalm 147, 12—15, Nah. 1, 5, Jes. 28, 24—26. Schriftlektionen: Psalm 46, 107, 122, Jes. 26. Lieder für den Bußtag: Erbarm dich mein, o Herre Gott. O Herr Gott, begnade mich. Aus tiefer Not schrei ich zu dir. Gib Fried zu unsrer Zeit, o Herr. Allein zu dir, Herr Jesu Christ. Ein feste Burg ist unser Gott. O Herre Gott, dein göttlich Wort. Wenn wir in höchsten Nöten sein. Herr, von uns nimmer. Lieder für das Dankfest: Nun lob mein Seel den Herren. Es ist ein Freud dem Herzen mein. Christe, du edler Friedensfürst. Nu welche hier ihr Hoffnung gar. Vergebens ist all Müh und Kost. Allein Gott in der Höh sei Ehr. Sei Lob und Ehr mit hohem Preis. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort. Es woll uns Gott genädig sein.

Kirche und Schule in der Provinz Sachsen

von Julius Smend.

Man schreibt uns: „Für die Organisten, Kantoren und Küster der Provinz Sachsen ist am 10. November v. J. eine neue Dienstordnung erschienen. Gegen 800 der Beteiligten waren Mittwoch nach Ostern in Halle versammelt zu einer Besprechung dieser Dienstordnung, die in Lehrerkreisen auffallende Unruhe und Mißstimmung hervorgerufen hat. Es wurde beschlossen, durch den geschäftsführenden Ausschuß des Lehrerverbandes der Provinz eine Eingabe an das Königliche Konsistorium zu richten und um eine Dienstanweisung zu bitten, die einen Unterschied macht zwischen Organisten, Kantoren und Küsterlehrern einer- und den Berufsküstern und niederen Kirchendienern andrerseits. Den vielen Wünschen und deren Begründung entnehmen wir Folgendes: In Rücksicht auf die soziale Stellung der Lehrer und den geleisteten Amtseid möchte das mehrfache Betonen des Gehorsams und pünktlichen Folgeleistens sowie das der würdigen Führung des Amtes wegfallen, da dieses nicht geeignet ist, ein herzliches Verhältnis zwischen Geistlichen und Lehrern herbeizuführen. Da der Lehrer als Kirchenbeamter in dem Geistlichen seinen Vorgesetzten hat, so ist es erwünscht, daß der Gemeinde-Kirchenrat das Aufsichtsrecht allein durch den Pfarrer ausübe. Eine vorherige Einübung der Choralmelodien für den Sonntag wird in den meisten Fällen, da der Stoff für den Gesangunterricht im Lehrplan von der Schulbehörde vorgeschrieben ist, aus Mangel an Zeit und weil die Kinder nicht gezwungen werden können, nach der gesetzlichen Unterrichtszeit unentgeltlich Extrastunden im Gesange zu besuchen, nicht gut möglich sein, wenn der Lehrplan der Schule nicht von vornherein hinsichtlich der einzuübenden Melodien auf den Gottesdienst Rücksicht genommen hat. Die geforderte Einübung ist nur da möglich, wo besondere besoldete Kirchenchöre bestehen. Außerdem erscheint die Bestimmung, daß besondere Gesangseinlagen nicht allein nach dem Texte, sondern auch inbezug auf die Komposition vom Geistlichen erst geprüft und genehmigt werden sollen, als eine Herabsetzung der vom Staate geleiteten musikalischen Vorbildung und der Prüfungszeugnisse der Lehrer, was sehr leicht zur Folge haben könnte, daß die Leitung der im kirchlichen Sinne tätigen Gesangvereine nach und nach von den Lehrern aufgegeben wird. Eine vorherige Verständigung über derartige Gesangseinlagen zwischen dem Geistlichen und dem Kantor, welcher letzterem sein diesbezügliches Vorhaben gern mitteilen wird, würde unseres Erachtens den gleichen Zweck erreichen. Die von dem Beamten vorgeschlagene genügende Vertretung möge nicht ohne zwingende Gründe abgewiesen werden."

Nach Einsicht in die „Dienstanweisung" (Amtl. Schulblatt für den Reg.-Bez. Merseburg, Nr. 1, Januar 1903) und in die Eingabe der 800 Lehrer (Neue Pädagogische Zeitung Nr. 20 vom 16. Mai 1903) können wir uns mit der Gesamtheit der in der letzteren vorgetragenen Wünsche nur einverstanden erklären. Insbesondere ist der Ton der Dienstanweisung von solcher Art, daß sich darin ein wirklich rückständiger Geist zu erkennen gibt. Die Zusammenfassung der „Küster, Kantoren und Organisten" unter den Gesamtbegriff „evangelische Kirchenbeamte" behufs einer einheitlichen Instruktion, entstammt einer Zeit, die Gottlob vergangen ist. Es ist geradezu unbegreiflich, wie eine kirchliche Behörde den Vertretern des Standes gegenüber, auf dessen guten Willen unsre Gemeinden heute mehr denn je angewiesen sind, zu einer beinahe herausfordernden Stellungnahme sich hat entschließen können. Daß das nicht zu hart geurteilt ist, wird der Wortlaut einiger Bestimmungen beweisen: „Für alle Kirchenbeamten gilt, daß ihre Verpflichtungen sich nicht nur auf die bereits bestehenden, sondern auch auf neu zu errichtende Gottesdienste und gottesdienstliche Handlungen beziehen, und daß ihnen ein Rechtsanspruch auf besondere Entschädigung für diese durch kirchliche Interessen veranlaßte und kraft Amts zu übernehmende Mehrarbeit nicht zusteht." „Von allen Kirchenbeamten wird erwartet, daß sie bei Gottesdiensten und hl. Handlungen eine würdige Haltung beobachten, ihre kirchlichen Geschäfte mit kirchlichem Anstand verrichten und zu denselben nicht anders als in dunkler Kleidung erscheinen, der Küster, wo es herkömmlich ist, im Küstermantel." „Die Ausübung der Jagd ist Kirchenbeamten untersagt." „Kirchenbeamte dürfen sich niemals über Nacht ohne Urlaub ihres kirchlichen Vorgesetzten vom Orte entfernen, auch sich in ihren amtlichen Verrichtungen nicht ohne dessen Zustimmung vertreten oder helfen lassen" usw. usw.

Zu rühmen ist, daß die Eingabe der Lehrer in würdigster Weise die volle Bereitwilligkeit, der Kirche und durch sie dem Reiche Gottes zu dienen, bezeugt. Daß sie sich indessen durch die Erinnerung an das „geduldige Papier" und an die Möglichkeit, auch herr-

Digitized by Google

ische Vorschriften durch humane Ausführung zu mildern, nicht beruhigen lassen können, muß man zugeben.

Das Konsistorium ist sozusagen beflissen, jeden derartigen Gedanken von vornherein auszuschließen. So setzt es, nachdem in 14 Nummern den Küsterlehrern alle irgend erdenklichen Vorschriften gegeben worden, unter Nr. 15 „ausdrücklich" fest: „daß mit der vorstehenden Aufzählung die Obliegenheiten des Küsterdienstes keineswegs erschöpft, auch weitergehende herkömmliche Verpflichtungen oder mit unserer Zustimmung durch eine besondere Dienstanweisung beim Amtsantritt auferlegte Verpflichtungen in keiner Weise eingeschränkt werden sollen." In der Tat, das klingt, als hätte diese Behörde gedacht: Wir wollen doch einmal sehen, wie weit man gehen kann, ohne einen allgemeinen Streik der „unteren Kirchendiener" hervorzurufen. In anderen deutschen Kirchen wird man sagen: Das wäre bei uns unmöglich! Aber es ist leider zu befürchten, daß durch Verfügungen wie die vorstehend mitgeteilten, für deren Bekanntwerden die Monatschrift nicht erst zu sorgen braucht, auch anderswo ein friedliches oder doch erträgliches Verhältnis zwischen Kirche und Schule ganz unnötiger Weise geschädigt wird.

Nur in zwei Punkten vermögen wir uns den Prienien nicht anzuschließen. Einmal ist es der Sache wenig angemessen, wenn man die Bereitschaft zu gewissen kirchlichen Dienstleistungen ausdrücklich auf die „besoldeten" Kirchenchöre beschränkt, da doch längst nicht jede der in Betracht kommenden Gemeinden zu solcher Besoldung die Mittel haben wird und wie die Lehrer selbst zu erkennen geben, es noch andere Motive der gottesdienstlichen Gemeinschaft und Betätigung gibt. Dann aber ist klar, daß nur Einer für die innere Harmonie eines gottesdienstlichen Ganzen die Verantwortung tragen kann, der der Feier vorstehende Geistliche. Eine „Mitteilung" darüber, was der Chordirigent vorhat, ist hier unzureichend; es muß eine rechtzeitige eingehende Verständigung über Wahl und Zahl der Texte wie der Kompositionen stattfinden. Sonst ist die dem Gottesdienst notwendige Einheit und Geschlossenheit lediglich Sache des Zufalls. Freilich, zweierlei sollen die Vertreter der kirchlichen Interessen (im engeren Sinne) endlich lernen: 1) daß jeder unserer Gottesdienste, gleichviel ob kunstkünstlerisch ausgestattet oder nicht, einer eindringenden Vorbereitung in jener Richtung bedarf, und 2) daß unsere Theologen in kirchenmusikalischer Hinsicht soviel theoretische Kenntnisse haben müssen, um Organisten und Chordirigenten gegenüber weder als hilflose Opfer noch als unberufene Zensoren dazustehen.

Die Bremer Abendmahlsreform.

In Bezug auf unsere Besprechung der Bremer Abendmahlsreform geben uns noch von Herrn Pastor De Weerg folgende nähere Ausführungen zu: „Es ist auf Seite 191 des Junihefts gesagt: ‚Am Schluß des Gottesdienstes sollte die Gemeinde, nicht ein Chor singen, zumal da jene sonst nur vor der Austeilung den Mund auftut.' — Tatsächlich ist demgegenüber zu berichtigen, daß die Gemeinde ein Schlußlied singt, und daß dies nur darum in dem liturgischen Gange nicht besonders erwähnt ist, weil es für unbedingt selbstverständlich gehalten wurde, daß jeder protestantische Gottesdienst mit einem Gemeindegesang schließt. 2) Es wird als eine Nachwirkung der Tradition bezeichnet, daß die Austeilung auf die Geistlichen beschränkt bleibe. ‚Eine reformierte Gemeinde sollte sich bei diesen Feiern zum mindesten ihrer Presbyter bedienen.' Darauf ist zu erwidern: Es ist geplant gewesen und lange erwogen worden, die Austeilung nicht nur die Geistlichen zu beschränken. Es hat sich aber die praktische Unausführbarkeit herausgestellt, denn fast sämtliche Mitglieder des Kirchenvorstandes und der Diakonie sind Geschäftsleute, deren Anwesenheit in Bremen besonders im Frühjahre sehr unsicher ist, ja sich oft von einem bis zum andern Tage nicht mit Gewißheit bestimmen läßt. Das Ideal hat uns vorgeschwebt, die lokalen Bedingungen ließen seine Durchführung nicht zu. 3) Daß 5 Minuten — ob es ein paar mehr waren, weiß ich nicht — zu wenig wären, um eine Tischgemeinschaft zu begründen, glaube auch ich, aber zur Tischgemeinschaft gehört nicht bloß die Austeilung, sondern vor allem

Digitized by Google

Dingen auch das, was der Austeilung vorhergeht. Insbesondere die Einsetzungsworte, das Gebet und die einleitenden Worte des Predigers. 4) Daß bei den Abendmahlsworten eine leise Orgelbegleitung einsetzt und nachher die Worte vom Chor wiederholt werden, kann mindestens überall da kein Befremden erregen, wo wie in früherer Zeit hier die Abendmahlsworte überhaupt durch den Prediger gesungen wurden. Daß aber ein Kinderchor gewählt werden mußte, ist durch lokale Verhältnisse bedingt. 5) Daß die dänische Neuerung (vergl. dagegen Seite 190 d. M.-Schr.) schlechter den hygienischen Anforderungen genügt als die Abendmahlsreform in Remberti, haben wir in der Broschüre auf Seite 24 nachgewiesen. Denn die einzelnen Trinkabteilungen an dem dänischen Abendmahlskelch werden von einer Menge von Menschen benutzt. Bei unserer Reform hat sich praktisch herausgestellt, daß jede Familie, wenn sie es wollte, eine Bank für sich allein haben konnte. Auf den zu weltlichen Anstrich der radikalen, amerikanischen Form, bei welcher durch einen Ausschenkapparat hundert von kleinen eierbecherartigen Kelchen gefüllt und nachher herumpräsentiert werden, wiesen wir schon hin.

Noch sei bemerkt, daß die mit den Kelchen und Patenen besetzten kleinen würdig ausgeschmückten Abendmahls-Altäre einen sehr festlichen Eindruck machen. Ein Abfüllen aus einem großen Kelche vor den Augen der Gemeinde, um das „Trinket Alle daraus" zu retten, scheint uns in großen Gemeinden sehr schwer durchführbar.

Wir teilen diese Berichtigungen bezw. genaueren Bestimmungen unsern Lesern gern mit, zu denen wir das Vertrauen haben, daß sie unsere Einwendungen in dieser ernsten Sache nur als sachliche werden aufgefaßt haben, wie uns denn kein anderes Bestreben leitet, als gute Bemühungen um die Abendmahlsfeier für unsere Kirche recht fruchtbar zu machen. Übrigens wird bereits der nächste Aufsatz eine Behandlung der Frage von entgegengesetztem kirchlichen Standpunkt aus bringen. Die Redaktion

Zur Bremer Abendmahlsreform

von **P. Bronisch**, Superintendent und Oberpfarrer in Neusalz a. O.

So sei auch dem Osten Deutschlands ein Wort verstattet. So wenig sonst Bremer kirchliche Verhältnisse auf Freunde und Anhänger geordneter Kirchenkörper eine besondere Anziehungskraft ausüben, so muß doch eingestanden werden, daß in einem Punkte die in der Rembertikirche dort angebahnte Reform im Abendmahlskultus auch in Kirchen mit lutherischer Entwicklung Beachtung verdient. Dafür spricht schon die Tatsache genügend, daß z. B. ich von der Bremer Reform die erste Kenntnis erhielt durch ein kleines politisch konservatives Tageblatt Niederschlesiens. Die erstmalige Bremer Feier war dort in aller Kürze mitgeteilt worden. Der Zufall wollte es, daß in derselben Nummer aus meiner Kirchengemeinde, die gegen 15 000 Seelen zählt, mitgeteilt wurde, daß zum ersten Male, abgesehen von den Konfirmationsabendmahlskindern, über 1200 erwachsene Kommunikanten in der Karwoche in 5 Feiern am Tische des Herrn gewesen waren*). Also selbst in Gegenden, in denen das hl. Abendmahl den Gemeinden noch wert ist, ist diese Reform beachtet worden.

In Nr. 3 d. Bl. hat Professor Dr. Smend Stellung zur Sache genommen. Es kommt mir nur darauf an, dazu einen Standpunkt geltend zu machen, wie er sich mir

*) Die Mehrzahl der im Ganzen 350 Kinder zählenden Konfirmanden war schon vor dem Palmsonntag konfirmiert worden und mit zum Tisch des Herrn gegangen. In der ganzen Passionszeit hatten einschließlich der Konfirmanden insgesamt rund 2100 Gemeindeglieder kommuniziert. Und doch kommt bisher die Parochie auf im Ganzen jährlich noch nicht 45% Kommunikanten, während in einzelnen Parochieen des Kirchenkreises die Kommunikantenzahl bis auf über 100% jährlich geht und der ganze Kirchenkreis in guten Jahren 50% erreicht — ein Bild, das in Niederschlesien das normale sein dürfte. Schian gibt in seinem Werke „Das kirchliche Leben Schlesiens" (Drewsche Evang. Kirchenkunde 2. Teil) S. 104 f. das Nähere an und nimmt als Durchschnitt für die ganze Provinz sogar 40–55% an.

Digitized by Google

aufgedrängt hat, teils der Lektüre des Smendschen Aufsatzes, teils im Auseinandersetzung mit letzterem. Völlig einig gehe ich auch in der Forderung, die in Bremen jedoch wie a. a. O. nachgewiesen nicht genügend durchgeführt ist, in Bezug auf den Gebrauch des **Kelches** seitens der einzelnen Kommunikanten dem einzelnen Kommunikanten **dieselbe Erleichterung zu gewähren**, wie sie — was Smend sehr mit Recht hervorhebt — **der Gebrauch des hl. Brods bezw. der Hostie** fast **alles mit sich bringt**. Als ich mit meinen Konfirmanden auf die Angelegenheit vor Ostern zum ersten Mal zu sprechen kam, fanden sie ganz von selbst die Inkongruenz zwischen den Einzelhostien und dem gemeinsamen Einen Kelch heraus.

Es ist zweifellos, daß auch in lutherisch-kirchlichen Gemeinden der Gedanke, mit unbekannteren oder kränklichen Mitkommunikanten aus demselben Kelche zu trinken, sanitär und ästhetisch abschreckend wirkt, namentlich in den Kreisen der gebildeten Männerwelt. Es ist schon früher, wenn ich nicht irre, in diesem Blatte darauf hingewiesen worden, daß das Drehen des Kelches, der der Darreichung an die Kommunikanten, und seine Reinigung nach jeder Kommunikantenserie mit einem Tuche nicht genügt. Aber das Bremer Verfahren genügt doch noch ebenso wenig, ist nur ein Ansatz und Versuch zu Besserem.

Lediglich diese **Frage, wie ist der Kelchgenuß zu erfahmieren, um diesen äußeren Anstoß zu beheben**, ist m. E. an der ganzen Reform von Wert. Selbst die Hoffnung, durch diese Reform zahlreichere Kommunikanten zu gewinnen, kann ich nicht teilen. Wer das Sakrament wirklich braucht, kommt auch jetzt. Aber die in dem geschilderten Notstand liegende innere Entschuldigung mancher, vielleicht vieler Kreise muß aus der Welt geschafft werden.

Wie ist dies Ziel nun aber zu erreichen? Ich muß dazu zunächst nicht bloß mit Smend gegen die Aufstellung kleiner **mehrerer Abendmahlstische im selben Kirchenraum**, wo immer es sei, entschieden protestieren. Dies Verfahren ist ja nur, abgesehen von andern liturgisch-kultischen Gesichtspunkten, Anfang zur Auflösung der Kirchen- und Gemeindekommunion. Es wäre im besten Falle Rückkehr zur Familienkommunion in Privathäusern. Wenn das das Ideal des Herrenmahls ist, der tue den Schritt. Geschichtlich wäre es nur ein Rückschritt, der dem ganzen Gedanken, wie ihn insonderheit Luther im Altarssakrament fand, nimmer mehr gerecht wird.

Außerdem aber wird sich kein Anhänger des lutherischen Abendmahlsritus, wie er **sich mit den Kommunikanten am Altare** vollzieht, mit der auf den Kirchsitzen im Schiffe vor sich gehenden Feier befreunden können, soviel auch heut von vielen Seiten dafür und gegen das prozessionsartige Kommunizieren geltend gemacht wird.

Es würde zu weit führen, sich hier auf diesen Unterschied zwischen reformiertem und lutherischem Usus näher einzulassen. Wenn die Kommunion nicht bloß Tischgemeinschaft des irdischen Gottesvolkes vorwiegend untereinander, sondern der sakramentale Umgang vor allem des einzelnen Gläubigen mit dem zum Himmel erhöhten, nicht sowohl in der empirischen Gemeinde, als vielmehr im Sakramente sich vergegenwärtigenden Heiland ist, ja wer die hier mit eingreifenden Fragen nach dem Spezifischen des christlichen Gemeindegottesdienstes, nach Altar, Altarraum und Kirchbauplan lediglich vom Gesichtspunkt der Abendmahlsstiftung**) als der alles beherrschenden, dem christlichen Gottesdienste wie Gotteshause die unveränderliche, allein gesunde, maßgebende Grundlage gelöst sieht, der wird von der Observanz nicht lassen können, kraft deren die Kommuniongemeinde sich aus der Wortgemeinde im Altarraume am Herrentische sammelt.

Smend, der gegen diese Ausführungen gewiß mancherlei einzuwenden haben würde, hat doch mit Recht a. a. O. darauf hingewiesen, daß mit der in der Remberti-Kirche gewonnenen Kürze der Austeilungszeit innerlich nichts gewonnen ist, wie gegen die dortige Liturgie bezw. das Gesangsverfahren ebenfalls von Smend kräftiger Einwand erhoben ist.

**) Predigen können und sollen wir unter und über jedem Dache. Das ist die Herrlichkeit des Evangeliums. Aber eine spezifisch-[illegible] für die christliche Kultusgemeinde verlangt und löst das Kirchbauproblem, das sich nicht mit „Akustik" und „protestantische Einfachheit" abtun läßt.

Ich für mein Teil habe es innerlich noch nie begriffen, wie selbst eine sehr stark besuchte lutherische Abendmahlsfeier ermüden kann, trotzdem in solcher Feier mit vielleicht intonierten Präfationen und Konsekrationsbestandteilen die Feierdauer keine kurze zu sein pflegt. Aber diese lutherische Observanz hat den Hauptvorteil für die schwebende Kelchfrage, daß ohne Schwierigkeit sie verfahren und erreicht würde, wie sonst undurchführbar erscheint. Der den Wein reichende Geistliche hat auf dem Altare an der Kelchseite (rechts vom Kruzifix) vor oder neben dem sog. großen Konsekrationskelche gereiht 2×6, eventuell 2×12 kleine Kelche zur Verfügung, je nachdem am Altar oder an der Kommunionbank 6 oder 12 Tischgäste zu knieen pflegen. In jedes der Einzelkelchlein wird, während der erste andere Geistliche die Hostien spendet — in kleinen Portionen durch die entsprechende Hülfskraft eines Ältesten oder des Küsters — soviel Wein, nicht zu viel und nicht allzuwenig, eingegossen, als der einzelne Kommunikant zu genießen pflegt.

Ist die Kommunikantenreihe zu Ende, so hat der Küster hinter dem Altar die eben benutzten 6 oder 12 Kelche, die er einzeln jedem Kommunikanten bezw. dem distribuierenden Priester abgenommen hat, in ein hinter dem Altar bereit gehaltenes, ständiges, möglichst fließendes Wasser gebendes Behältnis zur Reinigung gelegt unter selbstverständlicher Beseitigung der etwa in den Kelchen noch vorhandenen kleinen Weinreste, möglichst im abfließenden Wasserablauf. Die Reinigung kann natürlich auch in der Sakristei gegebenen Falls erfolgen. Ehe die nächsten 6 bezw. 12 Kelchlein vom Altare her für die nächste Serie in Umlauf gesetzt sind bezw. die Hostienverteilung an die nächste Serie zu Ende erfolgt ist, stehen die gereinigten 6 oder 12 Kelchlein wieder parat durch die Hand des Küsters oder seines Gehülfen. Die 12-Zahl wäre eine Symbolik, die an die Apostelzahl erinnert.

Wenn die Kommunion an einer breit vor dem Altar aufgestellten, 12 Personen fassenden Kniebank erfolgt, so daß Brod und Wein schneller hintereinander gereicht werden können, so kann selbst im Rahmen der vollen lutherischen Abendmahlsliturgie die gesamte Feier einschließlich der einleitenden Beichtrede bei mehreren Hunderten von Abendmahlsgästen im Zeitraume von 1—2 Stunden bequem und würdig unter Gemeinde- und event. Chorgesängen vor sich gehen, vorausgesetzt, die Feier macht die Hauptsache zur Hauptsache, das ist nicht die Rede des Predigers, sondern den Umgang der Gemeinde mit ihrem Haupt und seinen Gliedern in der von ihm geordneten Abendmahlsgemeinschaft.

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst.*)

Jahresmappe für 1902

von Stadtpfarrer Dr. Hasenclever zu Freiburg i. B.

Wie die Jahresmappe für 1901 durch ein Vorwort von Professor Spahn ausgezeichnet war, so diejenige für 1902 durch einen „Rückblick". Derselbe macht zunächst Mitteilung über die Entwicklung der Gesellschaft und besonders über diejenige der Jahresmappe, die sich an Umfang und an Zahl der in Abbildung mitgeteilten Kunstwerke von Jahr zu Jahr vergrößert hat. Weiter spricht sich dieser Rückblick über die gegenwärtige Lage der christlichen Kunst und über ihre prinzipiellen Aufgaben in mehr theoretischen Erörterungen aus. Da werden Anschauungen vorgetragen, denen man wohl zustimmen kann. Man will demnach auch in jenen Kreisen an der künstlerischen Freiheit unter allen Umständen festhalten. Eine neue Blüte der kirchlichen Kunst müsse „auf Grundlage einer zeitgemäßen Auffassung der Form" errungen werden. Die Moderne sei an sich nicht zu verwerfen, denn auch in der Vergangenheit ist jede neue Kunstrichtung einmal modern gewesen, und wenn man damals alle Kirchen nach neuen Stilen umbaute oder ausstattete nach der jeweils herrschenden

*) Über die Zugehörigkeit zur Ges. für christl. Kunst vgl. M. Schr. VI S. 398. Die Abbildung der Fahrenkrogschen Studie ist uns von der Gesellschaft freundlichst zur Verfügung gestellt worden, wofür wir unseren besten Dank aussprechen. Die Redaktion.

Stilrichtung vollendete, so geschah dies nicht etwa aus Verkennen, wie man heute oft meint, sondern in wahrer menschlicher Begeisterung für diejenigen Kunstformen, die seiner Zeit am meisten zu Herzen gingen, und in deren Anblick man sich im Gotteshause am wohlsten fühlte. Archaisierende Tendenzen soll man fern halten, denn das christliche Volk steht ihnen ablehnend gegenüber. „Wir sind nun einmal nicht für die Gotteshäuser da, sondern die Gotteshäuser für uns, und die Statuen und Bilder, die wir darinnen anbringen, haben nicht den längst Verstorbenen zu dienen, sondern uns, die wir leben und durch die Kunst, die wir erstreben, zur ewigen Schönheit Gottes emporgehoben werden wollen.“ — „Unsere heiligen Gestalten müssen aussehen und sich betragen, wie wir es uns vorstellen, gemäß unserer eigenen Kenntnis der heil. Schrift und Heiligengeschichte, gemäß der uns eigentümlichen Auffassung von Religion und ihrer Betätigung.“

Das ist eine Auffassung von der Gestaltung der christlichen Kunst in der Gegenwart, die man nur billigen kann und die ein recht gewisses Maß künstlerischer Freiheit auf dem sonst so gebundenen Boden des Katholizismus bedeutet. Aber ob solche Auffassungen durchdringen? Jedenfalls stimmen sie nicht mit den Ausführungen Spahrs in der vorhergehenden Jahresmappe, denn er hat für die Formen der Nazarener und für die Art der Beuroner Schule plädiert. In denen sieht man freilich die heiligen Gestalten nicht mit den Augen des modernen Menschen, und wenn das christliche Volk archaisierenden Tendenzen ablehnend gegenübersteht, dann müßte es vor allem die Beuroner Kunst ablehnen, die doch in der Tat recht archaisierend ist. Man sieht, es sind auch im Katholizismus verschiedene Auffassungen über die Gestaltung einer christlichen Kunst vorhanden, und die Ansichten sind doch keineswegs darüber geklärt. Neue Richtlinien der bildenden Kunst mit religiösem Inhalt würden sich wohl von selbst ergeben, wenn Künstler erständen, die in genialen Neuschöpfungen neue Bahnen einschlügen und die Zeitgenossen dahin mit fortrissen. Aber dies herbeizuführen liegt nicht in Menschenmacht. Auch die vorliegende Jahresmappe läßt davon nichts erkennen. Die in ihr veröffentlichten Kunstwerke ragen kaum über das Mittelmaß hinaus. Man kann sich freilich nicht wundern, wenn bei dem erwähnten Gegensatz der theoretischen Erörterungen auch bei den schaffenden Künstlern selbst ein gewisses unsicheres Tasten sich bemerkbar macht, wenn sie sich ängstlich bemühen zwischen der Gebundenheit an die Forderungen der Kirche und zwischen den Regungen eines modernen Künstlers die rechte Mittellinie zu finden. In dieser Beziehung muß man im Ganzen für die Jahresmappe von 1902 ebenso wie für die der Vorjahre die Wahrnehmung machen, daß die Vermeidung moderner Kunstauffassung mehr als bei manchen Schöpfungen der früheren Jahrgänge sich geltend macht, daß mehr Reproduktives als Produktives zu Tage tritt.

Dies gilt begreiflicherweise in erster Linie von der Architektur. Auf diesem Gebiet ist diesmal wenig mitgeteilt. Nur ein einziges Bauwerk wird uns hier vorgeführt, die neue Kirche in Dreifprozelten (von Professor Schmitz), die mit feinem Verständnis des Überlieferten in den strengen Formen des frühromanischen Stils gebaut ist, mit Rücksicht auf architektonische Traditionen der dortigen Landschaft. Also eine reine Reproduktion, aber eine gute. Sonst findet sich von Architekten nur ein gotischer Hochaltar in der Paulskirche zu München und eine gotische Monstranz, beides von Professor von Hauberrisser. Wenn die Einzelkunstwerke eines Baues sich dem Charakter desselben einfügen sollen, so ist diese Forderung hier nicht innegehalten, denn in der kraftvollen Umrahmung der Altarnische durch mächtige frühgotische Pfeiler erhebt sich der Altar selbst in den feinen Filigranarbeiten, welche die Werke spätgotischer Kleinkunst auszeichnet. Dieselbe Stilrichtung ist bei der Monstranz angewandt, wo er als bei einem tragbaren Werke der Kleinkunst weniger stört. Dagegen könnte man hier Anderes einwenden. Wenn ein Architekt eine Monstranz entwirft, so ist ja wohl begreiflich, daß er sie als ein richtiges Sakramentshaus auffaßt. Aber nun alle Einzelheiten eines gotischen Baues an einem solchen Gerät durchzuführen — sogar die Wasserspeier fehlen nicht — geht doch zu weit und wird geschmacklos.

Wie die Festhaltung am Überlieferten einen modernen Künstler in eine merkwürdige Zwitterstellung drängen kann, zeigen uns den Werken der Plastik die von Schädler entworfenen Gipsmodelle der 12 Apostel. Die Gewänder sind stilisiert, scharf knitterig in den

Falten nach der Weise der geschnitzten Holzaltäre des 15. oder 16. Jahrhunderts. Aber die Köpfe sind ganz modern und Haltung und Bewegung verraten nicht minder einen Künstler der Gegenwart. Würde es denn den dargestellten Personen zur Unehre gereichen, wenn nun auch die Gewänder so geordnet wären, wie es unserem heutigen Geschmack entspricht? Ähnliches läßt sich auch bei anderen mitgeteilten Werken der Plastik wahrnehmen. Es ist charakteristisch, daß hier das Relief weit überwiegt. Die malerische Plastik sozusagen, ist tatsächlich für religiöse Stoffe leichter zu verwerten, als die plastische Einzelfigur. Von letzteren sind zwei Madonnen da, eine mit dem Kind von Winkler, eine andere als Magnificat (Krönung) von Balthasar Schmitt. Letztere ist ein gediegenes Werk, Haltung und Gewandung schlicht und streng. Die erstere aber wird in ihrer gespreizten Haltung, den Rosenkranz geziert in der Hand tragend, nie wenig Ansprüche befriedigen. Wir können eine solche Anbringung des Rosenkranzes nur ebenso geschmacklos finden, wie die Tatsache, daß dem ziemlich modernen Baby, welches das Jesuskind darstellt, ein so gewaltiger Reichsapfel in die Hand gegeben wird, wie ihn ein kleines Kind unmöglich tragen könnte. In den beiden Reliefs von Balthasar Schmitt, eine heilige Familie und ein 12jähriger Jesus im Tempel ist das Kind zu unnatürlich überlebhaft dargestellt, was insbesondere bei dem erstgenannten Bilde, das uns in die Zimmermannswerkstatt führt, nicht stimmen will. In der Szene des Zwölfjährigen im Tempel ist es ja freilich traditionell, das Kind als einen kleinen Prediger auf einen Katheder zu stellen. Aber geschichtlich ist dies nicht, und in der biblischen Erzählung steht keine Silbe davon.

Im Übrigen verdienen diese beiden holzgeschnitzten zu Altarflügeln bestimmten Tafeln alle Anerkennung, besonders die Zweitgenannte. Die Szene ist äußerst belebt und in den Charakterköpfen der Rabbinen, die als verknöcherte Gesetzesmenschen an dem Buchstaben herumdeuteln, zeigt sich ganz der moderne Künstler. Wie die auf den Tafeln teilweise angewendete Farbe wirkt, ist aus den vorliegenden Abbildungen freilich nicht zu ersehen. Unter den plastischen Werken verdient jedenfalls noch besondere Erwähnung das kraftvolle Relief, mit welchem Professor Waderé das Tympanon über dem Hauptportal der Paulskirche in München geschmückt hat. Die obere Hälfte zeigt den thronenden Christus in der Mandorla, in der Haltung der romanischen Zeit, während darunter auf einem Fries die Madonna mit den 12 Aposteln dargestellt ist, auch streng an mittelalterliche Vorbilder sich anlehnend. Erfindungsgabe zeigt sich in dem Werk also nicht viel, aber gute und verständnisvolle Reproduktion.

Die meisten hier mitgeteilten Kunstwerke gehören wieder dem Gebiet der Malerei an. Man kann gerade nicht behaupten, daß diesmal besonders Hervorragendes geboten wäre. Die zwei Bilder, die sich einigermaßen über das Niveau erheben, sind bezeichnender Weise keine eigentlichen Andachtsbilder, sondern biblische Geschichtsbilder, nämlich ein trauernder Jeremias von Leo Samberger und die Verleugnung Petri von Feld. Jenes zeigt ganz die bestimmte Art der Sambergerschen Porträtmalerei, einen Anflug von Mystik, Gesicht und Bewegung der Hände aus einem geheimnisvollen Dunkel hervorleuchtend. Wir sehen hier einen prächtigen Greisenkopf, der freilich eher mit seinen abgeharmten Zügen von einem zornigen Nachdenken als von einem tiefen ergebenen Schmerze zeugt. Auch die trotzig geballten knochigen Fäuste deuten auf zornige Erregung. Ohne die Bezeichnung „Jeremias" würde wohl schwerlich ein Beschauer des Bildes auf den schmerzerfüllten alttestamentlichen Propheten kommen, sondern eher auf einen grübelnden Philosophen, der freilich ebenso gut eine Gestalt der Neuzeit sein könnte. Aber im Ganzen ist es doch das wirkungsvolle Bild eines originellen Künstlers. Das Andere eben erwähnte Bild, die Verleugnung Petri von Feld, ist ein gutes religiöses Genrebild mit etwas gesuchten aber geschickt angebrachten Lichteffekten. Im Übrigen zeigen die kirchlichen Bilder kaum etwas, was aus der herkömmlichen Malweise der katholischen Andachtsbilder herausfällt. Der Maler Hieronymi wandelt ganz in den Fußtapfen Sternbechs, und das Madonnenbild von Fritz Kunz (Verbum caro factum est) ist gewiß ein gutes Andachtsbild für eine katholische Kirche, zeigt aber sehr archaistische Auffassung. Heinrich Nüttgens hatte früher auch schon Besseres geboten als die hier mitgeteilte steifzeremonielle Grundlegung Christi.

Digitized by Google

Sehr hübsch ist die „Engelstudie" von Max Fabmann, aus dem Entwurf einer größeren Darstellung der heiligen Cäcilie.

Im Ganzen haben frühere Jahresmappen schon künstlerisch Wertvolleres geboten. Wenn man freilich die Bestimmung der Bilder im Auge behält, die ja fast ausnahmslos



Engelstudie von Max Fabmann

zum Schmuck von Kultuslokalen dienen sollen, so darf man jedenfalls diesen Bestrebungen der römischen Kirche alle Anerkennung zollen. Es ist doch jedenfalls eine wirklich künstlerische Ausschmückung der Gotteshäuser, die hier in großem Umfang vollzogen wird. Sind es auch nicht lauter hervorragende Kunstwerke, so sind auch die Gemeinden doch nicht lauter Kunstkritiker.

„Allein zu dir, Herr Jesu Christ“.

Ein Beitrag zur hymnologischen Geschichte des Elsasses

von **Friedrich Spitta**.

(Fortsetzung.)

5.

Das Straßburger Zeugnis für Hubert.

Für Schneesings Autorschaft ist, soviel wir erkennen können, an dem Orte seines Wirkens im 16. Jahrhundert kein anderer eingetreten als Marcus Wagner in Widerspruch zu den verschiedenen Gesangbüchern jener Gegenden, die keinen anderen als Konrad Hubert für den Dichter ansehen; von einem Selbstzeugnis Schneesings ist überhaupt nichts zu spüren. Ein Jahrhundert später hat Johann Christoph Olearius Wagners Zeugnis zur Anerkennung zu bringen gewußt — ohne durchschlagende Gründe. Hatte er denn Beweise in der Hand, die die älteren Ansprüche Huberts zu beseitigen geeignet gewesen wären? Ich finde nichts derartiges. Im Liederschatz zitiert er die besprochenen Worte Wagners und fährt dann fort: „Diese Nachricht verweisst also alle andere Nahmen, die hin und wieder über diesem Liede in unterschiedenen Gesangbüchern stehen, und bezeuget, daß weder Conradus Hubertus, al. Huberus, ein Pastor bey Straßburg (wie Rungen in Praxi [illegible] setzet) noch Conrad Huberinus, oder wie andere meynen, Caspar Huberinus, der Autor geheißen habe.“[1]) Wie wenig Olearius von Straßburger Dingen gewußt hat, bezeugt neben diesem Satze folgende hüpsche Äußerung über Wolfgang Dachstein: „Wer, was und wo dieser gewesen, kann ich nicht finden. Schöne sind seine Lieder: An Wasserflüssen Babylon, O Herr, wer wird Wohnung han. Seufzen ist gewiß, daß diese Lieder fast [illegible] 100jährig seyn.“[2]) War mithin Olearius gar nicht im Stande, ein Urteil zu fällen über das Gewicht des Zeugnisses für Huberts Verfasserschaft, das dort, wo man darüber am besten Bescheid wissen mußte, in Straßburg anklang, so werden wir dasselbe jetzt um so sorgfältiger zu erheben und mit dem Wert des Wagnerschen zu vergleichen haben.

1531 kam Hubert von Oekolampad in Basel Bucer zum Helfer empfohlen nach Straßburg, „ein frommer Junge, 24 Jahre alt, ganz einer freundlichen und guten Art“[3]). Wann er als Dichter aufgetreten, läßt sich nicht sagen. Sicher doch nicht erst, als er den Vierzigen nahe war. Wenn im Jahre 1545 in den Straßburger Gesangbüchern zum ersten Male seine Lieder erscheinen, so bedeutet das weder, daß sie damals erst gedichtet waren, noch daß sie da zuerst eine Drucklegung erlebten. Wie viele der in jener Zeit in die Gesangbücher aufgenommenen Lieder haben vorher lange in Einzeldrucken existiert! Bei der bescheidenen Gemütsart Huberts ist es nicht wahrscheinlich, daß er Eile gehabt hätte, seine Lieder in die Straßburger Gesangbücher zu bringen. Das sei von vornherein bemerkt der Tatsache gegenüber, daß uns bereits um 1540 Einzeldrucke mit dem Liede „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“ ohne Angabe des Verfassers begegnen[4]) und daß sich das Lied bereits 1543 zu Magdeburg in niederdeutscher Übersetzung findet[5]).

Von den Gesangbüchern, die im 16. Jahrhundert in Straßburg ans Licht getreten

[1]) A. a. O. III, 3[illegible]. Auch Liederbibliothek 18[illegible].

[2]) Liederbibliothek S. 40. Vgl. die noch tolleren Phantasieen bei Wetzel a. a. O. I, 165: „Dachstein soll Prediger zu Magdeburg (!) gewesen sein, quo vero seculo, annon & cui templo in ipsa urbe praefuerit, sagt Olearius in Cursu [illegible] hymnodicus p. 274, nondum exponi potuit. Soviel ist gewiß, daß er zur Zeit der A. 1631 den 10. May von denen Croaten vorgenommenen Zerstörung Magdeburg [illegible] gelebet und auf solche erbärmliche Zerstörung [illegible] den bekannten Gesang „An Wasser Flüssen Babylon“ verfertigt habe.“ In der Tat ein hübsches Gegenstück zu den Phantasieen über „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“. Dabei steht das Lied nicht bloß schon im Straßburger Kirchenampt von 1525, sondern auch in dem niederdeutschen Gesangbuch von Magdeburg (!) aus dem Jahre 1534.

[3]) Bucers Brief an Margarethe Blaurer vom 9. Juli 1531. Vgl. Röhrich a. a. O. III, 248.

[4]) Vgl. Wackernagel, Bibliographie S. 168 Nr. 162, S. 172 Nr. 178.

[5]) Vgl. ders., Kirchenlied III, 176.

sind[7]) wissen wir sicher bei dreien, daß Hubert an ihrer Herausgabe beteiligt war, nämlich bei den drei Ausgaben des Butzerschen großen Gesangbuchs aus den Jahren 1541, 1560, 1572. Hubert selbst bemerkt in seiner Vorrede zum Gesangbuch von 1572[8]), daß dieses das dritte und im Blick auf sein hohes Alter letzte Mal sei, wo er mit der Herausgabe des großen Gesangbuches hervortrete. Eben dort heißt es: „Als unser grosses Kirchengesangbuch Anno 60 gemehret und zum andern mal in druck ausgangen, und wir auch zu dersich... tigen zukame“ usw., und nachher spricht Hubert von seiner Arbeit bei der Ausgabe 1541, wenn er derer gedenkt, „die die ersten vor 30 Jahren durch anstifftung fürnemer Theologen nicht ohne besondere mühe, fleis, arbeit, unkosten und große verantwortung hierin die bahn gemacht, und vilen kirchen zum besten gedient haben“[9]). Dieser seiner Arbeit gedenkt auch der Verleger der Ausgabe von 1572: „(Es) habe der Ehrwürdige Herr Conrad Humbert hierin der aller erste, den lieben Kirchen hin und wider zu gute ... nicht mit geringer müh und arbeit diss Gesangbuch in Druck verfertigt und müglichen fleis angewendet, wie es zwar Das weil selbs bezeuget, das die Psalmen und geistliche Lieder ... aufs fleissigst und zum besten corrigiert ausgingen.“ — Wir werden also über die Verfasserschaft Huberts aus diesen Büchern denkbar sichere Auskunft erhalten.

In der ersten Ausgabe steht von den Liedern, die Hubert jemals zugeschrieben worden sind, nicht ein einziges. Anstatt daraus den Schluß zu ziehen, daß das 1540 bereits als Einzeldruck in Nürnberg erschienene „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“ nicht von Hubert aus Straßburg stammen könne[10]), hätte man sich fragen sollen, ob bei der Eigentümlichkeit des Gesangbuches von 1541 überhaupt zu erwarten war, daß Hubert darin einen Platz gefunden. Gegenüber den Gesangbüchern aus den vorangehenden Jahren 1537, 38, 39, 41[11]) bedeutet dieses eine Reduzierung des Liederstocks auf die Hälfte, ja auf noch weniger, von den Straßburger Dichtern sind nicht mehr als 16 Lieder beibehalten worden, von den Konstanzern nicht Eines. Über die Motive dieser Reduzierung ist noch nicht alles geklärt.[12]) In Bucers Vorrede heißt es nur: „(wir) haben ... alein anerkent, das wir allein die bewertisten, art-lichsten und besserbchsten gesetzte Psalmen und geistliche Lieder ... fürbrechten.“ Es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß Hubert seine Lieder nicht an den Platz stellen wollte, den Leute wie Zwick, A. u. Th. Blaurer, Zwingli u. a. hätten räumen müssen.

Ob in dem Zeitraum zwischen 1541 und 1560 Hubert an der Herausgabe eines der vielen Gesangbücher beteiligt war, läßt sich, soweit ich sehe, nicht mehr feststellen. Culmann glaubt das mit Bezug auf das Gesangbuch von 1545 und dessen spätere Ausgaben von 1547 und 1559 behaupten zu können[12]). Daß in diesen die Butzersche Vorrede aufgenommen worden ist, kann den Beweis hierfür nicht liefern. In der Vorrede des Gesangbuchs von 1572 redet Hubert doch nur von drei Ausgaben. Wenn deshalb in den genannten Gesangbüchern Hubertsche Lieder erscheinen, so können wir nicht sagen, daß sie durch Hubert hineingekommen sein müssen, es ist vielmehr anzunehmen, daß sie durch Einzeldrucke bekannt und beliebt geworden waren. — In den Gesangbüchern von 1545 und 47 erscheinen von den 4 Liedern, welche Wackernagel Hubert zuschreibt[13]), drei: „Dieweil wir sind versammlet“, „Nun

[7]) Vgl. außer Wackernagel a. a. O. Johannes Zahn, Die Melodieen der deutschen ev. Kirchenlieder VI, 5ff. Friedrich Hubert, Die Straßburger liturgischen Ordnungen im Zeitalter der Reformation nebst einer Bibliographie der Straßburger Gesangbücher. 1900.

[8]) Vgl. Culmann a. a. O. 46.

[9]) Daß das Magnificatdruck'sche Gesangbuch von 1541 die erste Ausgabe des Butzer-Hubertschen Gesangbuchs gewesen, ergibt sich auch aus dem Titel des „Gros Kirchen-Gesangbuch“ von 1560: „... hat nahe by l. stücken jetzund mehr dann das Erste Kirchen Gesangbuch Anno XLI allein ausgangen.“ Im Titel des Gesangbuchs von 1572 heißt es dem entsprechend: „Hat nahe bei XL Stück jetzund mehr denn das vorige Kirchengesangbuch anno LX allein ausgegangen.“ (Culmann S. 44.)

[10]) Wackernagel III, S. 176.

[11]) Vgl. F. Hubert a. a. O. S. XXVI—XXVIII.

[11]) Vgl. meine Abhandlung: Die Lieder der Konstanzer Reformatoren, M.-Schr. II, 369. Ferner F. Hubert, Martin Butzers Großes Gesangbuch, M.-Schr. III, 52—57.

[12]) A. a. O. S. 40, 42.

[13]) Kirchenlied 1841 Nr. 342—346, K. III. Nr. 1132—1135.

Digitized by Google

sieh wie fein und lieblich ist", „O Gott du höchster Gnadenhort" Von ihnen hat das erste als Verfasserbezeichnung N. N., das zweite Th. H.[14] das dritte nichts. In dem Gesangbuch von 1559 findet sich auch das vierte Lied „Weltschöpfer Herr Gott, Jesu Christ" mit der Überschrift N. N. Stammen diese Lieder von Hubert so ist doch wohl ausgeschlossen, daß Hubert selbst diese Gesangbücher geschaffen oder revidiert hat. Welchen Grund hätte er haben können, seinen Namen zu verbergen? Viel mehr ist es wahrscheinlich, daß diese Form der Verfasserangabe aus verschiedenen Einzeldrucken herübergenommen ist. Nun steht in allen den genannten Gesangbüchern auch das Lied „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" und zwar mit der Überschrift N. N. Was für eine Vernunft liegt darin, die vier anderen Lieder, unter denen zwei die Überschrift N. N. haben dem Hubert zuzusprechen, unser Lied dagegen ihm abzusprechen?[15] Die Lage wird auch dadurch nicht verändert, daß im Gesangbuch von 1557 die Lieder „Allein zu dir" und „Dieweil wir sind versammelt" ebenso wie „O Gott, du höchster Gnadenhort" gar keine Verfasserbezeichnung haben, während das letztgenannte im Gesangbuch von 1558 N. N. als Überschrift hat, wo dann auch statt Th. H. über „Nun sieh wie fein" der Name Conrad Hubert steht. Alle diese Eigentümlichkeiten erklären sich leicht, wenn alle diese Lieder aus Einzeldrucken mit deren regelloser Mannigfaltigkeit und Ungenauigkeit in Behandlung des Biographischen herübergenommen sind.

Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn wir das zweite Hubertsche Gesangbuch von 1560 ins Auge fassen. Von der größten Bedeutung ist hier vor allem die Vorrede. Es ist die Butzersche aus dem Gesangbuche von 1541 (45. 47. 59), aber mit einem bedeutsamen Zusatze[16]). Da in diesem von dem Verleger Georg Messerschmid in der dritten Person die Rede ist, so ist nicht zu bezweifeln, daß die Worte von keinem andern als von Hubert selbst herstammen. Die für unsre Frage bedeutsamen Sätze lauten so: „Nach dem aber, wie D. M. Luther billich klaget, under seine und andere rechtartige und geistliche Lieder fil unnützes, angstliches und rabesterliches eingemischet worden, und auch under denen die schon etwas art haben und doeglich sein könden, noch in selbem ein großer underscheid ist: damit man denn unterschiedlich erkennete, welches eines jeden gedicht und werck sie, ist für jeden Psalmen und geistlich Lied des dichters namen (wo der bewüßt gewesen) gesetzet, Damit niemand dasjenige zugemessen würde, das nicht sein ist." In diesem Gesangbuch, in dem Hubert besondere Sorgfalt auf eine korrekte Angabe der Verfassernamen gewendet hat, erscheinen nun die Lieder „Dieweil wir sind versammlet", „Nun sieh, wie fein", „O Gott du höchster Gnadenhort" und — „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" unter dem Namen Conrad Humbert, dagegen hat „Weltschöpfer, Herr Gott Jesu Christ" die Überschrift N. N.[17]) — Daß dieses Lied Hubert zugehört, ergibt sich aus den Gesangbüchern von 1568 und 1572, aber durch Übergehung des lateinischen conditor alme siderum ist, so konnte es Hubert unbeschadet erscheinen, seinen Namen als den des Verfassers hinzuzustellen. Jenes Selbstzeugnis des Dichters ist von solchem Gewicht, daß es alle Gegenmutungen niederschlägt.[18]) Auch der Ausweg, den Wackernagel betreten möchte, wird verlegt. Er

---

[14]) Offenbar Druckfehler für Ch(onrad) H., vgl. auch Erichson a. a. O. S. 43. Denselben Druckfehler haben auch die Ausgaben von 1547, 1557, 1559, 1561; ein Zeichen, wie wenig man auf den kritischen Sinn der Gesangbuchdrucker geben kann, zumal wenn man beachtet, daß schon in Ausgaben von 1558 und 1560 der Fehler verbessert erscheint.

[15]) So Wackernagel und die meisten Hymnologen. Dagegen vgl. C. Bertheau Art. Conrad Hubert in der Allgem. deutschen Biographie XIII. 261—63: „Es würde niemand daran zweifeln, daß er (Hubert) der Verfasser desselben („Allein zu dir") sei, da die Begeisterung für ihn der seiner übrigen Lieder nicht nachsteht, wenn nicht andererseits dasselbe ebenso bestimmt dem Joh. Schneesing zugeschrieben würde."

[16]) Vgl. Wackernagel Bibliographie S. 596, Sp. 1.

[17]) Nach Erichson S. 43 würde auch dieses Lied als von Conrad Humbert bezeichnet sein. Herr Prof. D. Caspari aus Erlangen hat die Güte gehabt, das dortige Exemplar einzusehen, und bestätigt, daß F. Hubert a. a. O. S. XXXVIII richtig gelesen hat.

[18]) So haben auch R. Kaufmann u. Erichson geurteilt. — Brieflich äußert sich auch mir gegenüber der genaue Kenner der hymnologischen Geschichte des Elsaß, Pfarrer Jung: „Huberts Worten in der Vorrede gegenüber ist mir kein Zweifel, daß das Lied sein Eigentum ist."

Digitized by Google

meint, an Huberts Konto kämen die textlichen Differenzen des Straßburger Textes mit dem Nürnberger und Wittenberger[19]), und darauf gründe Hubert sein Recht, sich als Verfasser zu bezeichnen. Wie kann man das angesichts der geradezu peinlichen Sorgfalt, die Hubert in der Vorrede äußert, behaupten? Das Lied ist ja doch in jenen drei Rezensionen wesentlich das gleiche und Hubert bezeichnet sich hier gewiß in demselben Sinne als Verfasser wie bei den drei anderen Liedern. Der Mann, der so besorgt ist, daß „niemand dasjenige zugemessen würde, das nicht sein ist“, kann seinen Namen über unser Lied nicht gesetzt haben, wenn er sich nicht für den „Dichter“ (nicht „Korrektor“) hielt, und wenn der Drucker das wider seinen Willen getan hätte, so würde er es nicht unkorrigiert gelassen haben. Nun aber erscheinen in der letzten Ausgabe des Gesangbuchs durch Hubert — oder wie ihn der Herausgeber Thiebolt Berger in der Vorrede auch da nennt „Humbert“ — sämtliche 6 Lieder mit dem Verfassernamen Conrad Hubert[20]), wie das vorher schon in den Gesangbüchern von 1566 und 1568 der Fall gewesen, und daneben steht in der Vorrede dasselbe Urteil wie in der Ausgabe von 1560, nur etwas formell geändert, wodurch noch deutlicher gemacht ist, daß Conrad Hubert selbst es war, der das Gesangbuch „auffs fleißigest und zum besten corrigiert“ und durch genaue Angabe der Verfassernamen Sorge getragen, daß „niemand dasjenige zugemessen würde, das nit sein ist.“ Damit ist doch die Sache entschieden. Oder hat es etwas zu sagen, daß auch nach dem Gesangbuch von 1572 unser Lied uns noch ohne Verfasserbezeichnung oder mit N. N. begegnet?[21]) Dieses Schicksal teilt es mit den anderen Hubertschen Liedern. Schließlich bleibt doch das Urteil der von Hubert herausgegebenen Gesangbücher als das maßgebende bestehen.

Von der Wucht dieser Tatsachen hatte Olearius keine Ahnung, als er das Zeugnis Marcus Wagners für Schwesing unbesehens annahm. Von allen Straßburger Gesangbüchern des 16. Jahrhunderts scheint er kein einziges gekannt zu haben. Die älteste Quelle ist für ihn das Große Gesangbuch von 1616[22]), in dem der Verfasser überhaupt nicht angegeben wird. Daraus schließt er dann flugs, es würde über dem Liede doch wohl der Name nicht fehlen, „wenn der Autor Conrad Huberus genannt, ein Pfarr bey Straßburg gewesen were.“ Man kann kaum zweifeln, daß Olearius bei genügender Kenntnis der Tatsachen sich Wagners Zeugnis noch dreimal würde angesehen haben, ehe er es empfahlen. Daß aber, nachdem die Straßburger Aktenstücke bekannt geworden sind, die Mehrzahl der Hymnologen über Olearius nicht hinauskommt, ist für die, welche über diese Streitfrage geschrieben, nicht gerade schmeichelhaft.

Oder sollten vielleicht noch innere Gründe gegen die Straßburger Überlieferung sprechen? — Das führt uns zu dem folgenden Kapitel unserer Untersuchung. (Forts. folgt.)

Gebet und Bild in frühchristlicher Zeit*)

von **Adolf Jacoby.**

Für die Erkenntnis des religiösen Lebens einer Zeit ist kaum etwas so wichtig wie die Erforschung des Gebets der Periode. Im Gebetsleben sprechen sich die innersten und

19) Darüber vgl. das 4. Kapitel dieser Abhandlung. Auch die Ansicht Ebrards, daß Schwesing die vierte Strophe hinzugefügt habe, hat keinen Schein einer historischen Begründung beizubringen.

20) Vgl. Erichson a. a. O. S. 44. Auch Koch a. a. O. I, 378 not. 1, II, 111 not.

21) Unter der dankenswerten Beihilfe der Herren Professoren Caspari und Knoke in Erlangen und Göttingen habe ich die Verfasserbezeichnung unseres Liedes noch in folgenden Straßburger Gesangbüchern nach 1560 feststellen können: 1562 N. N. 1566 Conrad Huber. 1568 (Alter) Conrad Hubert. 1569 — 1571 — 1572 Conrad Hubert. 1578 — 1581 — 1584 — 1587 — 1589 —. Das Fehlen des Namens in den Gesangbüchern der siebziger und achtziger Jahre wird vielleicht mit der damals in Straßburg herrschenden, Hubert ungünstigen Richtung zusammenhängen.

22) Vgl. Liederschatz III, S. 46.

*) Karl Michel, Gebet und Bild in frühchristlicher Zeit. — Studien über christliche Denkmäler von J. Ficker. 1. 1902.

zartesten Regungen, die Interessen und Bedürfnisse der Seele aus, die in der Religion ihr Genüge sucht, der Dank des Gemüts, das aus der Not und Gefahr Leibes und des Geistes Rettung gefunden hat, die Bitte und der Angstruf der in der Tiefe der Bangigkeit versinkenden Seele. Es entspricht nur einem natürlichen Gefühl, wenn sich der Betende daher die Wundertaten seines Gottes aus vergangenen Tagen vor Augen hält und aus der Erinnerung die tröstliche Gewißheit schöpft, daß sein Gott ein starker Helfer sei. Der befruchtende Tau solchen Gebetslebens legt sich auf alle Gebiete des menschlichen Wirkens und läßt sie herrlicher sprießen.

Dem Gebet hat vor kurzem ein berufener Forscher, E. von der Goltz, eine eingehende Untersuchung gewidmet. Trotz des Umfanges und der Trefflichkeit seines Buches hat er aber eine Reihe wichtiger Zeugnisse der alten Periode nicht berücksichtigt, die doch einer Würdigung wert gewesen wären. In die Lücke ist K. Michel mit seiner Arbeit eingetreten und hat zugleich einmal intensiv die Frage der Behandlung unterzogen, „woher den Schöpfern der altchristlichen Bildwerke die Anregung zu ihren biblischen Szenen gekommen sein wird." Michel hat den gleichen Ausgangspunkt genommen wie Le Blant, der schon 1878 in seiner „Etude sur les sarcophages chrétiens de la ville d'Arles" auf den Zusammenhang zwischen den alten Gebeten und Bildwerken hinwies und sonderen mancherlei Zustimmung gefunden hatte, auch bei dem Altmeister christlich-archäologischer Forschung, de Rossi. Die Wege scheiden sich allerdings, und Michel kommt darum auch zu einem anderen Resultat über die Bedeutung der Bilderzyklen als der französische Forscher.

Er beginnt mit einer Wertung der sogenannten pseudo-cyprianischen Orationen, zweier Gebete, die lateinisch erhalten, unter die Werke des großen Bischofs von Karthago geraten sind. Wenn nicht alles trügt, war die Originalsprache der Gebete griechisch, und die Angabe einer griechischen Version steht auch nahe bevor. Mehrere orientalische Versionen, die vom Griechischen ausgegangen sind, bestätigen diese Vermutung und sind zugleich ein Beweis für die Verbreitung jener Gebete. Ihrem Kern nach gehören sie unzweifelhaft spätestens dem 3. Jahrh. an, womit denn Harnacks mehr geistreicher als stichhaltiger Versuch hinfällt, sie einem wenig bekannten Poeten Cyprian aus Gallien, der im 5. Jahrh. dichtete, zuzuschreiben.

Mit Hilfe der orientalischen Versionen stellt Michel den bis jetzt verkannten Charakter der Orationen deutlich heraus: es sind exorzistische Gebete, die aus dem Dämonenglauben jener Tage geboren waren. Die schwere, dumpfe Atmosphäre des Geister- und Gespensterglaubens lastete schon zur Zeit der Verkündigung der Frohbotschaft schwer auf Land und Leuten in Palästina. In dem enger und inniger werdenden Kontakt der Religion Jesu mit dem Heidentum hat sich diese finstere Luft noch verdichtet. Die Furcht und das Entsetzen vor den Geistern des Himmels (Eph. 6, 12), den κοσμοκράτορες τοῦ σκότους, den Mächten der Sünde und des Todes, wuchtete geradezu auf den Seelen und schuf den christlichen Exorzismus, der auf Jesus selbst zurückgeht. Er ist der jüngere Bruder des heidnisch-jüdischen Exorzismus. Michel hat diese Dinge in ihrer Geschichte kurz skizziert und damit bei dem Ausstehen der grundlegenden Arbeit, die uns die Zukunft noch schenken muß, willkommene Handreichung getan. Nimmt man dazu noch die Skizze in Harnacks Geschichte der Mission, so erkennt man die ungeheure Bedeutung der Frage, um die es sich hier handelt. Freilich, die Grundlagen der ganzen Anschauung treten weder bei Harnack noch bei Michel hervor: wer den Exorzismus und den Dämonenglauben verstehen will, der muß die astrologische Religion und ihre seit etwa 200 vor Christo immer allbeherrschender werdende Macht über die Geister kennen. Wer einmal die Wurzeln dieses Gewächses geschaut hat, dem wird auch manches in der Geschichte des Evangeliums und der Messiaserwartung klar. Michel hat m. E. — und das ist nur auf den eben gestreiften Mangel zurückzuführen — das vorkonstantinische Christentum auf Kosten des Heidentums zu günstig beurteilt. Zum Teil beruht das auch darauf, daß man sich bei dem Fehlen umfangreicherer volkstümlicher Quellen aus jener Zeit allzuleicht von den großen Meistern der Theologie leiten läßt, die doch in ihren Anschauungen nur in geringem Maß die volkstümliche Religion widerspiegeln dürften.

Die pseudo-cyprianischen Gebete nun flehen um Errettung aus den Nöten der Sünde

und des Teufels, von dem auch leibliche Not ausgeht. Der Betende erhebt sich dabei durch Gottes Wundertaten für die Seinen in der Vorzeit, findet in ihnen eine Garantie für seine eigene Errettung und macht sein Gebet wirksamer. Denn ist ihm selbst die Erinnerung an Gottes Machterweise in der Vergangenheit eine Stärkung seines Glaubens, so erinnert er zugleich den Allmächtigen an frühere Beweise seiner Barmherzigkeit, und seine Bitte wird darum um so dringender. Solche Vorbilder alter Zeiten sind: Rettung der drei Männer im Feuerofen, Daniel in der Löwengrube, der Auszug aus Ägypten und die Rettung aus den Fluten des roten Meeres, die wunderbare Leitung der Geschicke des Propheten Jonas, Ezechias Gesundung, Theklas Befreiung aus Feuersgluten, Petrus, der aus den Fluten, Paulus, der aus dem Gefängnis befreit wurde, Abel und vor allem dann auch Jesu Wundertaten, namentlich seine Totenerweckungen. Diese Serie der Wunder Gottes kehrt mehr oder weniger ähnlich und vollzählig in einer ganzen Reihe christlicher Gebete wieder und wir können geradezu eine Klasse exorzistischer Gebete ausscheiden, welche dieses Charakteristikum aufweisen.

Die Heimat, aus der die Liste oder zum mindesten ihr Urbild stammt, ist von Michel mit Recht in den Orient, und zwar in die Einflußsphäre Alexandriens verlegt worden. Das zeigt neben den pseudo-cyprianischen Orationen eine Reihe griechischer, koptischer und sonstiger orientalischer Gebete. Die erste Entwickelungsphase dieser Literatur zeigt die jüdische Gebetswelt, vornehmlich aus den hellenistischen Kreisen der unterägyptischen Hafenstadt. Von hier geht die Typenreihe dann über in die christlichen Gebete und ist bis heute lebendig geblieben in der sogenannten commendatio animae der Totenoffizien. Exorzismus und Totenoffizium hängen demnach, wie man das ja erwarten mag, aufs engste zusammen. Freilich, ob man sich mit Michel die Datierung der commendatio animae, wie sie Le Blant angenommen hat (etwa um 300 n. Chr.), zu eigen machen kann, ist immerhin fraglich, jedenfalls ist Vorsicht am Platze. Name und Sache sind allerdings bereits früher vorhanden als die Form des Textes, die uns zum ersten Mal bei Prudentius von Troyes im 9. Jahrhundert begegnet. Aber das läßt doch nicht ohne weiteres den Schluß zu, auch der Wortlaut müsse aus jener frühen Zeit stammen. Es läßt sich leicht nachweisen (und ich gedenke den Nachweis bald zu führen), daß im 8.—11. Jahrhundert etwa exorzistische Gebete mit jener Typenreihe sehr verbreitet waren, so daß die Übernahme vielleicht aus dem Schatze solcher exorzistischen Formeln auch später stattgefunden haben kann.

Das zeigt sich, wenn wir einmal auf ein wenig bekanntes und bis jetzt stiefmütterlich behandeltes Gebiet liturgischer Gebräuche unser Auge richten. Man hat bekanntlich im Mittelalter von früher Zeit an den Gedanken, daß Gott ein gerechter Richter und ein wundertätiger Herr sei, auch auf das Recht angewandt und so die Megzeremonien für die Gottesgerichte geschaffen. Diese aus dem 8. und 9. Jahrhundert stammenden Denkmäler (vgl. die Ausgabe derselben in den Monumenta Germaniae historica, Formulae) enthalten hochinteressante Exorzismen, die direkten Deszendenten jener Gebete von der Art der pseudocyprianischen Orationen, denen sie nicht nur in der Typenreihe, sondern auch sonst in einer Reihe charakteristischer Züge gleichen. Im Einzelnen kann ich hier auf diese Dinge nicht eingehen, doch sei erwähnt, daß die von Michel genannte [illegible] neben anderen derartigen Formeln nichts anderes ist als ein solcher bei einem Ordeum gesprochener Exorzismus. Die häufigste Typenreihe dieser Gebete ist: Moses und Aaron, die Israel aus Ägypten führen, David, der aus Sauls oder Goliaths Hand errettet wird, Jonas, Petrus, Paulus, Thekla, Susanna, die drei Hebräer, Daniel, der Blindgeborene, Lazarus, gelegentlich auch Abraham, Adam, Loth, Noah u. a. m. Bis in die Einzelheiten stimmt die Reihe mit der commendatio animae und anderen Gebeten.

Die Paradigmata des Paulus, Petrus und der Thekla haben bereits das Mißtrauen von Malms (Jonas S. 90 ff.) erweckt, und mit ihm nimmt Michel an, es seien spätere Zusätze. Es ist doch wohl zu vermuten, daß sie mit zum alten Bestand gehören. Eines der ältesten, sicher datierbaren Gebete unserer Klasse hat bereits dem großen Kappadokier Gregor von Nazianz, in der von ihm benutzten Rezension der Cyprianakten vorgelegen. Dort ist der Justina ein Gebet in den Mund gelegt, das Susanna, Thekla, Christi Wunder

Daniel, Jonas, die drei Hebräer nennt und ausdrücklich hinzufügt ταῦτα καὶ πλείω τούτων ἐπιγράψειεν. Man wird es nicht für einen Zufall ansehen, daß auch die lateinischen Gebete Pseudo-Cyprians eine auffallende Verwandtschaft zeigen. Hier steht Thekla bereits, und da sie das einzige außerbiblische Beispiel in der ganzen Typenreihe ist, so muß auch dies Paradigma als kanonisch angesehen werden, wie Harnack das für die lateinische Rezension mit Recht betont hat. Die Verwendung der Theklaakten in der Cyprianlegende (des Antiocheners natürlich) genügt aus anderen Gründen nicht zur ausreichenden Erklärung. Jedenfalls hat zu Schmidts wertvolle Entdeckung der koptischen Theklaakten im Zusammenhang mit dem apokryphen Briefwechsel des Paulus mit den Korinthern und den Paulusakten, der Tatsache, daß der apokryphe Briefwechsel stellenweise kanonisch war, an die Seite gehalten, uns die eigentümliche Sachlage geoffenbart, daß in den ältesten Zeiten die Paulus-Theklaakten eine weite Anerkennung genossen haben, die über das gewöhnliche Maß hinausging. Auch hier weist uns alles nach dem Orient, speziell nach Ägypten.

Das sind die literarischen Grundlagen der Untersuchung Michels. Er hat nun im Anschluß an die Ergebnisse versucht, nachzuweisen, daß die Paradigmenreihe der Gebete im Wesentlichen den Katalog gebildet hat, den der christliche Maler benutzt hat bei der Auswahl der darzustellenden biblischen Szenen. Die Katakomben zeigen uns in der Hauptsache folgenden Zyklus: Adam und Eva, Noah in der Arche, Isaaks Opferung, Moses vor dem brennenden Busch, das Felsenwunder, den Empfang des Gesetzbuchs auf dem Sinai, David mit der Schleuder, Hiob, die drei Jünglinge, Daniel, Jonas, die Magier, den Gichtbrüchigen, die Blindenheilung, das blutflüssige Weib, Christus und die Samariterin, die Brotvermehrung, das Gleichnis von den klugen Jungfrauen, die Auferweckung des Lazarus. Sollte die durchgehende Übereinstimmung zwischen Gebet und Bild nur ein neckisches Spiel des Zufalls sein? Das ist doch wohl nicht anzunehmen, und die berühmte Schale von Podgoritza mit ihren den Gebeten entnommenen Beischriften liefert uns m. E. den Beweis, daß Michels Auffassung nicht wird bestritten werden können. Gebet und Bild hängen aufs innigste zusammen, und letzteres ist nichts anderes als ein Gebet in Form einer bildlichen Darstellung.

Faßte man nun bisher die bildlichen Szenen als Ausdruck sepulkraler Gedanken auf, so kommt Michel auf Grund der oben skizzierten literarischen Resultate zu dem Schluß, daß sie vielmehr allgemeiner aufzufassen seien als ein Ausdruck des Heilsbewußtseins jener ersten Jahrhunderte. „Die allgemeinere Verwendung der biblischen Bilder werden wir nur dann erklären können, wenn wir in ihnen zunächst typische Symbole der auf die Gebetserhörung sich gründenden Errettung aus irdischen Nöten und des durch die Allmacht Gottes garantierten Schutzes im gegenwärtigen Leben erkennen.“ Freilich lag eine sepulkrale Verwendung und Umdeutung der Bilder oft nahe, und mit dem Übergang der exorzistischen Formeln in die Totenoffizien gab sich dieselbe ganz von selbst.

Michel geht dann zu einer chronologischen Gliederung und Besprechung der einzelnen Szenen über, die nach ihrem zeitlichen Auftreten behandelt werden. Kunst entwickelte sich ja im Christentum frühzeitig. Das lag in der Natur der Sache. Das aus dem antiken Leben stammende Schönheitsgefühl und Bedürfnis nach ästhetischer Bildung der christlichen Kreise mußte seine Befriedigung finden. Und da konnte kein Kampf puritanisch-asketischer Kirchenlehrer verhindern. Die Vermittelung bildete hier wohl wie in anderen Dingen die sogenannte Gnosis, im Grunde ja nichts anderes als der energische Versuch der antiken Kultur, sich des Christentums zu bemächtigen und es in das Ganze hellenistisch-orientalischer Weltanschauung einzugliedern. Für das Christusbild und die Aposteltypen hat das neuerdings Weis-Liebersdorf nachgewiesen. Der Gnostizismus war, wie dem ganzen geistigen Besitz der Vergangenheit gegenüber, so auch der Kunst durchaus freundlich gesinnt, und wenn das Christentum so überraschend schnell seinen Weg auch in die Welt der Gebildeten fand, so war es eben der Gnostizismus, der ihm den Schlüssel schmiedete, mit dem es die verschlossenen Pforten öffnete. So erklärt es sich auch, daß Privathäuser einen reichen bildlichen Schmuck aufweisen, wie etwa das Haus auf dem mons Coelius. Leider ist uns wenig derartige Kunst des Privatlebens im Abendland erhalten, doch kann uns das Morgenland das hier man-

mein konservativ war, einigermaßen entschädigen. Rechnen wir die Unterschiede der Technik ab, so sind musivische Kunst und Malerei einander aufs nächste verwandt. Syrien aber zeigt uns noch im 5. und 6. Jahrhundert, ja selbst später, die schönsten Denkmäler der Mosaiktechnik mit den aus hellenistischer Zeit stammenden Szenen auch in Privathäusern. Zugleich machen wir auch hier im Osten die gleiche Bemerkung wie im Westen, die Szenen sind in gottesdienstlichen Räumen die gleichen wie in Privathäusern. Ich erinnere an die wertvollen Funde in Madaba, etwa an die Backantin mit dem Satyr, an das in Jerusalem entdeckte Orpheusmosaik und manches andere Stück. Dieser Befund zeigt uns auch die Berechtigung der Anschauung, die in den Malereien vor allem Dekorationen sieht. Aber man darf nicht vergessen, daß es doch eben Christen waren, die ihre Häuser, Kirchen und sonstigen heiligen Orte schmückten, daß also das dekorative Moment nicht allein maßgebend sein konnte. Der ganzen Entwickelung der urchristlichen Kunst war ja überhaupt der eminenten Ausbreitung des Christentums war alles günstig, vor allem die tolerante Gesetzgebung Roms inbetreff der Religion. Die Verfolgungen, die man als störende Einflüsse geltend machen könnte, sind doch im Wesentlichen nur Episoden gewesen, die lange Friedenszeiten auf kurze Dauer unliebsam, aber nicht nachhaltig unterbrachen. Ein Tertullian hat sich, wenn auch widerwillig, dahin aussprechen müssen, daß Christen und Heiden friedlich nebeneinander wohnten und arbeiteten. Mit der Arkandisziplin war es also nicht weit her, und symbolistische Verkleidung konnte gar nicht im Sinne der Christen liegen, auch nicht in den auch Heiden recht wohl zugänglichen unterirdischen Grabstätten.

Die Domitillakatakombe weist bereits neben rein dekorativen Motiven auch echt christliche auf. Michel bespricht die Darstellung des guten Hirten, die sich dort zum ersten Mal findet, und kommt zu dem Schluß, Christus erscheine in dieser Auffassung „als der Erlöser von den Übeln Leibes und der Seele, bald auch als Befreier vom Tode und Garant der Auferstehung oder der Unsterblichkeit." Diese allgemeinere Auffassung wird wohl der Wahrheit am nächsten kommen, reimt sich auch am besten mit dem Sinn des übrigen Bilderzyklus. Denn wenn auch die sepulkrale Bedeutung, die man dem Motiv bald beilegte, uns schon frühzeitig bezeugt ist, so kann sie doch das Bild in seiner Tiefe nicht erschöpfen. Die Schwierigkeit, die man immer wieder in dem Gegenstand findet, sofern man seine Darstellung nicht restlos aus Luk. 15 oder Joh. 10 erklären kann, ist m. E. nicht so groß, als man sie oftmals schildert. Das trifft um so mehr zu, als wohl anzunehmen ist, daß man an ältere Vorbilder (Orpheus, Hermes von Tanagra), die überall zugänglich waren, anknüpfte, ohne daß man nun gleich im guten Hirten nichts anderes als eine Nachahmung heidnischer Darstellungen zu sehen braucht, wie etwa Maaß (Orpheus 272). Weiteres ergibt sich aber nun aus den neuesten Forschungen über das Christusbild. Der unbärtige Christustypus ist, wie Weis-Liebersdorf (Christus- und Apostelbilder) nachgewiesen hat, das Erbe des antiken und hellenischen Geistes, der Kirche und kirchlichen Kreisen vermittelt durch die Gnosis, die den Herrn im Gegensatz zu den Kirchenvätern stets als schönen Jüngling oder Knaben schildert. Wenn die erwähnten Bilder nicht den ganz gleichen Typus aufweisen in der Wiedergabe des Haares wie die Skulpturen, so zeigen sie uns nicht den „gewöhnlichen Typus eines römischen Jünglings", sondern der Unterschied liegt begründet in der skizzierten Behandlungsweise der Malerei, die hier in der Schärfe der Darstellung hinter der Plastik zurückbleibt (gegen Strzygowski, Orient oder Rom 39). Damit ergibt sich aber auch hier wieder der Einfluß des Ostens auf den Westen.

Diese Fragen sind um so bedeutungsvoller, als sie uns noch weiter, in den fernsten Osten führen. Es ist noch nicht lange her, da hat H. Graeven, der Kenner der Elfenbeinplastik, den Blick der christlichen Archäologen auf eine eigentümliche Erscheinung gelenkt. Der Christustypus eines kleinasiatischen Sarkophagreliefs, dessen Kenntnis wir dem so verdienten Strzygowski verdanken (Orient oder Rom 41 ff.), zeigt die auffallendste Verwandtschaft mit einem vereinzelten, aber zweifellos dem griechischen Kunsteinfluß entstammenden Buddhatypus der sogenannten Gandharaschule. Grünwedel hatte bereits nicht mit Unrecht in seiner Geschichte der buddhistischen Kunst (Handbücher der Königl. Museen zu Berlin S. 148 f.) auf die bekannte Sophoklesstatue des Lateran, den Ausdruck edler, idealer Per-

Digitized by Google

sönlichkeit, erwiesen. Gewand und Haltung sind frappierend ähnlich, und es wird sich wohl sicher um eine Entlehnung des Christustypus durch jene Buddhistenschule handeln (vgl. Oriens christianus I 154 ff.). Unser Interesse erwacht aber noch mehr, wenn wir eine, so weit ich sehe, bei den christlichen Archäologen noch nicht beachtete Tatsache einmal berücksichtigen. Aus jener gleichen Schule kennen wir ein im Museum zu Lahore befindliches Relief, das Buddhas Geburt aus der Jungfrau Māyā im Lumbinihain darstellt. Auf dem angrenzenden Pfeiler, der für gewöhnlich von einem Buddha eingenommen wird, finden wir hier den guten Hirten. Die Annahme ist unausweichlich, daß damit Buddha selbst dargestellt werden soll. Leider ist der Widder und der Kopf der Figur stark beschädigt. Nun ist die Gestalt ganz unindisch. Das Gewand ist die gegürtete Tunika, und auch die Haltung entspricht Zug auf Zug der Lateranstatuette. Eine Nachahmung des Hermes Kriophoros, wie Grünwedel meint, ist das nicht, aber eine solche des Christus als guten Hirten. Die Skulpturen entstammen spätestens der Zeit vor 400 n. Chr., und um einen derartig mächtigen Einfluß christlicher Kunst auf Indien annehmen zu können, muß doch eine geraume Zeit der Einwirkung vorausgesetzt werden. Der Typus ist also älter und muß auch in Kleinasien und dem Hinterland ungemein beliebt gewesen sein, er stammt gewiß aus dem Osten. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Folgerungen einzugehen, die sich etwa für die Frage nach einer Befruchtung der Geburts- und sonstigen Legende Buddhas oder Jesu von hier oder dort aus ergeben möchten, doch wird man an diesen Dingen nicht achtlos vorübergehen können. Auf die Bedeutung der Motive selbst fällt von da aus das Licht, daß sepulkrale Bedeutung wohl nicht zunächst mit ihm verknüpft gewesen sein wird. Der gute Hirte hat zunächst die Bedeutung eines Heilands überhaupt, eines Erlösers, und so ist er in jene Kunst eingedrungen und wurde mit Buddha verbunden. Dafür spricht auch die Verknüpfung mit der Geburtsszene.

Es kann nun nicht unsere Sache sein, hier alles Folgende in Michels Untersuchung vorzuführen und den ständigen Zuwachs an Darstellungen zu dem Zyklus zu schildern. Doch möchte ich nicht mit Michel auf verschiedene Kreise von Gebetsformeln schließen, weil hier oder dort Typen auftreten, die in den pseudozyprianischen Gebeten keine Erwähnung finden. Man wird wohl anzunehmen haben, daß diese sowohl auf dem künstlerischen wie auf dem liturgischen Gebiet Freiheit und lebendigen Fluß geherrscht haben. Man wählte aus den bekannten Typen, was man brauchte oder wessen man sich erinnerte.

Einen ernsteren Einwand habe ich aber noch anzumerken, der sich überhaupt gegen die übliche Behandlung der Sarkophagplastik wendet. Man datiert diese Erzeugnisse der Kunst doch wohl oft zu spät, und dadurch wird dann die irrtümliche Meinung hervorgerufen, als ob die führende Rolle erst später von der coemeterialen Malerei auf die Sarkophagplastik überging. Hat, wie Weis-Liebersdorf das richtig betont, im Altertum die Plastik die führende Rolle gehabt, warum sollte dies in der altchristlichen Zeit umgekehrt gewesen sein? Die historischen Verhältnisse waren keineswegs derart, daß die Plastik weniger blühen und sich entwickeln konnte als die Malerei. Man wird in der Datierung der Sarkophage in späte Zeit vorsichtiger sein müssen. Die Auswahl der Szenen und ihre Detaillierung wird oftmals der andern Technik und dem andern Material zuzuschreiben sein.

Wichtig sind die Schlußfolgerungen Michels. Sehen wir ab von der m. E. zu scharf gefaßten und ja vielleicht nicht ganz richtigen Behauptung, daß bereits im 3. Jahrhundert die exorzistischen Formeln zu Sterbegebeten wurden. Jene Gebete mit der Typenreihe sind allezeit viel allgemeiner gebraucht worden und haben sich allmählich in eine exorzistisch-generelle und eine speziell sepulkrale Gruppe gespalten. Die ersteee hat für die Kunst im Grunde die Hauptbedeutung gehabt. Richtig ist ohne Zweifel, daß uns die Gebete nach dem Orient weisen, und daß vielleicht der symbolische Bilderkreis dort seine Entstehung gefunden hat. Dafür käme auch der Fund von ägyptischen Fresken in Betracht, den de Bock in seinen Matériaux pour servir à l'archéologie de l'Égypte chrétienne veröffentlicht und Kaufmann, doch mit mannigfachen Lücken, besprochen hat. (Ein altchristliches Pompeji.) Gerade dieser Fund in der alten Totenstadt der großen Oase El Kargeh in Oberägypten spricht allerdings unbedingt für eine selbständige Verarbeitung und Umprägung des Über-

kommenen durch den Osiridem, ja ich stehe nicht an die Vermutung zu äußern daß bei gewissen auch typischen Ähnlichkeiten doch wohl gerade die Gebete und ihre Paradigmata die Verbindung gebildet haben. Der eine ältere und auch interessantere Zyklus der für die altchristliche Kunst geradezu von epochemachender Bedeutung ist, kann kaum später als um 300 angesetzt werden. Er enthält fast nur alttestamentliche Szenen. Adam und Eva, Noah in der Arche, Isaaks Opferung, Rebekka, den Auszug der Kinder Israel, das Martyrium des Jesaias, Jeremias vor Jerusalem, die 3 Szenen der Jonasgeschichte, Daniel, Susanna, die drei Jünglinge im Feuerofen. Die christliche Literatur ist vertreten durch die klugen Jungfrauen und Thekla im Feuer. Einige Szenen sind nicht zu deuten. Die Bilder sind, soweit sie nicht im Abendland unbekannt sind, zum großen Teil in vollständig anderer Fassung gegeben als wir es sonst gewohnt sind. Jeremias der sonst nicht vorkommt, ist in einem Gebet bei Vassiliev (Anecdota graeco-byzantina 328) mit der Bemerkung erwähnt: ὁ τὸν Ἱερεμίαν ἐκ τοῦ βορβόρου καὶ ἐκ τοῦ λάκκου ἐκρύσας. Besonders interessant ist die Rebekkadarstellung. Das Mädchen ist am Brunnen, ihr kommt Elieser entgegen, der 2 Kamele am Halfter führt, hinter denen der Treiber mit dem Stab auf der Schulter einhergeht. Dies Bild zeigt auch mit aller Deutlichkeit den alten Gedanken der G e b e t s e r h ö r u n g ohne Beziehung auf das Sepulkrale: es ist die gelungene Illustration zu dem Gebet Eliesers 1 Mos. 24 12—15 und dessen Erfüllung, eine treffende Bestätigung der Michel'schen Resultate. Jesaias Martyrium, ein volkstümlicher, beliebter Gegenstand, findet sich nur noch auf einem Goldglas, und wenn diese auf den Orient hinweisen (Vopel), so mag auch das für den Osten sprechen. Adam und Eva sind im Paradiese dargestellt, die Schlange fehlt, doch findet sich der Weinstock und der Feigenbaum, eine Reminiszenz an die populären Adamlegenden, wonach der Baum der Erkenntnis ein Feigenbaum und der Baum des Lebens ein Weinstock war. Daß Michels Deutung der Paradiesesszene auf den Gedanken, „daß Gott die Macht besaß auch diese bedrängten und gefallenen Menschen durch Christum erretten zu lassen und ihnen die Aufnahme ins Paradies zu schenken“ richtig ist, dafür spricht die Paradigmenreihe einer Gebete, die sich beruft auf Jesus Christus „qui liberasti Adam de tenebris“. Auch Isaaks Opferung und Noah in der Arche weisen ihre Eigenheiten auf. Eine ganz reizende Darstellung ist die des Auszugs. Moses voran, dann die Kinder Israels und ihre Verfolger in langem Zug, eine historische Auffassung, die an die alt-ägyptischen Fresken erinnert. Singulär ist die Behandlung des Gleichnisses von den klugen Jungfrauen: es sind deren nicht 5, sondern 7. Das beruht wieder auf einer durch die volkstümlichen Anschauungen der Gnosis vermittelten Ideenverbindung, über die ich an anderem Ort mich äußern werde. Endlich Thekla auf dem Scheiterhaufen, auch hier soweit ersichtlich das einzige „außerkanonische“ Bild unter lauter biblischen. Das Bild erinnert uns an die pseudo-cyprianischen und die verwandten Gebete, ein neuer Beweis für Michels These. Freilich vereinzelt ist diese Thekladarstellung nicht, wir kennen Thekla aus dem Marseiller Sarkophag (?), der Elfenbeintafel des britischen Museums, einem römischen Sarkophagfragment (Bullettino della commissione Archeolog. Comunale di Roma 1897 tav. 12). Auch in Etschmiadzin findet sich eine Darstellung des Paulus und der Thekla (Strzygowski, Das Etschm. Evangeliar f. 6 und 11). Endlich ist sicher eine Thekladarstellung auf dem „lunarischen“ Kamm aus Panopolis-Achmim zu sehen, wo Thekla zwischen zwei wilden Tieren der Darstellung Daniels in der Löwengrube auf der anderen Seite entspricht. Die Beliebtheit der Thekladarstellungen war also groß.

Der zweite, jüngere Zyklus von El-Kargeh ist bereits wesentlich fortgeschrittener. Zehn Darstellungen behandeln: Adam und Eva im bekannten Typus, der den Augenblick schildert, wo beide Protoplasten den verführenden Worten der Schlange lauschen, Isaaks Opferung, bei der außer Abraham auch Sarah dargestellt ist, Noah mit seiner Familie als Oranten in der Arche (ähnlich dem bekannten Trierer Sarkophagrelief), Paulus und Thekla, die dem Apostel zuhört (zu vergleichen die Darstellung in Etschmiadzin, wo Paulus auch auf dem Klappstuhl sitzt, und die Elfenbeintafel, die auch die Predigt des Apostels schildert), Daniel in der Löwengrube, endlich drei allegorische Frauen, Eirene (Frieden) mit Szepter und Henkelkreuz, Dikaiosyne (Gerechtigkeit) mit Waage und Füllhorn und Euche (Gebet) mit

vor der Brust ausgebreiteten Händen. Diese Allegorien weisen bereits in die Zeit einer späteren Entwickelung hinab. Maria und Jakob, die noch dargestellt sind, sind wohl Maria Ägyptiaca und der Bruder des Johannes (oder die Mutter Jesu und sein Bruder?)

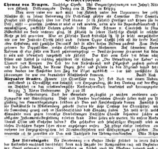
Neue Funde in Ägypten, deren Veröffentlichung bald zu erwarten ist, werden allem Anschein nach von grundlegender Bedeutung sein.

Wir schließen unsere Zeilen mit dem dankbaren Bekenntnis, daß Michels Arbeit nach vielen Seiten hin anregend wirkt und in ihrem Hauptresultat wohl anerkannt werden muß, wenn auch vieles noch dunkel ist, das uns die Zukunft erst lichten wird.

Kleine Mitteilungen.

Der IV. Organistentag des Evangelischen Organistenvereins für Rheinland und Westfalen fand am 16. und 17. April zu Essen (Ruhr) statt. Derselbe wurde durch ein Orgelkonzert eingeleitet, über dessen Verlauf wir der Rheinisch-Westfälischen Ztg. (Nr. 308) Folgendes entnehmen: „Der Evangelische Organistenverein für Rheinland und Westfalen gab gestern Abend in der Kreuzeskirche ein Orgelkonzert, dessen Ausführung in erster Linie auswärtigen Organisten übertragen war. Von diesen erwarb sich besonders Herr G. Schlecht-Aachen mit Bachs herrlichem E-moll-Präludium und Fuge die Anerkennung seiner Fachgenossen, desgleichen mit dem Vortrag der F-dur-Toccata Bachs Musikdirektor Wilhelm Kipp-Bochum. Im weiteren Verlauf des Abends trugen Herr Paul Heinrich-Witten eine Sonate in A-moll von Franz Lachner und Herr Griesing-Kettwig eine Fantasie von Merkel in Desmoll vor. Eine außerordentlich schwierige und zugleich umfangreiche Aufgabe hatte sich unser einheimischer Orgelkünstler, Herr Gustav Beckmann, mit dem Vortrag der bedeutenden Sonate in C-moll über den 94. Psalm von Julius Reubke gestellt. Sowohl in musikalischer als auch in rein technischer Beziehung hat Herr Beckmann gestern durch die geistvolle Auslegung dieses Werkes wiederum den Beweis geliefert, daß er — soweit die künstlerische Wiedergabe von großen Orgelwerken in Betracht kommt — sich unstreitig den ersten Orgelspielern Westdeutschlands „zuzählen darf.“ Im weiteren Verlauf des sehr anregenden Organistentages fanden am Freitag Morgen in der Kreuzeskirche instruktive Orgelvorträge statt, bei welchen Herr Musikdirektor Kipp-Bochum drei Choralvorspiele von Bach, Herr Meyer-Hamm und Herr C. Schneider-Rotthausen ebenfalls zwei Choralvorspiele der Thomaskantores darboten. Herr Beckmann-Essen spielte „Herzlich tut mich verlangen“ von Brahms, und Herr Sprenger-Eikel brachte ein Festvorspiel über „Ein feste Burg“ von Ludwig Riedel zu Gehör. Um 11 Uhr wurde die Generalversammlung eröffnet, bei welcher der Vorsitzende, Herr Merkelbach-Altenessen, zunächst die erschienenen Gäste, insonderheit Herrn Superintendenten C. Klingemann, begrüßte. Sodann gedachte er in bewegten Worten der verschiedenen Mitglieder Musikdirektor Kayser-Hagen. Einen Höhepunkt des Organistentages bildete der Vortrag des Herrn Superintendenten C. Klingemann-Essen über „Das Kirchenlied der österlichen Zeit.“ Ausgehend von dem Gedanken, daß man nicht nur an den beiden Ostertagen unsere kräftigen Osterchoräle in den Gottesdiensten anstimmen lassen solle, sondern in der ganzen österlichen Zeit, bezeichnet er namentlich die sieben Choräle: „Christ ist erstanden“, „Gelobt sei Gott“, „Christ lag in Todesbanden“, „Erschienen ist der herrlich Tag“, „Heut triumphieret Gottes Sohn“, „Jesus meine Zuversicht“ und das leider in den Anhang des Gesangbuchs geratene „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden“ von Paul Gerhardt als geschaffen zu diesem Zwecke. Mit einem äußerst fesselnden geschichtlichen Rückblick auf das Lied „Christ ist erstanden“ fand der hochinteressante und geistvolle Vortrag, der die Zuhörer zu stürmischem Beifall hinriß, sein Ende. — Im weiteren Verlaufe der Generalversammlung wurde folgender Beschluß einstimmig gefaßt: „Die Organisten von Rheinland und Westfalen bitten die Ehrwürdigen Presbyterien, den Gehaltsverhältnissen eine weitere zeitgemäße Aufbesserung zu teil werden zu lassen und als Grund- bezw. Mindestgehalt bei wöchentlich 2 Gottesdiensten für das Land ein jährliches Einkommen von 300 Mk. und für die Stadt ein solches von 400 Mk. festsetzen zu wollen.“ An Stelle der ausscheidenden Vorstandsmitglieder Herrn Merkelbach, der eine Wiederwahl ablehnte, wurde auf Vorschlag des Herrn Beckmann-Essen Herr Professor F. W. Franke-Köln zum 1. Vorsitzenden gewählt, während der bisherige 2. Vorsitzende Herr Gustav Beckmann, der 1. Schriftführer Herr Fr. Lehmann-Herne und der Kassierer Herr Stock-Dortmund durch Zuruf wiedergewählt wurden. An Stelle des Herrn Karl Straube-Leipzig, der ausgeschieden ist, wurde Herr Breidenbach-Werden als 2. Schriftführer bestimmt. Als Ort der nächstjährigen Tagung wurden die Städte Köln, Aachen und Elberfeld in Vorschlag gebracht, von denen der Vorstand eine bestimmen soll. Bezüglich der vorzutragenden Stücke auf dem nächstjährigen Organistentag wurde dem Vorstand das Recht eingeräumt, die Auswahl derselben nach künstlerischen Gesichtspunkten zu treffen und nunmehr

wertige Kompositionen von vornherein abzulehnen. Auch auf die Aufstellung der Programme nach einheitlichen Gesichtspunkten soll mehr, wie es bisher möglich sein konnte, Gewicht gelegt werden. Als Vereinsorgane werden von neuem die „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ sowie das „Correspondenzblatt“ angelegentlichst empfohlen. Die Zahl der Mitglieder ist bis jetzt auf 114 angewachsen. Zur Werbung von weiteren Mitgliedern sollen demnächst wieder Drucksachen mit Angabe folgender Ziele des Vereins versandt werden: 1. Die hohe kirchliche Behörde wolle anordnen, daß die nebenamtlichen Organisten nach einer bestimmten Probezeit fest angestellt werden. 2. sie wolle dahinwirken, daß die Einkommensverhältnisse der genannten Kirchendiener eine zeitgemäße Regelung bezw. Erhöhung erfahren. 3. sie wolle einen Weg suchen, auf dem auch den festangestellten nebenamtlichen Organisten die Pensions- und Reliktenversorgung zu teil wird. 4. sie wolle dafür Sorge tragen, daß die Organistenstellen im Hauptamt eine Vermehrung erfahren. sie wolle 5. ihren Einfluß dahin geltend machen, daß der Organist bei Kirchenneubauten als musikalische Sachverständiger stets zur Baukommission hinzugezogen werde. Außerdem will der Verein — statutengemäß — ferner Mitgliedern in Stadt und Land Gelegenheit zu gegenseitiger Anregung und gemeinschaftlicher Fortbildung im Bereiche der Musik, speziell der geistlichen, bieten und das Interesse für die noch vielfach verkannte oder noch nicht allgemein anerkannte hohe Kunst des Orgelspiels in den weitesten Kreisen heben und beleben. Um aber diese Ziele erreichen zu können, bedarf der Verein der Unterstützung sämtlicher Organisten von Rheinland und Westfalen sowie aller Freunde kirchlicher Tonkunst. Wir bitten auch auf diesem Wege, dem Organistenverein beizutreten und Herrn Organisten Friedrich Lohmann in Herne (Westfalen) dieses baldigst mitteilen zu wollen. Der jährliche Beitrag ist auf nur 1 Mark festgesetzt worden. — in —



Bücherschau.

Thomas von Kempen. Nachfolge Christi. Mit Originalzeichnungen von Joseph Ritter von Führich. Volksausgabe. Verlag von A. Dürr in Leipzig.

Man weiß wohl nun noch nicht, daß Führich unter den Nazarenern der größte Künstler ist, in seiner Bedeutung für Volkskunst größer als Cornelius. Was Cornelius Prophet und Philosoph über das Volk hinaus, so ist Führich Prediger und Lehrer für das Volk, nicht — gewesen, sondern er wird es erst werden, wenn wir die Reproduktionskunst in gewünschteren, praktische Bahnen gelenkt haben. Was Schnorr v. Carolsfeld in seiner Bilderbibel an Seele verloren ging, ist Führich in seiner Nachfolge Christi in reichstem Maße zu teil geworden. Was an Führichs Kunst katholisch ist, ist so leicht auszuscheiden wie aus der Imitatio Christi selbst auch. Seinem Typus Christi sehlt oft die herbe Kraft, aber Erfindung und szenische Dramatik sind in allen diesen Bildern packend. Zum Besten gehören die Doppelbilder, welche christliche Tugenden illustrieren. Auf schmalem, kleinen Rahmen ist eine Fülle von Kunst zusammengefügt. — Deutsche fromme Frauennot hat keiner so rein und lebenswahr dargestellt wie Führich. Das Lied vom Tode hat keiner, nächst Dürer und Rethel, so mächtig geschildert als Führich zu „Der Betrachtung des Todes“ von Thomas von Kempen. Der Tod, der dem Rosenstrauch und Pilgerstab zugleich zerbricht, und des Todes Kunst, der Krone, Degen, Fidel und Palette in den Abgrund hinab kehrt, oder droben der Einsiedler dem Zug der Vögel nachblickt — das sind realistische Anschauungen, die nur aus dramatischer Künstlerseele kommen. David Koch.

Alexander Beatter, Hundert 178 Choralsätze von Joh. Seb. Bach mit einem Anhang enthaltend 24 Choralsätze von Heinrich von Herzogenberg, für den Vortrag auf der Orgel im Anschluß an das württembergische Kirchenchoralbuch bearbeitet und herausgegeben. Leipzig, J. Rieter-Biedermann. Pr. 3.60 M.

Alle Bestrebungen, Bach der Gemeinde zugänglich zu machen, verdienen unsere Sympathie und Unterstützung. Diese von Beatter bearbeiteten Choräle sollen nicht zur Begleitung des Gemeindegesanges, sondern als Vor- und Zwischenspiele dienen. Zunächst für die Verhältnisse in Württemberg gedacht (daher die tiefe Tonlage der Choralsätze), wird die Sammlung gewiß auch in Norddeutschland bald Eingang finden. Ich weiß wohl, welche Einwände man gegen derartige Bearbeitungen Bachscher Choräle, besonders solcher mit obligater Instrumentalbegleitung, erheben kann. Aber sollen wir warten, bis unsere Kirchen überall Chöre und Orchester haben? Ein geschickter und feinfühliger Organist wird mit diesen Bachschen Sätzen schon etwas anzufangen wissen. Ich pflege einige derselben, auch mehrere der Herzogenbergschen, bei Abendmahlsfeiern und Einsegnungen zu spielen. Auch verwende ich sie zuweilen als Vor- und Nachspiele der Nebengottesdiensten. Otto Richter.

Zur Kaiserhymnenausgabe. Die Bearbeitung von Gustav Adolfs Feldlied, in deren Schluß das Lutherlied machtvoll durchbricht, kann nach Angabe des Komponisten auch mit Begleitung der Orgel gesungen werden. Besonders im Schluß wird die Wirkung dadurch noch gesteigert werden. Sp.

Notenbeigabe

„Verzage nicht, du Häuflein klein."

Motette für 5stimmigen Chor a capella

Andante non troppo lento Heinrich XXIV j. L. Prinz Reuß op. 20.

Vers 1

Sopr. I. / Sopr. II. / Alt / Tenor. / Baß

Ver - za - ge nicht, du Häuflein klein, ob - schon die Feinde

Wil - lens sein dich gänz - lich zu zer - stö - - ren und suchen deinen

Un - tergang, davon dir wird recht angst u. bang es wird nicht lan - ge wäh - ren

Digitized by Google

Vers II.
Lentamente

Trö - ste dich nur daß deine Sach,
Tröste dich nur daß deine Sach dei - ne Sach dei - ne Sach,
Tröste dich nur daß dei - ne Sach daß dei - - - ne
Trö -
dei - ne Sach - - -
ist
dei - ne Sach - ist Got - tes, dem be-
Sach dei - ne Sach ist Gottes dem be - fiehl die Nach de -
ste dich nur daß dei - ne Sach
ist Gottes dem be fiehl die Nach - und
Got - tes, dem be - fiehl - die Nach, be - fiehl die Nach
fiehl - , be - fiehl - - die Nach -
fiehl - fiehl die Nach be - fiehl - die Nach - und
be - fiehl - die Nach -

mf cresc. f

laß es ihn nur wal . ten, und laß es ihn nur wal . ten er wird durch fernern

laß es ihn nur wal . ten

laß es ihn nur wal . ten und laß es ihn nur wal . ten

mf cresc. f

Gn . staun, den er wohl weiß, die Helfen schon, dich und sein Wort dich

mf

mf

dich und sein Wort, dich

und sein Wort sein Wort er . hal . . ten

er . hal . ten, er . hal . . . ten

und sein Wort er . . hal . . ten

und sein Wort er . hal . . . . ten

dich und sein Wort er . hal . . . . ten

f

Vers III.

L'istesso tempo. mf

So wahr Gott Gott ist und sein Wort muß Teu - - - -
mf
So wahr Gott Gott ist

fel Welt und Höl - - - len - pfort, Teu - - -
und sein Wort muß Teu - - fel, Welt und Höl - - - -
mf
So
mf
So wahr Gott Gott ist und sein Wort

- fel Welt und was dem tut an - - han - - - - -
- len - pfort und was dem tut an - han - -
wahr Gott Gott ist und sein Wort muß Teu - - fel, Welt und
und sein Wort muß Teu - fel, Welt und
mf
So wahr Gott Gott ist

Digitized by Google

gen an - hau

gen, an - hau - gen und

Höl - len - pfort muß Teu - - - fel Welt und

Höl - len - pfort und Höl - - - len - pfort

und sein Welt muß Teu - fel, Welt und Höl - - - len -

gen an - hau - -

was dem hui an - hau - gen an - hau

was dem hui an - hau - gen an - hau

und was dem hau - gen an - hau

pfort - - - und was dem hui an hau - - - -

gen,

gen endlich werden zu Schand und Spott end -

gen, endlich werden zu Schand und Spott wer - - - den zu

gen endlich werden zu Schand und Spott - zu Spott

gen endlich

mf

end - lich wer - den zu Schand - -

- - - lich wer - den zu Schand und Spott

Schand und Spott - - und Spott zu Schand

end - lich werden zu

wer - den zu Schand - - - und Spott end - lich

cresc.

f

- und Spott end - lich wer - den zu Schand und

end - - - lich zu Schand - - und

- - - - zu Schand und Spott zu Schand und

Schand u. Spott zu Schand und Spott zu Schand und

wer - den, wer - den zu Schand zu Schand und

Spott — Gott ist mit uns und wir mit Gott — Gott ist mit

Spott —

p

Spott Gott ist mit uns Gott ist mit uns - und wir mit Gott und

Spott - - - Gott ist mit uns und wir mit Gott -

p

Spott - - - - - - Gott ist mit uns

più f

uns und wir mit Gott, Gott ist mit uns — Gott ist mit

più f

und wir mit

wir mit Gott Gott ist mit uns und wir mit

und wir mit

ist mit uns Gott ist mit

cresc.

uns und wir mit Gott und mit Gott und

Gott mit Gott Gott ist mit uns

Gott Gott ist mit uns und wir mit Gott Gott ist mit

Gott

cresc.

wir mit Gott mit

Gott ist mit uns und wir mit Gott und wir mit

uns und wir mit Gott mit

Gott ist mit uns und wir mit Gott mit Gott Gott

Gott ist mit uns Gott ist mit

Digitized by Google

Gott ist mit uns und wir mit Gott
Gott mit uns
Gott, den Sieg wollen wir erlangen, den Sieg wollen wir erlangen

8. Jahrgang. Nr. 9 September 1903

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5232, Ausgabe mit „Correspondenzblatt“ Nr. 5233.)

Zum 28. September 1903.

Fast zu viele Namen, nicht weniger als vier, trägt das schlichte Kunstblatt aus meinem Besitz, das die Herausgeber der „Monatschrift“ zum ersten Aufsatze der Septembernummer zu haben wünschten. Aber die sämtlichen vier Namen sind im Grunde doch nur einer, denn die drei übrigen gehn bescheiden auf in den einzigen, der sich zweimal auf dem Blatte findet, dessen Träger im Bildnis seinen Kern bildet, Ludwig Adrian Ludwig Richter. Denn der älteste von uns dreien, Johann Friedrich Hoff, dessen wohlgetroffener Kopf die Fußleiste schmückt, der Sohn eines der besten Freunde, als Jüngling Schüler Richters, hat die schönste Zeit und Begeisterung seiner späteren Jahre dem Sammeln und Beschreiben seiner Kunstwerke geweiht. W. St., d. i. Wilhelm Steinhausen, dessen Freundschaft der Unterzeichnete das schöne Blatt verdankt, hat als junger Künstler sich gleichsam den Segen und die Weihe des alten Meisters geholt und ist heute, ob auch in ganz neuen Formen, der berufenste Träger seiner Kunstziele, und endlich der Unterzeichnete, der nur als Empfangender, als eifriger Sammler sich den übrigen gesellt, möchte durch diese Zeilen erst die Entschuldigung für den Platz, den sein Name einnimmt, sich verdienen.

Der Tag, der über Bild und Worten steht, bezeichnet die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Ludwig Richters, der seit fast zwanzig Jahren nicht mehr unter uns Lebenden weilt. Ich meine, daß er trotzdem nicht tot ist, könnte nicht leicht auf einen Blick so schlagend bewiesen werden wie durch die Vereinigung der drei übrigen Namen. Ihre Träger stehn jeder für sich ihren Mann und kämpfen jeder in seiner Weise den Kampf des Lebens, aber voll tiefer Verehrung vereinigen sie sich heute noch um den großen Meister, der unserm deutschen Volke in Ludwig Richter geschenkt war. Dennoch muß man fragen: was hat er in unserer Monatschrift zu suchen, was verdanken ihm Gottesdienst und kirchliche Kunst? Hat er doch kein einziges kirchliches Wand- oder Altarbild gemalt, und noch weniger war der Katholik der Mann, der unseren Gottesdienst hätte beleben und fördern können. Aber er ist zunächst ein Zeuge für unsern Gottesdienst und seine Macht

hat doch der evangelische Gottesdienst in Rom ihn, den gleichgültigen Katholiken zum überzeugten und eifrigen Christen gemacht, dessen Christentum trotz zeitweilig ausgesprochener Hinneigung zu katholischen Formen doch sein evangelisch-persönliches Grundgepräge niemals verleugnet hat. Er ist uns als Empfangender noch mehr



Denn der Geistliche, dessen Person ihn gewann, dem er bis in sein hohes Alter in tiefster Ehrfurcht dankbar blieb, war kein Geringerer als Richard Rothe, der erste Theologe vielleicht, in dem Schleiermachers schöpferisches Wirken Fleisch und Blut, eine neue Persönlichkeit gewann, ein durchaus geschichtlich bedingter, freier, oder wie man zu sagen pflegt, liberaler Theologe. Ludwig Richter gehört zu den ersten Zeugen der gewinnenden, der missionierenden Macht einer freien

Theologie. Aber nicht nur als Empfangender gehört er hierher, sondern auch als Gebender. Er hat die Nachfrage der Kirche nach bildender Kunst nicht erst abgewartet, sondern freiwillig hat er seine, nein, die ganze Kunst in den Dienst der Religion, das ist doch wohl, wenigstens dem Wesen nach, der Kirche gestellt. Ihm stand alle Kunst im Dienste des Reiches Gottes; jeder Künstler muß nach seiner Meinung ein Wohltäter des Volkes sein. Jedenfalls ist er es gewesen. Ein Strom von Segen ist von seinen Werken ausgegangen und strömt in ihnen noch heute fort. Trotz Cornelius und Overbeck, Schnorr und Veit, Steinle und Führich und allen, die mit ihnen strebten und wirkten, hat wohl keiner so unmerklich zugleich und so nachhaltig wahrhaft frommer Kunst Eingang in das Herz unsres Volkes verschafft wie Ludwig Richter. Denn alles, was er geschaffen, und seien es nur Illustrationen zu Kinder- und Volksbüchern, zu Märchen und Schnurren, ist gesättigt von dem echten Christentum, das ihn durchdrang, und hat es mit sich getragen, wo immer seine Werke Zugang fanden. Die beste Quittung über dies sein Wirken für alles Göttliche und Gute hat ihm kürzlich Richard Muther erteilt in einem Aufsatz, getränkt von Haß und Verachtung gegen solche vom Gewissen getragene, ihrer sittlichen Verantwortung gegen die Menschheit bewußte Kunst.

Wo nicht dieser Haß einer feindlichen Weltanschauung mit ins Spiel kommt, steht Richter heute bei der Jahrhundertfeier seiner Geburt in höchster Schätzung, ganz abgesehen auch von dem Geiste seiner Werke, nach seinem Können und Leisten. Sein Ruhm hat bei weitem die meisten der deutschen Künstler des 18. Jahrhunderts hinter sich gelassen; seine Werke werden von zahlreichen Liebhabern und Kunstanstalten gesammelt, und jedes Blättchen seiner Holzschnitte, geschweige denn Handzeichnungen, steht in hohem Preis. Seine Vaterstadt Dresden hat unter Karl Woermanns kundiger Leitung eine Ausstellung seiner Werke in großem Maßstabe veranstaltet, die fast 40 Ölbilder, im ganzen über 600 Originale vereinigt, und dazu bietet das Kgl. Sächsische Kupferstichkabinett sein vervielfältigtes Werk in großer Fülle und höchster Vollendung der Abdrücke. Unter den Ausstellern stehn in allererster Linie die Nationalgalerie in Berlin und mit noch reicheren und vorzüglicheren Beiträgen der ehrwürdige Ed. Cichorius, der, fast 84 Jahre alt, als einer der letzten der wirklichen Freunde Richters außerhalb der Familie heute wie kein andrer die lebendige Überlieferung für seine Person und sein Schaffen vertritt. Er hat zur Jahrhundertfeier die Dresdener Galerie in gewohnter Freigebigkeit wiederum mit zwei herrlichen Ölbildern Ludwig Richters beschenkt. Es ist dem Unterzeichneten ein Herzensbedürfnis, seinen Namen dankbar den drei auf der Abbildung vereinigten beizugesellen.

Der schlichte und bescheidene Mann, der Ludwig Richter bei Lebzeiten war, kam zunächst nach seinem Tode durch die Veröffentlichung seiner Lebenserinnerungen in seiner geistigen Bedeutung zur Geltung und steht heute da als eine der Größen seines Jahrhunderts, einer der größten Illustratoren aller Zeiten. Möchte auch das neue Jahrhundert, das er nun antritt, ihn noch nicht bloß der Geschichte zuweisen, sondern Herz und Sinn der Wirkung seiner Werke auch im täglichen Leben offen halten! Es wird sich selber dadurch ehren.

Am Achensee in Tirol, den 10. August 1903. Karl Budde.

Orgelzwischenspiele beim Choralgesang der Gemeinde

von **Heinrich Reimann** in Charlottenburg-Berlin.

Die folgenden Zeilen verdanken ihre Entstehung einer Anregung, die mir die kleine Abhandlung Gustav Beckmanns „Choralzwischenspiele" in Nr. 5 Jg. 8 dieser Zeitschrift, gegeben hat. Wenn ich bei meiner gänzlich vorurteilslosen Untersuchung dieses strittigen Themas zu anderen Resultaten als der genannte Verfasser gelange, so wolle man dies um nichts in der Welt für den Beginn einer Polemik ansehen. Es soll hier nur der Versuch gemacht werden, eine Streitfrage vom historischen wie vom praktischen Standpunkte aus in Ruhe und Besonnenheit zu behandeln, um so in einer so wichtigen und noch dazu so alltäglichen Sache eine allgemeinere Klarheit der Fundamental-Anschauungen und dadurch eventuell eine Besserung vorhandener Mißstände oder gar vielleicht eine Beseitigung schreiender Übelstände herbeizuführen. —

Unter den in Frage gestellten Orgelzwischenspielen beim Gemeindegesang sind nicht jene kurzen Koloraturen oder Kadenzen zu verstehen, die eine längst verflossene Organistengeneration seit Aufkommen des kolorierten Orgelstils zwischen den einzelnen Verszeilen einzuschieben pflegte, lediglich zu dem Zweck, den Beginn der neuen Zeile rhythmisch vorzubereiten und die Singenden auf den neu anzuschlagenden Ton, den Anfangston der Zeile hinzuleiten. Authentische Zwischenspiele dieser Art sind uns noch von Joh. Seb. Bach erhalten, sie finden sich im Anhange zum 5. Bande seiner Orgelwerke (Griepenkerls Ausgabe) und Ph. Spitta hat im 1. Bande seiner Bachbiographie I, S. 584 ff. die Sache mit seiner gewohnten Gründlichkeit behandelt. Auch bei den von der Orgel begleiteten Gesängen der katholischen Kirche waren solche Zwischenspiele üblich, und ich selbst erinnere mich deutlich als Knabe von 7 Jahren einst (1857) in Böhmisch-Tscherbeney einen alten, würdigen, böhmischen Organisten gehört zu haben, der beim „Pange lingua" in derartigen kolorierten Zwischenspielen eine erstaunliche Fertigkeit — ganz in der rubato-Manier der alten Meister — besaß. Nach diesem Muster habe ich in meiner Jugend sehr oft an Festtagen die „Praefation" und das „Pater noster", also den gregorianischen Choral des Geistlichen mit kolorierter Orgelbegleitung (Obermanual mit 2—3 sanften Stimmen) und ebensolchen Zwischenspielen ausführen müssen, bis dann, etwa in der Mitte der 60er Jahre, die strengere Witt'sche Richtung in der katholischen Kirchenmusik sich geltend machte, und Geistliche, die im stande waren, die genannten Gesänge rein und in richtiger Tonhöhe bis zum Schluß auszuführen, immer seltener wurden. Freilich so, wie diese Zwischenspiele damals von kundigen und geschickten Händen ausgeführt wurden, können und wollen sie mir auch heute noch nicht als „Vehikel der Unkunst und Barbarei" erscheinen, wie sie Spitta (S. 585) bezeichnet. Ich erwähne dies alles nur, um festzustellen, daß Zwischenspiele selbst zwischen den einzelnen Zeilen, vom historischen Standpunkt aus an sich nicht unberechtigt sind, wiewohl die letzteren in der Praxis längst aus guten und gerechten Gründen beseitigt sind, sowie daß sie dazu dienten, die singende Gemeinde rhythmisch (durch verlangsamtes Tempo) und melodisch auf den beim Beginn der neuen Zeile anzuschlagenden Ton hinzuleiten. Daß dieser gute Zweck schreckliche Übelstände zeitigte, gehört nicht hierher.

War die Liedstrophe (der „Vers") zu Ende und folgte nun der ersten Strophe

Digitized by Google

eine zweite, dritte usw., so war es selbstredend erst recht notwendig, nicht bloß den größeren Abschnitt durch ein Interludium zu markieren, sondern auch, den Anfangston des Liedes wiederum vorzubereiten und dadurch einen gemeinsamen, geschlossenen Anfang des neuen Liedverses seitens der Gemeinde zu sichern. Das schien unerläßlich, wenn Anfangston und Schlußton nicht bloß an sich, sondern gar noch durch unter sich mehr oder minder fremde Harmonie verschieden waren.[1]) Darum gestatten selbst die schärfsten Verurteiler der Zwischenspiele zwischen den einzelnen Zeilen des Chorales dennoch diejenigen „zwischen den einzelnen Strophen".[2]) Ist somit die Existenz dieser „Interludien" schon an und für sich zugleich die historische Beglaubigung für diese Art „Praeambeln", durch welche der Übergang von einer Liedstrophe zur andern bewerkstelligt wurde, so fehlt es des weiteren nicht an positiven Zeugnissen für dieselben. Ich verweise, um kurz zu sein, in dieser Hinsicht auf G. Rietschels Schrift „Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste bis in das 18. Jh." (Leipzig 1893), deren Hauptinhalt, soweit er hier in Frage kommt, von Liliencron[3]) kurz und bündig dahin zusammenfaßt:

1. „Die Orgel leitete den Gottesdienst und verschiedene seiner einzelnen Teile mit einer Präambel oder einem Praeludium ein. Die Präambel bestand nur aus einer kurzen Tonfolge, welche hauptsächlich den Zweck hat, den singenden Geistlichen oder den Chor auf den richtigen Ton zu leiten. Im Praeludium erweitert sich dies zu einem selbständigen Musikstück."
2. „Sie unterbrach solche liturgische Gesänge, welche aus mehreren Teilen oder Versen bestehen, durch überleitende Zwischenspiele."

Daß aus diesen Leitsätzen zwingende Rückschlüsse auf die Berechtigung unserer Orgelzwischenspiele beim Choralgesange der Gemeinde zu machen sind, ist wohl unbestreitbar. Zudem bietet die von v. Liliencron nach Rietschel mitgeteilte Ordnung des Wittenberger Gottesdienstes vom Jahre 1556 (Wolfg. Musculus) noch weiteren positiven Anhalt. Hier heißt's (ins Deutsche übertragen): Zuerst spielte man auf der Orgel den „Introitus", den dann der Chor lateinisch anstimmte, nach dem Introitus spielte die Orgel und Knaben sangen im Wechselchor Kyrie eleison.[4])

---

[1]) Fälle geringerer Verschiedenheit sind da, wo die Melodie im Grundton schließt und in der Quint (Oberquint oder Unterquart) beginnt, z. B. „Allein zu dir", „Aus Menschen", „Aus tiefer Not", „Nun danket alle", „Vor dir, Jehovah", „Eins ist not", „Es ist das Heil", „Jesus meine Zuversicht", „Komm heiliger Geist", „Was Gott tut", „O daß ich tausend", „Von Gott will ich nicht lassen" u. a. Mit der Terz beginnen, bei Abschluß im Grundton: „Liebster Jesu", „Meinen Jesum laß ich nicht", „Nun ruhen alle Wälder", „Straf mich nicht", „Wir glauben all", „Wunderbarer König" u. a. In Moll beginnen und in Dur schließen: „Erschienen ist der herrlich Tag", „Herzliebster Jesu", „Erhalt uns Herr", „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut", „Was mein Gott will", „Wie nun den lieben Gott" usw. Wir wählten hier nur einzelne der gebräuchlichsten Choräle, soweit sie dem ausschließlichen Dur- und Moll-Charakter unserer heutigen Musik nahe stehen. Trotzdem scheint in allen diesen Fällen an und für sich schon eine Hindeutung auf den Anfangston des Liedes aus praktischen Gründen nicht entbehrlich.

[2]) Vgl. Ph. Spitta, Bach I. 584.

[3]) Liturg.-musikal. Geschichte der evangel. Gottesdienste. Schleswig 1893. S. 112.

[4]) Die v. Liliencronsche Interpretation „Die Orgel spielte einen Vers Kyrie, der Chor sang den andern" widerspricht der Tatsache, daß das „Kyrie" („Herr erbarme dich") seit ältesten Zeiten ein Wechselgesang ist, zudem wird sie dem lateinischen Texte nicht gerecht. Die Stellung des „vicissim" bedingt seine ausschließlich grammatikalische Verbindung mit „canebatur", nicht aber mit „ludebatur et . . . canebatur". Wo wirklich von einem Wechsel zwischen Orgel und Chor die Rede ist, erscheint das „vicissim" in ganz anderer Verbindung. Man vergleiche: „Post introitum ludebatur in organis et vicissim canebatur a pueris ‚Kyrie eleyson', quo completo cantabat minister ‚Gloria in excelsis' quod canticum vicissim complebatur in organis et choro . . ."

Hierauf sang der Geistliche das „Gloria“, das als Wechselgesang von Orgel (mit Soloshymne) und Chor ausgeführt wurde. Dann spielte die Orgel und der Chor schloß sich an mit „Herr Gott Vater“ . . . Nachher spielte die Orgel und der Chor schloß sich an mit „Wir glauben all“ . . . Hier scheiden sich deutlich zwei verschiedene Arten der organistischen Tätigkeit: die Orgel wird abwechselnd mit dem Chor gespielt, in der Art und Weise wie es das Scheidt'sche Magnificat (in der Tabulatura nova) und das Bach'sche „Te Deum laudamus“ (Orgelkompositionen ed. Griepenkerl Bd. 6) bezeugen, oder sie praeludierte dem Chor, wenn er die sonst der Gemeinde zufallenden Choräle (das Lied vor dem Evangelium und das „Credolied“) sang. Sang die Gemeinde die beiden Lieder, so war das Praeambulum der Orgel erst recht vonnöten. Nun kam es auch vor, daß Orgel, Chor und Gemeinde sich im Wechselgesang ablösten, man denke an des Stiphelius Antiphona Angelorum,[5]) wo auf den Choreus „Den Menschen das gefalle“, Vulgus (d. h. die Gemeinde) anstimmt „O lieber Gott“. Dann folgen „Puellae“, dann wieder „Choreus“. Es ist undenkbar, daß all diese verschiedenen singenden Gruppen einander abgelöst hätten, ohne verbindendes und die Reinheit der Intonation immer wieder normierendes, den Anfangston einleitendes Orgelspiel. Hier und in andern unzähligen ähnlichen Fällen hatte die Orgel — gleichviel ob sie den betreffenden Chor oder Gemeindegesang begleitet hatte oder nicht — „unter das Gesang“ zu schlagen, wie es in den Gesangbüchern der älteren Zeit heißt, sie hatte, was dasselbe sagen will, ein Zwischenspiel auszuführen, um so „die Gemein bei rechter Melodei, Höhe und Tiefen, zusammen zu halten.“

Daß uns weder von Bach, noch von einem anderen Orgelkomponisten, soviel ich wenigstens weiß, Orgelstücke erhalten sind, die als ausdrücklich für diesen Zweck geschaffen bezeichnet sind, spricht nicht gegen unsere Annahme. Diese Art Zwischenspiele auszuführen, gehörte wie das Modulieren, Kadenzieren, Praeambulieren zum ABC jedes Organisten und bot bei weitem nicht solche Schwierigkeiten als die Ausführung jener kolorierten Interludien zwischen den einzelnen Verszeilen. Hier kam es nur darauf an, die Stimmung des Choralverses kurz ausklingen zu lassen (vgl. Bachs „in dulci jubilo“ V, Anhang Nr. 3) und den richtigen und präzisen Toneinsatz für den neuen Vers vorzubereiten. Aber so unscheinbar das aussah, bei der konzentrierten Aufmerksamkeit der Gemeinde auf den Anfang des neuen Verses kam der Organist gerade hierbei in einen sehr lebhaften inneren Zusammenhang und in eine außerordentlich feine Fühlung mit der Gemeinde, die gerade an dieser Stelle jede Abweichung des Organisten von der Normale, jedes Weiterhinausschweifen, jedes Sich-Gehen-lassen doppelt deutlich und empfindlich bemerkte, dahingegen das Geschick des Organisten, die Zwischenspiele so zu formen, daß sich stets ein nach Tonlage und Zeitmaß sicherer Toneinsatz und Liedanfang ergab, gern und freudig als einen Hauptvorzug desselben anerkannte. Wohl gibt es in jeder Gemeinde musikalisch beanlagte Sänger, die mit Sicherheit und Präzision intonieren, aber nicht einzelne sollen beginnen und die übrigen nachziehen, sondern alle zusammen müssen mit einem Herzen und einem Munde das Lied beginnen. Diese „Kunst“ aber kann allein der Organist durch geschickt geformte Praeambeln und Zwischenspiele zustande bringen. —

Ist somit die theoretische Notwendigkeit der Orgelzwischenspiele zum Choralgesang der Gemeinde dargelegt, so bleibt noch übrig, auf die praktischen Gründe

[5]) Vgl. v. Liliencron a. a. O. S. 116.

einzugehen, die für dieselben vorgebracht werden, und die Herr B. zurückzuweisen bezw. zu entkräften versucht. —

Die Forderung, daß zwischen den einzelnen Versen ein Ruhepunkt, wenn auch ein kurzer, eintreten muß, halte ich für richtig. Weniger aus physischen Gründen, die Herr B. in den Vordergrund stellt, als aus ethischen und ästhetischen. Der Empfindungsgehalt jeder Liedstrophe muß — und sei es nur für einen Augenblick — ausklingen, und ein Moment zur Sammlung für die neue Liedzeile gefunden werden, grade soviel Zeit, als notwendig ist, einen Blick auf den Text des neuen Liedverses zu werfen. Selbst bei den bekanntesten Liedern ist das — wenn auch nicht für alle Singenden in gleichem Maße — notwendig. Auch wer die Lieder unserer Kirche — und namentlich P. Gerhardts Liederkleinodien — noch so gut kennt, wird immer noch etwas finden, das ihm in seiner ganzen Schönheit noch nicht vollkommen zur Erkenntnis gelangt ist, und das dann im Gesange mit gehobenem, gesteigertem Gefühle zum Ausdruck kommen kann. Und wer die Liedertexte noch nicht genau kennt, der bedarf gradezu, um recht aus vollem Herzen singen zu können, einer solchen kurzen Durchsicht des Textes. Die physische Anstrengung, die der andauernde, pausenlose Gesang macht, steht ganz in zweiter Linie. Doch auch von diesem Standpunkte aus scheint mir B.s Vergleich der Gemeinde mit unsern Singchören und den Anforderungen, die an deren Kräfte gestellt werden, nicht geglückt. In jedem Chor, in jeder Fuge hat die Einzelstimme Ruhepausen, und doch wohl nur in Ausnahmefällen bewegen sich polyphon gestaltete Stimmen in Tonregionen, die mühsam zu erreichen und nur mit Anstrengung festzuhalten sind. Beim unisonen Gemeindegesang kann aber viel eher eine allgemeine Tonlage angeschlagen werden, die diesem oder jenem mitsingenden Laien, sei es wegen ihrer Höhe oder ihrer Tiefe Beschwerden verursacht. Ferner: was strengt wohl mehr an, die choralartige Stelle der Bässe in der IX. Symphonie „Brüder überm Sternenzelt“ oder ein ganzer Chor von Haydn, Mendelssohn, ja sagen wir selbst die überlangen Eingangschöre aus der Johannes- oder Matthäus-Passion Bachs? — Auch verstehe ich nicht ganz, was heißen soll: „Die äußere Straffheit und Disziplin beim Gemeindegesang soll doch durch die Zwischenspiele keine Einbuße erleiden.“ Quillt der Gesang aus dem vollen Herzen, in schlichter frommer Gesinnung, bei einfachem, würdigem Ausdrucke und williger allseitiger Teilnahme der Gemeinde, so braucht der Organist sich doch bloß diesem Gemeingefühle anzuschließen und dadurch kommt von selbst in die Vielheit der Beteiligten Einheit, Ordnung und jenes erhabene Gefühl christlicher Gemeinsamkeit, das die Grundlage und Vorbedingung für einen guten Gemeindegesang ist. Und schließlich ist doch Gemeinde-Gesang keine Exerzier-Übung, bei der es auf „Straffheit“ und „Disziplin“ ankommt. Grade das Orgelzwischenspiel, in richtiger Art von Hand und Herz im Bunde ausgeführt, erweckt auf das glücklichste jenes Gemeinsamkeits-Gefühl, belebt es und bietet durch immer neue und veränderte Hinleitung zum allbekannten Anfange stets erneute, willkommene Anregung. Vorausgesetzt ist freilich dabei, daß die Zwischenspiele so ausgeführt werden, wie es sein soll und sein muß. Doch hiervon, ebenso von dem Registrieren während der Zwischenspiele weiter unten.

Einen weiteren Grund, den B. anführt und zurückweist, lasse ich selbst nicht in seinem vollen Umfange gelten. Wohl kann und soll der Organist auch durch die Zwischenspiele Gelegenheit haben, seine Improvisationskunst zu üben — ich sage absichtlich nicht: zu „zeigen“ —, jedoch nur in den durch den Choral selbst ge-

gebenen und auch der Zeit nach sehr beschränkten Verhältnissen, wie sie hierbei in erster Linie in Betracht kommen. Daß man aber reichere harmonische Mittel, die Enharmonik und Chromatik hier „ex officio“ heranziehen solle, um dem „Einerlei der Choralmelodie“ entgegenzutreten und „für wohltuende Abwechslung zu sorgen“, das kommt meinem Gefühl nach einer Blasphemie gleich, und ich wundere mich nur, daß Herr B für die Zurückweisung dieser pamphletistischen Insinuation kein stärkeres Register gezogen hat. Nur wer selbst arm und leer an Geist und Seele ist, kann die Choralmelodie — als Ganzes genommen — monoton finden, und nur wer gänzlich unreifen Verstandes und an Erkenntnis blind geboren ist, wird eine diatonische Choralmelodie durch enharmonische und chromatische Zwischenspiele vor Versumpfung im Moraste der Monotonie bewahren wollen! Diese Zumutung ist so ungereimt, daß, könnte solches im Ernst Aufgabe der Zwischenspiele sein, ich ganz apodiktisch sagen würde: „Apage — fort mit dem Zeug!“ Die Zwischenspiele stehen selbstredend peinlich genau in der religiösen Gesamt-Atmosphäre des Chorals, den sie begleiten. Von seinem Geiste müssen sie bis ins Kleinste erfüllt sein, sein Gesamt-Bild müssen sie im Einzelnen so getreu widerspiegeln wie die zahlreichen kleinen geschliffenen Flächen eines großen Krystalls. Die Gemeinde singt, der Organist betet mit Kopf, Herz und Hand dazu nach dem Texte des Gemeindechorals. Kommt dies sein Gebet auch aus einfältigem, aber aus reinem Herzen, und ist der Organist tatsächlich zu seinem Berufe und zu seinem Amte bedingungslos befähigt, dann wird es auch seiner und der Gemeinde, die ihn berufen hat, würdig werden — wir werden gleich weiter unten sehen, was dazu notwendig scheint. Nur das sei hier schon gesagt, daß es eine Profanation des Heiligsten ist, „klassische Sonatensätze, Lieder ohne Worte, Bruchstücke aus Volksliedern“ als „Zwischenspiele“ zwischen den einzelnen Liedstrophen zu benutzen. Sollte das wirklich irgendwo vorkommen, vorkommen im evangelischen Gottesdienste? Dann wärs gräulicher Unfug, und es käme dagegen nur Matth. 21, 12. 13 in Betracht. Im übrigen kann ich immer noch nicht an eine solche furchtbare Verrohung des Geschmackes glauben. Allerdings der in der M.-Schr. V, S. 202 ff. mitgeteilte sogen. „Spielplan“ erregt mir die schweren Bedenken, daß so etwas unter Umständen doch möglich sei! — Sehr unrecht, wenn gleich kein handgreiflicher Unfug wie dieser, ist es auch, wenn einzelne Verse eines Liedes in anderer Tonart gesungen werden. In dieser Hinsicht teile ich vollkommen den ablehnenden Standpunkt B.'s und erachte jenen Umstand für keinen genügenden Grund zur Beibehaltung der „Zwischenspiele“. Der Organist sei zuerst darauf bedacht und konzentriere darauf seine ganze Aufmerksamkeit, wie er den Gesang der Gemeinde durch seine „führende Orgelbegleitung“ möglichst unauffällig und halb unbewußt leitet. Das geschieht am besten durch mäßiges aber deutliches Heraustretenlassen des Cantus firmus, gut abgehobene und rhythmisch präzise Begleitung in den anderen Stimmen. Die einmal angeschlagene Grundstimmung ist bei demselben Liede möglichst festzuhalten. Tritt mit einzelnen Liedstrophen eine Änderung des Stimmungsgehaltes ein, so kann dies durch größere oder geringere Verstärkung oder Abschwächung, durch etwas bewegteres oder wenig verlangsamtes Tempo mehr angedeutet als mit besonderer, auffälliger Betonung ausgeführt werden. Denn jede allzu deutlich hervortretende Absicht eines Einzelnen, insonderheit des Organisten, wirkt beim Gemeindegesang störend und zerstört das Band der alle umschlingenden Gemeinsamkeit. Es erscheint mir daher als absolut bedenklich und zu widerraten, einzelne Worte durch charakteristische Registrierung, sei es im

Manual oder im Pedal hervorheben zu wollen (vgl S 180 die „Erde“, „Tal“) Man beschränke sich darauf, einen in einzelnen (im ganzen wenigen) Liedern stark hervortretenden Stimmungswechsel ohne auffällig zu werden also ohne plötzliche und unvermittelte Übergänge in den Stärke- oder Schwächegraden, kenntlich zu machen und durch zunehmende oder abnehmende Stärke ev. auch wenig verändertes Zeitmaß auszudrücken, und dabei lasse man es bewenden*) — Daß so viele Organisten bei der Begleitung des Gemeindegesanges und namentlich bei der Ausführung von Zwischenspielen arg sündigen, wer möchte das bestreiten! Aber darum darf man das Kind doch nicht mit dem Bade ausschütten Bei kleinen Versammlungen, Hausandachten bei Harmonium-Begleitung, in Vereinen und geselligen Kreisen kann man die Zwischenspiele zwischen den einzelnen Liedstrophen nicht Aber die Versammlung der Gemeinde im Hause des Herren zur Sonn- und Festtagsandacht verlangt ein Höheres, Festlicheres und Würdigeres, und meine Erfahrung lehrt daß grade gut und sachgemäß d h der Stimmung entsprechend ausgeführte Zwischenspiele der Orgel einen erhebenden und begeisternden Eindruck auch auf eine sehr große und auserlesene Festversammlung gemacht haben Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an die Zwischenspiele eines in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommenen Liedes — das allerdings kein Kirchenlied ist — „Wir treten zum Beten.“ Der wuchtige Einsatz des Chores nach dem Zwischenspiel (gleichviel ob man die Becker'sche oder Kremser'sche Bearbeitung ausführt) hat etwas ungemein Imposantes und Begeisterndes

Es kommt also in unserer Frage nur darauf an, darzulegen, wie ein gutes und wirkungsvolles, die religiöse Stimmung im allgemeinen, wie die des betreffenden Chorales im besonderen festhaltendes Zwischenspiel beschaffen sein muß, wenn

---

*) Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Stimmungswechsel eher in Weihnachts- und Osterliedern als z. B. in Passionsliedern vorkommt. Ich führe eine Reihe solcher Gesänge an in denen der Organist in die Lage kommen kann bei einzelnen Strophen seinem Instrumente einen anderen Klangcharakter jedoch nur ganz im allgemeinen zu geben z B „O daß ich tausend Zungen hätte“ Str 4 „Ihr grünen Blätter“ (sanftere, milder Ausdruck, Flöten und Prinzipale) dagegen Str 5 „Ach alles, alles“ kräftig (16' 8' 4') „Lobe den Herren o meine Seele“, wo der Halleluja-Refrain jedesmal kräftiger zu gestalten ist (Rohrwerke) „Dir, dir Jehova“ Str 4 etwas in der Stärke zurück dagegen Str 5 più forte „Wie soll ich dich empfangen“ Hier wird es notwendig sein, die freudige Grundstimmung durchaus festzuhalten, unbekümmert um Einzelheiten im Text Fast in jeder Strophe bieten die letzten Zeilen einen gesteigerten Ausdruck der durch stärkere Registrierung auszudrücken sein wird, es wird also bei Beginn jeden Verses die Orgel auf etwas schwächere Register zu bringen sein Am bequemsten durch den sog Rollschweller (Registerrad) Solche Gegensätze aber, wie in V 4 und V 10 zum Ausdruck kommen, durch stets wechselnde Tonstärke ebenfalls ausdrücken zu wollen, halte ich für ganz verfehlt Dasselbe gilt von „Jesus meine Zuversicht“ V 4 und V 6. Der Begriffe „Asche“ und „krankt, seufzt und fleht“ sind temporär und bezeichnen nicht die Grundstimmung Sie also „charakteristisch“ registrieren zu wollen, ist ein törichtes und grundverkehrtes Unterfangen Man soll nicht in monotoner Klangstärke den Choralgesang begleiten, das ist gewißlich wahr, aber man soll auch nicht durch allzuviel und namentlich allzuschnellen Wechsel stören statt erbauen, zerstreuen statt sammeln Noch muß ich des Liedes „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ gedenken. Es ist Passionslied, daraus ergibt sich die für die Orgelbegleitung notwendig sanftere, elegische Grundstimmung Sie wird in Strophe 1—6 festgehalten, Str 7—8 bereiten den Umschwung vor und Str 9 bis 12 gehen in erlösungsfreudigen Ton der sich bis zu hellklingendem Lob und Dank steigert über Diese drei Hauptphasen auszudrücken wird auch bei einer mit den bescheidensten Mitteln ausgestatteten Orgel leicht sein. Aber mehr als das versuche man nicht! Schließlich wird der Organist auch den Geist des Liederdichters in Betracht ziehen und daraus Winke für die Art der Begleitung und der Zwischenspiele entnehmen können. Luthers Sprache ist eine ganz andere als die Joh Rists, oder gar Christian Friedrich Richters und der anderen Hallenser Kirchenpoeten. Die „rechte Mitte“ zwischen beiden hält allein und immer Paul Gerhardt inne, m. E „der Liederdichter“ der evangelischen Kirche

es seinem hohen Zwecke entsprechen soll. Vor allem muß es kurz sein, vier, höchstens acht Takte sind die größte Ausdehnung, die es nehmen darf, wenn anders es den Zweck zu sammeln und nicht zu zerstreuen oder gar zu stören, erfüllen soll. Es soll ferner abschließen und vorbereiten, die Stimmung des gesungenen Verses einen Augenblick festhalten und die des zu singenden kurz vorbereiten. Das ist eine schöne und zugleich große Aufgabe im denkbar kleinsten Raume und anspruchslosester Form. In bescheidenem Dienste ein großer Künstler zu sein, größer als mancher, der Fugen im drei- und vierfachen Kontrapunkt schreibt — das ist, was verlangt wird, wenn man den äußersten und höchsten Maßstab anlegt. Wir haben es aber hier nicht mit Utopien, sondern mit praktischen Verhältnissen zu tun und sind daher naturgemäß auf Kompromisse angewiesen. Und so wird denn als das Mindestmaß des dazu Erforderlichen Folgendes zu bezeichnen sein. Der Organist muß befähigt sein, an den Schlußakkord des Liedes, nachdem der Gesang verklungen, eine kurze nachklingende Kadenz in der Bach'schen, oder moderneren üblichen Form, eventuell unter Benutzung eines Motivs aus dem Choral, zu machen, bei ruhendem Baß. Dann wäre ein anderes Motiv, ebenfalls dem Choral entnommen, zu ergreifen, es in kurzer Imitation (höchstens 3 Stimmen) durchzuführen und mit daran sich schließender Kadenz, am besten auf den Dominant-Septimen-Akkord des Anfangsakkordes ausmündend, abzuschließen. Hierauf kurze Pause und Eintritt der neuen Liedzeile. Wer das nicht kann, muß es (z. B. an der Hand von M. Brosigs Modulationstheorie in Beispielen u. dgl.) lernen und sich darin üben, er muß sich eo darauf vorbereiten und diese kurzen Zwischenspiele sich vorher gewissenhaft ausarbeiten. Bach selbst, Pachelbel und andere Orgelmeister bieten insofern nützliche Musterbeispiele, als in überaus zahlreichen Choralvorspielen sich ähnliche Verarbeitungen von Choralmotiven (oft in der hierfür sehr geeigneten Form der diminutio) vorfinden. Danach können eigene Beispiele in freierer und kürzerer Form — nicht über 8 Takte lang! — gebildet werden. — Was nun das von B. so stark betonte Umregistrieren der Orgel **während** der Zwischenspiele betrifft, so wird man zunächst bei geringerer Befähigung der Organisten gar **keinen** Wert darauf zu legen brauchen. Sollte es durchaus notwendig sein, dann ist es auf das Hinzuziehen oder Abstoßen einiger markanter Register zu beschränken, eine Tätigkeit, die jeder mit seinem Instrument vertraute Organist mit leichtester Mühe und im Augenblick erledigen kann. Ich führe praktische Beispiele an. Auf einer 2 manualigen Orgel habe ich den ersten Choralvers mit allen 16', 8', 4 Stimmen ohne Rohrwerke auf dem Hauptmanual gespielt. Die zweite Strophe will ich mit Kornett oder Trompete im Hauptmanual als durchstechender Stimme spielen. Es ist deshalb zunächst die Pedalkoppel I abzustellen, was während des Schlußakkordes geschehen kann. Die linke (oder rechte) geht auf das 2. Manual, während die andre Hand das verlangte Register im Nu zieht und ev. 16' oder was sonst nicht gebraucht wird ebenso schnell abstößt. Voilà tout. Soll die Klangwirkung für die neue Strophe dumpfer gestaltet werden, so genügt eventuell das Ziehen eines 16', soll sie heller werden, so treten 4' oder 2-Füße, ev. eine Rauschquinte oder ähnliche Stimme durch einen einzigen Handgriff hinzu, im Pedal ein 32' auf dieselbe Weise. Außerdem läßt sich durch Anwendung oder Beseitigung von Koppelungen ebenfalls schnell ein Klangwechsel nach dieser oder jener Seite hin erzielen, ein Klangwechsel, der grade bedeutend genug ist, um nicht auffällig zu wirken und doch den Zweck zu erreichen. Durch Anwendung von Kombinationszügen, vorbereitenden Register

kombinationen u. dgl., wie sie sogenannte „moderne Orgeln“ bieten, plötzliche und gänzlich heterogene Klangwirkungen herbeizuführen, ist unter allen Umständen zu vermeiden, weil es die Aufmerksamkeit in ungebührlicher Weise auf die Person des Organisten wendet — was unter allen Umständen im Gottesdienst zu vermeiden ist. Notwendig ist vor allem Taktgefühl, Geschmack, ein geläuterter religiöser Kunstsinn beim Organisten, ein Miterleben der heiligen Handlung, die im Gemeindegesang ihren feierlichsten und ergreifendsten Ausdruck findet. Der Organist, der diesen Geist in sich fühlt, kann nicht irre gehen, und wo dieser Geist waltet, stellen sich auch von selbst die Mittel ein, ihn zum rechten Ausdruck zu bringen. Selbst in den alten Kirchentonarten — dem betreffenden Chorale entsprechend — sich in einigen frei erfundenen Takten korrekt und fließend zu bewegen, ist keine besonders große Kunst. Sie will nur etwas geübt sein, dann gelingts, und das Gelingen belohnt die Mühen der vorbereitenden Übungen reichlich.

„Die Kunstanstalt der Berliner Stadtmission.“

Selbst mit dem Bau einer größeren Kirche und den einschlägigen Fragen seit Jahren beschäftigt, fühle ich mich veranlaßt, auf den Artikel in Nr. 7 d. J. ein Wort zu entgegnen. Dabei bemerke ich im Voraus, daß wir für unsere Kirche aus keiner „Kunstanstalt“ etwas bezogen haben, ich auch zu der Berliner Stadtmission keine näheren Beziehungen habe.

Was in dem Artikel ausgeführt wird, könnte bis auf den Schlußsatz mit gleichem Recht auch von anderen Kunstanstalten für Kirchenausstattungen gesagt werden, und dieser Zeitschrift hätte es wohl näher liegen können, sich mit der zu beschäftigen, die gerade auch in jener Nummer an erster Stelle mit wappengezierter Anzeige sich anbietet, der „Königlichen Hof-Kunstanstalt für Kirchen-Ausstattungen“ von Jul. Aymann (Lüdenscheid und Berlin). Sie und, um noch eine weit bedeutendere zu nennen, die Kunstwerkstätte von Franz Reinecke in Hannover, weisen nach ihren Katalogen die gleichen angeblichen Fehler auf, selbst den „häßlichen Schacher“ mit gemalten Fenstern und Ölbildern. (Darauf, ob sie sich noch einmal nicht ganz fein ausdrücken und etwa eines kaufmännischen Ausdrucks bedienen, habe ich sie nicht angesehen, ich glaube auch nicht, daß durch die eingehende Erwähnung solcher jener Artikel an inhaltlichem Wert gewinnt.) Wenn man eine solche für „Gottesdienst und Kunst“ überaus wichtige Frage anschneidet, ists doch wohl nötig, einigermaßen einen Überblick zu haben. Hat ihn der Verfasser nicht? Oder wenn, warum greift er gerade die sonst doch schon genug geschmähte Berliner Stadtmission heraus?

„Die Anstalt liefert Altäre . . . Kanzeln, Taufsteine, Orgelgehäuse, Liedertafeln . . . auch Gestühl“ und verspricht, sich dabei nach den Raumverhältnissen und Baustil der Kirche sowie den vorhandenen Mitteln zu richten. Was ist dagegen einzuwenden? Oder meint der Verfasser wirklich, daß in unseren Dörfern und kleineren Städten — auch an manche größere darf man dabei denken — es Künstler genug gibt, die draußen vor der Kirche auf solche Arbeit warten? Meistens sinds Handwerker, die etwas verdienen wollen und nichts weniger als künstlerische Ausführung liefern. Bei Bänken aus Kiefernholz mit Wangen aus Eiche „schämen“ sich aber selbst unsere größten Kirchbaumeister nicht, eine gleiche Tönung zu wählen.

Doch den Hauptanstoß nimmt der Artikel an dem Angebot von gemalten Fenstern und Ölbildern in Kopieen älterer Meister als Altargemälde. Ein solches zu wählen, nennt er aus der Kirche „eine Trödelbude für abgestandenen Idealismus zu machen.“ Mit einer ähnlichen geschmackvollen Wendung könnte man die Freude an der alten Kunst vergleichen mit einer etwaigen Vorliebe für den muffigen Geruch abgetragener Kleider. Doch abgesehen davon, — wo sind denn unter unseren Künstlern die „ungezählten Schaffensfreudigen, die glücklich wären, eine Kirche nach ihrem besten Können schmücken zu dürfen?“ Hinge „ihr Herzblut“ daran, so müßte man doch wahrlich etwas mehr von ihnen merken, als man tatsächlich z. B. auch wieder auf der heurigen Internationalen Kunstausstellung in München mit ihren rund zwei neuen Bildwerken von ihnen merkt. Aber auch wenn sie zahlreicher

vorhanden und für unsere Kirchen leistungsfähiger wären, wo sind dann der Gemeinden, die sie angemessen bezahlen, der sich für den angegebenen Preis Verglasungen nach Originalentwürfen von Linnemann leisten können? Der Verfasser kann sich, glaube ich, beruhigen: wo größere Summen für diese Zwecke vorhanden sind, wird man sich in der Regel auch etwas Besonderes, Originales leisten. Aber es müssen schon große, auch sehr große Summen sein, denn die Kunst soll allerdings nichts von „Schacher" verstehen und muß nobel behandelt werden. Wo jenes aber nicht der Fall ist und es ist leider sehr häufig nicht der Fall, da sind die Kunstanstalten, wenigstens bei uns, genannt haben, gleich den Paramenten-Vereinen und -Anstalten sehr dankenswerte Einrichtungen, deren man sich gegenüber dem großen Unfug, der sonst auf diesem Gebiet noch vorkommt, getrost bedienen kann und sollte. Das gilt auch von der Anstalt der Berliner Stadtmission. Sie weist besonders seit der Übernahme des Ateliers von Theodor Preuser durchweg gediegene Stücke auf, die auch gesteigerten künstlerischen Anforderungen völlig genügen und preiswert sind. Und damit treibt sie allerdings innere Mission.

Halle a. S.   A. Bach.

Die Entgegnung des Herrn A. Bach scheint mir ganz trefflich das zu sagen, was für die Kunstanstalten vorgebracht werden kann. Sie leisten billig eine relativ hohe Kunst. Die Vorteile, die sich hieraus ergeben, preisen die Anstalten so lebhaft, daß ich es nicht nötig habe, sie auch meinerseits darzulegen. Und doch die Gegnerschaft gegen die Kunstanstalten! In der katholischen Lager. Selbst in den Allgemeinen Katholikenversammlungen hat man geharnischte Beschlüsse gegen sie gefaßt, kräftig geladene Reden über ihr Unwesen gehalten.

Die Kunstanstalten leisten „Gefälliges" und die Kunstausstellungen bieten es nicht. Mit dem Kauf in der Kunstanstalt kauft man die Sicherheit, daß das Werk kirchlich approbiert ist, daß gegen dieses Widerspruch nicht entstehen kann. Wer dem Künstler einen Auftrag gibt, weiß nie genau vorher, was er bekommt, und ob das Ergebnis allseitig befriedigen wird. Warum einen neuen Christus für den Altar bestellen, dessen Modellieren, Marmorblock, Aushauen usw. viel Geld kostet, wenn man den Thorwaldsenschen zu fester Summe in beliebiger Größe in der Anstalt erhalten kann. Warum es mit einem jungen Maler versuchen, wenn ein Altarbild geschaffen werden soll, warum erst Skizzen malen lassen, wählen und quälen, um die verschiedenen Ansichten über den Wert der Skizze unter einen Hut zu bringen, wenn eine Kopie nach einem Plockhorst oder Hofman bloß ein paar hundert Mark kostet? Man weiß, was man bekommt, und entgeht jedem Unfrieden.

Und wenn nun gar eine kirchliche Genossenschaft wie die Berliner Mission eine Kunstanstalt gründet, wenn man durch den Kauf bei ihr das Missionswerk unterstützt, wenn man weiß, daß dort erfahrene Theologen den Kunstbetrieb überwachen — warum dann noch experimentieren, warum fastend das Neue versuchen? An die Großen unter den Lebenden kann man sich doch nicht wenden. Original-Entwürfe kann man sich doch nicht leisten! Ja, wenn man große Summen zur Verfügung hat, dann braucht man keinen Schacher mit der Kunst einzugehen, dann kann sie „nobel behandelt" werden.

Mir will nun scheinen, als solle man die Kunst erst recht nobel behandeln, wenn man arm ist. Und man kann das; man konnte es wenigstens früher, als es noch keine Kunstanstalten gab, und namentlich keine solche, die unter offizieller Leitung einer kirchlichen Körperschaft stehen. Denn es ist wohl ein Unterschied, ob eine Anstalt von einem Kaufmann geleitet wird, der den Titel Hofkunsthändler erhielt, oder ob sie sich rühmen darf, ein Teil des Missionswerkes zu sein. Kaufe ich beim Händler, so weiß ich, daß dieser an erster Linie und mit bestem Recht an seinen Vorteil denkt; kaufe ich bei der Mission, so weiß ich oder glaube doch zu wissen, daß diese in erster Linie und mit noch besserem Rechte an den Vorteil des christlichen Käufers denkt und zwar an dessen Vorteil im höchsten Sinne, im Sinne echter Kirchlichkeit. Mir will dennoch scheinen, als übersehe Herr Bach, daß es doch wohl etwas Anderes ist, wenn ein Kunsthändler und die Mission dieselben „Geschäfts-Usancen" anwenden. Wäre ich Kunsthändler, so würde ich glauben, mich über die Konkurrenz beschweren zu dürfen, die ihre Stellung als öffentliches Institut benutzt, um als Erwerbsunternehmen aus dieser Vorteil zu ziehen.

Digitized by Google

Nobel ist das eben nicht. Wie aber soll es anders gemacht werden? Arme Gemeinden brauchen eben Altarbilder, bunte Fenster, kunstvolle Kanzeln und Altargeräte. Woher sie bei bescheidenen Mitteln nehmen?

Mit Verlaub! Ich glaube eine *protestantische* Kirche braucht das Alles *nicht*. Das Wort klingt vom schlichten Pult ebenso eindringlich; die Abendmahlsspende ist nicht nur an dem Altar wirksam, der nach bestimmter Regel gebaut und konsekriert ist. Wenn man das Geld nicht hat, ein Altarbild zu kaufen, so geht es auch ohne dies. Und ebenso mit den übrigen Einrichtungsgegenständen. Der Fluch unseres Kirchenbauwesens und namentlich der Neueinrichtungen ist die Kunst, vornehm nobel zu tun, wenn auch die Mittel dazu fehlen. Da soll ein Schein von Kunst erweckt werden, das soll nach etwas aussehen, wenn es gleich nur matter Abglanz fremder Kunst ist.

Wir spotten so gern über unsere älteren Dorfkirchen. Ich habe deren wohl tausende gesehen und habe sie lieben gelernt, gerade im Gegensatz zu unsern modernen „Verschönerungen“. Sie haben etwas Herzliches, Innerliches, Trauliches und daher Erhebendes. Denn sie sind Werke nicht großer Kunst, aber großer Liebe. Und daher ist jede Kirche charakteristisch, ist jede Form dieser nicht nur örtlich, sondern vor allem geistig zu eigen. Der Tischler, der Maler, der Bildhauer des Dorfes oder des nächsten Städtchens hat sie ausgeschmückt; langsam ist sie umgestaltet worden, man gewann Zeit, sich in das Neue einzuleben und die Mittel zu sammeln, um es weiter auszubilden.

Heute nimmt man eine Anleihe auf, fährt in die Kunstanstalt, kauft soviel Kunst als man eben bezahlen kann, einen gotischen Altar nach Otzen oder Viollet le Duc, einen Taufstein in Terrakotta, ein Altarbild nach Raffael oder Carlo Dolce, Kirchenbänke Fasson F., ein paar Öfen Nr. so und soviel und so weiter — lieferbar in 6 Wochen, zahlbar nach fertiger Aufstellung. Und wenn man in Kunstsachen „nobel“ ist, kauft man das Teuerste ein gegen Preiskurant und die größten Namen der Kunstgeschichte.

Die Künstler! Herr Bach hat auf den Ausstellungen nicht gefunden, daß sie sich dazu drängen, Kirchen auszumalen, Kirchenbilder zu malen. Er mag mir es glauben, der ich vielleicht mehr Beziehungen zur Kunst habe als er, daß er sich hierin irrt. Daß es in großer Zahl Künstler gibt, die der Gedanke, einmal ihr Bestes in der Ausstattung eines wenn auch bescheidenen kirchlichen Raumes zu geben, zu heller Begeisterung entflammen würde. Freilich würden sie etwas Freiheit fordern, würden sie sich nicht dem Geschmack der Herrn Orts-Schulzen oder Pfarrer unterzuordnen vermögen.

Nun aber treffen leider Laiengeschmack und Kunstgeschmack immer seltener zusammen. Hinter der Kunstentwicklung her tönt der Lärm jener, die nicht verstehen, was die Künstler wollen. Welcher junge Mann wird daher so töricht sein, ein Altarbild zu malen — ohne Bestellung. Denn wenn er das malt, was ihn künstlerisch bewegt, so kann er sicher sein, sein Bild nie los zu werden. Denn leider, leider besteht eine tiefe Kluft zwischen dem, was die Theologen christliche, evangelische Kunst nennen, und dem, was die Künstler erstreben und treffen. Man kann über Uhde sagen, was man will. Auch seine Gegner werden ihm ernstes Wollen, Aufrichtigkeit und Künstlerschaft nicht absprechen wollen. Aber Uhde ist bis heute meines Wissens noch mit keinem seiner Werke in eine Kirche eingedrungen, nicht etwa weil seine Bilder dogmatisch unrichtig seien — nein, weil sie ästhetisch den Theologen Unbehagen erwecken. Echte Künstler meinen aber, heilige Dinge nicht darstellen zu können, es sei denn, daß sie sie in sich geistig erlebt, daß sie mithin eine individuelle Note erlangt hätten. Sie beanspruchen für sich das Recht, das jedem Theologen zugebilligt ist, nämlich Gottes Wort in *seiner* Weise darzustellen. Die Theologen lieben aber die künstlerischen Predigten nicht, wenn darin *eigene* Gedanken enthalten sind, sondern rufen den Schaffensfreudigen zu: Redet nicht, wie ihr empfindet und glaubt, sondern tragt nur die gemalten und gemeißelten Predigten mit einigen Variationen vor, die einst die großen Kunstprediger katholischer Zeit hielten. Sie merken nicht, daß die schönste Wiederholung nicht ersetzen kann, was der überzeugte Mensch leistet. Warum kauft man nicht auch fertige Predigtsammlungen und läßt sonntäglich ein Stück ablesen? Gewiß würde da Besseres vorgetragen, als der oder jener Landpastor zu leisten vermag. Gewiß wäre es billiger. Man will die

Kirche eben nicht zur Trödelbude für abgestandenen kirchlichen Idealismus machen, sondern strebt nach dem Lebendigen, wenn es gleich inhaltlich tiefer steht!

Das Leben in der in Deutschland so traurig tief stehenden kirchlichen Kunst zu erwecken, welch herrliche Aufgabe! Wer ist der Feind, der die Erweckung hindert? Herr Bach mag es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihn und seine Art als den Feind bezeichne. Es gibt keine anderen Gegner als die mit dem Halbwertigen Zufriedenen, jene, die sagen: Es geht nicht gut anders und es genügt ja auch so, wie es ist.

Ändern lassen sich die Dinge freilich nicht durch einen Beschluß. Wohl aber durch einen Entschluß: Nämlich **den** Ernst zu machen mit dem Ernst in der Kirche. Ein Glasfenster für 100 Mark und ein Altar nach dem Rezept sind eben des Gotteshauses unwürdig. Solche Afterkunst, die nicht selbst empfunden und nicht für den Ort geschaffen ist, den sie schmücken soll, ist schlimmer als keine Kunst. Denn schließlich bedarf es nur des wohlgeordneten Raumes, um kirchlich zu wirken. Mit billiger Dutzendware aber zerstört man den Wert des Raumes. Und mag nun die Dutzendware nach Tizian oder Dürer, nach Phidias oder Raffael hergestellt sein, sie bleibt Schund. Jeder Raum muß seiner Eigenart nach entwickelt werden. Und das kann nur ein **Künstler** mit Hilfe der Gemeinde in ernstem Zusammenwirken, da muß man Duldung haben mit der Eigenart auch des Künstlers, wie man der Eigenart des Predigers duldet. Da muß man arbeiten, viel, lange, liebevoll arbeiten, um eine kirchliche Kunst heranzubilden, und da muß man die Fabrik und die Kunstanstalt aus dem Tempel jagen, die die Kirche für die Kunst zur Mördergrube machen.

Cornelius Gurlitt

Billigere Kirchen

von Dr. **E. Preuschen** in Darmstadt.

Wenn die Zahl der Kirchenbauten einen richtigen Maßstab für die Steigerung des kirchlichen Lebens abgäbe, so wäre es eine Kleinigkeit, ziffernmäßig nachzuweisen, daß das kirchliche Leben gegenwärtig auf einen Höhepunkt gelangt ist, auf dem es vielleicht noch nie zuvor gestanden hat. Optimisten werden das bestätigen, Pessimisten werden es in Abrede stellen, und die Wahrheit wird in der Mitte liegen. Was im besonderen die Kirchenneubauten und umfänglicheren Renovationen kirchlicher Gebäude angeht, so wird man wohl kaum mehr sagen dürfen, als dies, daß die Kirche bei dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, der sich auch in der modernen Architektur geltend macht, nicht leer ausgegangen ist. Das ist zwar kein Zeichen, über das man sofort mit Lobes-Hymnen zu jubeln soll, aber es ist doch immerhin eine erfreuliche Tatsache, die man mit Befriedigung registrieren darf.

Nun hat sich bei diesem erfreulichen Aufschwung auch sofort die Schattenseite gezeigt, die bei jeder Zeit eines derartigen Aufschwunges ans Licht treten wird. Die kleinen Leute haben vielfach über ihre Kräfte gelebt, und so kann es nicht ausbleiben, daß an die Stelle reiner Freude das Gefühl einer größeren oder geringeren Beklemmung tritt. Wenn große Leute große Ausgaben machen, so ist das ihr gutes Recht. Wenn der Berliner Kirchenbauverein in etwa zehn Jahren 26 Millionen verbaut, so braucht das den kirchlichen Kreisen Berlins keine schlaflosen Nächte zu machen. Denn hier ist die Last auf Schultern gelegt, die immerhin etwas tragen können. Aber wenn eine kleine Diasporagemeinde, die vielleicht gar wenig bemittelte Glieder zählt, sich eine Kirche baut, die 70, 80 oder 100 000 Mark kostet, so hat sie entschieden über ihre Verhältnisse hinausgelebt. Und wenn ein sorgsamer Statistiker diese unerfreuliche Tatsache festgestellt hat, so stellen sich die gemischten Gefühle ein, die eine so unerwünschte Zugabe zum täglichen Brot bilden. Das hat der Gustav-Adolfs-Verein empfunden, der sich nun auch durch Herausgabe eines Musterbuches mit Entwürfen nicht allzu kostspieliger Kirchen — obgleich auch diese Sammlung immerhin recht teure Bauten aufweist — bemüht, die Sache in ein weniger gefährliches Fahrwasser zu lenken.

Nun ist es meine Meinung ganz und gar nicht, daß man in das andere Extrem verfallen solle und um den Pfennig knausern müßte. Wenn das Signal zum Verrufen, das vom Gustav-Adolfs-Verein ausgegeben worden ist, die Folge haben sollte, daß an die Stelle eines übertriebenen Prunks ein schäbiger Bettel treten müßte, so wäre das in jedem Betracht zu beklagen. Eine Kirche wird nicht gebaut für heute und morgen, die Söhne, Enkel und Urenkel wollen sie auch noch benutzen. Warum sollen die nicht auch ihren Teil an den Kosten tragen? Aber freilich soll's dabei auch wieder nicht nach dem Worte des Propheten gehen, daß die Väter die sauren Trauben gegessen haben, aber denen den Söhnen die Zähne stumpf werden. Eine Gemeinde, die für den Bau ihrer Kirche allein, ohne Pfarrhaus, Geländeerwerb und was sonst noch für Kosten aufzuwenden sind, 70 000 Mark verbraucht, hat jährlich zur Amortisierung in einer Periode von zwei Generationen 3100 Mark aufzuwenden. Rechnet man noch die Betriebs- und Unterhaltungskosten hinzu, so ergibt sich leicht, daß die Belastung für kleine Gemeinden zu schwer ist. Und wenn der Gustav-Adolfs-Verein auch ein weites Herz und einen großen Geldbeutel hat, so sind doch seinen Kräften Schranken gezogen, die nicht ungestraft überschritten werden können, auch wenn nicht durch wirtschaftliche Krisen unvorhergesehene Verluste eintreten. Aber es ist nicht so fern, daß man mit einem Bau in jedem Falle die Kräfte überspannt. Hat eine Gemeinde einmal einen Bau beschlossen, nachdem sie wie ein guter und kluger Bauherr die Kosten überschlagen hat, mit denen sich die Sache durchführen läßt, so soll sie sich zunächst nach einem Baumeister umsehen, der kirchliches Verständnis mit einigem Sparsinn verbindet. Ein paar Forderungen mag man da stellen, nach denen man den Mann beurteilt.

Evang. Kirche in Viernheim (Erbauer W. Haas)

1) **Der Baumeister sei ein Künstler und nicht nur ein Kunsthistoriker.** Ein jeder Mensch hat das Recht, seine Ideale sich selbst zu suchen, der Künstler hat das Recht vor andern. Aber wenn die Ideale lediglich in der Vergangenheit liegen, der eine bloß gotische und der andere bloß romanische Kirchen baut, so hat das seine Gefahren. Denn solchen Idealen zu lieb ist schon mancher Pfennig unnütz hinausgeworfen worden, und es bleibt dabei noch recht häufig die Frage, ob das um viel gutes Geld zu stande Gebrachte auch wirklich künstlerisch befriedigt. Nicht nur daß man meist bei dem von der Gotik nur ungenügend gelösten Turmprobleme stehen bleibt und Kirchen in dem beliebten Lokomotivenstil — Turm vorne als Schornstein, Schiff hinten als Kessel — schafft, es hat auch noch oft genug die konstruktiven Mängel ungenügender Akustik und mangelhafter Heizbarkeit. Dazu kann Niemand behaupten, daß eine heruntergekommene Gotik besonders imponierend wirkte. Man soll nicht vergessen, daß der Stil aufkam in einer Zeit des größten wirtschaftlichen Aufschwunges in Deutschland, und daß ein Orden sich seiner annahm, der bald nach seiner Gründung zu den reichsten zählte.

Der Baumeister soll überhaupt nicht nach der Schablone bauen. Wenn er statt eigner Gedanken nur die einer früheren Epoche nachdenkt, wird nie etwas rechtes herauskommen. Er muß vielmehr als Künstler das Bild, in das er seine Kirche zu stellen hat, zu erfassen suchen und nach künstlerischen Motiven nun die Form wählen, die in dies Bild hinein paßt. Er muß in einer Ebne anders bauen als auf einem Berg, in einem hochgelegenen Gebirgsdorf anders als in einem engen Tal, er muß in einem Dorf mit ausgesprochen charakteristischer Bauart andere Gesichtspunkte verfolgen als in einem modernen Fabrikdorf, das von dem Maurermeister X nach dem Plan des Geometers Y auf Grund von Bauplänen des Baugewerbschülers Z erbaut worden ist. Auf mancher Wanderung habe ich meine Augen aufgetan, um mich auch des Neugeschaffenen zu freuen. Aber der Freude am Neuen ist seltener gewesen, als ich es gewünscht hätte. Und der Grund schien mir der zu sein, daß der Baumeister sein Bauwerk im Geist ganz isoliert hingestellt hatte, ohne jede Rücksicht auf die Umgebung, und so sind die Kirchen entstanden, bei denen man ohne Bedenken sagen kann, daß, wenn sie von einem Geist über Nacht entführt und 1000 Meilen entfernt aufgestellt würden, es keinem Menschen auffiele, außer den nächsten Nachbarn.

2) Der Baumeister sei nicht nur Künstler, sondern auch Haushalter. Dazu gehört vor allem, daß er einige Erfahrung hat. Wenn eine Kirche den Voranschlag fast um die Hälfte überschreitet, ohne daß man irgendwie verschwenderischer verfahren würde, als man es beabsichtigt hatte, so liegt die Schuld am Baumeister. Der muß wissen, was der Laie nicht wissen kann, wie hoch die Materialpreise und Arbeitslöhne sind, wo man sparen kann und wo Sparsamkeit vom Übel ist, nimmt er es gewissenhaft mit seiner Aufgabe, so wird er stets auch mit der Summe auskommen, die er angeschlagen hat. Differenzen von 1—2000 Mark spielen dabei keine Rolle, da die Preise für das Material sich in kurzer Zeit ändern können, ein Streik die Arbeitslöhne unter Umständen mit bedingt und wie dergleichen Menschlichkeiten mehr sind, die kein Mensch zum Voraus übersehen und berechnen kann.

Darum braucht man die Rede nicht gelten zu lassen, daß die Voranschläge nur dazu vorhanden seien, um überschritten zu werden. Das ist eine kluge Entschuldigung, mit der Jemand, der sie braucht, im Grunde nur den Mangel an Gewissenhaftigkeit verdeckt. Man soll freilich einem Künstler nicht in jedem Augenblick das Portemonnaie hinhalten, aber man darf ihm doch deutlich machen, daß auch ein Künstler das Recht nicht hat, aus anderer Leute Fell Riemen zu schneiden, um damit sein Künstlerdiplom zu schmücken.

3) Der Bau sei nicht üppig und nicht schäbig, vor allem sei alles echt. Das erste versteht sich von selbst, das andere versteht sich nicht von selbst. Holzsäulen oder Eisenträger mit Gyps zu umkleiden und dann als Marmor zu farben, ist einer Kirche unwürdig. Tannenholz durch Ölfarbe dem Eichenholz ähnlich zu machen, ist ungemütlich. Messingene Abendmahlsgeräte versilbern und vergolden ist ungehörig. Ein bescheidener Bau, an dem kein Pfennig verschwendet ist, wird dennoch stets erfreulich wirken, wenn er in allen Stücken darauf verzichtet, Prätensionen zu machen, denen der rechte Kern und Rückhalt fehlt. Das fordert nur den Spott heraus. Wo man sichs aber zum Grundsatz macht, allen falschen Schein zu meiden und sich so zu zeigen, wie es dem Wesen entspricht, wird bei aller Einfachheit die ernste Würde nimmer fehlen.

Damit es aber nicht scheint, als hätte ich nur eine Tasche voll guter Ratschläge, die sich in der Praxis doch nicht verwirklichen lassen, will ich ein Beispiel anführen, bei dem die Forderungen im Wesentlichen erfüllt sind. Der Ort D., in Hessen, in der Rheinebene völlig flach gelegen, hat eine kleinere Diasporagemeinde von ca. 500 Seelen. Die katholische Gemeinde des Ortes besitzt eine prächtige gotisierende Kirche, die vor wenig Jahren mit großem Aufwand hergestellt worden ist. Aufgabe war, eine Kirche zu schaffen, deren Kosten 1) die Summe von 30000 Mark nicht überschreiten, die 2) ohne der mächtigen katholischen Kirche Konkurrenz zu machen, sich dennoch in ihrer Eigenart behaupten könne, die 3) so ausgestattet sei, daß sich die Gemeinde rasch in ihr heimisch fühle und die 4) genügend Raum gewähre nicht nur für die Gemeinde in ihrem jetzigen Bestand, sondern auch für ab-

Digitized by Google

sehbare Zeit. Die von dem Baumeister gefundene Lösung veranschaulicht Fig. 1. Kirche, Turm, Sakristei sollten einen möglichst geschlossenen Eindruck machen. Das ist durch die Anordnung erreicht. Die kleine Kirche baut sich sehr gut auf und präsentiert sich, am Ausgange des Ortes gelegen, in der Tat als etwas in sich Abgeschlossenes.

Eine genaue Beschreibung des Details kann unterbleiben, da die Raumverteilung aus dem Grundriß (Fig. 2) und dem Querschnitt (Fig. 3) deutlich ist. Der ganze Bau ist aus Backsteinen, die nicht beworfen, sondern nur ausgefugt sind, aufgeführt. Von Sandstein sind das Portal, die Fensterbrüstungen, die Widerlager, die Abdeckungen der schrägen Simse am Kirchendach und am Turm, sowie das Fundament bis auf Sockelhöhe. Die Form des Turmes ist nicht nur mit Rücksicht auf einen malerischen Aufbau, sondern vor allem wegen der geringeren Kosten für Herstellung und Unterhaltung gewählt. Je mehr geschweifte Flächen der Turm aufzuweisen hat, um so teurer ist die Herstellung, um so mehr Kosten verursacht die Unterhaltung. Bei der Disposition des Grundrisses wurde vor allem darauf Bedacht genommen, daß die in der Ebene den Stürmen besonders preisgegebene Kirche gegen die Zugluft gut geschützt sein müsse. Daher wurde der Eingang seitlich gelegt, sodaß jede Zugluft beim Öffnen und Schließen der Türe ferngehalten ist. Die im Turm zum Eingang zur Empore führende Treppe überdeckt einen Raum, der zur Aufbewahrung des Brennmaterials dient. Die Platzverteilung gestaltet sich folgendermaßen: Im Schiff der Kirche sind 208 feste Plätze, unter der Empore 36 Plätze, ebensoviele auf ihr, dazu noch der Raum für das Harmonium (oder die später zu beschaffende Orgel), endlich noch 20 Stuhlplätze, macht in Summa 300 Plätze. Durch Einbau einer weiteren Empore an der Stirnwand, für die schon der Raum vorgesehen ist, können noch weitere 50 Plätze beschafft werden. Kirche und Sakristei sind

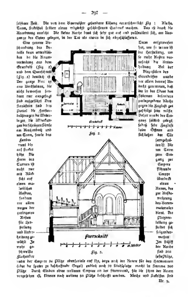


Fig. 2.

Fig. 3.

heizbar. Der Fußboden ist in Terrazzo ausgeführt. Alles Holzwerk ist licht gefirnißt, an der Decke leicht getönt, der Chor ist ausgemalt. Die bebaute Fläche beträgt 270 qm.

Und nun zum Schluß die Kosten. Ich gebe eine genaue Zusammenstellung der reinen Herstellungskosten, bei denen die Kosten für den Bauplatz und das Honorar für den Architekten ausgeschlossen sind.

Erd- und Maurerarbeiten (einschl. Auffüllung, Planierung und Einfriedigung)	13174,01	Mk.
Steinmetzarbeiten	2299,42	„
Zimmerarbeiten	3575,17	„
Dachdeckerarbeiten	1403,24	„
Spenglerarbeiten	425,78	„
Glaserarbeiten	570,15	„
Schreinerarbeiten	2600,64	„
Schlosserarbeiten	1404,35	„
Tüncher- und Malerarbeiten	1920,38	„
Einfriedigung	247,50	„
Pflaster-, Zement- und Terrazzo-Arbeiten	798,80	„
Nebenarbeiten, Taglöhne usw.	66,09	„
Blitzableiter	285,—	„
Öfen	218,90	„
	Sa. 29022,45	Mk.

Für noch nicht 30 000 Mark ist demnach hier eine Kirche geschaffen, die allen Ansprüchen in künstlerischer Hinsicht genügt und die allen Anforderungen der Gemeinde Rechnung trägt. Mit Orgel, Glocken, die noch fehlen, und was etwa sonst noch zu beschaffen ist, wie Anlage des Kirchenplatzes u. a., kostet der Bau der Gemeinde noch nicht 40,000 Mk.*)

Die Organistenfrage in Baden

von Pfarrer **O. Raupp** in **Mundingen** (Baden)

I.

Unsere evangelische Landeskirche hat wegen der Organistenfrage in der jüngsten Vergangenheit eine zum Teil recht starke Aufregung durchzumachen gehabt. Früher hatte das Gesetz über den Elementarunterricht im § 30 die Angelegenheit durch folgende Bestimmung geordnet: „Volksschullehrer, die einen durch die zuständige kirchliche Behörde ihnen angetragenen für die Kirchen-(Religions)-Gemeinde, welcher der Lehrer selbst angehört, auszuübenden Organisten- beziehungsweise Vorsängerdienst — überhaupt oder unter den angebotenen Bedingungen — anzunehmen sich weigern, können auf Antrag der kirchlichen Oberbehörde des betreffenden Religionsteils durch die Oberschulbehörde zur Übernahme und Besorgung des Dienstes angehalten werden. Dabei sind durch die Oberschulbehörde nach Anhören der Kirchenbehörde und des Lehrers der Betrag der Vergütung, sowie nötigenfalls die weiteren Bedingungen festzusetzen, von deren Leistung beziehungsweise Einhaltung die Verpflichtung des Lehrers zur Übernahme des Dienstes abhängig sein soll."

Es ist klar, daß der Inhalt dieses § trotz des anheimelnden und leicht dahinfließenden Juristendeutschs, in das er eingewickelt ist, den Lehrern auf die Dauer stets weniger behagte. Man kann ja Gründe höchst allgemeiner Art bei einigem Willen auf die Beine bringen, um zu beweisen, daß die Ausübung des Organistendienstes auch in den natürlichen Pflichtenkreis des Lehrers gehöre. Man kann sagen: „Der Lehrer ist Erzieher, und der Gottesdienst trägt auch zur Erziehung des Volkes bei — also muß der Lehrer orgeln!" Oder: „Der Lehrer muß auf das Wohlverhalten der Kinder einwirken, die Kinder gehen auch in die

---

*) Es ist vielleicht dem einen oder andern Leser nützlich, die Adresse des Architekten zu erfahren. Hier ist sie: Architekt R e i n h a r d H a a, Darmstadt, Orangerie-Allee 8.

Digitized by Google

Kirche — also muß der Lehrer orgeln!" Wenn jemand dieser oder einer ähnlichen Gedankenlinie folgt, so bewege er sich auf Straßen, die in älterer Vergangenheit gebaut und indessen aber in Verfall geraten waren. Denn die Lehrer hatten sich in der Stille und in der Öffentlichkeit mehr und mehr an den Gedanken gewöhnt, daß Kirche und Schule streng genommen zwei ganz verschiedene Gebiete sind, und daß deswegen ein Lehrer eigentlich nicht dazu durch Gesetzesparagraphen gezwungen werden könne, zugleich auch den Organistendienst als ein Stück seines Berufes zu versehen. So lagen aber bisher die Dinge tatsächlich für ihn. Das Wort „anhalten" klingt ja verhältnismäßig sehr weich, sein Sinn aber ist hart genug für denjenigen, der von der Behörde zu einer Sache angehalten wird, zu der er unter Umständen weder Begabung noch Neigung besitzt, die ihm an Sonn- und Feiertagen seine freie Beweglichkeit raubt und für die ihm je nachdem nur eine sehr dürftige, vielleicht ungenügende Bezahlung wird.

Die Lehrer strebten daher schon lange nach Befreiung von dem Gesetzeszwang dieses Paragraphen. Es ist begreiflich, daß innerhalb der Kirche und der Gemeinden dieses Streben nun mit sehr geteilten Gefühlen betrachtet wurde. Denn mehrere Gefahren lagen in einer Veränderung des bisherigen Zustandes. Nicht alle Lehrer haben einen stark ausgeprägten religiösen und kirchlichen Sinn. Da konnte es also vielen einfallen, auf einen freiwillig mit der kirchlichen Gemeinde abzuschließenden Vertrag sich einfach nicht einzulassen. Wenn sie nicht mehr wollten, war niemand da, der sie nötigen konnte. Dann aber hatte die Gemeinde keinen Organisten, kein Orgelspiel, hiermit auch keinen musikalisch verschönten Gottesdienst mehr. Denn ein Gemeindegesang ohne Orgelspiel ist nur im einzelnen Fall oder nur in der Theorie schön. Unbedingt stimmungsvoller und geordneter ist er, wenn er eingeleitet und getragen wird von der mächtigen Tonfülle der Königin der Instrumente. Wie gesagt, im Geist sahen manche ängstliche Gemüter schon eine große Zahl von leeren Orgelbänken und verarmten kirchlichen Feiern voraus. — Außerdem war die Gefahr vorhanden, daß viele Lehrer als Entgelt für ihre Mühe an die Kirchenfonds zu ungebührliche Anforderungen stellen würden und daß auf diese Weise die kirchlichen Gemeinden zu an und für sich unerschwinglichen Lasten gedrängt würden. Nicht alle Gemeinden besitzen große Ortsfonds, aus denen man mit vollen Händen schöpfen kann. Einige Gemeinden sind sehr klein, während die Zahl der Gottesdienste gleich groß ist, wie in anderen Gemeinden; wie sollten sie imstande sein, aus den bescheidenen Einkünften der Gemeindemitglieder das viele Geld für die etwaigen Überforderungen seitens der Organisten flüssig zu machen?

Neben diesen ängstlichen Gemütern gab es natürlich auch genug andere, die nicht gleich von Schrecken niedergeworfen wurden, wenn die allgemeine Entwicklung der Dinge alte Ordnungen durch neue ersetzt. Die Emanzipation der Schule wurde von ihnen als eine Sache angesehen, die mit Naturnotwendigkeit sich vollziehe und daher nicht Halt machen wird, bis das alte geschichtliche Verhältnis gelöst ist. Ihr sozialer Sinn zwang sie zu der Anerkennung, daß in unserer Zeit der freie Vertrag stark genug sein kann, zwei äußerlich selbständige Faktoren in den inneren Beziehungen zu einander zu erhalten, welche durch die gegebenen Umstände selbst geschaffen sind. Sie hatten auch zu dem gesunden Sinn der erdrückenden Mehrzahl der Lehrer das Zutrauen, daß sie der Kirche gerne mit ihrem musikalischen Können zu Hilfe kommen werden, zumal in unserer Gegenwart das religiöse und kirchliche Leben ja in aufsteigender Linie sich bewegt. Und an der Bezahlung, so hofften sie, werde der Ausgleich nach modernen Grundsätzen auch nicht scheitern, da einerseits die meisten Lehrer doch gewiß mit der christlichen Gemeinde, zu der sie ja selbst gehören, in einem guten Verhältnis leben wollen und jede Überspannung des Bogens der erstrebten Sache doch nur Schaden bringt, und da andrerseits für eine an sich notwendige und wertvolle Sache wie das Orgelspiel eine ist, auch irgendwie die Mittel müssen ausgedacht werden können. Und andere Erwägungen.

So ist denn schließlich der Widerstand gegen die Forderung der Lehrer nicht mehr stark genug gewesen, den § 30 aufrecht zu erhalten. Die erste Kammer hat zwar die Entscheidung noch um ein Jahr hinaus geschoben, indem sie den entsprechenden Beschluß des Landtags, angeblich wegen Mangel an Zeitüberfluß, nicht mehr zur Beratung brachte. Im

Digitized by Google

anderen Jahr geschah dann, was nach der inneren Lage der Dinge nicht mehr gehindert werden konnte, und der § 38 fiel.

Es mußte sich nun zeigen, wie viel guter Wille auf Seiten der Lehrer vorhanden war, trotz der Beseitigung des Zwanges, auf dem Wege der Freiwilligkeit es zu ermöglichen, daß der Organistendienst nicht ausfiele. Da war aber zunächst noch ein anderes Hindernis zu beseitigen — die Gehaltsfrage. Die Vergütung für das Orgelspiel war in den verschiedenen Gemeinden sehr verschieden. Einen allgemein anerkannten Durchschnittssatz, der für normal und annehmbar hätte gelten können, gab es nicht. Daß die Bezüge vielfach hinter berechtigten Anforderungen zurückstanden, kann nicht bezweifelt werden. Man kann die Lehrer nicht tadeln, wenn sie die Angelegenheit in einer Weise erledigt wissen wollten, die den Anforderungen der Billigkeit entsprach. Und auch der andere Wunsch verdient keinen Vorwurf, daß sie eine im großen und ganzen gleichmäßige Bezahlung in allen Gemeinden erstrebten. Wenn ein Normalsatz festgestellt werden sollte, war es notwendig, die zu leistende Arbeit und die in Betracht kommenden Nebenumstände in Rücksicht zu ziehen. Die eigentliche Tätigkeit des Organisten erstreckt sich, abgesehen von den Kasualien, auf die Vor- und Nachmittagsgottesdienste an den üblichen Sonn- und Feiertagen, die Vorbereitung zum Abendmahl und das Orgelspiel während der Abendmahlsfeier. Das macht zusammen etwa 120 ordentliche Gottesdienste. Dabei ist noch in Anschlag zu bringen, daß der Lehrer, wenn er vertragsmäßig die Arbeit übernommen hat, keinen freien Sonntag genießt, auch während der Ferien nicht, und bei etwaigem Verhindertsein sich selber für Vertretung sorgen muß. Zum Zweck einer niederen Gehaltsfestsetzung kann nicht der Grund ins Feld geführt werden, daß ein ordentlicher Christ ja sowieso am Sonntag in die Kirche geht, und daß daher, wenn er ja doch da ist, das Orgelspiel für ihn etwas Selbstverständliches sei. Denn alle diejenigen, die solchen Erwägungen Raum geben wollen, vergessen, daß es überhaupt keinen Christen gibt, der, wenn es nicht zu seinen Amtspflichten gehört, jeden Gottesdienst besucht, und daß sie selbst es auch nicht tun. Man kann es daher auch andern nicht zumuten. Und weiter handelt es sich doch in der schwebenden Frage um das Verhältnis von Arbeit und Bezahlung, und es wäre falsch, wollte man in dieser Beziehung in der Kirche nach anderen Grundsätzen verfahren, als sonst in der Welt. Etwas anderes ist eine freiwillig geleistete Arbeit. Da kann der Einzelne so selbstlos sein, als er will, es sind ihm nach unten hin nicht die mindesten Schranken gezogen. Sobald es sich aber um Abmachungen allgemeiner Natur handelt, hören diese Opfer auf.

Da nicht die Absicht bestehen konnte, wegen der Organistenfrage im Allgemeinen und dem Geldpunkt im Besonderen zwischen Kirche und Lehrern einen Streit heraufzurufen, wählten die Lehrer eine Abordnung, welche mit dem Oberkirchenrat in Verbindung trat. Der Oberkirchenrat hat auf jeden Fall nichts geredet oder getan, was als Mangel an Entgegenkommen gegen die Wünsche der Lehrer hätte ausgelegt werden können. Viel eher kann man es tadeln, daß seitens des Oberkirchenrats nicht vor dem Abschluß der Verhandlungen mit den Lehrern die Gemeinden landauf landab um ihre Meinung gefragt worden sind. Diesen ist lediglich das fertige Abkommen mitgeteilt worden, und es ist daher leicht begreiflich, daß über diese Art der Erledigung zum Teil große Unzufriedenheit entstand. Denn so ist das Ganze ohne Mitwirkung der Gemeinden gemacht worden, die das Geld zahlen müssen. Namentlich diejenigen Gemeinden sind verstimmt worden, denen nur sehr bescheidene Mittel zur Verfügung stehen. Ihnen ist auch das nur ein geringer Trost, daß die in Karlsruhe getroffenen Vereinbarungen kein wirkliches Gesetz sind und nur einen Durchschnittsgehalt festsetzen, der im einzelnen Fall auch nicht erreicht zu werden braucht. Denn sie sind naturgemäß dem guten Willen des Lehrers anheim gegeben, der nicht notwendig auf den Organistengehalt angewiesen ist, während die Gemeinde ihren Gottesdienst ohne das Orgelspiel des Lehrers nicht abhalten kann. Im Übrigen wäre es ja wohl praktisch ziemlich auf dasselbe hinausgekommen, wenn die Ansicht der Gemeinden vorher eingeholt worden wäre. Denn für die vom Lehrer zu leistende Arbeit sind die vereinbarten 200 Mark ein Normalsatz, der sozusagen in der Luft liegt und daher, wenn ich nicht irre, auch in anderen Landeskirchen festgesetzt worden ist. Zudem wäre es der kirchlichen Ge-

meinden nicht würdig gewesen, wenn sie hätten um die Annahme einer geringeren Bezahlung bei den Lehrern wollen betteln gehen.

Der Oberkirchenrat machte durch das kirchl. Ges.- u. Ver.-Bl. den „Maßstab" bekannt, welcher, wie wir glauben, beim Abschluß oder bei der Umgestaltung von bezüglichen Verträgen zu Grunde gelegt werden sollte": „1. Für die Besorgung eines zweimaligen Gottesdienstes an allen Sonn- und Festtagen einschließlich der Abendmahlsfeiern sowie die Vorbereitung zu denselben und etwaiger außerordentlich angeordneter Feiern empfehlen wir überall da, wo irgend verfügbare Mittel vorhanden sind oder flüssig gemacht werden können, die Gewährung eines Durchschnittsgehaltes von 200 Mk. Hierbei setzen wir voraus, daß leistungsfähige, namentlich größere und städtische Gemeinden diese Summe je nach ihren Verhältnissen noch erhöhen, und daß ausgesprochen armen Gemeinden gegenüber nicht minder auch die Organisten sich genügen lassen mit dem, was für den Augenblick möglich ist. — 2. Was Wochengottesdienste betrifft, welche im vorgenannten Betrag nicht mit inbegriffen sind, so gehen dieselben hinsichtlich ihrer jährlichen Zahl an den einzelnen Orten so weit auseinander, daß eine Gesamtdurchschnittssumme nicht aufgestellt werden kann. Die Vergütung wird sich daher jeweils nach den besonderen Verhältnissen richten, jedoch von einer Belohnung von mindestens 1,50 Mk. für den Gottesdienst ausgehen müssen. — 3. Für das Orgelspiel bei Trauungen und Beerdigungsfeiern, welche selbstverständlich die Beteiligten zu bezahlen haben, empfiehlt sich eine Gebühr von nicht unter 2 Mk. — Indem wir Vorstehendes zur allgemeinen Kenntnis bringen und der Vorlage der etwaigen Verträge zur Genehmigung entgegen sehen, unterlassen wir nicht beizufügen, daß wir alle Verfügungen zur Sicherung eines guten würdigen Orgelspiels bezw. zur Hebung desselben, sofern es nicht genügend erscheinen sollte, uns ausdrücklich vorbehalten."

Auf Grund dieses „Maßstabes", der nur einen „Durchschnittsgehalt" vorschlägt bezw. verordnet, den Klang von „es empfiehlt sich" hören läßt und einen Appell an den guten Willen der Geldkassen in reicheren Gemeinden und der Lehrer in ärmeren Gemeinden enthält, konnte man nun beginnen, die nötigen Verträge abzuschließen. Der Oberkirchenrat selbst schloß an den Hinweis darauf, daß er den Maßstab bekannt gebe in Übereinstimmung mit einem Ausschuß der evangelischen Lehrerschaft, der die Wünsche der letzteren vorgetragen habe, den Satz noch an: wir „leben um so mehr der Zuversicht, daß die aufgetauchte Frage ihre Lösung zur Befriedigung beider Beteiligten finden werde."

Abgesehen von den lokalen Streitigkeiten, die immer unausbleiblich sind, wenn ein Übergang in neue Verhältnisse gemacht werden soll, wenn der Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen wird und wenn nur allgemeine dehnbare Vorschläge, keine unbedingt verpflichtenden Gesetze gegeben werden können — abgesehen also von örtlichen Streitigkeiten hätte sich im Großen und Ganzen die schöne Hoffnung des Oberkirchenrats ganz gewiß erfüllt, wenn nicht — der § 49 des Schulgesetzes feindselig dazwischen getreten wäre! Von ihm mag im Folgenden noch geredet werden. (Schluß folgt.)

„Allein zu dir, Herr Jesu Christ".

Ein Beitrag zur hymnologischen Geschichte des Elsasses

von **Friedrich Spitta.**

(Fortsetzung.)

4.

Die Straßburger Form des Liedes.

Wo Olearius[1]) auf die verschiedenen Varianten im Texte unseres Liedes zu sprechen kommt, macht er folgende Bemerkung: „A. C. 1616 ist zu Straßburg ein Gesangbuch in Folio gedruckt worden, darinn wie viele andere, auch diß Lied sehr verfälschet und geändert anzutreffen ist." In der Tat unterscheidet sich die Straßburger Überlieferung

[1]) Liederschatz III, 40.

unsres Liedes charakteristisch von der großen Mehrzahl der Texte im übrigen Deutschland. Ohrains sieht konsequenterweise darin nur eine Entstellung des Originales, und dieser Ansicht sind nämlich auch ohne weiteres die meisten unsrer Hymnologen beigetreten. Eine gründliche Untersuchung hat meines Wissens dieses Problem überhaupt noch nicht gefunden, wenn auch Culmann das Verdienst nicht abgesprochen werden darf, daß er diese Aufgabe wenigstens in Angriff genommen und deren Hauptpunkte richtig hervorgehoben hat.[2]) Erst nach ihrer Erledigung wird das Urteil über den Ursprung unsres Liedes völlig geklärt sein. Die Differenzen betreffen drei Punkte: die Überschrift, die Zahl der Strophen und den Text der drei ersten Strophen.

a. Die Überschrift.

Beim ersten Erscheinen unsres Liedes in den Straßburger Gesangbüchern (1545) hat es die Überschrift „**Ein Betlied zu Christo unserm einigen Heiland, umb verzeihung der Sünden, und mehrung des Glaubens und waren Liebe.**" Dieselbe Formulierung findet sich auch im Gesangbuch von 1560, nur daß, offenbar aus Druckversehen, die Worte „zu Christo" ausgefallen sind.[3]) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Formulierung in der Ausgabe von 1572 beibehalten worden[4]), sodaß wir in ihr die von Hubert selbst dem Liede gegebene Überschrift werden sehen dürfen.[5]) Es ist auch die vollkommenste aller Straßburger Überschriften; sie bringt den Grundgedanken jeder der drei Strophen des Liedes in ebenso knapper wie deutlicher Weise zum Ausdruck. Keine der Variationen kann als Verbesserung gelten. Mehr formaler Art ist die Abweichung, wenn statt „Betlied zu Christo" gesetzt wird „Eyn geistlich Lied zu Christo",[6]) oder „Ein ernstlich Gebet",[7]) wo dann zum Schluß wohl hinzugefügt wird „In Gesangsweiß".[8]) Einige Gesangbücher beschließen die Inhaltsangabe mit den nicht ganz zutreffenden Worten „biß wir seliglich abscheiden".[9]) Meistens jedoch wird gekürzt: oft heißt es nur „Ein Betlied zu Christo",[10]) dann einmal so ungeschickt wie möglich „Ein Betlied zu Christo umb eyn seligen abscheyd", da hiervon doch nur in den letzten Zeilen der dritten Strophe die Rede ist.[11]) Während die Angabe des Inhalts der zweiten und dritten Strophe meistens bestehen bleibt (Vergebung der Sünden, Glaube, Liebe), so fällt die der ersten (Christus der einige Heiland) oft hin oder wird nur sehr allgemein angedeutet.[12]) In den kurpfälzischen Gesangbüchern freilich bleibt eine der Inhalt der ersten Strophe, wenn das Lied überschrieben wird „Christus allein könnte der Erlöser sein".[13]) Eine auf eine ganz andere Spur weisende Überschrift haben die Straßburger Gesangbücher von 1606 und 1610: „Von der christlichen Buße"; es scheint die Überschrift einer Gesangbuchrubrik zu sein, aus der man dieses Lied dort mit einem von dem Straßburgischen abweichenden Titel herübergenommen hat.

Die Überschrift, die wir auf Hubert selbst zurückgeführt haben und die jedenfalls von ihm anerkannt worden ist, bezeichnet als den Inhalt des Liedes das Bekenntnis zu Jesu als dem alleinigen Heiland, und die Bitte um Vergebung der Sünden und Mehrung von Glaube und Liebe. Es ist damit der Gedankenkreis der drei Strophen auf das Präziseste umschrieben, so wie man es von dem Dichter des Liedes nur erwarten darf. Wie verhalten sich nun dazu die Überschriften aus den von den Straßburger Gesangbüchern unabhängigen Drucken?

In dem ältesten uns erhaltenen Einzeldruck (Nürnberg um 1540)[14]) hat das Lied die einfache Überschrift „Ein ander Lied", nachdem das ihm vorangehende den Titel gezeigt

[2]) A. a. O. S. 33—36.
[3]) Nach Mitteilung des Herrn Prof. D. Caspari in Erlangen.
[4]) Culmann äußert sich S. 55 nicht ganz bestimmt.
[5]) Sie findet sich außerdem in den Gesangbüchern von 1547, 1559, 1562, nach Culmann auch in dem von 1568 (Acht).
[6]) So z. B. G. B. 1616. [7]) 1568, 1578 (Wyriot). [8]) 1575.
[9]) 1568b, 1572, 1578, 1616, 1625, 1703 u. a.
[10]) So 1569 (Rihel), 1578 (Wyriot), 1584, 1563 u. a., auch Württemberg 1596.
[11]) 1581. [12]) Ammann 1575 „Ein Trost und Gebet" usw.
[13]) Verglichen habe ich die Ausgaben von 1755, 67, 69.
[14]) Vgl. Wackernagel, Bibliographie S. 160.

hatte „Ein geistlich Lied." Es ist irreführend, wenn Wackernagel[15] über den Abdruck dieses Stückes setzt „Ein Beichtlied." Diesen Titel findet man auch nicht in dem zweitältesten Einzeldruck, vermutlich aus Wittenberg um 1543,[16] sondern den an die Straßburger Überschriften anklingenden „Ein schöen Lied das der mensch all sein hoffnung vnd vertrawen zu Gott sol haben."[17] Daß er nicht älter und besser ist als der Straßburger, bedarf keines Nachweises. Der drittälteste Druck, die niederdeutsche Übersetzung von Magdeburg 1542, hat den Titel „Ein Bicht ledt." Hier ist also dem Liede ein fester Platz im Gottesdienst angegeben. Noch deutlicher tritt das hervor bei der Überschrift im Bapstschen Gesangbuch von 1545, die nun durch Luthers Autorität gestützt die herrschende wird in den Gesangbüchern: „Ein gemeine beicht, in gesangsweise." Daß dieser bestimmte Kultuszweck den Dichter des Liedes nicht geleitet haben kann, ist offenbar. Beichtcharakter hat nur die zweite Strophe, was die dritte von Glaube und Liebe sagt, trägt nicht den Charakter eines Gelübdes für Besserung des Lebens, sondern ist Bitte um die Gabe des Glaubens und der Liebe. Beachtet man nun, daß die erste Strophe mit keiner Silbe auf die Beichthandlung hinweist, so ist offenbar, daß man unserem Liede jenen Kultuszweck erst später zugeschoben haben muß und es dann unter die Lieder von der Buße gestellt haben wird,[18] wie davon dann auch die Straßburger Gesangbücher im 17. Jahrhundert nicht unberührt geblieben sind.[19] Die Richtigkeit unserer Behauptung wird vollends gesichert sein, wenn man das anonyme Lied vergleicht, das Wackernagel a. a. O. III. S. 857 unter dem Titel „Eine Beicht gesangsweis" mitgeteilt hat. Daß man sich unseres Liedes vielfach statt der gewöhnlichen Beichte bediente, ist nach der Anleitung der obengenannten Gesangbücher nicht auffällig. Betrachtet man aber die reiche Geschichte des segensvollen Gebrauches unseres Liedes,[20] so gibt sie das klarste Zeugnis dafür ab, daß die Hubertsche Überschrift die allein zutreffende ist, wie es sich ja überhaupt von selbst versteht, daß bei einem so persönlichen Liede die Verwendung im Privatgebrauch und nicht die für eine bestimmte Kultushandlung als das Ursprüngliche zu gelten hat.

b) Die Zahl der Strophen.

In den ältesten Straßburger Gesangbüchern (1545. 47. 57. 59. 60. 62. 66. 72) hat unser Lied nur die drei ersten Strophen.[21] — Nach Culmann beschließen dieselben Gesangbücher die dritte Strophe mit Amen. Bei Wackernagel fehlt dieses, aber ich habe mich durch Einblick in das Gesangbuch von 1545 und 1562 überzeugt, daß es tatsächlich vorhanden ist, Herr Professor Caspari-Erlangen konstatiert dasselbe von den Ausgaben 1557 und 60, die von 1547 und 59 sind ganz von 1545 abhängig. Somit wird es mit den Ausgaben von 1566 (Acker) und 1572 ebenso stehen. Als gewiß kann man betrachten, daß das dreistrophige Hubertsche Lied durch Amen als Einheit abgeschlossen war.

Nun findet sich aber in den nichtstraßburgischen Drucken eine vierte Strophe, die ich nach dem Einzeldruck von 1543 mitteile:

Ehr sey Gott in dem höchsten thron,
dem vater aller güten,
Vnd Jhesu Christ seynem einigen Son,
der wöll vns all behüten.
Auch Gott dem heyligen Geyste,
der vns sein hilff alzeit leiste,
damit wir jm gefellig sein
hie in diser zeit
vnd volgen jm in ewigkeyt.

Kann diese Strophe als dem Liede ursprünglich anzugehörig gelten, und ist sie in der Straßburger Rezension nur abgeschnitten worden? Daß das Umgekehrte unzweifelhaft ist, ver-

15) Kirchenlied III. 174.
16) Wackernagel, Bibliographie, S. 172 Nr. 178. — Königliche Bibliothek zu Berlin Hymn. 2859.
17) Unrichtig behauptet Culmann a. a. O. S. 35, daß diese Überschrift auch der Nürnberger Einzeldruck habe.
18) Gerade umgekehrt W. Hornung a. a. O.: „Es ist eigentlich ein Bußlied, doch ist in demselben auch von der Gnade die Rede." Letzteres gewiß, aber auch noch von manchem anderen.
19) Vgl. im 2. Kap. die Bemerkungen über die Ausgaben von 1606 und 1610.
20) Vgl. die am Schluß des 1. Kapitels dieser Abhandlung genannten Schriften.
21) Vgl. Culmann a. a. O. S. 35.

gekommen ist, bedarf kaum der Erinnerung. Allein bei den Liedern Luthers kann man den Zusatz einer Gloria patri-Strophe noch während Luthers Lebzeiten nicht weniger als viermal beobachten bei „Ach Gott vom Himmel sieh darein“, „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“, „Ein feste Burg ist unser Gott“, „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“[22]. Nun könnte man meinen, da die Straßburger Gesangbücher eine besondere Rubrik für Gloria-patri-Strophen haben, es sei die unserem Liede ursprünglich zugehörige Strophe von ihm abgeschnitten und dort hingestellt worden, damit sie auch zu anderen Liedern von gleichem Rhythmus verwendet werden konnte. So findet sich in den Nürnberger Gesangbüchern von 1537 39 42 unser Lied auch nur mit 3 Strophen, für die vierte wird dann ausdrücklich auf die Gloria-Strophen hingewiesen. Ebenso ist es bei den Psalmliedern im Straßburger Gesangbuch von 1545 u. a. So steht hinter dem Huberischen „Nun sieh wie fein und lieblich ist“ „Ehr sei dem Vater und dem Sohn Und auch dem heiligen Geiste Such das XII Gloria.“ In späteren Gesangbüchern (z. B. dem von 1581) ist die ganze Strophe zum Liede gezogen. Bei „Allein zu dir“ fehlt in den Straßburger Gesangbüchern ein solcher Hinweis, dazu schließt die dritte Strophe mit Amen, vor allem aber findet unter den 16 Gloria-Strophen der Ausgabe von 1545[23]) und den 15 der Ausgaben von 1547 und 1560[24]) eine solche nach dem Versmaß von „Allein zu dir Herr Jesu Christ“. Damit ist vollgültig bewiesen, daß diese Strophe nicht von dem Liede abgetrennt worden ist, dem sie ursprünglich zugehörte. Diese Tatsache kann auch dadurch nicht umgestoßen werden, daß unter den Gloria-patri-Strophen des Gesangbuchs von 1532 sich auch vielleicht die in Frage kommende befunden hat. Nach Cohrs S. 45 hat dieses Buch nicht weniger als 25 solcher Strophen gehabt. Es würde mich nicht wundern, wenn eine von diesen auch die unsrige gewesen wäre, wie sie sich ja tatsächlich unter den Nürnberger Gloria-Strophen findet, und das um so weniger, als schon in den Straßburger Gesangbüchern von 1569 und 71 unser Lied mit 4 Strophen erscheint wie nach 1562 meistens. Man sieht daraus, daß die nichtstraßburgischen Gesangbücher auf die Straßburgischen eingewirkt haben, aber es wird dadurch auch wieder bestätigt, daß die dreistrophige und nicht die vierstrophige Form die ältere ist.

Daß die vierte Strophe ein fremder Zusatz ist, ergibt sich auch aus ihrer rhythmischen Art. Die drei ersten Strophen sind im Rhythmus tadellos. Nirgends entstehen in Folge dieses Silbenzählens die bekannten, für ein modernes Ohr besonders peinlichen Ungehörigkeiten, speziell weichen Zeile 5 und 6 nicht aus ihren Fugen durch Anwendung weiblicher Schlüsse. Anders in Str. 4: „Und Gott dem heiligen Geiste, der uns sein Hülf allzeit leiste“, und doch wäre es, wie spätere Korrekturen zeigen z. B. „Und Gott dem werten heilgen Geist, der uns sein Hülfe allzeit leist“, so leicht gewesen, die rhythmische Härte zu vermeiden. So bestätigt auch dieser Punkt unser Urteil, daß die Rezension des Liedes in 4 Strophen später sein muß als die in drei.

c. Der Text der drei ersten Strophen

Straßburg 1546

1

ALLEIN zu dir HERr Jesu Christ,
Mein hoffnung steht auff Erden
Ich weiß das du mein Helland bist,
Kein trost mir sonst mag werden
Kein menschenkind ward je geborn,
Wie auch kein Engel auserkorn,
Der mir aus nöthen helffen kan
DICH rüff ich an
Zu dem ich gantz vertrawen han

Nürnberg 1540 (?)

Alleyn zu dir, HERR Jhesu Christ
mein hoffnung stet auff erden
Ich weiß das du mein tröster bist,
kein trost mag mir sunst werden,
Von anbegin ist nichts erkorn,
auff erden ist kein Mensch geporn,
der mir aus nöten helffen kan
dich rüff ich an
zu dem ich all mein vertrawen han

22) Wackernagel III, S. 6. 8. 17. 20; weitere Beispiele dieser Art S. 91. 99. 187 (263. 278. 283) 287 (300. 332. 335) 340 (368). 725. 827. 927.
23) Vgl. Wackernagel III, S. 907.
24) Vgl. Wackernagel 1841, S. 802.

Digitized by Google

2.

Mein Sünd ist schwer vnd obergros	Mein sünd sind schwer vnd obergroß
Vnd rewet mich von hertzen	vnde ruwen mich von hertzen
Der selben mach mich quit vnd los	Derselben mach mich quit vnd loß
Durch deinen tod vnd schmertzen	durch deynen tod vnd schmertzen
Ah zeig mich deinem Vatter an	Vnd zeyg mich deynem vater an
Das du für mich hast gnug gethon,	das du hast gnug für mich gethan
So kom ich ab der Sünden last,	so werd ich quit der sünden last
Ich laß mich fast	erhalt mich fest
Auff das du mir versprochen hast	in dem das du mir versprochen hast

3.

Auch meer mir durch dein Freundlichkeit	Gib mir durch dein barmhertzigkeit
Den waren Christen Glauben	den rechten Christen glauben
Auff das ich deine Barmhertzigkeit	Vnd das ich hie dein gütigkeit
Mich ewig mög vertrauwen,	mög inniglich beschawen
Vor allem hertzlich lieben dich	Vor allen Dingen lieben dich
Mein nechsten hiezu gleich als mich	vnd meynen nechsten gleych als mich
Dein hilff mir send am letzten end,	am letzten end deyn hilff mir send,
Damit behend	dadurch behend
Des teuffels trug sich von mir wend	des Teuffels list sich von mir wendt

Während Olearius den Straßburger Text als eine Verfälschung des Originales bezeichnet und Wackernagel wenigstens von Veränderungen spricht, die Hubert an dem herrenlosen Lied vorgenommen und dadurch das Recht erworben habe, sich selbst als dessen Dichter zu bezeichnen, so urteilt Erdmann gerade umgekehrt: „Ein näherer Vergleich der vier verschiedenen Texte (Straßb. 1545, Bapst 1545, Nürnberg 1540, Wittenberg 1541) läßt wohl keinen Zweifel übrig, daß, hinsichtlich der Einfachheit, Klarheit und Kürze des Ausdrucks der Vorrang demjenigen zukomme, den wir vorläufig die erste Stelle einnehmen ließen, neben welchem aber auch jede der anderen, weit entfernt das Gepräge eines Originals zu tragen, nur zu sehr die Hand eines ebenso ungeschickten Verbesserers, als ungeschickten Kopisten und Druckers verrät." Läge die Sache so einfach, so wäre nicht zu begreifen, daß diese Ansicht von dem Verhältnis der Texte zu einander nicht schon längst durchgedrungen wäre. Die Frage nach der Originalität eines Schriftstücks im Verhältnis zur Abhängigkeit eines andern ist aber eine so überaus schwierige und bietet so leicht Gelegenheit zu Fehlschlüssen, daß man gar nicht vorsichtig genug sein kann.

Es liegt auf der Hand, daß der Straßburger Text in rhythmischer Beziehung tadellos und darin dem Nürnberger und den diesem verwandten Rezensionen unbedingt überlegen ist, vgl. Str. 1, 9, 2, 9. Es ist gewiß nicht bedeutungslos, daß die mir anderen Lieder Huberts ebenso geartet sind, keines von ihnen hat eine überflüssige Silbe, während im Druck des Liedes „Allein zu dir" von 1541 z. B. im Ganzen 10 Silben zu viel sind und eine ausgefallen ist, was man doch zweifellos der Nachlässigkeit des Kopisten oder des Druckers zuschreiben muß. Aber ein vollkommen sicherer Schluß läßt sich doch daraus nicht ziehen: eine spätere Rezension kann auch korrekter sein als die frühere, die ihr vorgelegen hat. Nicht anders wird es mit der Tatsache stehen, daß in der Nürnberger Form zweimal kurz hintereinander derselbe Ausdruck gebraucht wird[16]), den die Straßburger vermeidet und so stilistisch vollkommener ist. Auch bei den anderen Differenzen muß das Urteil schwanken und dem Geschmack die Entscheidung anheimfallen, über den bekanntlich schlecht zu disputieren ist. Sichere Schlüsse wird man nur ziehen können, wenn man die Eigenart des Liedes scharf erkannt hat und an ihr die differierenden Ausdrücke mißt. Nun hat sich bereits bei der Untersuchung über die verschiedenen Überschriften des Liedes gezeigt, daß nur die Hubertsche den Inhalt genau angibt, während man der Eigentümlichkeit des Liedes nicht gerecht wird, wo man es zu einem Beichtliede gemacht hat. Sollte nicht mit dieser verschiedenen Auf-

---

[16]) Str. 1, 3. 4: Tröster, Trost, 2, 3. 7: gilt.

fassung die Verschiedenheit der Texte im einzelnen zusammenhängen? Es dürfte sich doch verlohnen dieser Möglichkeit weiter nachzuspüren.

Was in der Hubertschen Überschrift „Ein Betlied zu Christo unserem einigen Heiland" schon zu deutlichem Ausdruck gekommen ist, das ergibt sich in der Tat als der beherrschende Gesichtspunkt für den Straßburger Text und ist dort schon durch den Druck der ersten und achten Zeile der ersten Strophe deutlich hervorgehoben worden. Diese energische Betonung des „Allein zu dir" und „Dich ruf ich an" läßt erkennen, daß der Dichter sein Bekenntnis ausspricht im Gegensatz zu solchen, die sich außer an Jesus Christus noch an andre Personen wenden und sie um Hülfe anrufen. Eine solche Mehrheit von Nothelfern setzt voraus, daß der Betende der Meinung ist, nicht bei Einem von ihnen für alle Art Hülfe zu finden. Im Gegensatz dazu bekennt der an Jesus sich wendende Dichter „In dem ich ganz vertrauen han"[26]. Daß er so spricht im Gegensatz zu den Nothelfern der katholischen Kirche, ergibt sich schon aus der geschichtlichen Situation, aus der sein Lied stammt; hieran klingt auch die 7. Zeile der ersten Strophe an „der mir aus nöthen helfen kan", vor allem aber weisen darauf die 5. und 6. Zeile hin: „Kein menschenkind ward je geboren wie auch kein engel auserkorn." Und wenn in der lateinischen Litanei von allen Heiligen[27] wie in dem deutschen Litanei-Liede „Gott der Vater wohn uns bei"[28] nach Anrufung der drei Personen der Gottheit zuerst die Bitte zu Maria, dann die zu den „Heiligen Engeln" folgt, so erklärt sich daraus auch die Reihenfolge der Gedanken, da es ja auf den ersten Blick auffällig erscheinen könnte, daß nicht der Engel vor den Menschen gedacht wird. Von hier aus gesehen versteht es sich auch, daß Christus den Namen „Heiland" erhält. In dem Litaneiliede werden Maria, die Engel usw. um ihre Fürbitte angerufen „zu erlangen ewige Heil", die Bitte der Litanei aber lautet: „libera nos domine, Erlöse uns, o Herr," so wendet sich der Dichter unsres Liedes an „Christus als den Heiland." — Von hier aus erkennt man auch leicht, wie sich Strophe 2 im Anschluß, bezw. im Gegensatz zu dem katholischen Litaneigesange entwickelt hat. Im Anfang aller der Verse steht dort die Bitte „daß wir der Sünden werden frei", daneben die andre „Deine (bezw. Eine) Fürbitt uns mitteil." Die umgekehrte Reihenfolge in der Litanei, wo auf die Bitten an die Heiligen orate pro nobis und intercedite pro nobis die an den Dominus folgt: propitius esto, parce nobis, libera nos ab omni malo, peccato etc. In den drei Strophen des Litaneiliedes an die drei Personen der Gottheit finden sich ganz die Gedanken, die den Hauptinhalt von Huberts dritter Strophe ausmachen:

und heiff uns selig sterben / bewor uns vor der hellen glut
Vor dem Teuffel uns behüt / durch ein herzliche vertrawen
durch einen rechten glauben,

Der wörtlichen Anklänge sind so viele, daß es wohl berechtigt sein darf, das Hubertsche Lied als das evangelische Gegenstück zu dem katholischen Litaneiliede anzusehen, das Luther im Wesentlichen dadurch evangelisiert hat, daß er die Strophen, welche von Maria, den Engeln und den Heiligen handeln, abschnitt. An die Litanei selbst erinnern uns Strophe 5 eigentlich nur die drei letzten Zeilen, vgl. a subitanea et improvisa morte, ab insidiis diaboli libera nos domine.

Es fragt sich nun, in welchem Verhältnis zu dem so charakterisierten Liede die Varianten des Nürnberger Textes und seiner Verwandten stehen.

Die Antwort kann nur lauten: Fast durchweg entspricht der abweichende Ausdruck der Eigentümlichkeit des Liedes weniger und bietet ein lockereres Gedankengefüge. Schon die beiden Worte, die im Straßburger Gesangbuch durch Druck mit großen Buchstaben hervorgehoben worden sind und tatsächlich den Hauptgedanken aussprechen, sind in der Nürnberger Ausgabe nicht ausgezeichnet, und durch das in Antiqua gesetzte HERR wird der Ton — wenn überhaupt eine Absicht vorliegt — auf einen ganz anderen Punkt gelegt. Offenbar ist das

[26] Vgl. die unten noch heranzuziehende Frage 30 des Heidelb. Katechismus.
[27] Abgedruckt in allen katholischen Gesang- und Gebetbüchern.
[28] Vgl. Wackernagel II, S. 579, W. Baeumker, das katholische deutsche Kirchenlied I, S. 581.

der Fall bei der Lesart „Tröster" Str. 1, 3 statt „Heiland". Daß damit nach Wortlaut und Gedanken unser Lied von den Litaneien, dessen Gegenstück es ist, abrückt, liegt ja auf der Hand. Ganz besonders stark rückt der Nürnberger Text von seinem katholischen Gegenstück ab in Str. 1, 5. 6. Die der Ordnung der Litanei entsprechende Reihenfolge bei Hubert ist beseitigt, statt der konkreten Erwähnung der Engel findet sich die Wendung „Von Anbeginn ist nichts erkorn", deren Sinn überhaupt schwer festzustellen ist. Soll zu ihr auch Z. 7 gehören „Der (bezw. das) uns aus Nöten helfen kann", oder ist sie für sich zu nehmen und spricht den Gedanken aus, daß in der ewigen Erwählung ebenso wenig als in der einmaligen Errettung durch einen Menschen Trost für die bekümmerte Seele liege? Im letzteren Falle träte zur Dunkelheit des Ausdrucks noch der Widerspruch zur Schriftlehre Eph. 1, 4, wie sie so schon bei J. G. Herrmann wiederklingt: „O Wunderliebe, die mich wählte vor allem Anbeginn der Welt und mich zu ihren Kindern zählte, für welche sie das Reich bestellt." Im einen wie im andern Fall hat sich das Lied vom katholischen Gegenstück entfernt. — Von der letzten Zeile in Str. 1 ist oben schon bemerkt worden, daß sie im Nürnberger Text eine Silbe zu viel habe. Dem haben die drei nächstalten Ausgaben durch Streichung des „all" abzuhelfen gewußt. Damit erfährt der Grundgedanke des Liedes wieder eine Schwächung, und das Gleiche gilt auch von Zeile 4, wo durch das in der Hebung stehende „sonst" des Straßburger Textes viel energischer die Einzigartigkeit des Heilandswertes Christi herausgehoben wird als in den anderen Ausgaben, wo es in die Senkung tritt.

Bei der zweiten Strophe lassen sich Beobachtungen gleicher Art machen. Während Straßburg „Sünd" als Singular gebraucht, fassen die anderen Drucke es als Plural. Ersteres entspricht durchaus der Vorstellung von unserem Liede als einer Beichte. Anders bei der Hubertschen Fassung, wo ganz im allgemeinen von Christus die Rede ist als von dem, der Sünde, Tod und Teufel bezwingt. So heißt es denn auch in der Litanei: Libera nos ab omni malo, ab omni peccato. In den Litaneiliedern aber kann der Ausdruck „Mach uns aller Sünden frei", bezw. „Daß wir der Sünden werden frei" ebensowohl singularisch als pluralisch gefaßt werden. — Daß das „Ach" in Z. 5 der Inbrunst des Gebetes mehr entspricht als das bloß anreihende „und" ist ebenso gewiß, wie daß dem die Wortfolge in Z. 6 entspricht: nicht das braucht Christus dem Vater anzuzeigen, daß er genug getan habe, sondern daß er dem Bittstehenden sein genugtuendes Leiden und Sterben wolle zu gute kommen lassen; das entspricht auch dem Ausdruck der Litanei. Während, wie oben bereits bemerkt ist, Z. 7 nur stilistisch besser ist in Straßb. als in den anderen Ausgaben mit der Wiederholung des „gut", so zeigt sich in Z. 8 und 9 ein tiefgehender Unterschied des Sinnes. In Straßb. heißt es ganz aus dem Grundgedanken der ersten Strophe heraus, daß der Dichter sich fest auf die Verheißungen des Herrn von seiner Erlösung verlasse; dagegen bittet dieser in Nürnb., vielleicht nicht unbeeinflußt durch Luthers „Halt uns bei festem Glauben" in seiner Bearbeitung von „Gott der Vater wohn uns bei", daß der Herr ihn in solchem Glauben erhalten wolle. Diese Bitte nimmt das vorweg, was in Straß. Str. 5, 1—4 erst nachkommt. Auf die Versicherung des Dichters, daß er sich fest auf die Verheißung des Herrn verlasse, folgt psychologisch tief die Bitte, Jesus wolle Glauben und Vertrauen mehren und für ewig bewahren. In Nürnberg ist diese Vorwegnahme der Gedankens von Str. 5, 1—4 nicht so zu spüren, da dort nicht von der Bewahrung im Glauben die Rede ist, sondern von der Bitte um Gewährung des Glaubens. Gewiß, der Glaube folgt auf die Buße. Wer aber gebetet hat wie in Str. 1, der glaubt schon und kann notwendigerweise nur um Mehrung und Festigung des Glaubens bitten. Noch weiter von der Grundstimmung des Liedes weicht es ab, wenn in Magdb. und Bapst Str. 2, 8. 9 lautet: „Herr, halt mir fest, was du dich mir versprochen hast." Solche Bitte mit ihrem, wenn auch nur hypothetischen Gedanken, daß der Herr seine Verheißung nicht erfüllen könne, widerspricht direkt dem Gedanken „zu dem ich ganz Vertrauen hab." Ganz weit ab nun aber vom katholischen Gegenstück, dessen wörtliche Zusammenklang mit Hubert oben nachgewiesen ist, entfernen sich die nichtstraßburgischen Ausgaben in Str. 3, 3. 4. Vielleicht hat Cahnmann[30]) recht, daß sich schon in der Variante

[30]) A. a. O. S. 36.

„Herr, halt mir fest, was du dich mir versprochen hast" die Hoheliedstimmung ankündigt, die ebenfalls gerade in der Lesart von Magdeb. und Bapst am stärksten hervortritt: „Auf daß ich deine Süßigkeit mög inniglichen schauen." Veranlaßt kann diese Wendung sein durch den Ausdruck „Freundlichkeit" der Straßburger Fassung 30), die ihrerseits vielleicht auf das „Göttlich Holde" des Litaneiliedes zurückweist. Daß diese Hoheliedsgedanken dem katholischen Gegenstück ganz fern liegen, ist offenbar. Ebenso aber auch, daß durch diese Änderung der Fortschritt der Gedanken in Z. 5 und 6 völlig ruiniert ist. Im Straßb. Text tritt der Hinweis auf die Liebe zu Christus als etwas Neues neben das Glauben und Vertrauen. Ist dagegen in Z. 3 und 4 schon von der bräutlichen Liebe zu Jesus die Rede gewesen, welcher Fortschritt ist dann in dem „Vor allen Dingen lieben dich" zu erkennen? — Die anderen Differenzen sind von geringerer Bedeutung. In Z. 5 ist das „herzlich" nicht bloß herzlicher, sondern gibt sich auch wie ein Nachklang aus dem Litanei-Liede, der in den andern Texten fehlt. Dagegen möchte man fast meinen, diese klingen an Luthers „Gott der Vater wohn uns bei" an, wo sie in Z. 9 des Teufels „List" statt „Trug" haben, welch letzteres sich auch in Huberts „Weltschöpfer, Herr Gott, Jesu Christ" Str. 6 findet 31), wo es Wiedergabe von Hostis perfidus ist, während die Litanei von den insidiae diaboli redet. Auch darin steht Nürnbg. Luthers Liede näher, daß es „den rechten Christenglauben" hat (Luther: „mit allen rechten Christen"), aber auch das katholische Litaneilied hat „durch einen rechten Glauben." Über den Ausdruck „wahrer Glaube" werde ich nachher noch zu sprechen haben. Die Differenzen in Z. 6 und 7 sind formeller Art und werfen für unsre Frage nichts ab.

Diese läßt sich auch ohnedies mit voller Sicherheit beantworten. Der Hubertsche Text läßt sich durchweg als der ältere erkennen, da er überall deutlich und konsequent die Eigenart des Liedes als eines evangelischen Gegenstücks zur katholischen Aller Heiligen-Litanei erkennen läßt, die in jener andern Form nur in abgeblaßter Weise erscheint, wie es dem entspricht, daß man das Lied als Beichte aufgefaßt und — daß man ihm eine Gloria patri-Strophe gegeben hat. Von wem diese Bearbeitung des Textes herrührt, läßt sich schlechterdings nicht sagen. Sie auf Schneesing zurückzuführen, liegt auch nicht der entfernteste Anlaß vor. Jedenfalls ist es ihr gelungen, sich die weiteste Verbreitung zu verschaffen. Den Straßburger Text habe ich nur in Württemberg, Schaffhausen, Chur-Pfalz, Kassel (Moritz a. H.) gefunden, während umgekehrt die Nürnberger sich über die ganze deutsch-evangelische Christenheit verbreitet hat, gewiß nicht wenig unterstützt durch Luthers Autorität im Babstischen Gesangbuch. Selbst in spätere Straßburger Gesangbücher hat sie Eingang gefunden und auch in solche, in denen die Straßburgische bezw. die südwestdeutsche Tradition einen starken Einfluß ausübte, wie bei den Bonnern 32). Vielleicht verschaffen hier auch einmal glückliche literarische Funde größere Klarheit. — Man wird abwarten müssen, ob sich nach unserm Nachweis noch ein Verteidiger des traditionellen Textes als des originalen findet.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Das Aufsagen von Katechismusstücken von Kindern im Nachmittagsgottesdienst ist auch in Baden z. T. noch Sitte, z. B. in einer Anzahl Gemeinden des alten Baden-Durlach'schen Gebiets zwischen Pforzheim und Karlsruhe. Es galt uns allgemein als ein Rest der alten Kirchenordnung, wonach die Gemeindeglieder bis in die 20er Lebensjahre hinein Rechenschaft von ihrer Kenntnis des Katechismus in der Kirche ablegen mußten. Das Aufsagen geschah durch die Kinder des obersten Schuljahres, jedes bekam hierfür nach altem Gebrauch 6 Kreuzer. Mein Vater modernisierte die Art des Aufsagens etwas: er ließ nicht die Kinder sich gegenseitig fragen, sondern er fragte die Kinder und ließ jeweils das aufsagen, was er an diesem Nachmittag in der Christenlehre durchnahm, dazu ein ent-

30) Vgl. Ph. Nicolai's „Wie schön leuchtet der Morgenstern" Str. 3 und 4.
31) Wackernagel III. S. 946: „Beschirm uns vor des Teufels Trug".
32) Weiter den verschiedenen Textgestalten, den Mischungen von Straßburger und Nürnberger, sowie den Variationen des Nürnberger nachzuspüren, hat für unsere Untersuchung keine Bedeutung.

sprechendes Gesangbuchlied oder einen Psalm. Übung war auch, daß die Kinder, die aufsagen sollten, am Sonntag ins Pfarrhaus kamen, sonntäglich angezogen, und es zur Probe aufsagten.
Zell i. Wiesental. H. Specht, evgl. Pfarrer.

Zum Aufsagen des Katechismus in der Kirche, vgl. M. Schr. VIII, 109. 181 f. Der Gothaische Historiograph Marcus Wagner erzählt 1597 von seinem Pfarrer Johannes Schneesing in Friemar, dem ungedichten Dichter des Liedes „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“, Folgendes: „(Er) hatte einen sonderlichen Gefallen zur Jugend, ließ den Katechismum, den er selber gemacht, in der Schule lernen den Knaben und in der Kirche alle Sonntage beide für den hohen Altar und Taufstein aufsagen und allezeit Nachmittag aus der H. Schrift erklärt er denselbigen“ (Angedenk im (Brückner), Sammlung verschiedener Nachrichten zu meiner Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogtum Gotha I, 2. Stück S. 39). — Im übrigen erinnere ich mich aus meiner Kindheit, daß auch die Sonntags-Evangelien und Episteln in den Nebengottesdiensten von Knaben, die sich zu beiden Seiten des Chores postierten, vorgelesen wurden. In Erinnerung daran habe ich die Vorlesung des Weihnachtsevangeliums in meinem Weihnachtsspiel (Heitz & Mündel, Straßburg) gestaltet. Fr. Spitta.

Über das Thema „Welche Aufgaben erwachsen uns aus der Eigentümlichkeit unserer Diaspora für die Gestaltung unserer (Diaspora-)Gottesdienste?“ stellte Pfarrer Michaelis-Metz folgende Leitsätze für die Diskussion in einer Konferenz von Pfarrern der Diaspora auf: I. Der Pflege des gottesdienstlichen Lebens kommt in der Diaspora besondere Bedeutung zu. II. Der Diasporagottesdienst muß die Eigenart evangelischen Christentums in seiner Verschiedenheit vom römisch-katholischen zu klarem Ausdruck bringen. Nicht in den Dienst einer Erweichung, sondern einer Vertiefung und Verstärkung des konfessionellen Bewußtseins ist er zu stellen. III. Apologetik und Polemik ist in der Predigt berechtigt, zuweilen notwendig, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Charakter der Predigt als einer der Erbauung dienenden Kultusrede festgehalten wird. Belehrung ohne erbaulichen Wert ist auszuschließen. Eine Hauptaufgabe der Polemik wird es sein, die Gestalten der Reformatoren unsern Gemeinden in der Predigt nahezubringen. IV. Im dem Mittelpunkt aber muß die Person Jesu Christi stehen, deren männliche Züge stark zu betonen sind. Diese Züge müssen auch das Christenideal, das der Predigt zu Grunde liegt, mitbestimmen. V. Ebenso stark wie die Aufgaben sind die Gaben evangelischen Christentums zu betonen, und ist das positive Überlegenheitsgefühl evangelischen Glaubens der katholischen Kirche gegenüber stark hervorzuheben. VI. Dem Gemeindegesang ist eifrigste Pflege zu widmen und ein breiter Raum im Gottesdienste zu gewähren. Wo Kirchenchöre bestehen, kommt ihnen vor allem die Pflege des evangelischen Chorliedes, überhaupt aber die Wiedergabe evangelischer Tonmusik zu. VII. Als ein ausgezeichnetes Mittel zur Hebung des gottesdienstlichen Lebens empfiehlt sich die Verwendung des Wechselgesanges. VIII. Hinsichtlich der agendarischen Gebete ist größere Kürze zu fordern und peinlichst alles Stereotype, Formelhafte, Geschraubte, besonders auch bei den Sündenbekenntnissen zu vermeiden. IX. Der Gedanke des allgemeinen Priestertums sollte in unsern Gottesdiensten — auch in der Heranziehung des Laienelementes zur Abhaltung von Lesegottesdiensten wie zur Hilfeleistung bei der Austeilung des hl. Abendmahles — stärker zum Ausdruck kommen. X. Das Reformationsfest wäre allgemein auf den 1. November zu verlegen, eine liturgische Feier am Vorabend wäre einzuführen.

Der Synodalvorstand der Synode Bonn beschloß am 27. Mai 1910 den Antrag zu stellen: „Synode wolle dem Synodalvertreter für den Evangelischen Kirchengesangverein für Rheinland bei Besuch der Jahresversammlung des Vereins Reisekosten (wirkliche Auslagen) und Tagegelder in Höhe von 7,50 Mk. aus der Synodalkasse bewilligen.“ Der Antrag des Vorstandes wird von der Synode angenommen.

Bücherschau.

Egidi Arthur, Psalm 84, V. 1 und 2 für 4stimmigen Chor a capella, op. 6. Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung. Part. 2 Mk., Stimmen 1 Mk. 80 Pf.

Von den in letzter Zeit im Drucke erschienenen mehrstimmigen Chorstücken, die Anspruch auf Bedeutung erheben, ist die obige Komposition bezüglich ihrer meisterhaften kontrapunktischen Anlage und Durchbildung, bezüglich ihres vornehmen Wohlklangs und ihrer nicht gerade schweren Ausführbarkeit mit in allererste Reihe zu stellen. Die Themen („Wie lieblich sind deine Wohnungen“ — und „Meine Seele verlanget und sehnet sich —“) sind sehr gut erfunden und charakteristisch; die aufsteigende in Vierteln gehaltene Fuge aus dem 2. Thema vermag in der Tat „Verlangen“ und „Sehnen“ auszudrücken, und die gleichzeitige Verwendung der beiden Themen im Schlußteil der hervorragenden

Komposition bewirkt eine sehr ausdrucksvolle Steigerung. Singchören, die auf entsprechender Stufe stehen, ist die durchaus kirchlich gehaltene Komposition angelegentlich zu empfehlen; zur Entfaltung edlen Chorklangs bietet dieselbe reichlich Gelegenheit.

Professor Elias Oechsler-Erlangen

Seb. Bachs ausgewählte Klavierwerke für die Orgel bearbeitet von Max Reger. (5 Hefte*) München, Aibl, 1.20 Mk. bis 3 Mk.

Wie Reger bereits eine Anzahl der köstlichsten Choralvorspiele Bachs für Klavier übertragen hat zur Förderung echt deutscher Hausmusik, so hat er in neuerer Zeit 12 der poesievollsten Klavierwerke des wunderbaren Tondichters in kongenialer Weise für Orgel bearbeitet, gewiß zum Ergötzen aller aufrichtigen Verehrer der Bachschen Kunst, welchen es Herzensangelegenheit ist, durch ernstes Studium sich immer tiefer in den schier unergründlichen Geist des deutschesten aller Tonmeister zu versenken und an einem Urquell seiner hohen Kunst zu erlaben. Diese Orgelübertragungen zeichnen sich namentlich aus durch genaue Angaben für den Vortrag, soweit für denselben Tempo, Dynamik, Klangfarbe und Phrasierung in Frage kommen. Wir halten dafür, daß durch Vorträge nach Regerschen Intentionen in erster Linie der Stimmungsgehalt und die zauberhafte Schönheit des polyphonen Stimmengewebes Bachscher Kompositionen auch einem weniger musikalischen Zuhörer nahe gebracht werden kann, so daß diese Bearbeitungen ein nicht hoch genug zu schätzender Beitrag zu der neueren Würdigung Bachs sind, in diesem Meister nicht mehr nur den unerreichten Kontrapunktisten und Fugenmeister zu erkennen, sondern einen Tondichter allerersten Ranges, den kühnen Retter deutscher Kunst in einer verwelschten Periode deutschen Geisteslebens, noch ehe Klopstock und Lessing der Ausländerei den Todesstoß versetzten. Dem am Ideal unentwegt festhaltenden Bearbeiter und der rührigen Verlagshandlung sei für diese Gabe wärmster Dank votiert.

Rob. Frenzel, Schneeberg i. Sa.

Spemanns kunsthistorisches Sammelbuch und Kunstkalender.

Unter dem Motto „Jeder Tag ein anderer künstlerischer Eindruck“ hat der Verlag einen vornehmen Abreißkalender herausgegeben, der auf jedem Tagesblatt ein Kunstwerk bringt mit Beschreibung und Literaturnachweis. Manch seltenes Blatt kommt uns da spielend in die Hände, z. B. Leonardos Abendmahl im Originalzustand, oder seltene Handzeichnungen, z. B. von Michelangelo. — Damit diese Blätter nicht weggeworfen werden müssen, hat Spemann das Sammelbuch in großem Format hinzugefügt, das aber über seinen parallelen Zweck hinaus jedem Sammler dienlich ist zur Einlage von Bildern, die der Tag uns in die Hand spielt. Die schöne Einbanddecke ermöglicht eine Auflage im Salon und vermag manches Salongeschwätz in besseres Bahnen zu lenken, bei der Leitung eines feinen Kopfes.

David Koch

Die Lutherstadt Wittenberg von C. Gurlitt. Diese für Theologen sehr interessante Monographie ist in der „Sammlung illustrierter Monographien“ von R. Muther“ erschienen. Der billige Preis von 1 Mk. 25 Pfg. kartonniert und 2 Mk. 50 Pfg. in Leder gebunden ermöglicht es jedem, sich in die städtische Umgebung Luthers einführen zu lassen. Das Büchlein, fest im Plauderton geschrieben, ist voll wissenschaftlich feiner Bemerkungen und bringt allerlei neue Resultate eigener Forschung Gurlitts in der Lutherstadt. Wir hören, daß kein geringerer als Dürer 1503 die Schloßkirche ausmalte. „Die beiden größten Männer der Zeit verbindet geistig der Bau Friedrichs des Weisen.“ Weiter hören wir: „Wittenberg ist nicht kunstgeschichtlich so unbedeutend, als es heute erscheint. Die Stadt der Reformation war auch Pflanzstätte der Renaissance, vielleicht die wichtigste.“ Neben der Wissenschaft kommt die Seite des Gemüts im Anschauen der Heimstätten des großen Toten Wittenbergs zum breiteten Ausdruck. Wir sind zu Gast in des Lukas Kranach Apotheke, in Melanchthons Haus und Garten mit seinen alten uralten Tegusbäumen und dann zuletzt im einstigen Augustinerkloster, in Luthers Heimat. — Aber Gurlitt schreibt keinen Panegyrikus, er bleibt der Kunstkritiker mit eigener Anschauung. So sagt er unumwunden: „So ist die aus dem Lutherhaus (durch Stillers Restaurierung 1844) ein Schlößchen mit allerhand romantischem Firlefanz, Ecken und Giebeln, Kuppeltürmen usw. geworden.“ Von der Gotik der Wittenberger Stadtkirche, der „Mutterkirche des Protestantismus“, sagt Gurlitt: „Wenn die modernen protestantischen Theologen das ‚Himmelanstrebende‘ der Gotik als Merkmal christlicher Baukunst sehen, so begnügte sich Luther mit dem minder schöngeistigen Gedanken: Er suchte Gott nicht über uns, sondern im Herzen der Gemeinde.“ — Wenn ich noch auf die geistvollen Ausführungen Gurlitts über Luthers Bildnis, über Bugenhagens Pfarrhaus, der „Mutter ungezählter deutscher Pfarrhäuser“ — und über die kleinbürgerliche Stadtkirche zu Wittenberg im Gegensatz zur

---

*) Präludien und Fugen des „Wohltemperierten Klaviers“ I, 4, 22, II, 1, 5, 9, 10, 16, 21; Tokkaten und Fugen Dmoll, Fismoll, Cmoll, Emoll; Fantasien und Fugen Gdur, Amoll, Dmoll (chromatische).

Digitized by Google

prunkenden Peterskirche zu Rom hinweise, so habe ich einen kurzen Einblick in dies liebwerte Büchlein voll protestantischen Geistes und deutscher Beschaulichkeit gegeben. David Koch.

v. Stoesser, Grabstätten und Grabschriften der badischen Regenten (1074—1811). Heidelberg, C. Winter 1903. 171 S. mit 21 Bildern. Mk. 8.

Der Titel dieser gutgemeinten und dem Großherzog von Baden gewidmeten Schrift ist recht irreführend. Von den Grabstätten, d. h. doch von den fürstlichen Grablegen ihrer Gründung, Benutzung, in ihren Schicksalen erfährt man im Zusammenhang nichts. Ich habe mir erst zusammenstellen müssen, daß die Zähringer jüngere Linie 1111—1186 in St. Peter b. Freiburg liegen, die ältere Linie von 1130—1243 in Backnang, dann die 1372 in Lichtenthal und bis 1537 in Baden-Baden, die Markgrafen von Baden-Baden 1536—1771 ebenda und die von Baden-Durlach 1553—1811 in Pforzheim. Welche Glieder des Hauses außer den regierenden Fürsten sonst noch, wird nicht angedeutet. Selbst über die Denkmäler wird nur gelegentlich und nach fremden Quellen berichtet. Und von den Grabschriften der 37 Fürsten verdienten höchstens 17 diese Bezeichnung als echte und gleichzeitige Urkunden, die älteste wohl in Lichtenthal von 1288. Der Rest besteht aus Legenden von Epitaphien, Münzen (!) oder Erinnerungsplatten neueren und neuesten Datums, die dem Verf. ohne ein Wort der Kritik als die „treuesten Zeitangaben" zu gelten scheinen. Das Beste ist dem Manuskript eines Gedenkens Herr über die Grablage in Baden-Baden entnommen, der für seine Zeit ganz verwünstig auf die Sache eingeht und zeigt, wie derartige Aufgaben anzufassen sind. Ob die sonst reichlich beigegebenen genealogischen und bibliographischen Anmerkungen das Erscheinen des Buches rechtfertigen, vermag ich nicht zu beurteilen. Bergner.

Olof Holmström, Die Gemeindepflege in der evang.-luth. Kirche. Deutsch von H. Stocks mit Vorwort von E. Chr. Achelis. Hamburg, Schloeßmann 1903. X und 324 S. — 5 Mk.

Der Verfasser, Prof. der Theologie in Lund, behandelt seinen Gegenstand als „Fundament und Krone" aller andern praktischen Disziplinen, ins Besondere der Seelsorge. Objekt der Gemeindepflege ist die Gemeinde, Subjekt diese in organischer Verbindung mit dem Amt, Ziel die Versorgung Aller mit leiblicher Hülfe und geistlicher Pflege, Mittel die wechselseitige christliche Liebe. Der Standpunkt ist der der lutherischen Orthodoxie. Doch zeigt sich Holmström auch mit deutschen Theologen anderen Sinnes vertraut, so mit Sachsse, Achelis und H. A. Köstlin, ja sogar mit Sulze. Wissenschaftlichen Charakter nimmt das Buch wohl nicht in Anspruch. Es ist mit dogmatischer, aber ermüdender Breite geschrieben und die Anzahl biblischer Zitate und Wendungen gemahnt an einen Erbauungsschriftsteller. Allgemein scharf polemisch, entbehrt es leider auch der begrifflichen Schärfe. Dies gilt auch von dem Abschnitt des Werkes, der sich mit dem Gottesdienst befaßt (S. 146—238). Der Kultus der Gemeinde ist zwar Selbstzweck, nämlich primär, aber, um Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit zu sein, also sekundär (?) auch Mittel zum Zweck (157ff.). Die Predigt soll eine wahre Gemeinde Christi voraussetzen, aber zugleich auch der Erweckung und Rettung bedürftiger Seelen (163ff.). Man muß sacramentum und sacrificium immer säuberlich trennen. Gemeindegesang ist Priestergesang vorgenommen im Gottesdienste stehend usw. Durch Neuheit fesselnde Gedanken trifft man nicht, aber warmherzige pastorale Gesinnung und ernstes Streben, die Mittel anzufinden, um Volk und Kirche wieder zu verbinden. Durchweg wird auf das neue schwedische Kirchenbuch (1894) Bezug genommen, das als dankenswerter Fortschritt gepriesen wird, doch nicht ohne Kritik. Daß in Schweden 75 % der Gesamtbevölkerung am Gottesdienst nicht teilnehmen, darf uns nicht zu pharisäischem Dünkel verleiten. Und wenn dort Viele, mit Verachtung der „Liturgie", erst zur Predigt kommen und nach dem „Amen" des Predigers verschwinden (187), so muß man leider in mancher deutschen Kirchenprovinz dasselbe erleben. Daß dieser Unfug nicht nur durch die Trägheit der Gemeindeglieder und durch den schlechten Vortrag des Liturgen verursacht wird, sieht Holmström nicht ein. J. Smend.

Karl Söhle, Seb. Bach in Arnstadt. B. Behrs Verlag, Berlin.

Der berühmte Verfasser der „Musikantengeschichten" schenkt uns in seiner neuesten, auf historischen Grundlagen ruhenden Dichtung ein wahrhaft köstliches Büchlein, welches den geraden und gesunden Sinn, die sittenstrengen Geisteshaltung, die rührende Genügsamkeit, den urwüchsigen Humor des Bachschen Geschlechts, vor allem aber des jungen Sebastian geniale Ungebundenheit ins hellste Licht setzt. Das erquickende Büchlein, dem hoffentlich noch weitere über Bach in Weimar, Köthen und Leipzig folgen werden, sei allen Verehrern Bachs und seiner Orgel angelegentlichst empfohlen.

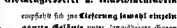
Rich. Frenzel, Schneeberg i. Sa.

An die Leser. Da in den Aufsätzen dieser Nummer die Musik einen großen Raum einnimmt und da in der vorigen eine besonders große Notenbeigabe stand, so mußte dieses Mal von der Mitteilung eines Musikstückes abgesehen werden. Die Redaktion.

F. W. Rincker, Sinn, Nassau

Glockengiesserei u. Maschinenfabrik





empfiehlt sich zur **Lieferung sowohl einzelner Glocken als ganze Geläute** unter langjähriger Garantie zu billigsten Preisen

Ebenso **Lieferung schmiedeeiserner Glockenstühle.** Kostenanschläge und Zeichnungen sowie Zeugnisse kostenlos

Bochumer Gußstahl-Glocken.

Der gefertigte Ausschuß der evangel. Predigtstation Woratschen bezeugt hierdurch, daß der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation in Bochum für unsere neuerbaute Kirche ein Geläute von zwei Glocken geliefert hat. Wir sind mit dem gelieferten Geläute außerordentlich zufrieden und heben dessen Harmonie und reinen Ton hervor. Die Glocken werden weit in der Umgegend gehört.

Der Glockenstuhl ist praktisch und solide gearbeitet, die Art der Aufhängung der Glocken ermöglicht eine bedeutende Kraftersparnis beim Läuten.

Woratschen i. B., den 25. November 1902.

Der Ausschuß der evangel. Predigtstation Woratschen.

gez. Anton Mohr	gez. Held	gez. Anton Peschke
Schriftführer	Pfarrvikar	Dzt. Kurator

Bochum in Westfalen.

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Kunstanstalt für **Glasmalerei** von **Wilhelm Francke**

Inh. Duxberger & Häring. Francke Söhne

Hoflieferanten

Naumburg a. S. Gegründet 1869.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern**

Man verlange Skizzen und Kostenanschläge

Joh. Gg. Pfeifer

Kaiserslautern

liefert Glocken in jeder Größe

Lange Garantie – billige Berechnung

* * * Prospekte * * *

Garantie für reine Grund- u. Nebentöne

Ausgegeben am 4. September 1903 Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen Theaterstr. 15

8. Jahrgang. Nr 10 Oktober 1903.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr Friedrich Spitta und Dr Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzelne Nr. 80 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. [illegible], Ausgabe mit „Correspondenzblatt“ Nr. [illegible])

Abendmahlsfeier und Hygiene

von Julius Smend

Seitdem unsre Monatschrift (6. Jahrgang S. 181. 187. 234. 255) aus Anlaß der Bremer Abendmahlsreform die Frage zur Erörterung gestellt hat Wie läßt sich der Kelchgenuß im Abendmahl mit den Forderungen der modernen Gesundheitslehre in Einklang bringen? haben sich auch andere Stimmen*) vernehmen lassen, die die unabweisbare Dringlichkeit der Sache hervorheben Das Verdienst von Dr. Bruno Weiß, der als erster in Deutschland den Weg praktischer Reform betreten hat, wird dadurch nicht geschmälert, daß, wie wir voraussagten, sein Vorgehen alsbald noch konsequentere Forderungen nach sich zieht und Maßnahmen erhoffen läßt, die uns dem erwünschten Ziele näher bringen. Es ist insbesondere im Blick auf die nahe Tagung der Preußischen Generalsynode, an der Zeit, daß eine Verhandlung der Sache vor der breitesten Öffentlichkeit in die Wege geleitet werde.

Wie schon früher mitgeteilt wurde, ist uns das Ausland mit mancherlei Beratungen und Beschlüssen vorangegangen. So wurde auf dem medizinischen Kongreß zu Aberdeen (2.—6. August 1900) von Dr. Moore die mit unserm Abendmahl verbundene Infektionsgefahr durch Versuche mit Trinkgefäßen geradezu experimentell nachgewiesen. In Dänemark aber fand Anfang 1903 zwischen dem Primas der evang. Kirche Dr. Nordam, und dem Vorsitzenden des Kopenhagener Ärztevereins ein exemplarisch ruhiger und vertrauensvoller Meinungsaustausch in der Presse statt, dem wir nur folgende Worte des Arztes entnehmen „Falls ein Mann mit einer ansteckenden Mundkrankheit einem Arzt mitteilt, daß er im Gemeinde-Gottesdienst zum Abendmahl gehen will, so ist es dringende Pflicht des Arztes, ihn zu

*) Vgl. zum Folgenden: 1) R. Kölbing (Fischbach) Zur Kelchbereitung beim hl. Abendmahl. Ev. Kirchenblatt für Schlesien, 1903 Nr. 37 (vgl. Nr. 23 u. 33). 2) Abendmahlsfeier und Volksgesundheit. Eine Gewissensfrage an die evang. Kirche von einem evang. Pfarrer. In Kommission bei W. Wömpcke. Düsseldorf 1903. An diesen Verlag werden unter dem Titel der Schrift weitere Äußerungen erbeten! 3) Otto Richter (Oerlz), Abendmahlspraxis und Gesundheitspflege. Monatschr. f. d. kirchl. Praxis III, 7, S. 281—287. Auch Burkner, Der Abendmahlskelch M.-Schr. VII, 320.

jeder Weise von seinem Vorhaben abzuhalten und ihn darauf aufmerksam zu machen, welches Unglück er anstiften kann. Ja, er ist sogar berechtigt die Krankheit des Mannes an geeigneter Stelle mitzuteilen, während er sonst von den Fehlern seiner Patienten schweigen muß, und ihn nötigenfalls zwangsweise zu hindern andere unglücklich zu machen und in Gefahr zu bringen." Die Folge war in Dänemark, daß das Kultusministerium hygienische Maßregeln für die Kommunion vorschrieb, die als Übergangsbestimmungen gedacht eine definitive Regelung, durch die jeder Abendmahlsgast einen eigenen Becher erhalten wird, vorbereiten sollen.

Es ist kein Ruhm für Deutschland, daß seine Ärzte der Frage anscheinend bisher nicht näher getreten sind, und daß unsre Kirchenzeitungen sie teils ablehnend, teils gleichgültig behandeln. Mag man immerhin Übertreibungen vorzubeugen trachten und ungewaschenen Mäulern das Recht mitzusprechen bestreiten, die Bedeutung der Angelegenheit einfach zu leugnen, sollte sich bei nüchterner Erwägung des Tatbestandes von selbst verbieten. Oder können wir uns damit zufrieden geben, wenn in dem „Kirchenblatt für Schlesien" ein Pfarrer mitteilt, daß er ein Kelchtuch zum Abwischen benutze und den Kelch beim Darreichen immerfort drehe — Anstalten, welche die Infektionsgefahr nur noch vermehren —? Er selbst bemerkte dazu: „Sollte wirklich einmal jemand aus den gebildeten Familien meiner Gemeinde jetzt, nachdem diese Sachen öffentlich zur Sprache gekommen sind, Ekel oder Bazillenfurcht empfinden wollen, so könnte ich ihm sagen, daß es beim Abendmahl so sauber wie möglich zugeht; er brauche sich hierbei jedenfalls nicht in höherem Maße zu grauen, als im Gasthof, auf der Eisenbahn, beim Barbier oder wo sonst Einrichtungen und Geräte von vielen Menschen abwechselnd benutzt werden, über deren Reinlichkeit oder Gesundheit man keinerlei Sicherheit hat. Übrigens ist mir ein solches Bedenken betreffs des Abendmahlskelches noch nie geäußert worden." Nach der Meinung dieses Geistlichen bestehen überhaupt nur „etwaige Reinlichkeitsbedenken", „an wirkliche Ansteckungsgefahr glauben doch wohl nur übertriebene Hygieniker".

In höchst erfreulichem Gegensatz zu solcher schwer begreiflichen Sicherheit steht die Bereitwilligkeit eines so ausgesprochen lutherisch empfindenden Mannes wie Superintendent Bronisch, der (s. o. S. 235 ff.), die Gefahr zugebend, sich den Wunsch nach einer Vielzahl von Kelchen anstandslos aneignet. Noch energischer stellt sich der Verfasser der „Gewissensfrage", ein Düsseldorfer Pfarrer, sofort auf den Standpunkt ruhiger Sachlichkeit. Er, der einmal in die traurige Lage kam, eine unter den letzten Kommunikanten herzutretende, lupuskranke Frau bitten zu müssen, daß sie um der noch nachfolgenden Personen willen zurückbleiben möge, und der alle üblen Folgen dieser Szene auf sich nehmen mußte, zieht schon das Fazit aus den bisher gemachten Reformvorschlägen. Er hält aus zwei Gründen eine baldige Erledigung der Sache für nötig. Einmal könnte sich noch öfter ereignen, was er von der Greenfield Congregational Church in Bedford berichtet, die neuerdings den Beschluß faßte, das Abendmahl künftig ohne Kelch zu feiern. Andrerseits hält er für möglich, daß der Kirche durch staatliche Zwangsmaßregeln aufgenötigt werde, was sie besser freiwillig und ohne auch nur die Anregung von dorther abzuwarten, herbeiführt. Ganz entschieden fordert er für jeden Abendmahlsgast einen besonderen Kelch. Jede Gemeinde muß davon eine große Zahl zur Verfügung haben. Wird dadurch die Verpflichtung zu vorheriger Anmeldung neu belebt und die Kalamität der Massenkommunionen eingeschränkt, um so besser! So wird die Zahl der Feiern größer werden und die Gelegenheit zur Ausübung

Google

der Seelsorge sich mehren. Anderer Gewinn kommt hinzu, so die Beseitigung der mancherlei sonstigen Mißstände, mit denen die gegenwärtige Art der „Tränkung“ im Abendmahl verbunden ist, und die Rückkehr zu wirklichem „Hinnehmen“ des Kelches (und Brotes) seitens der Teilnehmer. Beachtenswert erscheint auch die Bitte, in so zarten Dingen möchten die kirchlichen Behörden ja nichts befehlen, sondern den neuen Brauch lediglich frei geben.

Zu wesentlich gleichem Ergebnis kommt Otto Richter, der den Verzicht auf eine zeitgemäße Reform gleichsehen würde mit dem Eingeständnis, die evangelische Kirche sei in ihren hergebrachten Bräuchen rettungslos erstarrt. Auch er begehrt für jeden Abendmahlsgast ein eigenes Gefäß. Doch stellt er sich in zwei wichtigen Einzelheiten auf den Standpunkt, den ich Benno Weiß gegenüber vertrat. Die Kommunikanten sollen für ihre Becher selbst sorgen, immerhin kann die Gemeinde solche für den Notfall in Reserve halten; als besonders sinnvolles Konfirmationsgeschenk empfiehlt sich in Zukunft ein Kelchglas oder Becher. Ich füge hinzu: manches Patengeschenk, das zur Taufe gegeben wurde, erhielte so am Konfirmationstage zu höherem Zweck eine neue Weihe! Ja, gerade das einfachste Trinkgeschirr — man denke an Zwinglis schlicht hölzerne Schüsseln und Becher und an die einfachen Geräte der Brüdergemeine — wäre hier willkommen zu heißen und könnte, mit heimgenommen und in Ehren gehalten, neben Bibel und Gesangbuch ein werter Gast im Hause werden. Zum andern hält Richter mit mir an der symbolischen Einheit fest, die in Einem Hauptkelch, aus dem alle kleinen Becher zu füllen wären, gewahrt sein würde. Auch für diesen Vertreter des Reformgedankens ergibt sich aus der Kenntnis der Krankheits- und Sterblichkeitsstatistik eine unabweisbare Gewissensfrage an unsere Kirche.

Eine mir vorliegende Privatzuschrift vervollständigt diese Vorschläge durch erneuten Hinweis auf die „sitzende“ Kommunion; diese würde beim neuen Brauch gewiß ganz allgemein zu statten kommen. Weniger bedeutet wohl der Antrag auf Familien-Abendmahlskelche, denn solche erschienen einmal selbst bei häuslicher Feier als eine Halbheit und würden die eigentliche, hier in Betracht kommende Familie, die kirchliche Kommunion-Gemeinde, zersplittern.

Denn darin vermag auch ich dem rheinischen Geistlichen nicht beizustimmen, daß er die großen Massenabendmahle für ein Übel hält und lieber kleinere Gemeinschaften um den Tisch Christi versammelt sähe. Je mehr unsre Feiern sich als „Feste“ eines großen Volks zu erkennen geben, je mehr der Gedanke enggegrenzter Kreise fern gehalten wird, desto besser! Mag man doch mit andern Mitteln dafür sorgen, daß ein Abendmahl für viele Hunderte keinem der Beteiligten zu lang werde! Ebenso würde ich den Wunsch nach jedesmaliger obligatorischer Anmeldung beim Pfarrer und gar nach Kontrolle durch nummerierte Karten mir nicht aneignen können. Es entspricht, von anderen Schwierigkeiten abgesehen, durchaus evangelischer Freiheit, daß man dem freudigen Entschluß zur Teilnahme am Abendmahl auch noch im letzten Augenblick sein Recht gönne. Und noch eins. Wohl berührt der Gedanke sympathisch, Armen von Gemeindewegen zur Konfirmation oder zur Hochzeit Becher oder kleine Kelche zu schenken, aber man hüte sich vor der Forderung stilisierten Geräts! Hier wäre wahrlich die Rückkehr zu apostolischer Einfachheit und vollends heute geboten.

Praktische Schwierigkeiten liegen gar nicht vor, auch für die ärmste Gemeinde kommt die Kostenfrage nicht in Betracht. Wer auch das einfachste Glas oder Geschirr nicht mitzubringen im Stande wäre oder infolge später Entschließung

nicht zur Hand hätte, dem kann die Gemeinde durch den Kirchendiener von einem Seitentische her ein einfaches Gefäß darbieten lassen. Mit den Gesangbüchern verfahren wir ja auch so, und das Mitbringen kann — es gibt bekanntlich auch Becher, die in flachem Futteral getragen werden — hier ebenso wenig Umstände machen. Überflüssig aber sind bei diesem Vorschlage alle umständlichen Maßnahmen wie besondere Gestelle, Poasentierbretter, Ausspülen der Becher in kochendem Wasser u. dgl. Ja auch bei „wandelnder" Kommunion wird die Austeilung weder mehr Zeit in Anspruch nehmen noch sonstige Mißlichkeiten haben. Kurzum, es handelt sich um eine Änderung des Brauches, die in keiner Hinsicht revolutionär erscheinen, die vielmehr mit Einem Schlage von heute auf morgen bewerkstelligt werden kann. Daß aber die neue, ohne Zweifel traulich berührende Form einmal aufgenommen nicht wieder verschwinden oder Sehnsucht nach dem alten Herkommen erwecken würde, läßt sich mit aller Bestimmtheit voraussagen.

Welch eine ehren- und segensvolle Aufgabe könnte die synodale Vertretung der größten evangelischen Landeskirche Deutschlands darin sehen, dieser Angelegenheit noch in ihrer diesjährigen Session ihre Teilnahme zu schenken[1]. Auch das hieße die Zeichen der Zeit verstehen und um Volk und Kirche ein neues Band des Vertrauens schlingen.

Anregung zur Aufführung der Schützschen „Exequien"

von Friedrich Spitta.

Es ist die Woche nach dem Totenfeste (des Jahres 1902), wo ich diese Zeilen niederschreibe. Noch stehe ich ganz unter dem Eindrucke, den die „Musikalischen Exequien" von Heinrich Schütz auf mich gemacht haben, die in einer Abendfeier an jenem Tage von dem Akademischen Kirchenchore in Straßburg zur Aufführung gebracht worden waren. Zu gleicher Zeit erhalte ich von Ost und West, von Nord und Süd Kunde über allerlei kirchliche Aufführungen am Totenfeste, die des Guten und Schönen viel gebracht haben. Aber noch habe ich von keiner Seite her erfahren, daß man sich an die Einstudierung jenes Schützschen Werkes gemacht. Nach meinen Erfahrungen auf diesem Gebiete ist das allerdings nicht zu verwundern, die Einbürgerung neuer oder neu aufgefundener Werke will ihre Zeit haben. Es sind doch auch Jahre dahingegangen, ehe man sich an die Einstudierung der Schützschen Matthaus-Passion machte, die wir schon in der Passionszeit 1881 unter Arnold Mendelssohn zum ersten Male wieder zur Aufführung brachten und damit dem Riedelschen Potpourri, das bis dahin als Passionsmusik von Schütz dem Publikum vorgestellt worden war, in den Weg traten. Indeß kann der gewöhnliche Gang der Dinge uns doch nicht veranlassen, dem sehr allmählichen Durchbruch des Guten untätig zuzusehen. Unter Umständen wird ein Wort zu rechter Zeit beschleunigend wirken. Daß ein solches die folgende Erörterung sein möge, wünsche ich von ganzem Herzen für alle, die einen Sinn haben für die Sprache einer wahrhaft großen Tonkunst und dieser besonders am Tage des Gedächtnisses unserer Toten aufgeschlossen sind.

Es war am 23. November 1902 das dritte Mal, daß ich die „Musikalischen Exequien" innerhalb von vier Jahren zur Aufführung brachte, und ich konnte beobachten, daß sich in dieser Zeit beim Chor wie bei der Gemeinde der Eindruck des eigentümlichen Werkes so gesteigert hatte, daß er den aller verwandten Ver-

anstaltungen übertraf. Der starke Zudrang und die atemlose Stille der Zuhörer bewies, daß mit diesem deutschen Requiem etwas gegeben ist, das auch den einfachen Mann anzieht und auf einen jeden, dessen Empfindungsleben nicht völlig verbildet ist, eine tiefe, geradezu erschütternde Wirkung ausübt. Wiederholt ist in der M. Schr. über das Werk berichtet worden (vgl. I. 246. III, 274. 301—306. IV, 25. V, 51). Ich erinnere deshalb jetzt nur an die Hauptsachen. Das für das Leichenbegängnis des Fürsten von Reuß Heinrich Posthumus am 2. Februar 1636 komponierte Werk besteht aus drei Sätzen, die in dem Trauergottesdienst vor und nach der Predigt musiziert worden sind. Der erste, zweigeteilte, dem Kyrie und Gloria der Messe entsprechend, kam in der Eingangsliturgie zur Darstellung, der zweite, eine Komposition des vom Fürsten selbst ausgewählten Textes zur Leichenpredigt: „Herr, wenn ich nur dich habe" u. s. w., wurde nach der Predigt gesungen. Am Schluß des Gottesdienstes endlich stand der Lobgesang Simeons „Herr, nun lassest du deinen Diener in Frieden fahren". Hieraus ergibt sich schon, daß eine Konzertaufführung des Werkes, bei der die drei Hauptteile unmittelbar hinter einander gesungen werden, die Wirkung schlechterdings nicht ausüben kann, die Schütz beabsichtigte. Wir haben hier also ein größeres Werk, das man nicht auseinander schneiden oder künstlich zurechtstutzen muß, um es der in unsrer Zeit besonders beliebten Form der Liturgischen Andacht einzufügen, sondern das zu seiner vollen künstlerischen Wirkung nur kommen kann, wenn es in diesen oder einen ähnlichen Rahmen gefaßt wird. Möchte es ihm erspart bleiben, daß seine stille Größe je in das elektrische Licht unsrer Konzertsäle und vor ein applaudierendes Publikum gebracht wird, wie es leider Gottes mit so manchem anderen Meisterstück der Kirchenmusik geschah, das dadurch zur Fratze entstellt worden ist. Der gottesdienstliche Rahmen, in den das Werk in Straßburg eingefügt wurde, war absichtlich so schlicht wie nur möglich gehalten. Dem ersten großen Satze (Kyrie und Gloria) gingen ein paar Strophen des P. Gerhardtschen Liedes „Ich bin ein Gast auf Erden" voran, ihm folgte eine Bibellektion (Offb. Joh. 7, 9—17). Von da leitete ein Gemeindegesang (einige Strophen aus „Jerusalem, du hochgebaute Stadt") über zu der in eine knappe Ansprache zusammengezogenen Predigt über den vorgeschriebenen Text Psalm 73, 25. 26. Ihr folgte das zweite Stück der Exequien. Ein drittes Gemeindelied (Str. 1—5 von „Jesus, meine Zuversicht") leitete über zum Schlußgebet, das dann in dem Lobgesang Simeons ausklang. Vaterunser und Schlußlied („Gloria sei dir gesungen") endeten die Feier. So wurde die Schützische Komposition nirgends von den anderen Teilen des Gottesdienstes verdeckt. Andererseits aber war durch die betreffenden Volksgesänge der Gemeinde die Möglichkeit gegeben, ihre Empfindungen auszuströmen und sich zum Empfange neuer Eindrücke zu erfrischen. In welchem Maße diese Absicht erreicht wurde, konnte keinem Teilnehmer verborgen bleiben, als nach dem etwa drei Viertelstunden dauernden Vortrag des Kyrie und Gloria die weit über tausendstimmige Gemeinde in das Lied „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" ausbrach, erlebte man auch künstlerisch angesehen einen Höhepunkt von mächtiger Wirkung. So sind denn die beiden Gebilde „Liturgische Andacht" und „Musikalische Exequien" derart aufeinander angelegt, daß jedes der beiden durch das andere erst zur schönsten Vollendung kommt. Das sollte doch diejenigen, die zum Totenfest eine liturgische Feier vorbereiten, seien es nun die Pfarrer oder die Chordirigenten, veranlassen, vor allem einmal nach den Schützschen Exequien sich umzusehen.

Aber gibt es nun hier nicht große Schwierigkeiten zu überwinden? Im Gegenteil, weniger als bei anderen Kompositionen von gleicher Ausdehnung. Vor vier Jahren lag die Sache anders. Da fand sich das Werk nur in der großen Schütz-Ausgabe Band XII, 53—111, in den alten Schlüsseln notiert und mit einem bezifferten Basso continuo versehen. Das sind für viele unserer Dirigenten wenn auch nicht unüberwindliche Schwierigkeiten so doch Unbequemlichkeiten, die zur Aufführung eines Werkes nicht gerade reizen. Dazu mußte man sich mit großen Kosten die Stimmen, die man selbst ausschreiben mußte, vervielfältigen lassen. Jetzt liegt zugleich mit gedruckten Stimmen ein von dem verstorbenen Karl von Jan verfertigter Klavierauszug vor (Musikalische Exequien, Totenmesse von Heinrich Schütz. Bearbeitet und herausgegeben von Karl von Jan. Gebr. Hug, Leipzig und Zürich. M. 4). Ich kann nur jedem Dirigenten eines etwas größeren Chores raten, durch den Einblick in diesen sich auf kürzestem Wege eine Vorstellung zu verschaffen von der Schönheit des Werkes und von den relativ geringen Mitteln, die zu seiner Aufführung nötig sind. Was zunächst den Chor betrifft, so ist Kyrie und Gloria sechsstimmig; die Soprane und Tenöre sind geteilt. Bei der relativ tiefen Lage der Stimmen kann aber auch der zweite Sopran vom ersten Alt und, was wohl noch wichtiger, der zweite Tenor vom ersten Baß ausgeführt werden. Die Schwierigkeit der Ausführung ist der Art, daß die drei kurzen Chorsätze des Kyrie auch der ungeübteste Chor singt. Etwas schwieriger sind die 8 Choräle in motettenartiger Bearbeitung, die dem Gloria angehören. Ein Chor aber, der etwa einen fünfstimmigen Eccardschen Choral bewältigt, wird sich hier vor keine wesentlich schwierigere Aufgabe gestellt sehen. — Der zweite Hauptteil ist eine doppelchörige Motette. Aber einen Doppelchor, der so leicht und dabei so effektvoll ist, wird man nicht bald zum zweiten Male finden. Dazu liegt alles so bequem, daß man mit einem etwa 40 Stimmen starken Chor, also 20+20, den vollen Effekt dieses Stückes zu Wege bringen kann. Der Schlußsatz endlich erfordert einen fünfstimmigen Hauptchor: geteilten Alt (bezw. Mezzo-Sopran und Alt), geteilten Tenor und Baß. Dazu tritt als Stimme der Seligen ein in unsichtbarer Höhe aufgestellter dreistimmiger Nebenchor: geteilte Soprane und Bariton. Hier aber ist auch eine solistische Besetzung möglich, ja von Schütz vielleicht beabsichtigt, da er den Bariton als Beata anima bezeichnet hat, was allerdings auch, wie die Bezeichnung der Soprane als Seraphim I, Seraphim II, kollektivisch gemeint sein kann. Von eigentlicher Schwierigkeit kann bei beiden Chören nicht geredet werden. Diese stellt sich höchstens ein, wenn die hier notwendige Auseinanderrückung der beiden Tonkörper den Dirigenten vor eine besondere Aufgabe stellt. In Straßburg stand der Hauptchor auf dem Altarplatze, unmittelbar über ihm, in der Höhe von zwei Stockwerken im Innern eines durch schmale Fenster mit dem Kirchenraum verbundenen Saales, der Chor der himmlischen Geister. Er konnte selbstverständlich meinen Taktstock nicht sehen, andererseits war die Entfernung beider Tonkörper von einander so groß, daß das Zusammentreffen nicht durch das Ohr, sondern nur durch das Auge eines zweiten Dirigenten, meines Kollegen, Prof. Dr. Smend, reguliert werden konnte, dem es gerade noch möglich war, von einer Stelle des Saales aus meinen Taktstock zu sehen. So war eine sehr schöne und überraschende Wirkung allerdings mit einiger Mühe erreicht. In anderen Kirchen wird das wohl leichter zu erreichen sein.

Schwierigkeiten anderer Art liegen bei den Soli. Es sind nicht weniger als 7 Solisten vorgeschrieben. Man kann aber ganz gut mit 6 auskommen.

nämlich mit je zwei Sopranen und Bässen und je einem Alt und Tenor. In den Sätzen mit zwei und drei Männerstimmen kann der zweite Tenor ohne jede Schwierigkeit von dem einen Baß übernommen werden, und wo er mit dem Sopran zu singen hat, ebenso gut vom ersten Tenor. Immerhin bleiben 6 Solisten, und die zu beschaffen, wird nicht überall leicht sein. Allein nirgends werden an diese besondere Anforderungen gestellt, was den Umfang betrifft. Soprane und 1. Tenor steigen nur ausnahmsweise bis zum hohen f, von der Tiefe wird etwas mehr gefordert, der Alt geht einige Male bis g, die beiden Bässe bis e. Schwierige Intervalle sind überhaupt nicht vorhanden, in zwei Sätzen („Unser Wandel ist im Himmel“ und „Wenn eure Sünde gleich blutrot wäre“) gibt es etwas Koloratur. Im Ganzen wird nicht mehr gefordert als eine sinngemäße und imaculierte Deklamation, wie sie von geschmackvollen Dilettanten oft genug besser produziert wird als von Berufssängern. Andererseits ist der Unterschied von Chor- und Solostil bei Schütz gering, und es ist deshalb kein Unglück, wenn man in Ermangelung von Solisten die betreffenden Partieen zwei- oder dreifach besetzt. Nur ist Sorge zu tragen, daß der von Schütz beabsichtigte und für die Wirkung des Ganzen unentbehrliche Kontrast von Solo- und Chorstücken nicht durch zu starke Besetzung der ersteren und zu schwache der letzteren verwischt werde.

Allen Chören und Soli hat Schütz einen bezifferten Baß beigegeben, der im Spitta'schen Klavierauszug ausgesetzt worden ist. Da er offenbar nur als Stütze der Stimmen gedacht ist, so kann er ganz wohl mit einem größeren Harmonium, statt mit der Orgel ausgeführt werden, wenn diese nämlich einen Platz in der Kirche einnimmt, der eine wirkungsvolle Aufstellung des Chores unmöglich macht. Nach meiner Erfahrung und Überzeugung ist das aber der Fall, wenn eine größere Komposition ausschließlich im Rücken der Gemeinde ausgeführt werden soll. Man kann es zur Not ertragen, wenn sogenannte „musikalische Einlagen in den Gottesdienst“ uns auf den Rücken gesungen werden. Aber eine halbe bis drei viertel Stunde eine musikalische Predigt anhören, ohne die Prediger anschauen zu dürfen, das ist eine starke Forderung. Hat man deshalb keine Kirche mit der Orgel im Angesicht der Gemeinde, so muß man wenigstens den Chor dahinstellen, wohin er schon seinem Namen nach gehört, nämlich in den Chor. Ob einer der Teilnehmer der gewaltigen Gemeinde in der Neuen Kirche zu Straßburg den Wunsch gehabt hat, den Chor lieber nicht im Angesichte, sondern hinter sich hoch oben auf der Orgelempore zu haben, und ob dadurch die Exequien so innig mit den anderen Stücken des Gottesdienstes zusammengewachsen wären? Ich glaube es nicht. Man versuche es einmal mit der von uns gewählten Aufstellung, und man wird meine Überredungskünste nicht weiter nötig haben.

Ich darf aber diese Ausführungen nicht schließen, ohne noch einer merkwürdigen Schwierigkeit zu gedenken. Die Exequien beginnen mit dem ergreifenden Worte Hiob 1, 21: „Nackend bin ich von meiner Mutter Leibe kommen, nackend werde ich wieder dahin fahren. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobet.“ Als es sich vor Jahren schon um eine Herausgabe des Werkes zum praktischen Gebrauche handelte, ließ der sehr verehrte Musiker, dem ich diese Aufgabe nahe gelegt, die Hände sinken angesichts eines solchen Anfanges: „Das kann unmöglich in einem Konzerte gesungen werden!“ Ich hatte gänzlich von der Vorstellung erfüllt, diese Komposition in einem feierlichen Totengottesdienste zu hören, an dem Orte, wo man auch singt: „Der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an unzählig viel zu Gut und

noch jetzund getan", mich gar nicht in die Vorstellung hineingedacht, wie solche Worte wirken würden, gesungen von einem Sänger in Frack und weißer Binde vor einem Parterre dekolletierter Damen. Allerdings, dahin gehört eine andere Sprache. Ob sie immer züchtiger ist als die erhabene Sachlichkeit der Bibel, steht freilich dahin. Aber wie wenig ich selbst rücksichtslos bin gegen verfeinertes modernes Gefühl, dem der Mutterleib nicht etwas Ehrwürdiges, sondern etwas Peinliches ist, wolle man daraus erkennen, daß ich neulich selbst „um der Schwachen Gebrechlichkeit willen" intoniert habe: „Nackend bin ich auf diese Welt gekommen", bezw. „in dieses Leben kommen". Wem nun auch das „nackend" anstößig ist, findet auch dafür wohl einen Ersatz. — —

In Summa, es ist unsern Chören, wenn sie etwa 40—50 Personen stark sind, dringend zu raten, sich an dieses ebenso leichte wie großartige Werk zu machen. Wem aber die Kosten für die Stimmen noch Bedenken machen (Sopran und Tenor à Mark 1.50, Alt und Baß à Mark 0.90), dem verrate ich, daß ich seiner Zeit für mich so viele Stimmen abziehen ließ, daß jetzt noch ein ganzer Haufe unverbraucht daliegt, von dem wir gern mitteilen, so viel wir haben. Ich täte es wohl ganz umsonst, aber unsre Kassiererin wird am Ende nicht so freigebig sein. Immerhin glaube ich garantieren zu können, daß sie nicht zu viel fordern wird.

Ein anonymes deutsches Taufbüchlein von 1524

mitgeteilt von **Friederike Fricke** in Göttingen

Das Britische Museum in London besitzt verschiedene Ausgaben von Luthers Taufbüchlein. Die wertvollste ist eine aus dem Jahre 1525, die in dem Verzeichnisse der Weimarer Gesamtausgabe von Luthers Werken, Band XII, S. 39ff. fehlt und auch von der hier in Göttingen befindlichen Ausgabe von 1525 orthographisch abweicht. Der Titel ist:

Das tauff buch | ün verdeutscht | durch Mart. | Luther. | Wittemberg | M. D. X X iiij. | (4º C ij und ein Blatt, letzte Seite leer).

Ferner ist dort ein oberdeutscher Nachdruck des Taufbüchleins von 1525 ohne Ort und Jahr:

Das Tauff büchlin ver- | teütschet durch Mar- | tinum Luther | (4º B iij und ein leeres Blatt).

Drittens das in der Weimarer Ausg. XII S. 42 Nr. O genannte D. d. von 1526.

Endlich befindet sich in einem 1849 in London erschienenen Buch: The Doctrine Of The Church of England As To The Effects Of Baptism In The Case Of Infants. With an Appendix, Containing The Baptismal Services Of Luther And The Nuremberg And Cologne Liturgies. By William Goode, M. A., F. S. A. Rector Of St. Antholin London — als Appendix No. I:

Luthers Form for the Baptism of Infants, according to the second edition published by him in German in 1524, and translated and published in Latin in 1526. — Libellus de Baptizandis infantibus per D. Mart. Lutherum adornatus Anno Domini 1526.

Außer diesen Ausgaben von Luthers Taufbüchlein besitzt das Br. Mus. noch ein Taufbüchlein, das seinen Namen nicht trägt, sondern schon in seinem Titel einen Gegensatz gegen ihn leise ausdrückt. Es heißt:

Das Tauff- | büchlin / nach rechter | form uff Teütsch | zu Tauffen. M. D. XX iiij. | und befindet sich in einem Bande mit Luthers Betbüchlein und den Böhmischen Kinderfragen. Der Titel des Betbüchleins ist:

Ein Christliche vor- | betrachtung so man will betten, das heylig Vatter unser. |

Gebet { Der Zehen gebott
Des glaubens
Des Vatter unsers
Des Ave Maria
Etliche verteütschte Psalmen

Die Epistel Sant | Paulus zu Tito / ein Christlich leben zu underrichten. | D. Mar. Luther.

(8° 1 e und zwei Blätter. Letzte Seite leer. Kleine Holzschnitte im Texte.)[1])

Die Böhmischen Kinderfragen im selben Bande haben den Titel:

Ein Christliche underweysung der klei- nen Kinder im Glau- | be / durch ein weyß | einer Frage. | M. D. X X iij. (Randzeichnung auf dem Titelblatte. Auf der Rückseite des Titels ein Holzschnitt: zwei redende Personen. 8° C iij u. ein Blatt. Letzte Seite leer.)

Ich brauche wohl kaum noch auszusprechen, daß der eben beschriebene Sammelband höchst wahrscheinlich derselbe ist, von dem Kawerau in der Weimarer Luther-Ausg. XII S. 42 bemerkt: „Zweifelhaft muß bleiben, ob es sich in folgender Schrift, die Weller Nr. 2594 nach einem Antiquariatskataloge verzeichnet, um Luthers Taufbüchlein handelt: „Ein christlich Vorbetrachtung so man will beten das heylig vatter unser. Eyn christlich Underweysung der kleinen Kinder im Glauben durch ein weyß einer frage. Das Taufbuchlein nach rechter form off Teutsch zu Tauffen. 1523." 8. O. J. [Das mittlere Stück in dieser Sammelschrift [?] ist der Katechismus der böhmischen Brüder.]"

Eine Durchsicht des nachstehend abgedruckten anonymen Taufbüchleins (X) beantwortet die hier aufgeworfene Frage. Ich gebe einen Überblick zur Vergleichung des Inhaltes mit dem des Lutherschen Taufbüchleins von 1523 (L), wobei jedoch geringere Textunterschiede außer Acht gelassen werden.

1. Beide haben das Anblasen und das Kreuzeszeichen.

2. Beide haben das Gebet „O Allmechtiger ewiger Gott."

3. L allein hat das Gebet „O Gott, du unsterblicher trost." Dafür hat X die Beschwörung des Salzes.

4. Beide haben die Überreichung des Salzes.

5. L allein hat das sogen. Sindflutgebet. Statt dessen X zwei Gebete „O Gott unser vatter" und „O du Got Abraham."

6. Beide haben die bei X durch Überschriften gesonderten Exorzismen „Darumb du verfluchter[2]) teuffel", und „So hore nu."

7. X allein hat unter der Überschrift „Volgt nach die dritt des teüffels beschwerung" die Wiederholung des ersten Exorzismus.

[1]) Die „Christliche vorbetrachtung", die in dieser Ausgabe als Einleitung des Betbüchleins dient und dessen eigenen Titel verdrängt, ist ursprünglich ein Büchlein für sich. Ich fand sie am Schlusse eines Betbüchleins, das zu den besonders gehüteten Schätzen des Be. Mus. gehört und folgenden Titel hat:

Ain betbüchlin. Der Zehen gepot. Des Glaubens. | Des Vatter unsers. Und des Ave Marien. D. Martini Lutheri. Am Schlusse: ¶ Gedruckt im dem drey und zwentzi- gisten Jar. | (8° M v u. zwei Blätter. Letzte Seite leer. Mit Goldschnitt. Auf dem Titel das Bild des Christkindes mit den Marterwerkzeugen. Im Buche zehn bunte Bilder.)

Diesem Betbüchlein folgt:

Ain Christliche vorbetrachtung un bekantnuß, in got. So man will beten das heylige vater unser. Gezoge auß den predige D. Mar- tini Luther zu Witte- berg. Von dem wirdi- || gen Niclaus vonn Amßdorff Licen- tiaten in deüt- | sch gebracht.

(8° ein Bogen. Zahlen ij bis iiij.) Die Seitenzahlen der „Vorbetrachtung" u. des ihr vorangehenden Betbüchleins zeigen, daß jedes ein Buch für sich ist.

Die Titel der drei genannten Betbüchlein sind schon von Knoke veröffentlicht in „Halte was du hast" 1901 Bd. XXIV, S. 506ff.

[2]) X verfluchter.

Digitized by Google

8. Beide haben die (bei X erste) Beschwörung „Ich beschwere dich“.
9. X allein hat nochmals den ersten Exorzismus.
10. Beide haben das Gebet „Herr heyliger vater“, L am Schlusse ausführlicher.
11. Beide haben Gruß und Antwort und dann das Evangelium aus Mark 10. Der Text zeigt verschiedene Abweichungen, wogegen er in Luthers Taufbüchlein noch 1523 ebenso lautet wie 1525.
12. X allein hat den Satz „Durch dise wort“.
13. Beide haben das Vaterunser, X außerdem das Ave Maria und den Glauben.
14. X hat eine nochmalige Teufelsbeschwörung.
15. Berührung der Ohren und der Nase bei beiden, bei L kürzer.
16. Beide haben den Zugang zur Taufe, L nur mit dem Worte des Priesters „Der herr behüte“ — X mit Frage und Ermahnung an die Paten, wobei wieder Vaterunser, Ave Maria und Glaube zusammenstehen.
17. Beide haben Entsagung und Gelübde mit ganz gleicher Kürzung des zweiten Artikels.
18. Beide haben die Salbung.
19. Taufe: L fragt vorher „wiltu getaufft seyn?“ X „Wöllen jr“ — und „Nennen das kynd“. L tauft ein, X begießt.
20. Beide haben das mit Chrysam gemachte Kreuz und die Worte „Der allmechtige Got“.
21. Beide haben die Bekleidung und das Wort „Nym das weyße, heylige und unbefleckte kleyd“.
22. L allein hat die Überreichung der Kerze und das Schlußwort „Nym dieße bernnende fackel“.

Diese Übersicht zeigt, daß beide Taufbüchlein sich auf gleicher Linie bewegen, daß aber das Luthersche sich durch Kürzungen und Änderungen vielfach von der älteren Gestalt, wie sie trotz der späteren Jahreszahl zweifellos in X vorliegt, frei gemacht hat. Das anonyme Taufbüchlein von 1524 ist offenbar eine Verdeutschung des alten katholischen Taufritus, hervorgerufen durch Luthers Taufbüchlein und bestimmt, in Gegensatz zu ihm zu treten. Daß es in dem Londoner Sammelbande mit zwei reformatorischen Schriften vereinigt ist, braucht uns in dieser Annahme nicht zu beirren. Die Vereinigung braucht nicht von einem kundigen Besitzer herzurühren, sondern kann das Werk eines unkundigen Sammlers sein, der das Taufbüchlein für das Luthersche halten mochte.

Der Wert des Fundes beruht darauf, daß es den Einfluß der Reformation auch auf katholische Kreise und den in ihnen erregten Wetteifer zeigen hilft.

Fragen wir uns nun, welcher lateinischen Vorlage dies katholische Taufbüchlein entspricht, so kommt unter den Formularen, die Kawerau in der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben X S. 411 ff. veröffentlicht hat, ihm die Straßburger Taufordnung von 1513 (S. 411—415) am nächsten. Die Abweichungen (von kleineren Unterschieden abgesehen) sind folgende:

1. Vor dem Anblasen hat die Straßburger Taufordnung (Str.) Fragen, wie sie in manchen Taufordnungen vorkommen, nach dem Geschlechte des Kindes, und ob es bereits die Nottaufe erhalten habe.

2. Str. ist nur für die Taufe eines Knaben bestimmt. Andere Taufordnungen geben unterschiedliche Gebets- und Beschwörungsformeln für Knaben und Mädchen, z. B. die Agenda Magdeburgensis von 1497 (S. 421—425). Unser Taufbüchlein dagegen hat für beide Geschlechter gleiche Formeln und setzt nach jedem Mask. das Fem. in kleinem Druck in Klammern.

3. Das Evangelium von der Segnung der Kinder ist in Str. (wie öfter) aus Matthäus (19, 13—15) genommen, in X (wie bei L) aus Markus.

4. Str. hat die an die Paten gerichteten Fragen lateinisch und deutsch, die Antworten nur deutsch, aber dem Lateinischen entsprechend in vollen Sätzen. In X lautet die Antwort fast immer einfach ja.

Digitized by Google

5 Str stellt bei der Taufhandlung Begießen oder Eintauchen zur Wahl, X redet nur von Begießen.

So gering diese Abweichungen sind im Vergleiche mit den Unterschieden, die zwischen Luthers Taufbüchlein und dem Azonymum bestehen, so genügen sie doch, uns zu zeigen, daß in X ein bisher unbekanntes Formular vorliegt. Von den andern durch Rawerau mitgeteilten Taufordnungen weicht es etwas mehr ab als von Str. So hat die Magdeburger Agende noch das Gebet: Deus immortale presidium, und die auch der Luther die Handlung beschließende Übergabe der Kerze an das Kind.

Das Tauff-
büchlin / noch rechter
form vff Teütsch
zů Tauffen
M. D. xx iiij

Der teüffer soll drey mol under die augen bla-|sen vnnd sprechen. Far auß du vnreyner geyst / vnd gib statt dem heyligen geyst. Darnach mach er dem kynd an seyn styrn vnd brust ein Creütz sprechend. Nym das zeychen des heyligen Creütz vnsers Herrn Jhesu | Christi.

¶ Lost vns betten. |

O Allmechtiger ewiger Got | vatter vnsers herren Je-|su Christi / du wöllest se-|hen vff disen (dyse) N. dey-|nen diener (deyne dienerin) den | (die) du zu des glaubens vnder- | (A ij) richt | berufft hast / treybe alle blyndtheyt seynes (ires) hertzē vō jm (jr) zerreyß alle strick des Teüffels / damit er (sie) gebun-|den ist. Thu jm (jr) vff die thür | deyner güte / vff das er (sie) mit dem zeychē deyner weyßheit be-|zeychnet / alles gestancks der bö-|sen lüst / frey vnd ledig sey / Vnd | nach dem süssen geruch / deyner | gebott | dir in der Christenheyt | frölich diene / vnd täglichen zu-|nem. Vnd das er (sie) tüchtig | werd zu kummen zu deyner tauff | genoden / artzney zu empfahen. | Durch Christum vnsern her-|ren / Amen.

¶ Hie noch segnet man das | Saltz mit nachuolgende worte.

ICh beschwer dich geschöpff | des Saltz / in dem namen | Gott + des allmechtigē | vat-|ters / Vn in der liebe vnsers her-|ren Jesu Christi + vnnd in der | krafft des heyligē + geyst. Ich | beschwer dich auch durch den | lebendigen Gott + Durch den | waren Gott + Durch den hey-|ligē Gott + Der dich zu eyner | beschirmung menschliches ge-|schlecht beschaffen | zu allen wer-|cken vñ opffren gebraucht wer-|den / gebottē hat / Vff das in dē | nammen der heyligen dryualtig-|keit seyest ein heylsames zeychē | zu veriagen den feynd. Darūb | bitten wir dich vnser herr vnnd | Gott / wöllest dise creatur des | Saltz heylige + Benedeyen / (A ij) da-|mit es werd allen empfahern | das Saltz der ewige weyßheit / | ein volkumne artzney / | blyben in | jren glydern / In dem namē vn-|sers lieben herren Jesu Christi / | der da zukünftig ist zu richten | über lebendig vñ todten / vñ die | welt durch das | feür / Amen. |

¶ Hie nem der priester Saltz | | vnd leg das dem kynd vff den | mund / sprechend |

NIm das Saltz der weyß-|heyt | die dich fürder zu dē | ewigē leben / Amen. | Der | fryd sey mit dir / Amen.

¶ Last vns betten. |

O Ein Gott vnser vätter | vnd Got ein schöpffer al-|ler creaturen / Wir bitten | dich demütiglichen / du wöl-|lest gnediglichen ansehen disen | deynen diener (dise deyne die-|nerin) N. so er (sie) dise erste | speyß des saltz versuchet / nit len-|ger hungern lossest / sund mit d-|hymelische spyß erfült werd / da-|mit er (sie)

sey allwegē vnbekümmert stigs geyst fröliches hoffnūg / vñ zeyt deynem namē dienen / Bestelt in (sie) here zu dem bad der neüwen geburt / vff das er (sie) mit den glaubigen deyner verheyßung ewige belonung erlangen möge / Durch Christū vnseren herren / Amen

¶ Colle vor bellen (A iiii)

O Du Got Abraham Isaac vnd Jacobs Got der du deynem diener Moysi ist vff dem berg Sinai erschinen / vnd die kynder Israel auß dem land Egypten fürest / vnd jnen eyn gültigen Engel der sie tag vnd nacht behütet / verordnet hast. Wir bitten dich herr / das du wöllest senden deynen heyligen Engel der in gleycher maß disen deynen diener (diese deyne dienerin) N. zu der genaden tauff / füre vnnd bringe / Durch Christu vnsern herren / Amen

¶ Volgt die außtreybūg des Teüffels

DArūb du verfluchter teüfel erkenn deyn vrteyl / vnd laß die ere dem rechten lebendigen Gott. Laß die ere seynem son Jesu Christo / vñ dem heyligen geyst. Vnd weych von disem (diser) N. seynem diener (seyner dienerin) Dañ gott vnd vnser herr Jesus Christus hat jn (sie) zu seyner heyligen gnad vnnd segen / vnd zu dem brunnen der tauff durch seyne gabe berufft. Vnd das du diß zeychen des heyligen ✝ Creütz das wir an seyne (ire) stirnen zeychen müssest nymer dörffen zerstören durch den der zukunfftig ist zu richten über lebendig vnd todten / vnd die welt durch das feür. Amen (A v)

¶ Die ander außtreybung

SO höre nun du verfluchter teüffel bey dem namme des ewigen Gottes / vnd vnsers heylands Jesu Christi beschworen / Vnd weych auß zittern vn seüffhen sampt deynem haß überwunden / das du nichts zu schaffen habest mit dem diener (diser dienerin) Gottes / d (die) nun nach dem das hymlisch ist trachtet / dir vñ deyner welt entsaget / vñ leben sall in seliger vnsterblichkeit. So laß nun die ere dem heyligen geyst / d do kumpt / vnd von der höchsten burg des hymels herab fert / deyne listige trey zu zerstören / vñ das hertz mit dem götlichen brunnen gesäubert ein heyligen tempel vñ wonung Gottes zu bereyten / vff das diser diener (dise dienerin) Gottes / von aller schuld der vorigē laster erlöße / dem ewigen Gott dank sage alle zeyt / vnd lob seynem namen ewigklich / Amen

¶ Volge nun die drit des teüffels beschwerūg.

DArūb du verfluchter teüf fel erkenn deyn vrteyl vnnd laß die ere dem rechten lebendigen Gott. Laß die ere seynem son Jesu Christo / vnd dem heyligen geyst / Vnd weych von disem (diser) N. seynem diener (seyner dienerin) Dañ got vnd vnser herr Jesus Christus hat jn (sie) zu seyner heyligen gnad vnd segen vnnd zu dem brunnen der tauff / durch seyne gabe berufft. Vnd das du diß zeychen des heyligen ✝ Creütz / das wir an seyne (ire) stirnen zeychen / müssest nymer dörffen zerstören durch den der zukünfftig ist zu richten über lebendig vnd todten / vnd die welt durch das feür / Amen

¶ Die vierd beschwerung

ICH beschwer dich du vnreyner geyst bey dem namen des vatters ✝ vnd des suns ✝ vnd des heyligen geysts ✝ das du außfarest / vnd weychest vō disem diener (diser dienerin) Gottes N. Von der gebeüt dir / der mit füssen vff dem Meer gieng / vnd dem synckendē Petro die handt reychet / Amen

¶ Darnach volgt wider die erst beschwerung wie vor

DArūb du verfluchter teüfel erkenn deyn vrteyl / vnd laß die ere dem rechten lebendigen Gott. Laß die ere seynem sun Jesu Christo vñ dem heyligen geyst. Vnd weych von disem (diser) N. seynem diener (seyner dienerin)

Daß gott ‖ vnd vnser herr Jesus Christus ‖ hab jn (sie) zu seyner heyligen ‖ gnad vnd segen / vnnd zu dem ‖ brunnen der tauff / durch seyne ‖ gabe beruffe Vnd das du diß ‖ zeychen des heyligen ✝ Creütz ‖ das wir an seyne (jre) stirnen ‖ zeychen / müssest nymer dörffen ‖ zerstören durch den der zukünff ‖ tig ist zu richten vber lebendig ‖ vnd todten / vnd die welt durch ‖ das feüe / Amen ‖

¶ Darnach greyffe d' prie ‖ ster vff das haupt des ‖ kynds sprechend ‖

¶ Laßt vns betten

HErr / heyliger vatter all ‖ mechtiger Gott von dem ‖ alles liecht der war heyl ‖ kümpt / Wir bittē deyne ewige vñ ‖ sänfftiste güte / Das du deynen ‖ segen vff disen (dise) N deynen diener deyne dienerin) gieß ‖ sest vnd wöllest jn (sie) erleüch ten mit dem liecht deyner erkant nyß / reynige vnd heylige jn (sie) gib jm (je) die recht erkantnyß / dz er (sie) wirdig werde zu dey ‖ ner tauff gnaden zu kummen ‖ Durch Christum vnserrn her ren / Amen ‖

¶ Der herr sey mit euch

Antwort Vn mit deyne geyst

¶ Euangelion Sant Marr

Antwort Eer sey dir Herre

ZV der zeyt brachten sie kyndlin zu Jesu das er sie ‖ solt anrüren / aber die Jun ‖ ger werten jn vnd straffien sie , Da das Jesus sahe sprach er Laßt die kyndlin zu mir kummen / vnd werendt jnen nit / dan sol ‖ licher ist das hymelreych War ‖ lich sag ich euch Wer nit das reych Gottes nympt wie eyn ‖ kyndlin / der wirt nit hynyn kum men Vnd er vmbfieng sie / vnd legt die hend vff sie vnd segnet sie ‖

¶ Durch dise wort des hey ligē Euangelium / verzeych dir Gott alle deyne sund / Amen

¶ Den so lege der Priester seyn hend vff des kynds haupt / vnd ermane die vmbstender zu betten ein Vatter vnser / Aue Maria / vnd glauben / Zu de strckung dem kynd Nach dem Pater noster volgt dise beschwe ‖ rung

DV widerwertiger Teüffel ‖ dir soll nit verhalen seyn / , dz die zukünftig ſey straff vnd peyn / der tag des gerichts , vnd ewiger verdamnyß / Wel ‖ licher kummen wirt gleycher maß wie ein brennender bachoffen / in welchem dir vn allen deynen botten ewige verderbnyß kum ‖ met Vñ darumb / vmb deyner boßheit willen du verdampter / gib ere dem lebendigen waren Got / gib ere Jesu Christo seyne sun / vñ gib ere dem tröster dem heyligen geyst / In welches na men vnd krafft ich dir gebeüt wer du vnreyner geyst seyest dz ‖ (V) du weychest vonn disem diener ‖ (diser dienerin) Gottes N welchen (welche) Gott vnser herr Jesus Christus / heüt zu sey ner genaden vnd segen / Vñ zu ‖ dem brunnen der Tauffe / auß seynen gabē zu beruffen / gewir diget hat Da mit er (sie) durch dz wasser der widergeburt / wer ‖ de ein wonung vn tempel Got tes zu verzeyhung aller sünd / In dem namen vnsers herren Jesu Christi / der da künfftig ist / zu richten lebendige vnnd tod ‖ ten / vñ die welt durch das feüe / Amen

¶ Darnach streüwe er in die lyncke hand vñ duncke ein fyn ger in die speychel vnd rür da mit das recht ore de kynds / vnd ‖ sprech Ephatha / das ist thu ‖ dich vff ✝ Vnd auch der ‖ massen zu der nasen / zu eynem ‖ süssen geruch ✝ Vnnd mit ‖ dem speychel berür auch das ‖ lynck ore sprechend Du Teüf ‖ fel aber fleüch / dan Gottes ge ‖ richt nähert sich herzu ‖

¶ Hie gert man zu de tauff / ‖ Da fragt der Priester ‖

¶ Wöllend jr das diß kynd ‖ getaufft werd? Antwort Ja ‖ So sall man die geuattern er ‖ manen / das kynd zu lernen das / Vatter vnser / Aue Maria / vnd ‖ glaubē Antwort Ja wir wöl ‖ len ‖

¶ Den so heyß er sie die hend ‖ vffheben / an statt des kynds / ‖ (V ist) versprechen vnnd geloben die ‖ nachvolgende stuck Hebendt ‖ vff eüwere fynger vnd

sprechen || mir nach. N. Widersagst du || dem Teüffel? Antwurt. Ja || Vñ allen seynen wercken? Ant || wort. Ja. Vnd allem seyne we || sen? Antwurt. Ja. Glaubstu || an Gott den allmechtigen vat= || ter schöpffer hymels vnd erden? | Antwurt. Ja. Glaubstu an Je || sum Christum / seynen eynigen sun / vnsern herren geborn vnd || gelitten? Antwurt. Ja. Glaub || stu an den heyligen geyst / Eyn | heylige Christliche kyrchen / ge= || meyn der heyligen / vergebung der sünd / vfferstentung des fleyschs || vnd nach dem tod ein ewigs le || ben? Antwurt. Ja. ||

¶ Darnach nem der Prie || ster das kynd in die lyncke hand / vnnd salb es mit dem heyligen öle vff der brust / vnd zwyschen den schultern / vnd sprech: N. Jch salb dich mit dem heylsa || men öle | In Christo Jesu vnse || rem herren | Amen. Frag. Wöl || len jr das diß kynd getaufft wer || de. Antwurt. Ja. Frag aber sprech. Nennen das kynd. Da nem der Priester das kynd vnd geuß drew mal creützweyß was || ser über das kynd vnd sprech: N. Jch taufff dich / In dem na || men Vatters / und Suns / vñ heyligen Geysts |

¶ Nach dem soll der Prie || ster dem kynd mit dem Crysam (B iij) ein Creütz vff die scheyttel ma || chen / sprechend

¶ Der allmechtig Gott vnd || vatter unsers herren Jesu Chri || sti / der dich anderwerts geboren / hat durch das wasser vnnd den heyligen geyst. Vnd hat dir alle deyne sünd vergeben / der salb || dich mit dem heylsame Crisam / zum ewigen leben. Amen. Fryd || sey mit dir. Antwurt. Vnd mit deynem geyst |

¶ Darnach leg er dem kynd || das westerhemdd an sprechẽd

¶ Nym das weysse || heylig || vnd vnbefleckte kleyd / das du || on flecken bringen solt für den || richterstul Christi / das du das || ewig leben habest. Fryd sey mit dir.

Musikgottesdienste und Spittasche Choranlage

von Pfarrer **Kühnen**, Krefeld.

Zu der in unserer Monatschrift schon dankenswert besprochenen und in Nr. 5 d. Js. von Prof. Spitta wieder aufgenommenen Frage nach der Bedeutung und erbaulichen Wirkung der „predigtlosen Gottesdienste“ oder „Musikgottesdienste“ sei es gestattet, aus persönlichen, in jüngster Zeit gemachten Erfahrungen einen bescheidenen Beitrag zu liefern. Angeregt durch die ausgezeichneten Ausführungen des Kantors und Kgl. Musikdirektors Otto Richter aus Eisleben auf dem letzten Kirchengesangvereinstage in Hamm über die von ihm eingeführten und neu belebten sog. „Volkskirchenkonzerte“ (predigtlose Gottesdienste, Kirchenkonzerte unter Mitwirkung der Gemeinde, aber ohne Pfarrer) beschlossen wir im Vorstand unseres noch jungen „Evgl. Kirchengesangvereins“ einen Versuch in dieser Richtung zu wagen. Es wurde zunächst ins Auge gefaßt, in unserer neuen mit Spittascher Choranlage erbauten „Pauluskirche“*) am Vorabend des Totenfestes ein „Volkskirchenkonzert“ zu veranstalten. Unser Presbyterium gab, wie immer zu solchen Veranstaltungen, in freudigster Weise seine Zustimmung. Zur Festsetzung des Programms leistete uns die Schrift Richters „Musikalische Programme mit Erläuterungen für Volkskirchenkonzerte“, 2. Aufl. Eisleben, G. Reichardt, die auch hier angelegentlichst empfohlen sei, vorzügliche Dienste. Das Programm zerfiel in 3 durch kurze Pausen getrennte Abschnitte: Vergänglichkeit, Trost, Seligkeit. Über jedem Abschnitt stand als leitender Gedanke ein Schriftwort, und zwar: Ps. 90, 12. Jes. 66, 5. Jes. 35, 10. Die Feier begann mit einem Orgelvorspiel von G. A. Homilius. Es folgte der Chor mit dem Liede Joh. Phil. Spittas „Stimm an das Lied vom Sterben“ (Becht). Die Gemeinde führte den Gedanken weiter mit dem Verse „Es gibt nichts Ungewisseres“ und vereinte sich in der 3. Strophe mit dem Chor „So sing das Lied vom Sterben, das alte Pilgerlied“. Aus dem gemeinsamen Gesang hob sich sodann als Aus-

*) Nähere Beschreibung der inneren Anlage der „Pauluskirche“ siehe „Monatschrift“ 1902, Heft 2 und „Gemeindeblatt für Rheinl. u. Westf.“ 1902, Nr. 23.

Digitized by Google

druck der in den Herzen erweckten Gedanken und Empfindungen eine Solostimme mit den Weisen des Gellertschen Liedes „Meine Lebenszeit verstreicht" (Beethoven) mit der Aufforderung schließend „fürwar nicht, denn eins ist not". Belebend nahm der Chor den Gedanken auf „Eins ist not, ach Herr dies Eine" (Bach) und die Gemeinde führte ihn in dem Verse „Drum auch Jesu du alleine" durch zu der Bitte „Gib daß ich nichts achte, nicht Leiden nicht Tod, nur Jesum gewinne, dies Eine ist not". Damit waren die Gedanken übergeleitet zum II. Teile, der unter der Überschrift „Trost" das biblische Leitwort trug „Ich will euch trösten wie einen seine Mutter tröstet". Mit Mendelssohns ergreifenden Sätzen aus dem „Lobgesang" „Er zählet unsre Tränen in der Zeit der Not — — Sagt es, die ihr erlöst seid von dem Herrn aus aller Trübsal, er zählet unsre Tränen. Ich harrete des Herrn usw." hoben Chor und Solostimmen die unter der Erkenntnis ihrer „Vergänglichkeit" gebeugten Gemüter empor zu dem, der größer ist als Vergänglichkeit und Tod. Und aus alttestamentlichen Trostgedanken führte dann ein Orgelvorspiel zu „Jesus meine Zuversicht" die Gemeinde zu der vollen Höhe neutestamentlicher Trostgewißheit, der sie im Wechselgesang mit dem Chor Ausdruck gab in dem Liede „Jesus meine Zuversicht". Und nun erhaben über alle Erdennot und Erdenangst konnte sich Herz und Gemüt hinwenden zur Ewigkeit und stark im Trost ihres Glaubens derer gedenken, die schon geschieden waren. Unter dem Leitwort des III. Teiles „Seligkeit" Jes. 35, 10 „Die Erlösten des Herrn werden wieder kommen und gen Zion kommen mit Jauchzen — —" gedachte die Gemeinde ihrer Heimgegangenen, als der Chor das vielgekannte und vielgeliebte „Wie sie so sanft ruhn" (Bencken) anstimmte. Von der „Seligkeit" der Gerechten zeugte eine Solostimme mit den Worten und Tönen des Elias „Dann werden die Gerechten leuchten" und mahnend und verheißend wandte sich der Chor an seine Brüder und Schwestern in der Gemeinde „Wer bis an das Ende beharrt, der wird selig" (Elias). Nun war Sterbensnot in Sterbensfreudigkeit, Grauen der Vergänglichkeit in Hoffnungsfreudigkeit zukünftiger Herrlichkeit gewandelt. Die Orgel intonierte „Jerusalem du hochgebaute Stadt", und wieder im Wechselgesang sangen Chor und Gemeinde das Lied voll Todesüberwindung und Ewigkeitsglanzes.

In dieser ganzen Feier, die in später Stunde, Samstags Abend 8½ Uhr stattfand und etwas über eine Stunde dauerte, wurde kein Wort verlesen oder gepredigt und kein Pfarrer trat in Tätigkeit. Wenn man aber irgend einen der die Kirche bis auf das letzte Plätzchen füllenden und während der ganzen Feier in andächtigster Stimmung verharrenden Gemeinde gefragt hätte, ob er das nun für einen „Gottesdienst" angesehen hätte, ob er „erbaut" und erhoben wäre, gewiß er würde den Frager erstaunt angesehen und ihm geantwortet haben, was an jenem Abend, als die zahlreiche Gemeinde lautlos in stiller Abendstunde die Kirche verlassen hatte, immer wieder zu hören war: „Solch eine ergreifende Totenfestfeier haben wir noch nicht erlebt". Oder jemand, der einen „Musikgottesdienst" mitgemacht hätte, wäre gar nie zu der Frage gekommen, ob er das einen „Gottesdienst" nennen wollte, obwohl nicht gepredigt, kein Schriftwort verlesen, kein Gebet von einem Pfarrer gesprochen wurde. Ja ich möchte sogar behaupten, wäre ein Tauber in der Feier zugegen gewesen, der die ergreifenden Worte und Töne gar nicht hätte vernehmen können, ihn hätte die andächtige Haltung der gedrängt stehenden und sitzenden Gemeinde überzeugt, daß Hunderte hier in der Tat eine Stunde tiefster Erbauung feierten. Die feiernde Gemeinde bestand zum weitaus größten Teile aus Arbeitern mit ihren Frauen, und es erschienen Leute, die sonst nie in der Kirche zu sehen waren. Es war Samstag Abend 8½ Uhr. Geschäfte und Fabriken hatten längst geschlossen, das Haus war versorgt. Nun kamen sie in hellen Scharen. Ohne sich grade sonntäglich anzuziehen, hatten sie sich doch alle irgendwie festlich geschmückt. Die Frauen hatten saubere Arbeitskleider, die Männer reine weiße Leinenwäsche angezogen. Sinds auch nur kleine Züge, sie paßten aber so gut in das Bild der still, fast familienhaft feiernden Gemeinde. Auch hatte es etwas Ergreifendes zu sehen, wie die Gemeinde vor Beginn der eigentlichen Feier in vollkommener Stille verharrte und eifrig im Voraus schon sich in das Programm vertiefte. Da war nichts zu spüren von der so oft selbst bei „Kirchenkonzerten" sich unangenehm bemerkbar machenden Unruhe. Ich

Digitized by Google

scheide des zum größten Teil, abgesehen von der ernsten Bedeutung des Tages, dem Umstande zu, daß die Gemeinde sogleich auf den Programmen sah, daß sie in gleicher Weise wie der Chor in Tätigkeit treten sollte. Damit war aber für jeden ganz unmittelbar die Empfindung gegeben: es ist ein Gottesdienst, wir sollen nicht nur hören und empfangen, sondern selbst geben und feiern. Diese Mitwirkung der Gemeinde in diesen predigtlosen Gottesdiensten unterscheidet sie wesentlich von den sog. Kirchenkonzerten, in denen es nur zu hören gibt, und prägt den Feiern dieser Art von vornherein den Charakter einer gottesdienstlichen Handlung auf. Deshalb erscheint es mir stets dringend wünschenswert, daß auch bei den „Kirchenkonzerten“ die Gemeinde irgendwie zu eigner Tätigkeit herangezogen würde. Gewiß würde diese Mitwirkung auch auf die Zusammenstellung des Programms den heilsamsten Einfluß ausüben und manche schier unbegreifliche Entgleisungen verhüten helfen. — Auf unsern gedruckten Programmen war nichts anderes zu lesen als die Texte der von Chor und Gemeinde zu singenden Lieder nebst den Angaben der Orgelvorspiele und der biblischen Leitworte. Nach dem Vorschlage Richters standen auch, um die Aufmerksamkeit in keiner Weise abzulenken, zwischen den einzelnen Liedern keine Notizen über Dichter oder Komponist. Diese waren vielmehr auf der letzten Seite in etwas ausführlicherer Weise zusammengestellt und boten den Teilnehmern noch häufig Gelegenheit, sie zu Hause nachzulesen und sich so allmählich Einiges aus der Geschichte der Kirchenmusik anzueignen. Von vielen sind diese ausführlicheren Erläuterungen dankbar begrüßt worden. Selbstverständlich wurde kein „Eintrittsgeld“ erhoben und auch die Programme in so reicher Anzahl und guter Ausstattung kostenlos verteilt, daß kein Gemeindeglied ohne Text blieb.

Wenn wir aber nun mit voller Überzeugung und dankbarer Freude sagen dürfen, daß dieser erste Versuch eines predigtlosen Gottesdienstes einen vollen Erfolg bedeutete, so hat allerdings, neben den guten Leistungen von Chor, Solisten und Orgel, ein Umstand ganz wesentlich dazu beigetragen, das war die außerordentlich sich bewährende innere Einrichtung unserer „Pauluskirche“ mit der nach Spittaschen Grundsätzen erfolgten Aufstellung des Sängerchores. Wenn mir schon nie ein Zweifel an der Richtigkeit des Spittaschen Gedanken — Niederlegung der Sängerbühne — gekommen ist, an dem Abend hätte auch der letzte Zweifel schwinden müssen. Hier wo Gemeinde und Sängerchor fast auf gleichem Niveau sich Angesicht zu Angesicht und Auge in Auge gegenüberstehenden, da gab es einmal wirklichen Wechselgesang, ein Hinüber und Herüberströmen von Tönen und Gedanken, ein wirkliches gegenseitiges Trösten, Mahnen, Erheben, Erbauen, ein einheitliches Zusammenwirken und infolgedessen ein wirklich inniges Zusammenschließen. Gewiß auch bei anderer Aufstellung des Chores werden sich tiefgehende Wirkungen erzielen lassen, selbst wenn der Chor im Rücken der Gemeinde steht. Aber gerade für diese „predigtlosen Gottesdienste“, in denen der Chorraum Altar und Kanzel gänzlich leer bleiben, geht doch viel von der Wirkung verloren. Gemeinde und Chor, die beiden einzigen miteinander handelnden Teile, sehen sich nicht oder nur teilweise, beide singen in einen leeren Raum hinein, woher ihnen nur das Echo ihrer eignen Stimmen als Widerhall ertönt, oder der Chor singt über die Köpfe der Gemeinde weg. Wie anders bei der von Spitta geforderten und von uns durchgeführten niedrigen Aufstellung des Sängerchores und der Orgel! Mag man immerhin gegen diese Aufstellung seine Bedenken haben, für solche Gottesdienste ohne Mitwirkung eines Pfarrers ist sie ohne Frage die vollendete. Hier tritt der Chor, der so oft und mit Recht ein Prediger in Tönen genannt worden ist, in Wirklichkeit an Stelle des Predigers, auch äußerlich, und während sonst bei predigtlosen Gottesdiensten das Leerbleiben der Stätte, an der man sonst den Pfarrer zu sehen gewohnt ist, befremdend wirkt und als etwas Ungewöhnliches auffällt, kommt das Gefühl bei Niederlegung der Sängerbühne gar nicht auf. Ist es sonst der Pfarrer, so wird jetzt der Chor zum Liturgen. Und auch wenn man den Chor als den „sangeskundigen Teil“ der Gemeinde bezeichnet, erhält das Ganze erst bei dieser Aufstellung seine Einheitlichkeit. Chor und Gemeinde wirken jetzt wie Chor und Gegenchor und jeder Teilnehmer empfindet das ohne weiteres.

Ermutigt durch den ersten Erfolg am Vorabend des Totenfestes beschloß unser „Kirchengesangverein“ den Versuch am Karfreitag zu wiederholen. Auch hier wieder ein voller,

wenn möglich noch tiefergehendem Erfolg. Wieder in der „Pauluskirche" fand Nachmittags 3 Uhr „zum Gedächtnis der Sterbestunde unseres Erlösers" die „Karfreitags-Andacht" als II. Volkskirchenkonzert statt. Welche Stunde im ganzen Kirchenjahre eignet sich wohl besser zu solch einem „predigtlosen" Gottesdienst, als gerade diese? Als Beweis dafür mag wohl am besten die nirgendwo sonst wiederzufindende, aber in den Karfreitagspredigten fast ständig wiederkehrende Redewendung dienen: „Das ist die Geschichte vom letzten Leiden und Sterben unseres Heilandes Jesu Christi. Wäre es nicht eigentlich das Schönste, nun das Buch still zuzuschlagen, in stummem Gebet zu verharren, vielleicht ein Lied zu singen und dann heimzugehen?" Wie wirkungsvoll und tiefergreifend solch ein „Musikgottesdienst" zu solcher Stunde ist, haben wir in diesem Jahre erfahren dürfen. Unser Programm war in ähnlicher Weise eingeteilt, wie das oben besprochene. Nach einem Eingang, der aus drei Stücken bestand: a) Chor: Siehe, das ist Gottes Lamm (Homilius), b) Eine Stimme: Mein Jesu hilf, daß ich dein Leiden recht bedenke (Bach), c) Orgel: Vorspiel zu „Jesu, deine Passion", d) Gemeinde: Jesu, deine Passion, e) Chor: Lasset uns mit Jesu ziehen, daß wir mit ihm sterben (Hasse), zerfiel die Feier in 4 wieder durch kurze Pausen getrennte Abschnitte. Die Pausen ließen jedesmal der Gemeinde Zeit, die den einzelnen Abteilungen vorgedruckten Abschnitte der Leidensgeschichte still für sich durchzulesen. Die 4 Teile behandelten: I. Jesu Verurteilung und Kreuz. Leitende Schriftstelle: Mat. 27, 11—37. a) Eine Stimme: „Was hast du verwirket, o du allerholdseligster Knab Jesu Christe" (H. Schütz), b) Chor: Wahrlich, er trug unsre Qual (Messias), c) Gemeinde: Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe, d) Chor: O große Lieb, o Lieb ohn alle Maße (Johannes-Passion), e) Gemeinde: Ach großer König, groß zu allen Zeiten. II. Jesu Tod. Schriftstelle: Mat. 27, 38—51. a) Chor: Und es ward Finsternis (Michael Haydn), schließend mit: Neigte das Haupt auf seine Brust, gab auf dann seinen Geist, b) Stilles Gebet unter langsamem Glockengeläut mit einer Glocke, c) darauf leise einsetzend Orgel: Vorspiel zu O Lamm Gottes, d) Chor: O Lamm Gottes, unschuldig (Eccard), e) Gemeinde: letzter Vers des Liedes, f) Eine Stimme: So gibst du nun, mein Jesu, gute Nacht (Bach). III. Jesu Grablegung. Schriftstelle: Mat. 27, 52—66. a) Chor: O Traurigkeit, o Herzeleid (Bach), b) Gemeinde: Liebe, die sich tot gekränket, c) Eine Stimme: Ich laß dich nicht, du mußt mein Jesus bleiben (Bach). IV. Jesu Kreuzessieg. Schriftstelle: Phil. 2, 8—11. a) Chor: Ehre sei dir, Christe, der du littest Not (H. Schütz), b) Gemeinde und Chor im Wechselgesang 5 Verse des Liedes: Kommt, Seelen, mit nach Golgatha, schaut euren Lebensfürsten. Laßt glauben uns und lernen da, nach seinem Siege dürsten.

Auch diese Feier war „predigtlos", kein Pfarrer wirkte mit, und doch war's ein Gottesdienst, eine Stunde der Erhebung und Erbauung, wie sie weihevoller auch bei der besten Predigt nicht gedacht werden kann. Was keines Menschen Worte so tief in uns bilden, aufregen können, das vollbrachten die ergreifenden, leise einsetzenden Töne der Chöre „O Lamm Gottes, unschuldig", als die Gemeinde nach dem Chorsatz „Und es war Finsternis" unter den Klängen ihrer Glocken in lautlose Stille voll Gebet und Anbetung versunken war. Wieder war die Kirche wie beim ersten Male überfüllt und doch herrschte lautlose Ruhe und feierlichste Stille. Auch auf diesem Programm war nichts zu lesen von den Namen der Solisten, nur der Text der Gesänge und am Schluß kurze Erläuterungen über Dichter und Komponisten. Auch hier wieder, in Folge der Stellung des Chors, ein einheitliches Zusammenwirken von Gemeinde, Chor, Einzelstimmen, Orgel, wie es vollendeter nicht gedacht werden kann!

Nach diesen beiden, so ausgezeichnet gelungenen Versuchen werden von jetzt ab die „Volkskirchenkonzerte" und „predigtlosen Gottesdienste" neben den gewöhnlichen Sonn- und Festtagsgottesdiensten und liturgischen Feiern zu den ständigen Einrichtungen unsres kirchlichen Lebens hier gehören. Wir selbst haben nicht den geringsten Grund, uns dieses Erfolges zu rühmen. Denn sowohl was die innere Einrichtung der „Pauluskirche", die so wesentlich zum Gelingen beigetragen hat, als auch was die Veranstaltung der „Musikgottesdienste" selbst und die Zusammenstellung der Programme betrifft, sind wir nur Schüler und Nachfolger, wenn auch vielleicht dankbare und freudig lernbegierige, gewesen. Aber eben

darum dürfen wir wohl um so unbefangener sagen, daß es uns ganz unbegreiflich erscheint, wie bei solchen „predigtlosen" Veranstaltungen, die ja, wie bekannt, in der Brüdergemeine schon seit langem einsichtig gepflegt werden, die erbauliche Wirkung bezweifelt werden kann. Eines allerdings gehört bei der Zusammenstellung des Programms notwendig dazu, liturgischer Takt, oder wenigstens, wenn man selbst nicht genügend davon besitzt, Bescheidenheit genug, sich von den Wissenden und Kennenden leiten zu lassen, und Pflichtbewußtsein und Willigkeit genug, von Andern zu lernen und zu arbeiten. Manche wohl gutgemeinte aber wirklich herzzerreißende „Stoppelprogramme" lassen einen allerdings nicht nur an dem liturgischen Takt ihrer Verfasser verzweifeln, sondern auch immer wieder erstaunt fragen: „Ja, lesen und kennen denn diese Menschen gar nicht die Monatschrift oder sind sie zu eingebildet oder zu bequem, sich weisen zu lassen?" Die Folge sind dann natürlich Veranstaltungen, die alles andere, nur nicht „erbaulich" wirken.

Diese wohlgelungenen Versuche in unserer neuen „Pauluskirche" haben noch einen anderen günstigen Erfolg gehabt. Sie haben die Freudigkeit noch vermehrt, mit der wir an der Vollendung unserer noch im Bau begriffenen zweiten neuen Kirche, die ebenfalls nach Spittaschen Grundsätzen gebaut wird, arbeiten, unserer „Lutherkirche". Die Kirche, die für etwas über 1000 Sitzplätze berechnet ist und gebaut wird nach den Entwürfen und unter der Leitung des Architekten Eduard Arnold, Oberlehrer an der Baugewerkschule in Aachen, der auch die in der Monatschrift III, 167 besprochene Kirche in Burbach a. Saar gebaut und sich in ausgezeichnetster Weise in die neuen Ideen eingearbeitet hat, ist im Rohbau vollendet. In der nächsten Woche wird mit dem innern Ausbau begonnen werden. Die Anlage wird genau so wie in unserer „Pauluskirche", nur mit den sich immer mehr als wesentlich herausstellenden Verbesserungen, auf die ich in Nr. 2 des Jahrgangs 1902 der „Monatschrift" und im „Evgl. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen" Nr. 23 Jhrg. 1902 bei Gelegenheit der Besprechung der „Pauluskirche" hingewiesen habe. Die möglichst niedrig gehaltene Sängerbühne erhält keinen Zugang mehr von hinten, sondern an den beiden Seiten durch Treppen aus dem Kircheninnern selbst, so daß nun die Zusammenfassung und Verbindung der Plätze für den Sängerchor mit den Plätzen der übrigen Gemeinde vollständig ist. Eine besondere Freude war es mir, und ich darf wohl auch sagen Beruhigung, auf einem Entwurf, den Herr Baurat March-Charlottenburg für eine neue Kirche in Duisburg hergestellt hatte, nachträglich ganz genau die gleichen Gedanken, nach denen unsere „Lutherkirche" ausgeführt wird, wiederzufinden, nur mit dem Unterschiede, daß March die Brüstung der Sängerbühne in gerader Linie hinter der Kanzel verlaufen läßt, während bei uns die Sängerbühne sich im Bogen um die Kanzel herumschlingt. Da bei der bogenförmigen Gestaltung der Sängerbühne die Forderung, daß die Sänger den Pfarrer sehen sollen, naturgemäß weit mehr und leichter erfüllt wird, als wenn alle Sänger hinter dem Pfarrer stehen, ist wohl unsere Anlage vorzuziehen. Auch liegen weder architektonische Bedenken noch solche von Seiten des Dirigenten vor. Je länger unsere zwei Kirchenchöre in der „Pauluskirche" in der anfangs ja etwas fremdartig anmutenden Stellung des Dirigenten zu seinem Chore singen, um so mehr hat sich gezeigt, daß nicht die geringsten Schwierigkeiten vorhanden sind. Im übrigen hat auch March, wenn ich recht unterrichtet bin, jetzt zum ersten Male die niedrige Sängerbühne angesichts der Gemeinde angewandt, und zwar gleich die Verbindung der Sängerbühne mit dem Kircheninnern durch Treppen vorgesehen. Hierbei hatten also Liturg und Architekt, unabhängig von einander, die gleichen Empfindungen, nur mit dem Unterschiede, daß das, was wir erst nachträglich aus der Erfahrung lernen mußten, dem Fachmann sich gleich beim ersten Mal als selbstverständlich aufdrängte. Leider kommt der Entwurf Marchs in Duisburg nicht zur Ausführung. Es wird den Duisburgern später noch einmal leid genug sein. Unsere neue Choranlage ist im Modell fertig und wirkt ausgezeichnet. Über der Orgel an der Rückwand öffnet sich ein Rosenfenster, das auch den letzten Eindruck des Zusammengerückten oder Drückenden der Anlage beseitigt. Kanzel und Brüstung der Sängerbühne werden ganz mit Marmor verkleidet, die Brüstung in weißem, die Kanzel in gelblichem Marmor. Sie wird sich nicht nur durch den Höhenunterschied — die Kanzel wird merkbar höher als die Brüstung der Sängerbühne — sondern auch durch

die Verschiedenheit des Materials die Kanzel genügend abheben und der Übelstand vermieden, daß der Pfarrer sich nicht genug aus dem neben und hinter ihm sichtbar werdenden Sängerchor loslöst. Da der Anlage in der „Lutherkirche" wesentlich größer wird als in der „Pauluskirche" — es ist Raum geschaffen für 100 Sänger — so hoffen wir auch für das kirchenmusikalische Leben unserer Gemeinde noch eine Förderung. — Mögen diese bescheidenen, aus aber tief beglückenden Erfolge sowohl unserer neuen Kirchenanlage als auch der „Musikgottesdienste", an ihrem Teile auch dazu beitragen, den einen und anderen zur näheren Beschäftigung mit beiden anzuregen. Beide stehen ohne Zweifel in gewissem inneren Zusammenhang. Für die predigtlosen Feiern der „Musikgottesdienste" kann es m. E. keine vorbildlichere Kirchenanlage geben als die von Spitta angeordnete, die und dies ist hier in Krefeld unser Ruhm und unsere Freude bei uns zum ersten Male ausgeführt wurde und sich vortrefflich bewährt hat. Und andererseits wird, wo eine Gemeinde im Besitz solch einer Kirchenanlage ist, die kirchenmusikalische Entwicklung ganz von selbst auf die Veranstaltungen solcher Feiern, in denen Chor und Gemeinde auch ohne Mitwirkung eines Pfarrers in Wechselwirkung treten, hingeführt werden. Daß dies aber eine wesentliche und eine dem Wesen des protestantischen Gemeindegottesdienstes durchaus entsprechende Bereicherung unseres kirchlichen Lebens bedeuten würde, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Die Kirche in Wiemelhausen

von Pfarrer **Altkläser.**

Am Mittwoch den 1. Juli d. J. beging die evangelische Gemeinde Wiemelhausen die feierliche Einweihung ihrer Kirche. Mit diesem Ereignis stand die Gemeinde am Ende eines lange gehegten Wunsches. Es war ein weitausschauender Beschluß der Muttergemeinde Bochum, als sie im Jahre 1892 dazu überging, die 4 zur Kirchengemeinde Bochum gehörenden Außengemeinden Hofstede, Hamme, Altenbochum und Wiemelhausen in geschlossene Pfarrbezirke zu teilen und mit eigenen Pfarrern zu versehen. Mit diesem Vorgehen war der richtige Schritt getan, der schließlich zu 4 neuen Vorstadtgemeinden führen mußte. Dieser Prozeß war im Jahre 1900 beendet, und lagert sich seitdem ein geschlossener Kranz von selbständigen Kirchengemeinden um die Muttergemeinde Bochum.

Wunsch fast aller Kirchen-Vertretungen der neuen Kirchengemeinden war, Kirchen nach dem Wiesbadener Programm zu bekommen, das heißt solche, die spezifisch evangelisches Gepräge an sich trügen. Mehr oder weniger entsprechen auch die neuen Kirchen diesem Programm, am vollkommensten die in Wiemelhausen, welche hier im Bilde folgt. Figur 1 zeigt die Außenansicht.

Die Hauptbedingung zu Erreichungen am Plänen für diese Kirche waren folgende: Die Kanzel

Fig. 2.

sollte als Stätte des Evangeliums und Mittelpunkt des Gottesdienstes durch Stellung und Bau lebhaft in die Augen fallen. Die anderen Hauptstücke der Kirche sollten sich nach ihrer Bedeutung zu einem stimmungsvollen Bilde um die Kanzel gruppieren. Das Gestühl sollte sich zentral um die Kanzel legen. Von einem eigentlichen Chorraum wurde abgesehen und statt eines Altars ein einfacher Abendmahlstisch gewünscht. Säulen und alles sonstige den Blick auf die Kanzel Hemmende mußte vermieden werden. Mit der Kirche



Fig. 1

sollte ein Konfirmandensaal so verbunden sein, daß er jeder Zeit mit zur Kirche gezogen werden könnte. Es darf behauptet werden, daß die gestellten Bedingungen bei der Wiemelhauser Kirche in beinahe idealer Weise gelöst sind.

Der Grundriß (Tafel 2) zeigt ein Quadrat, an das sich vorn der Konfirmandensaal und ihm zur Seite der Turm und hinten die bis 1 m auf den Boden herunterreichende

Orgelbühne und ihr zur Seite die Sakristei anlehnt. Das Innere ist zentral gehalten mit der Kanzel als Mittelpunkt.

Figur 3 zeigt, wie die Kanzel als Stätte des Evangeliums und Mittelpunkt des Gottesdienstes wuchtig heraustritt, die Hauptstücke der Kirche gruppieren sich zu einem stimmungsvollen Bilde um dieselbe. Vorn sieht man den freistehenden Abendmahlstisch, darüber erhebt sich wuchtig die Kanzel, hinter ihr ragt 2 m von der Bodenfläche die zweiteilige Orgel empor, die mit ihren Spitzen bis beinahe an die Decke kommt; zwischen den Spitzen der Orgel befindet sich in der Mitte der Rückwand eine Rosette mit dem Karfreitagsbild und oben an der Decke zieht sich der Triumphbogen hin mit der Inschrift: Ein



Fig. 3.

Jeglicher sei gesinnet wie Jesus Christus auch war. Es ist keine Frage, daß diese Anordnung der Hauptstücke der Kirche ungemein stimmungsvoll wirkt.

Figur 4 zeigt die der Kanzel gegenüber liegende Seite der Kirche mit dem Konfirmandensaal und der großen Empore.

Die Vorzüge dieser Kirche sind: Der Eindruck des Gotteshauses ist auf den ersten Blick der einer evangelischen Kirche. Die Kanzel ist so angebracht, daß der Geistliche von jedem Platz aus gesehen werden kann, infolge der zentralen Anordnung ist der Blick wie von selbst auf die Kanzel gerichtet, nichts stört den Blick. Die Sänger auf der Orgelbühne sitzen zu den Füßen des Evangeliums und haben ebenfalls ungestörten Blick auf den Geistlichen. Durch die Möglichkeit, den Konfirmandensaal zur Kirche hinzuzuziehen, hat man eine Kirche für gewöhnliche Sonntage wie für hohe Festtage. Der Mittelgang, der bei Hochzeits-Auf-

zügen ganz schön ist, sonst aber oft recht störend wirkt, ist vermieden. Die Hauptsache aber bleibt, daß sich die Kirche Jedem, auch einem Uneingeweihten, auf den ersten Blick als eine evangelische Kultusstätte präsentiert.

Die Kirche hat bei Freund und Feind ungeteilten Beifall gefunden, ich habe Stimmen aus dem traditionellen und fortschrittlichen Lager gehört, die sie für die erste Kirche Westfalens



Fig. 4.

erklärten. Die Gemeinde ist stolz auf ihr Gotteshaus. Die Kirche ist, so wie sie ist, mit Genehmigung des Königlichen Konsistoriums von Westfalen gebaut.*)

*) Es ist uns eine besondere Freude, dem Aufsatz von Küdnen-Krefeld einen solchen folgen zu lassen, der zeigt, wie in Sachen des evang. Kirchenbaues das konservativere Westfalen hinter dem Rheinland nicht zurückbleiben will. Die Differenzen zwischen den Krefelder Bauten und der Kirche in Wiemelhausen sind in den Hauptsachen geringe und zeigen, wie mannigfaltig sich die Ausführung derselben Idee gestalten kann. Die Red.

Der christliche „Wandschmuck"

von **David Koch**

Wenn wir über den christlichen „Wandschmuck" reden, so wollen wir damit nicht sagen, daß wir glauben, ein Bilderschmuck könne unsere Wände, unsere Häuser, unsere Herzen christianisieren. Das wäre eine Überschätzung der Wirkung der Kunst, auch der



„Der Mond ist aufgegangen" Aus Richters Volksbildern, Blatt 3. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig

christlichen Kunst auf die Menschen. Bilder gehören zu den Gewohnheitsgegenständen, die uns umgeben, die wir vergessen, die wir ansehn, ohne dabei etwas zu denken, die in den Tagen des Schmerzes, in den Stunden der Andacht doch nur stumme Gäste an unsern Wänden sein können und für uns Protestanten immer bleiben werden, wenn wir uns immer mehr zu Anbetern Gottes im Geist und in der Wahrheit weiterentwickeln wollen.

Wir reden also von dem „christlichen Wandschmuck" nur deshalb, weil wir das, was die landläufige christliche Kunst in unseren wanddekorationsfrohen Tagen produziert und reproduziert, einer gewissen Kritik unterziehen wollen und es nötig erachten, Weizen und Spreu von einander zu scheiden.

Ich kann es nicht für meine Aufgabe erachten, die Sorte von Wandschmuck, welche unsre „christlichen Häuser" überschwemmt, noch mit einer Marke der Anerkennung zu versehen. Die Verleger, welche den Vertrieb der süßlich-sentimentalen christlichen Nazarenerkunst — kurz gesagt — pflegen, haben sich an unsere Enquete[1]) in der Tat auch entweder gar nicht beteiligt oder nur allgemein geantwortet.

Es wäre aber eine Ungerechtigkeit gegen diese Verleger, wollten wir sie darum anfeinden. Die Verleger haben in einer Zeit, wo auch in protestantischen wie in katholischen Kreisen die sentimentalste religiöse Kunst den Markt beherrschte, einfach als Geschäftsmänner gehandelt und dem Volke geliefert, was das Volk wollte. Hätte das evangelische Volk diese geistlosen „Kunstwerke" einfach nicht akzeptiert, so hätten diese Verlage auf andere Kunst sich geworfen, wie wir denn heute beobachten, daß einzelne Verlage neben dem weichlichsten Machwerk jetzt modernste Kunst von Gebhardt und Uhde reproduzieren.



„Emmaus". Aus Höfels Wandbildern, Blatt 5. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Die Verleger gehen mit der Zeit und wir müssen nur immer mehr dafür sorgen, daß sie ein kunsterzogenes Publikum finden, dann wird denen, die trotzdem „populäre", verweichlichte christliche Kunst verlegen, eines Tages doch das Publikum weg bleiben, das seine Vorstellung von christlichen Dingen nur mit einem unmännlichen Christustypus verbinden kann.

Es soll nun nicht gesagt sein, daß die Künstler dieses weichlichen Christustypus, zu denen Plockhorst, Hofmann, Thumann, Pfannschmidt und gelegentlich die inferioren Geister Schnaherr, Haradler, Ligner, O. Schmidt, Sennack, Hader gehören, nicht einzelne Werke geschaffen haben, die wir mangels besserer Kunst gelten lassen müssen für einzelne im Volke besonders beliebte Stoffe der Bibel. Ich werde diese Werke im einzelnen Falle nennen, im Übrigen aber die klassische Renaissance der Italiener und die Bilder der deutschen Altmeister, dazu die Werke von Cornelius, Führich, L. Richter, Schnorr von Carolsfeld, Ph. Veit. Die christlichen Bilder von Rubens werden wir leicht ausscheiden können, da wir für die meisten Stoffe, die er behandelt hat, reinere Darstellungen anderer Meister haben, und da es wenige christliche Bilder von Rubens gibt, in denen nicht ein Stück üppiges Fleisch wider den Geist

[1]) Vgl. M.-Schr. Nr. 3 S. 112.

wäre. Von den neuesten Meistern christlicher Kunst werden sie uns die Namen derer im Vordergrund stehen, die epochemachend in der 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts in die Geschichte der christlichen Kunst eingegriffen haben: E. v. Gebhardt, W. Steinhausen und F. v. Uhde.

Es ist hier nicht der Ort, über den Unterschied von romanischer und deutscher, alter und neuer Kunst zu reden. Wir befinden uns noch viel zu sehr in der Bewegung, als daß wir mit einem Male nun die moderne christliche Kunst dieser letzten Meister auf den Schild erheben könnten. Wir würden bald Prediger in der Wüste werden. Wer den Meistern der Renaissance zuneigt, wird sich am allerwenigsten durch diese Arbeit von ihnen abwenden lassen. Wer aber den modernen Meistern zugetan ist, der wird, wenn er ein christliches Bild wählen, raten oder kaufen soll, von selbst nach dem Namen der Neukunst suchen. Außerdem gibt es so viele erhabene christliche Stoffe für die religiöse Kunst, welche befriedigend bisher nur von den italienischen Meistern der Renaissance dargestellt wurden, von denen wir aber hoffen, daß die Weiterentwicklung der modernen Kunst auch diesen Darstellungen sich zuwenden wird.

Der Fortschritt der Reproduktionstechnik hat gerade auch für den christlichen Wandschmuck ganz Hervorragendes geleistet. Ich nenne in alphabetischer Reihenfolge — sine ira et studio — die Verlage, die mir nach ihren Einsendungen zu schließen, wirklich Wertvolles und Weiterstrebendes geleistet zu haben scheinen, sowohl nach Technik als künstlerischem Gehalt der Bilder. Ich mache dabei keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit und weiß, daß es immerhin etwas bedenklich ist, einzelne Firmen zu nennen, bin aber gerne bereit, mich dessen belehren und baldmöglichst Ergänzungen und Berichtigungen eintreten zu lassen.

1. Breitkopf & Härtel in Leipzig hat durch die „volkstümliche Ausgabe moderner Werke der deutschen Griffelkunst" in erster Reihe zeitgenössischer Kunstblätter auch aus dem christlichen Stoffgebiet sich wesentliche Verdienste erworben, indem er der erste war, der Steinhausen durch einzelne Lithographien unter das Volk brachte. Die Steindrucke sind meist auf einen gedämpften warmen Ton abgestimmt. Größe des Blattes 50 : 40 cm. Preis jeden Blattes 2 Mk. Rahmen zu den Kunstblättern in Plastik (nach H. Thoma) oder Holz (Brandmalerei) 10 Mk.

2. Alphons Dürr in Leipzig dürfte wohl in dem Versuch, Volksbilder zu schaffen, allen anderen vorangegangen sein. Bekannt ist seine Ausgabe: Ludwig Richters Volksbilder. Photographisch vergrößerte Holzschnitte als Wandbilder. 24 Blätter in der Größe von 50 : 65 cm. Preis des Blattes 50 Pfennige. Die Mehrzahl der Blätter ist christlichen Inhalts. Dazu kommen „Joseph Führichs sechs Volksbilder", — in gleicher Reproduktion und Papiergröße. Von Einzelblättern ist an Ort und Stelle die Rede, was auch für die folgenden Verlage gilt. A. Dürrs Bilder wären besonders da zu empfehlen, wo wenig Mittel da sind — man kann die großen Bilder auch auf einfachen Karton aufziehen lassen — und wo man doch auf echt künstlerischen Gehalt etwas hält. (Forts. folgt.)

Zur Weihrauch-Frage

sendet uns Herr Professor Dr. A. Thürlings aus Bern folgenden Beitrag und bemerkt dabei, er wäre sehr dankbar für eine Notiz, ob das unten genannte höchst interessante und reichhaltige, oft aufgelegte Buch, von dem er ein leider schon defektes Exemplar besitze, anderweit nicht mehr bekannt sei. Wir geben diese Frage zur Beantwortung an unsere Leser weiter.

CONSILIA
Sive Judicia Theologica, & Responsa
Ministerii totius Ecclesiae.
Neu verbessert und vollständiges
Kirchen-Buch
D. Philip. Hanen
Dom Predigers zu Magdeburg.

Darinnen die gewöhnliche Ceremonien ... neben vielen ... Sermonen ... Consiliis, ... auch gemeine Gebät und Collecten verfasset sind welche ... In den Kirchen des Ertzstiffts Magdeburg ... üblich seyn ... auch Mit einem Manuali Ministerorum Ecclesiae von 12 Büchern aufs neue verbessert.

Jetzo zum fünfftenmal gedruckt ... In Verlegung Johann Bückerwalds Buchhändl. zu Magdeburg und Zerbst Anno 1692 4° I—III. Teil in 9 Tractätlein, IV Teil (Hand- und Kirchenbuch, Predigtdispositionen und Texte enthaltend) in 12 Tractätlein 132, 324, ca. 200 und 450 Seiten.

Ander Theil p. 169 Das sechste Tractätlein Von der Beicht, Absolution und Communion oder Administration des heiligen Abendmahls in der Kirch p. 222 Form der Christlichen Meß oder Ordnung des Gesangs und Ceremonien zum Amt der Communion wie die in unsern Evangelischen Kirchen gehalten wird.

p. 224. 11 Wann die Predigt und das Gemeine Gebet verrichtet, tritt der Diaconus sampt zween Lectoribus und zween Vicariis, so peracasula haben, wie mans zu nennen pflegt, mit abgedachtem Kirchen Ornat für den Altar, tragen den Kelch, Oblaten und was zur Bereitung des hochwürdigen Abendmahls gehörig, auff den Altar, und wird von dem Küster an dem die Ordnung ist, ein silbern Rauchfaß, mit glüenden Kolen und Weyrauch in dem Chor, an eine Marmelsteinerne Seulen gehengt, und also zur Communion gereuchert, wie denn jenne auch vom Citharmeister [¹?] der Altar bekleidet und zu gerichtet, zwey Wachsliechter angezündet.

„Die Kunstanstalt der Berliner Stadtmission“

von Pfarrer **Schumacher** in Schalke

Der unter dieser Überschrift in Nr. 7 der Monatschrift f. G. u. k. Kunst von Cornelius Gurlitt veröffentlichte Artikel macht einen peinlichen Eindruck durch die einseitige Art und Weise, mit der die „Kunstanstalt“ der Berliner Stadtmission in die Diskussion gezogen wird. Dem hat der Verfasser der Entgegnung in Nr. 9 m. E. berechtigten Ausdruck gegeben.

Was Gurlitt sagen will, richtet sich eben nicht gegen diese oder jene Kunstanstalt, sondern gegen die Art und Weise, mit der die Gemeinden und ihre Vertreter von den allermeisten „Kunstanstalten“ überhaupt mit Anerbietungen von Werken überschwemmt werden, die, vom künstlerischen Gesichtspunkt betrachtet, in eine Kirche nicht hineingehören.

Wer in einer Gemeinde mit Kirchenbauten zu tun bekommt, weiß davon zu erzählen. Da werden von den verschiedenen Firmen, „Kunstanstalten“ usw. den Kirchenvorständen Bilder, Fenster, Altarzeuge, „Kirchenmodelle“ u. dergl. in einer so verführerischen Weise dargeboten, daß man es den guten Leuten nicht verargen kann, wenn sie die Gelegenheit wahrnehmen wollen, nach dem Umfang ihrer Mittel, und der ist im Durchschnitt sehr beschränkt, ihr Gotteshaus zu schmücken. Es ist schwer, dagegen anzukämpfen, in den meisten Fällen besonders, wenn etwas „gestiftet“ wird, aussichtslos und vielfach verhängnisvoll für das gute Verhältnis des Pfarrers zu seinen im übrigen treuen Gemeindegliedern, zumal bei kleineren Gemeinden.

Und dann laufen sie allerdings oft lieber bei einer „Kunstanstalt“, die wie bei der Berliner Stadtmission ihren Gewinn dem guten Zwecke förderlich sein läßt, eben um dieses guten Zweckes willen.

Gurlitt ist entschieden im Irrtum, wenn er ganz allgemein behauptet, man kaufe dann „bei der Mission, weil man weiß oder zu wissen glaubt, daß diese in erster Linie an den Vorteil des christlichen Käufers denkt, und zwar an dessen Vorteil im höchsten Sinne, im Sinne echter Kirchlichkeit.“

Die Ausführungen von Gurlitt richten sich in erster Linie gegen die Kunstanstalt der Berliner Stadtmission, sie nehmen andere, die in derselben Weise ihre Käufer „bemustern“, nach ausdrücklich in Schutz (vergl. die Artikel in Nr. 7 und 9). Das ist einseitig und schadet der herrlichen Aufgabe, die uns allen im Vordergrund stehen soll, „das Leben der in Deutschland (und auch in anderen Landen) so traurig daniederliegenden kirchlichen Kunst zu erwecken.“*)

*) Auf meine Anfrage an Herrn Hofrat Dr. Gurlitt, ob er sich noch weiter in der Sache äußern wolle, schreibt er: „Soll man wirklich nochmals antworten? Es wäre doch wohl an der Stadtmission, selbst dies zu tun.“ Diesen Wunsch macht auch die Redaktion zu dem ihrigen, um der Angelegenheit, die, wie uns mitgeteilt wird, vielerorts als unerwünscht empfunden ist, zu einem Abschluß zu verhelfen, der der kirchlichen Kunst von Nutzen sein könnte. Fr. Spitta

Noch einmal die „Liturgische Burleske"

von **Friedrich Spitta.**

Auf meinen in Nr. 2 der M.-Schr. veröffentlichten Aufsatz über das liturgische Unwesen an der Garnisonkirche zu Hannover sind mir von allen Seiten zustimmende Äußerungen zugegangen mündlich, in Briefen und in kirchlichen Blättern. Nur von der Seite, gegen die mein Wort gerichtet war, kam keine Antwort. Aber man sah sich auch nicht veranlaßt, die gerügten Mißstände abzustellen. Dem Verfasser jener liturgischen Andachten — sein Name wurde mir nachträglich mitgeteilt, es ist der Divisionspfarrer Deltrick — hatte der Verleger die Nr. 2 der M.-Schr. zugeschickt. Gleichsam als Antwort darauf erhielt ich aus Hannover das Programm eines liturgischen Passionsgottesdienstes, der Sonntag den 5. April 1903 nach vorhergegangener Zeitungsmitteilung sowie nach Angabe des Programms „unter gütiger Mitwirkung von Frau Rosa Müller, des hannoverschen gemischten Solo-Quartetts, Frl. Ella Schmidt, Frl. Emmy Reiners, Herrn William Rehne, Herrn Wilhelm Kunkel, und des Konzert-Organisten Herrn Wuthmann" stattfand. Er begann nach einem Vorspiel der Orgel mit einem Gesang des Soloquartetts von O. Thomas: „Herr, leg aufs Herz mir deine Hände, damit es nicht vor Freude bricht — — damit es nicht vor Jammer bricht — wenn es im letzten Kampfe bricht." Was diese Reflexionen an dieser Stelle sollen, macht auch der folgende Gemeindegesang „Ich bete an die Macht der Liebe" nicht klar. Wenn aber dann Frau Rosa Müller Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" anstimmte, worauf die Gemeinde mit „O Lamm Gottes unschuldig" antwortete, so sieht man, daß es hier schlimmer zugeht als je. Es gibt keine andere Erklärung dafür als die, daß Frau Rosa Müller die Beethovenschen Gellert-Lieder gerade in ihrem Repertoire hatte, wie sie denn von diesen im weiteren Verlauf der Andacht noch das erste „Gott, deine Güte reicht so weit" vortrug, umrahmt von dem Gemeindegesang „Es dient zu meinen Freuden", „Ich danke dir von Herzen" einerseits und andererseits „Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist", „Wir bitten dich, wahr Mensch und Gott, durch deine heiligen Wunden rot." Im Anschluß daran ertönte dann in wahrhaft schauerlichem Stilmißgriff Cruschmanns Ti prego, o madre pia, wobei man es immerhin für nötig gehalten hatte, in dem italienischen Texte wie in der für die deutschen Zuhörer bestimmten Übersetzung an Stelle der heiligen Jungfrau den buono Gesù einzuschieben. Dagegen hatte man den unkatholischen lateinischen Text des Mozartschen Ave verum, als vermutlich der großen Mehrzahl der Hörer völlig unverständlich, unangetastet gelassen und der Gemeinde statt dessen die beiden Verse der Elisabeth von Senitz (nach dem Militärgesangbuch der Adam Drese) „Liebe, die du mich gestaltet", „Liebe, die sich tot gekränket" dargeboten. Wenn das Solo-Quartett als letztes Lied anstimmte „Sieh, das Alte ist vergangen, und und fern die Täler prangen, denn der Frühling zieht herein", so ist das unter dem Gesichtspunkt des Kirchenjahres wie dem des Naturjahres gleich kühn empfunden.

Man sieht aus alle dem, daß meine Ausführungen gerade so viel Eindruck gemacht haben, als wenn man — um mich einer deutschen elsässischen Wendung zu bedienen — „einem Ochsen ins Horn pfetzt". Statt dessen erging von Herrn Dr. Richter, Konsistorialrat und Militär-Oberpfarrer in Straßburg, an meine und meines Kollegen Smend (Herr Dr. Richter schreibt „Schmend"!) Adresse die Aufforderung, folgende Entgegnung „in die nächste Nummer der Monatsschrift" aufzunehmen. Wir wollen ihm gern den Gefallen tun, obwohl er selbst nahezu 2 Monate nach Veröffentlichung meines Artikels verstreichen ließ, ehe er uns seine Entgegnung zustellte. Sie lautet:

„In Nr. 2 der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" hat der Herr Professor Dr. Spitta in Straßburg i. Els. das Programm eines am II. Advent 1897 veranstalteten liturgischen Abendgottesdienstes in der evangelischen Garnisonkirche zu Hannover seiner Kritik unterzogen. Selbst die Freunde des Herrn Professors werden es wohl kaum für einen glücklichen Einfall halten, daß er dieses vergilbte, mit fünfjähriger Verspätung ihm zugesandte Blättchen zu einem unglaublich leidenschaftlichen Ausfall gegen die evangelische Militärgeistlichkeit und gegen die liturgischen Normen des Militär-Kirchenwesens benutzt hat.

Es ist nicht unsere Sache, auf diese so weit zurückliegende Sache einzugehen — es möge dem Verfasser jenes Programms überlassen bleiben, das Nötige zu erwidern — nur der verallgemeinernde und feindselige Angriff gegen die süddeutsche Militärgeistlichkeit kann von hier aus nicht unbeantwortet bleiben.

Herr Professor Spitta sagt in seinem Artikel: „Diese Ungeheuerlichkeiten ereignen sich gerade da, wo bei Gehorsam gegen die Agende mit aller militärischen Pünktlichkeit durchgeführt wird. Bei den meisten Gottesdiensten ist jede Freiheit ausgeschlossen und in uniformierungsmäßiger Korrektheit muß alles abgemacht werden." Abgesehen davon, daß diese Auslassung in Bezug auf die Bestimmungen über die Benutzung der Darbietungen der Agende seitens der Militärgeistlichen nicht die Sachkenntnis verrät, die man bei einem Professor der Theologie zu erwarten berechtigt ist, welcher solche Bestimmungen kritisieren will, so hätte der Herr Kritiker doch gut getan, bei seinen wilden Steinwürfen das liturgisch

dünne Glashaus der von ihm bewohnten Kirche Augsburgischer Konfession mehr in Betracht zu ziehen und seine kritische Gabe zunächst in den Dienst seiner Landeskirche zu stellen. Statt dessen fühlt er sich berufen, die Preußische Militärgeistlichkeit und die liturgischen Normen des Militär-Kirchenwesens herunterzureißen und für Fälle, wo die Agende für das Kriegsheer keine Anhaltspunkte für die Einrichtung liturgischer Gottesdienste bietet und man versäumt hat, das Gutachten des Liturgikers Spitta einzuholen, ganz allgemein von dem preußischen Militärgeistlichen der Welt zu verkünden: „Wehe, wenn er losgelassen!“ Solche Epigramme sind eine sehr zweischneidige Waffe, und es wäre nicht verwunderlich, wenn daraufhin dieser oder jener Militärgeistliche dem Herrn Professor den Rat erteilen würde, lieber Betrachtungen über Demut und gute Umgangsformen anzustellen. Etwas mehr Bescheidenheit dürfte auch dem Herrn Professor Spitta gegenüber der gesamten Preußischen Militärgeistlichkeit jede gut anstehen! Besonders ärgerte ihn aber noch eine auf jenem Programm befindliche Ankündigung des Kindergottesdienstes. Wie er in dieser für die Militärgemeinde bestimmten Abkündigung einen Eingriff in die Rechte der Zivilgeistlichkeit erblicken und die Pfarrer der Stadtgemeinde aufrufen kann, „was sie zu solcher Aufforderung sagen“, das ist geradezu absurd, und der Gedankengang des Herrn Kritikers wird erst verständlich durch den Schlußsatz seines Artikels, der uns die überraschende Nachricht bringt, daß der Herr Professor der Theologie die Ansicht hegt, die Militärgemeinden bestünden nur aus den unter Kommando stehenden Soldaten. Herr Spitta weiß also nicht einmal, daß zu den Militärgemeinden auch zahlreiche Familien gehören, welchen jene Abkündigung galt, und ohne sich erst über die Verhältnisse der Militärgemeinden zu orientieren, schleudert der Herr Professor der gesamten Militärgeistlichkeit des Nordens und des Südens die Beleidigung ins Gesicht: „Es scheint im Norden nicht anders zu sein, wie im Süden, wo die Pfarrer immer darüber klagen müssen, daß die Militärgeistlichen ihnen die Leute absagen.“ Man ist in Verlegenheit, wie man solch Verfahren kennzeichnen soll, ohne dabei gegen die guten Formen zu verstoßen. Wenn Herr Spitta in Bezug auf jenes liturgische Programm am Eingang seines Artikels mit Emphase ausruft: „Es gibt Fälle, wo Anmaßung, Geschmacklosigkeit und bare Unvernunft mit einander im Bunde stehen“, so verschmähen wir es, in solcher Tonart ihm zu antworten, müssen aber den Vorwurf gegen ihn erheben, daß er in Unkenntnis der Militär-Gemeinde-Verhältnisse und darum leichtfertig und unbegründet die schwere Beleidigung der Absagerei, also des böswilligen Eigennutzes hinsichtlich Abkündigung des Kindergottesdienstes gegen die Militärgeistlichen ausgesprochen hat. Oder verlangt etwa der Herr Professor, daß die Militärgeistlichen bei jeder Abkündigung ausdrücklich hinzufügen, „aber nur gültig für die Militärgemeinde“?

Herr Spitta ist Dirigent eines gemischten Kirchenchors, und es mag ihn nicht angenehm berühren, daß viele Leute der Zivilgemeinde — ganz abgesehen von den dem Herrn Professor so „anmaßend“ erscheinenden liturgischen Gottesdiensten — nicht nur die sonntäglichen Militärgottesdienste, sondern auch die Orgelkonzerte und die Aufführungen der gemischten Chöre in den Garnisonkirchen — hier in Straßburg wie anderwärts — gern besuchen. Deshalb durfte er sich aber noch keineswegs zu so leidenschaftlichem Ausfall und zu so schwerer Beleidigung gegen die Militärgeistlichkeit hinreißen lassen, denn jene Leute machen nur von ihrer evangelischen Freiheit Gebrauch und Herr Spitta wird ihnen dieselbe dadurch nicht verkümmern können, daß er sie alle als geschmacklose und verbildete Leute schildert und schilt.

Wenn ein Professor der Theologie in sachlicher Weise auf Unrichtigkeiten und Fehler, die sich in liturgischen Gottesdienstprogrammen nach seiner Meinung vorfinden, aufmerksam macht, so ist das sein gutes Recht, und niemand wird ihm das verübeln, vielmehr könnte man ihm das danken. Von kritischen Leistungen aber wie der vorliegenden, in welcher nicht sachliches Interesse, sondern persönliche Leidenschaft eine grobe und beleidigende Feder geführt hat, wird sich jeder vornehm denkende Leser der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ mit Unwillen abwenden.

Dr. Richter,

Konsistorialrat und Militär-Oberpfarrer des 15. A.-K.

Es läge nahe, auf diese Äußerung im Ton der „Liturgischen Burleske“ zu antworten, aber ich muß fürchten, daß einem „vornehm denkenden“ Manne das Verständnis für diese Ausdrucksweise abgeht. Und verstanden werden möchte ich doch gern. So will ich denn so ernst und sachlich reden, wie ich es vermag. Vielleicht wird dann Herr Dr. Richter zu der Erkenntnis kommen, daß von einem „unglaublich leidenschaftlichen Ausfall“ meinerseits nicht die Rede sein kann, sondern nur von einem Ulk über Mißstände, die es nicht verdienen, anders behandelt zu werden, und von ein paar daran angeschlossenen Bemerkungen, über die eine ernsthafte Diskussion von Nutzen sein könnte.

Herr Dr. Richter will auf meine Kritik des Programms von Delbrück nicht eingehen, überläßt diesem vielmehr die Antwort. Er hat kein Wort dafür, daß es sich in Hannover um wirklich unglaubliche Ungehörigkeiten handelt, bezeichnet es dagegen als einen unglücklichen Einfall, daß ich jenes 5 Jahre alte Programm benutzt habe, das er wie eine Jugend-

dummheit behandelt wissen möchte, die der Verständige nicht wieder aufwärmt. Aber wie, wenn Programme ganz gleicher Art bis zur Gegenwart fabriziert werden? Herr De Richter ignoriert das von mir S. 82 Anm. mitgeteilte Programm vom 7. Advents-sonntag 1902. Er möge sich jetzt auch noch das von mir oben erwähnte Programm vom April 1903 ansehen. Ob ihm dann nicht der Gedanke kommen wird, daß er mit seiner Einleitung einen Schlag ins Wasser getan? Trotz seiner Versicherung, er wolle das Delbrücksche Programm auf sich beruhen lassen, schreibt er nun doch: „Wenn Herr Spitta in Bezug auf jenes liturgische Programm am Eingang seines Artikels mit Emphase ausruft: „Es gibt Fälle, wo Anmaßung, Geschmacklosigkeit und bare Unvernunft mit einander im Bunde stehen" so anbequemen wie es in solchem Tone ihm zu antworten." Ich würde mich gar nicht beschweren, wenn Herr De Richter die an sich tadellosen Begriffe „Anmaßung, Geschmacklosigkeit und bare Unvernunft" gebraucht hätte, falls er die Berechtigung ihrer Anwendung mit so schlagenden Gründen bewiesen hätte, wie ich es getan. Ich bitte meinen Gegner mir nachzuweisen, daß jenes Urteil über das Delbrücksche Machwerk eine grundlose Schimpferei gewesen. Kann er das nicht, so wird jeder seine Deklamation belächeln, sowie die andere, daß meine Kritik dadurch verenigt worden sei, daß man „versäumt habe, das Gutachten des Liturgikers Spitta einzuholen". Den gleichen Charakter hat es, wenn Herr De Richter rügt, ich hätte meine „wilden Steinwürfe gegen das liturgisch dünne Glashaus unserer Kirche Augsburgischer Konfession" richten sollen. Zunächst darf ich ihm mitteilen, daß ich oft genug im Kolleg wie in Pastoralkonferenzen die liturgischen Angelegenheiten unserer Landeskirche freimütig kritisiert habe. Nun habe ich allerdings nicht die Ehre gehabt, Herrn De Richter bei einer dieser Gelegenheiten zum Zuhörer zu haben. Aber meine Schriften über Chorgesang im Gottesdienste und über die Elsässischen Gesangbücher sowie Vieles aus den 8 Jahrgängen der M. Schr. würden ihm gezeigt haben, daß ich es an Kritik nach dieser Seite hin nicht habe fehlen lassen. Herr De Richter hat alles dieses nicht gelesen, das kann ich ihm nicht übel nehmen. Aber dann hätte er sich doch hüten müssen, offene Türen einzurennen und sich gegen unsere Landeskirche zu kehren, wie ein gezüchtigtes Kind, das einen Trost darin findet, einen Kameraden des gleichen Vergehens zu beschuldigen. Ich habe schon mancherlei Liturgisches in der mir teuren hannoverschen Heimatskirche kritisiert, ebenso die liturgischen Einrichtungen der Preußischen Landeskirche, der ich vor meiner Übersiedelung ins Elsaß angehörte. Weshalb soll ich die liturgischen Äußerungen der Militärgemeinden ignorieren, wo sie in die volle Öffentlichkeit treten, und wo man mich als den Herausgeber einer liturgischen Zeitschrift direkt, gewisse Ärgernis erregende Zustände zur Sprache zu bringen? Das kann Herr De Richter trotz seiner Schlußsatzes doch nur fordern von einem Standpunkt aus, der die eigenen Einrichtungen für vollkommen und jede daran geübte Kritik für eine Art Majestätsverbrechen hält. Ein Garnisonprediger erwiderte allerdings einmal, als die Straßburger Pastoralkonferenz über die Beschaffung einer Agende beraten wollte, wozu das nötig sei, man hätte ja in den Garnisonkirchen bereits eine Ordnung, die man bloß anzunehmen brauche.

Herr De Richter vermischt ferner seine eigenen Angelegenheiten so mit denen Delbrücks, daß man glauben muß, ich hätte meinen Angriff eigentlich gegen ihn gerichtet, wie er denn mir geradezu unterschiebt, ich als „Dirigent eines gemischten Kirchenchores" sähe es nicht gern, wenn die Mitglieder der Zivilgemeinden in die musikalischen Feiern der Garnisonkirche kämen, und hätte mich deshalb zu so „leidenschaftlichem Ausfall und zu so schwerer Beleidigung gegen die Militärgeistlichkeit hinreißen lassen." Wie unfähig muß Herr De Richter sein, bei Beurteilung einer Angelegenheit von seiner Person abzusehen, wenn er den Grund für meine Kritik der liturg. Andachten in Hannover in meinem Neid gegen die Musikaufführungen der Straßburger Garnisonkirche findet! Ich habe diesen Konzerten, die von zwei bewährten Musikern geleitet werden, wiederholt mit Vergnügen beigewohnt und in den Programmen nie etwas Anstößiges gefunden, dabei habe ich höchstens bedauert, daß diese Veranstaltungen meistens viel zu schwach besucht wurden. Aber solche Erfolge der Garnisongemeinde zu mißgönnen und aus Ärger darüber einen versteckten Angriff gegen Herrn De Richter zu unternehmen — das anzunehmen wird sich hoffentlich nicht bloß jeder vornehm denkende, sondern jeder rechtschaffene Mensch hüten. Und damit genug und übergenug von diesen persönlichen Dingen.

Direkt angegriffen fühlt sich Herr De Richter durch meine Bemerkung, daß im Norden wie im Süden Klagen von den Zivilgeistlichen laut würden, daß die Garnisongeistlichen sich Grenzüberschreitungen zu Schulden kommen ließen. Darüber läßt sich reden. Es handelt sich hier um Tatsachen. In Hannover sind wiederholt Klagen dieser Art erhoben worden. Herr De Richter möge sich nur in den betreffenden Kreisen erkundigen. Dem gegenüber ist die von mir kritisierte Einladung zum Kindergottesdienst mehr als anfangs abgesagt. Daß sich diese nur an die Militärgemeinde richte, kann Herr De Richter nur behaupten, wenn das auch von den anderen Bemerkungen des Programms, speziell von der über die Kollekte gelten soll, die sicher von keinem Menschen anders als den Besuchern des Gottesdienstes überhaupt geltend angesetzt worden sind. In Straßburg habe ich während der 16 Jahre meines dortigen Aufenthaltes jene Klagen immer wieder gehört und bin in

der Lage, Namen von Garnisongeistlichen zu nennen, die es geradezu für ihr Recht ansahen, Mitglieder der Landeskirche zu ihrer Gemeinde hinüberzuziehen. Soll ich nun annehmen, die Pfarrer der Landeskirchen in Nord und Süd hätten sich böswilliger Verleumdungen schuldig gemacht? Nicht einen sachlichen Grund hat Herr Dr. Richter vorgebracht, nichts als entrüstete Deklamation! Von Herrn Dr. Richter ist mir jener Seelenfang nie berichtet worden. Weil er der etwa 3—4 Jahre in Straßburg sein mag, haftbar sein für alles, was irgend welche Kollegen vor ihm getan haben? Oder will er meinen Worten den Sinn unterlegen, ein jeder Garnisonpfarrer treibe Seelenfang? Gegen eine solche Auslegung protestiere ich. Daß aber die Versuchung einer Erweiterung der Garnisongemeinden besonders nahe liegt, bedarf bei ruhiger Überlegung doch keines ausführlichen Beweises. Das liegt in den Verhältnissen begründet, wird gelegentlich auch unterstützt durch mangelndes Gemeindebewußtsein der Herübergeholten, kann nur in den seltensten Fällen als Äußerung „böswilligen Eigennutzes“ bezeichnet werden, ist meistens ein Mangel an Respekt vor den kirchlichen Ordnungen der Zivilgemeinden, wie noch milder zu beurteilenden Beweggründen nicht zu reden. Eine Ungehörigkeit bleibt es in jedem Fall. Dies aussprechen ist aber keine von persönlicher Leidenschaft diktierte Beschimpfung der gesamten Militärgeistlichkeit.

Das Gleiche gilt von einem zweiten Punkt. Ich habe behauptet, das Verlassensein von jedem liturgischen Kriterium und Takt, das sich in den hannoverschen liturgischen Andachten zeigt, stehe nicht außer Beziehung zu der liturgischen Gebundenheit im Militärgottesdienste. Ich gönne Herrn Dr. Richter ganz seinen Triumph über die bei einem Professor der Liturgik unbegreifliche, von ihm angeblich konstatierte Unwissenheit in Sachen der Militäragende und der Zusammensetzung der Militärgemeinden. Aber er irrt sich. Oder glaubt er, daß durch eine weniger zynische Behandlung dieser Punkte, als ich sie angeben, für seine Meinung etwas gewonnen werden könnte? Dann führe er den Beweis dafür. Vorläufig bleibe ich bei meiner Ansicht, für die ich im Laufe der Jahre reichliches Material auch aus den Garnisongottesdiensten in Straßburg gesammelt habe. Dabei bleibt wieder die Person des Herrn Dr. Richter ganz außer Betracht, da das Programm eines von ihm entworfenen liturgischen Gottesdienstes nicht in meiner Hand ist. Ich behaupte nach wie vor, daß eine bei liturgischen Feiern in Garnisongemeinden ein besonders hoher Prozentsatz von liturgischen Mißgebilden begegnet ist, von Extravaganzen, die vielfach in einem komischen Kontrast stehen zu der steifen Korrektheit des Hauptgottesdienstes. Auch hier sind vor allem die Verhältnisse schuld, nicht die Personen, und eine Schmähung der gesamten Garnisongeistlichkeit ist ausgeschlossen. Daß Garnisongeistliche wie Emil Frommel liturgisches Wissen und Takt besaßen, dürfte doch auch einem Mann von meiner Unwissenheit nicht unbekannt geblieben sein. Aber das besaßen sie nicht in Folge ihrer Schulung durch die Einrichtungen und Anregungen des Garnisongottesdienstes, sondern trotz desselben. Diese meine Ansicht läßt sich bestreiten; die Pastoral-Korrespondenz der Geistlichen der hannoverschen evang.-luther. Landeskirche, die meinem Artikel sehr warm zugestimmt, weicht doch in obigem Punkte von mir ab. Daß ich wirklich im Unrecht bin, wolle man mir nachweisen durch Beibringung von Programmen liturgischer Feiern, die mich von meinem Irrtum kurieren könnten, und die ich jeder Zeit mit besonderer Freude zum Zeugnis wider mich in der M. Sch. veröffentlichen würde. Vor allem aber würde ich gezwungen werden, meinen Irrtum zu bekennen, wenn mir an Stelle jener vollkommenen Selbstgenügsamkeit die klare Erkenntnis entgegenträte von den naturgemäßen Grenzen des Garnisongottesdienstes, durch die er sich im Nachteil befindet gegenüber den Gottesdiensten normaler Gemeinden. Wenn mich ein Garnisonprediger zu einer Predigt an seiner Statt zu bewegen suchte durch die Bemerkung: „Es muß Ihnen doch eine Freude sein, wieder einmal vor einer vollen Kirche zu predigen und vor lauter Deutschen“, so drückte sich darin jener Mangel in naiver Weise aus. Das berechtigte Selbstbewußtsein des Militärstandes scheint unwillkürlich auf manche Militärgeistliche und die Beurteilung ihres Gottesdienstes übergegangen zu sein. Das ist natürlich, zeugt aber nicht von theologischer und liturgischer Einsicht. Wo ich diese bei Militärpfarrern gefunden, war sie regelmäßig verbunden mit der starken Empfindung davon, wie Militär und Gottesdienst zwei ursprünglich schwer zu vereinigende Größen seien. Ich schließe mit dem ernsten Wunsche, daß die Richterschen Ausführungen nicht den Durchschnitt liturgischer Erkenntnis bei der Garnisongeistlichkeit gezeigt haben möchten, daß sie vielmehr der Ausdruck einer Minorität seien, die allein auch für die „liturgische Burleske“ verantwortlich gemacht werden dürfe.
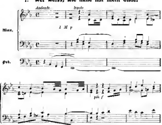
Die Firma Breitkopf & Härtel ersucht uns um Aufnahme folgender Bitte: „Die Besitzer Robert Schumannscher Briefe werden gebeten, dieselben in Abschrift (oder im Original gegen Rückgabe) an Herrn Professor F. Gustav Jansen in Hannover, Sternstraße Nr. 13 zur Aufnahme in die vorbereitete zweite Auflage der Schumannschen Briefe, Neue Folge, gütigst einzusenden.“
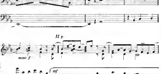
Herrn Organist H. Gruner in Falkenstein.

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Zwei Orgelvorspiele von Robert Frenzel.

1. Wer weiss, wie nahe mir mein Ende.





rit.

I

II

I a tempo

sempre legato

decresc.

dimin. e ritard.

poco marcato

Das 2. der Vorspiele erscheint in der November-Nummer.

Google

8. Jahrgang | Nr. 11. | November 1903.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. — Ausgabe B, mit der Beilage „Korrespondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich [illegible] M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten [illegible]

Vom evangelischen Gottesdienst in der Diaspora

von Hilfspfarrer **Otto Michaelis** in Metz.

Nirgends erwachsen dem evangelischen Gottesdienst wichtigere Aufgaben als da, wo er die in der Zerstreuung lebenden Protestanten zu gemeinsamen Feiern vereinigt. Das ergibt sich schon aus der üblichen Unzulänglichkeit der Seelsorge und des Unterrichts, den schlimmsten Notständen jeder Diaspora. Je spärlicher diese Quellen fließen, um so wichtiger ist es, daß das Land durch anderweitige, planvolle Bewässerung vor dem Vertrocknen geschützt werde. Das muß, das kann der öffentliche Gottesdienst leisten. Auf diesem Gebiet brauchen die Diasporagemeinden hinter ihren Schwestern in gut evangelischen Gegenden nicht zurückzustehn, am wenigsten diejenigen, die über einen würdigen Kultusraum verfügen. Wird doch in ihnen ganz naturgemäß eine höhere Schätzung des gottesdienstlichen Lebens und ein größerer Eifer, an seiner Ausgestaltung mitzuarbeiten, vorhanden sein, als durchschnittlich in andern. Die Macht der römischen Kirche, die selten ein Mittel vorübergehn läßt, um ihre dominierende Stellung der kleinen Zahl der Andersglaubigen fühlbar zu machen, wirkt Gott sei Dank ja nicht nur lähmend und tötend auf das evangelische Bewußtsein, sondern in vielen Fällen aufrüttelnd und belebend. Wo sonst überall römisches Wesen sich breit macht, da sehnt sich selbst derjenige, der in seiner evangelischen Heimat nicht zu den Kirchenchristen gehört hat, in der Regel nach einer Stätte und einer Stunde, wo ihm die Frömmigkeit des Elternhauses, der Schule und der eigenen Heimat wieder entgegenleuchtet. Wie wichtig aber, daß solcher Kirchenbesuch, den er vielleicht mit dem Opfer einer mehrstündigen Wanderung hat erkaufen müssen, ihm bietet, was er erhofft! Trifft das Gegenteil ein, verläßt er unbefriedigt, enttäuscht das Gotteshaus, so wird in vielen Fällen dies der Anlaß sein, daß er dem gottesdienstlichen, kirchlichen und religiösen Leben für Jahre bin-

aus, vielleicht für immer, entfremdet wird. Er hat ja nicht die Möglichkeit, in einer andern evangelischen Kirche die Erbauung zu finden, die er hier vergebens gesucht hat. Besonders peinlich wird der mit rednerischen Aufgaben vielfach überbürdete und durch die nicht nur seelischen, sondern auch physischen großen Anforderungen seines Berufs oft ermüdete Diasporapfarrer diesen Notstand empfinden, falls er nicht zu jenen beneidenswerten Predigern gehört, die überzeugt sind, jeden Sonntag etwas Tüchtiges auf der Kanzel zu leisten. Mit einem wahren Gefühl der Erleichterung wird er alles begrüßen, was sich der Predigt gewissermaßen als Bundesgenosse zur Steigerung der erbaulichen Wirkung des Gottesdienstes anbietet. Die Diaspora drängt somit geradezu hin auf eifrigste Pflege all der gottesdienstlichen Bestrebungen, denen diese Zeitschrift dient.

Andererseits erwachsen hier auch besondere Schwierigkeiten. Ein Blick auf die Entwicklungsgeschichte des evangelischen Gottesdienstes zeigt uns, wie seine verschiedenen Schäden auf eine falsche Stellungnahme zurückgeführt werden können, die die Reformationskirchen dem Erbe des Katholizismus gegenüber eingenommen haben. Zwei Abwege taten sich vor ihr auf und sind bis heute die Lieblingspromenaden Unzähliger geblieben. Auf der einen Seite die archaisierenden, romanisierenden Tendenzen, auf der andern die Überspannung evangelischer Grundsätze im rationalistischen Gottesdienstbegriff. Dort Mangel an Verständnis für die große Verschiedenheit evangelischer und katholischer Kultusprinzipien und bedenklicher Eifer, Most in alte Schläuche zu fassen, hier in einseitiger Betonung des Intellektuellen und Moralischen die Herabwürdigung des Gottesdienstes zur Schulstunde, das Zurücktreten des Momentes der Anbetung und die Scheu vor energischer Verwendung der Kunst im Gottesdienst. Alle diese Trübungen evangelischer Gedanken sind direkt oder indirekt durch die Berührung mit katholischem Geiste zustande gekommen. Liegt aber die Not der Diaspora in der durch die Machtstellung der römischen Kirche hervorgerufenen Gefahr einer Einbuße an evangelischer Eigenart, so wird deutlich, daß hier ganz besonders stark die Schwierigkeiten sich wiederholen müssen, mit denen die Entwicklung des protestantischen Gottesdienstes in jahrhundertlangem Ringen zu kämpfen hatte. Was uns in dieser Geschichte als ein langwieriges chronisches Leiden entgegentritt, taucht in der Diaspora gewissermaßen als heftige, akute, in vielen Fällen Tod bringende Krankheit auf. Besonders groß sind hier die Gefahren, daß wir uns von Rom irgendwie die Marschroute anzeigen lassen, wobei der eine durch Temperament, kirchliche Gewöhnung oder dogmatische Stellung mehr nach rechts, der andere mehr nach links gedrängt werden wird. Statt dessen sollte doch als Ziel im Auge behalten werden, daß die *Gottesdienste der Diaspora evangelische Christentumsauffassung* nicht in schroffster, noch weniger in schonend unkenntlicher, sondern in reinster, *charakteristischer Ausprägung zeigen*. Wer längere Zeit in der Fremde geweilt hat, weiß, wie beides dort besonders unerfreulich wirkt: jener Zug des Deutschen, vor allem, was fremd ist, sich zu beugen und die Eigenart des eigenen Volkes zu verleugnen, aber auch jene Art, die in heilloser Begriffsverwirrung deutsche Nationallaster für Nationaltugenden ansieht und in der eifrigen Pflege unerfreulicher Seiten der deutschen Art eine Äußerung patriotischer Gesinnung erblickt. Wie das Glied eines Volkes aber statt dessen in der Fremde doppelte Verantwortung hat, die Vorzüge seiner Nation in Wort und Wandel zum Ausdruck zu bringen und so sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten, so wird es heilige Ehrenpflicht jeder „Kirche in der Wüste“ sein, das,

was ihre eigentümliche Kraft und Stärke ist, widerspiegeln zu lassen, vor allem auch in ihren gottesdienstlichen Feiern.

Glücklich daher die Gemeinde der Diaspora, deren Gotteshaus schon nach außen dieser Aufgabe dient, weil es nach evangelischen Grundsätzen und für die Bedürfnisse des evangelischen Gottesdienstes gebaut ist! Noch glücklicher diejenige, bei der Predigt, Lied und Gebet ganz den eigenartigen Bedürfnissen der Gemeinde angepaßt sind und ungehemmt durch die Fesseln menschlicher Gedankenlosigkeit ihren Dienst an den Seelen ausüben können! Es sei im Folgenden gestattet, auf diese drei Fundamente des evangelischen Gottesdienstes in ihrer besonderen Bedeutung für die Diaspora kurz einzugehen.

Dem Prediger wird sich immer wieder die versucherische Frage aufdrängen, ob es nicht geraten sei, seiner Rede mehr und mehr den Charakter der Kontroverspredigt zu geben. Er beobachtet täglich, wie der Glaube seiner Gemeinde, durch oft ebenso planvolle wie maßlose Angriffe aus dem römischen Lager gefährdet wird. Dort steht nicht nur Presse und Beichtstuhl, Unterricht und Vereinswesen im Dienste konfessioneller Propaganda, sondern mit unleugbarem Erfolge auch die Predigt. Gleichgültig wird es ihn auch nicht lassen, wenn so manches „Religionsgespräch" in der Stille der Werkstatt wie der Wohnung mit einer Niederlage seiner Gemeindeglieder endigt, weil es diesen an der wünschenswerten Munition für den Kampf gefehlt hat. Er wird dann wohl die Gemeindebibliothek neben anderem auch zu einer Rüstkammer für den der Gemeinde aufgenötigten Kampf ausgestalten und für weite Verbreitung evangelischer Literatur auch sonst sorgen. Aber genügt das? Soll die Predigt an all dem achtlos vorübergehn? Und doch tritt sie in die Arena des konfessionellen Kampfes, wie groß ist die Gefahr, daß dann tiefe heilige Bedürfnisse vieler unbefriedigt bleiben und diesen Steine statt Brot gegeben werden! Hier besteht in der Tat ein Konflikt, den in dieser Schärfe nur die Diaspora kennt. Nicht immer wird es möglich sein, diese widerstreitenden Bedürfnisse zu befriedigen, ohne daß irgend ein Teil dadurch leidet. Und doch wird eine echte Evangeliumsverkündigung gleichzeitig apologetisch und positiv erbauend wirken. Besonders auch da, wo wir achten, welches die gefährdetsten Punkte unserer Position sind. Rom hat einen feinen Instinkt dafür, daß nicht Theorien und Doktrinen an sich, sondern lebendige Persönlichkeiten, die dieselben verkörpern, die wichtigsten Faktoren religiöser Entwicklung sind. Daher dies heiße Bemühen mit allen Mitteln, auch den skrupellosesten, selbst mit offenkundiger Verleumdung und Verdrehung der Tatsachen, dem evangelischen Volke die Freude an den Gestalten seiner Reformatoren zu verekeln. Daher aber auch die innere Notwendigkeit, den Geschichtslügen Geschichtswahrheiten gegenüberzustellen, am besten, ohne der Lüge die Ehre der Erwähnung anzutun, mit wirksamen Anekdoten und Kernsprüchen aus dem Leben der Helden unserer Kirche die Predigt zu beleben.

Wie Luthers „Ein feste Burg" sein bestes Charakterbild ist, so gibt es doch auch Aussprüche aus seinen Werken, Episoden aus seinem Leben, die das Wesen des ganzen Mannes gewissermaßen blitzartig erleuchten. Solche Geschichten bleiben haften, sind oft trefflichstes Material nicht nur zur Charakteristik von Persönlichkeiten, sondern auch zur Lebendigmachung bestimmter evangelischer Grundwahrheiten. Noch schöner freilich wäre es, wir blieben dabei nicht stehen, sondern würden den Schriften der Helden unserer Kirche eine ganz bestimmte Stellung im Gottesdienste zuweisen, wie dies kürzlich S p i t t a mit überzeugender Klarheit und Wärme

befürwortet hat. Jedenfalls wird es aber schon eine Verbesserung sein, wenn wir statt eigener Deklamationen über Reformation und Reformatoren diese selbst mehr zu Worte kommen lassen. Die Gemeinde muß es spüren, daß ihr mit diesen Gestalten mehr gegeben ist als der katholischen Kirche mit all ihren Heiligen. So wird die Predigt zur Weckung und Stärkung konfessionellen Bewußtseins ihren Beitrag liefern, indem sie die Gemeinde mit den besten Söhnen ihrer Kirche bekannt macht und zur Treue gegenüber den von den Vätern überkommenen religiösen Gütern auffordert. An der Weckung einer spezifisch evangelischen Gesinnung liegt aber alles; denn nicht Erweckung, sondern Versittlichung des konfessionellen Bewußtseins ist die Aufgabe. Alle Achtung vor dem Andersgläubigen wird ihr Gegengewicht finden müssen in der Überzeugung, daß der eigenen Kirche vor jeder andern von Gott viel gegeben ist. Gelingt es der evangelischen Kirche nicht, dies Bewußtsein auch durch ihre Gottesdienste in der Diaspora zu wirken, so wird sie von einer Niederlage zur andern geführt werden.

Nun sind die äußern Verhältnisse in der Diaspora ja freilich oft derart, daß solches Selbstgefühl nur schwer aufkommen kann. Namentlich diejenigen, die aus evangelischen Gegenden stammen, empfinden die Knechtsgestalt der eigenen Kirche in der Diaspora bitter. Auch hieraus dürften aber unseren Gottesdiensten neue, wichtige Aufgaben erwachsen. Je unansehnlicher die äußere Stellung ist, die evangelisches Christentum einnimmt, je verschüchterter und zaghafter die Gemeindeglieder dadurch oft geworden sind, je blendender und imposanter Rom auftritt, um so deutlicher, kühner und sieghafter muß von der einzigartigen Bedeutung evangelischen Glaubens für die Welt im Gottesdienst Zeugnis abgelegt werden. Und damit bleiben wir in den Fußtapfen Jesu und seiner größten Apostel, in deren Verkündigung die Stärkung des christlichen Selbstbewußtseins und die Pflanzung eines im schärfsten Gegensatz zu den Eindrücken der Außenwelt stehenden stolzen Glaubens ein wichtiges und gerade in seiner Paradoxie äußerst wirkungsvolles Stück gewesen ist. (Vgl. Matth. 5, 13. Luk. 12, 32. 1. Kor. 1, 27. 1. Joh. 5, 4.) Immer wieder machen wir doch die Beobachtung, wie ein starker Glaube, der sich naturgemäß im Kampf wider die ihm entgegenstehenden Hindernisse als Paradoxie äußert, gerade damit eine Gestalt gewinnt, die ihn fast unbesiegbar macht. Es könnte wahrhaftig nichts schaden, wenn auch wir immer neue Wege fänden, um unsern evangelischen Diasporagemeinden das Auge zu schärfen für all das, was an Gaben und Aufgaben ihnen und zwar ihnen allein von Gott gegeben ist. So gedacht müßte jeder Gottesdienst ein Reformationsfest sein. Dann würde den Gemeindegliedern die letzte Spur von neidischem Gefühl ihren katholischen Mitchristen gegenüber genommen und ihnen das Pauluswort in seiner Wahrheit zur Gewißheit werden: Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zu Schanden mache, was stark ist.

Mit dieser Betonung eines siegesgewissen, seiner Überlegenheit sicheren Glaubens hängt eine zweite Forderung zusammen, die unsern Gottesdiensten aus den eigentümlichen Bedürfnissen der Diaspora erwächst. Es ist offenkundig, daß die stete Notwendigkeit, den guten Kampf des Glaubens auch wider konfessionelle Angriffe zu kämpfen, der Frömmigkeit der Diasporagemeinden bestimmte Farben verleiht und insbesondere männliche Züge und Impulse auslöst. Dem wird Rechnung zu tragen sein durch Darbietung eines nicht einseitig passiven, nur im stillen Dulden seinen Zweck erfüllenden, sondern eines aktiven, alle Mächte der innern Welt zum Kampfe aufrufenden, starken und dabei sonnigen, fröhlichen Christen-

tums. Das Evangelium: die Religion der sittlichen Tat, die Sünde: Feigheit, Unentschlossenheit.

Die Forderung nach männermäßiger Predigt ist hier besonders dringend, was schon die starke Beteiligung des männlichen Elementes an den Gottesdiensten erweisen dürfte. Sie wird aber nur da erfüllt werden, wo die heroischen Züge im Bilde Jesu Christi — und welcher Zug in seinem Wesen wäre eigentlich nicht heroisch? — nicht verwischt, sondern stark betont werden. Die Gemeinden haben ein Recht darauf, daß ihnen der ganze Christus, nicht nur das Lamm Gottes, sondern auch der Löwe aus dem Stamme Juda verkündigt wird. Und sie haben vielfach auch einen wahren Hunger darnach, denn sie brauchen ihn wie das tägliche Brot!

Zum gesprochenen Wort wird aber das gesungene als Bundesgenosse hinzutreten. Ganz besonders liebevolle Pflege wird dem geistlichen Liede, vor allem dem evangelischen Choral, aber überhaupt der evangelischen Kirchenmusik zuzuwenden sein. Das evangelische Lied hat einst ganze Gemeinden dem Evangelium zugeführt und übt heute noch, gerade auch in der Diaspora, eine wunderbar bezwingende, stärkende und weckende Macht aus. Wie mancher, bei dem vielleicht einmal das gesprochene Wort seine Wirkung verfehlt hat, hat sich Glauben und Liebe, Freudigkeit und Kraft wieder ins Herz gesungen. Wer noch daran zweifelt, daß das evangelische Lied in der Diaspora eine einzigartige, durch nichts anders zu ersetzende Mission tagtäglich erfüllt, kann sich eines Besseren belehren lassen durch das köstliche, besonders auch zur Massenverbreitung sehr geeignete „für 10 Pfg. erhältliche Schriftchen von B. Jacobi: „Das evangelische Lied in der Diaspora" (Heft 17) der im Verlag von Arwed Strauch in Leipzig erschienenen Gustav Adolf-Hefte). Aber auch was in dieser Zeitschrift über neue Bahnen zur Belebung des Gottesdienstes, über Wechselgesang, für protestantische Kirchenmusik gegenüber römischer und griechisch-katholischer, für Berücksichtigung der einzelnen Zeiten des Kirchenjahres, für Mehrung des Melodienschatzes in der Gemeinde 2c. 2c. ausgeführt worden ist, all das verdient nicht nur in der Diaspora doppelte Beachtung als etwas, was dem evangelischen Gottesdienste neu eigen ist. Es darf auch gesagt werden, daß es diese Beachtung vielfach gefunden hat, und daß die belebenden Wirkungen all dieser Anregungen mancherorts geradezu mit Händen zu greifen sind.

Auch das agendarische Gebet wird daraufhin geprüft werden müssen, ob es der Aufgabe, evangelische Christentumsauffassung zum Ausdruck zu bringen, gerecht wird. Ist auch anderwärts alles, was ihm irgendwie den Charakter des opus operatum geben könnte, zu vermeiden, in der Diaspora ist's unerträglich. Mit aller Macht muß gerade gegenüber der katholischen Mechanisierung der Frömmigkeit alles, was in Form und Inhalt nur irgendwie den Eindruck des Stereotypen, Unnatürlichen, Geschraubten, Formelhaften machen könnte, aus den Gottesdiensten ferngehalten werden. Das wird immer wieder zu einer kritischen Revision unserer Agenden führen. Sollte nicht manchmal schon ihre Länge uns mißtrauisch machen, ob sie wirklich der Gefahr des „viele Worte Machens" entgangen sind, und hat man nicht manchmal die fatale Empfindung, daß etwas vom Geist des Rosenkranzes und damit ein Stück römischer Entartung sich z. B. bei den Schlußgebeten in unsere Gottesdienste noch einschleicht? Was hilft alles Dringen auf evangelische Innerlichkeit und Wärme, wo die einfachsten Forderungen natürlicher, schlichter Wahrhaftigkeit im Gottesdienst außer Acht gelassen werden! „Je

weniger Wort, je besser Gebet, je mehr Wort, je ärger Gebet", sagt Luther. Wie viel wird jedoch nicht nur in unsern Gottesdiensten, sondern auch bei so vielen kirchlichen Festen auf diesem Gebiet gesündigt, wo man es vielfach für fromm erachtet, in unerträglicher Breite dem lieben Gott das Programm des ganzen Festes auseinanderzusetzen!

Wenn aber evangelisches und katholisches Christentum ein verschiedenes Gebetsideal haben, so kommt das doch daher, daß der katholische Christ das Gefühl des Geborgenseins in Gott, des Erlöstseins durch Christus in dem Maße nicht kennt, nicht kennen darf wie der evangelische. Der Geist der Gotteskindschaft ist im Katholizismus getrübt, um so mehr gilt es, ihn den unter Katholiken wohnenden Evangelischen zu erhalten. Er muß der Grundton sein, auf den der ganze Gottesdienst gestimmt ist. Hingegen gehören Äußerungen völliger Gottverlassenheit und Hilflosigkeit als jener Auffassung direkt widersprechend nicht in die Feier einer evangelischen Gemeinde.

In besonderer Gefahr, zum Lippendienst herabzusinken, dürfte das Gebet sein da, wo es als agendarisches Sündenbekenntnis sich allsonntäglich in derselben Form äußert. Daran sind aber nicht allein die Kirchgänger schuld, die Mehrzahl unserer agendarischen Eingangsgebete sind in einem Geiste gehalten, als ob die Stimmung des in das Vaterhaus zurückkehrenden verlorenen Sohnes die geistige Verfassung des normalen Kirchgängers nach Beginn des Gottesdienstes sei. Wenn einmal der moderne Empirismus, wie er sich auf dem Gebiete der praktischen Theologie namentlich in dem Streben nach religiöser Volkskunde in letzter Zeit so machtvoll äußert, auch für die Fragen des gottesdienstlichen Lebens größere Geltung erlangt hat, wird auch mit jener Illusion aufgeräumt werden müssen. Man denke sich doch einmal hinein in die Empfindungen in der Zerstreuung lebender Evangelischer, wenn sie von weither zum Gottesdienst, der für sie jedesmal ein wirkliches Ereignis bedeutet, herbeigeeilt sind. Eine gehobene, feierliche Stimmung bemächtigt sich ihrer, wenn sie, sonst zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben, sich im Gottesdienst zusammenfinden als Kinder eines Glaubens, im Eingangslied froh werden ihrer Gemeinschaft mit Gott wie ihrer Zusammengehörigkeit untereinander trotz aller sonstigen räumlichen Entfernung. Und nun folgt, mit dem eben Erlebten im schroffsten Gegensatz stehend, ein Gebet, das dies alles ignoriert und in einem Tone gehalten ist, als ob ein Einsamer in endloser, trostloser Einöde einen Verzweiflungsschrei ausstieße. Das kann doch unmöglich das liturgisch Mustergültige sein. Die christliche Erfahrung, daß der Mensch gerade durch die tiefsten Tiefen des Schuldbewußtseins zu den höchsten Höhen des Erlösungsgefühles geführt wird, darf doch nicht so verallgemeinert werden, als ob dies der einzig mögliche Weg wäre. Draußen in der Natur braucht der Wanderer, der die höchsten Berge zu erklimmen sucht, auch lange nicht immer erst in tiefe Täler herabzusteigen. Ebenso wenig kann ein in dem tiefsten Schuldbewußtsein sich erschöpfendes Gebet als conditio sine qua non angesehen werden, ohne welche es keine wahre gottesdienstliche Erhebung gäbe. Ferner: ist denn wirklich jene Tiefe des Schuldbewußtseins, wie sie so oft vorausgesetzt wird, etwas so ganz Selbstverständliches, daß sie ohne weiteres bei der ganzen Gemeinde schon jeden Sonntag zu Anfang angenommen werden darf? Am Ende, nach der Predigt, wird dies Gefühl oft mit elementarer Gewalt nach Ausdruck ringen, auch zu Anfang wird die Aussprache des Empfindens der Unwürdigkeit, vor Gott zu treten, in irgend einer Form Bedürfnis sein, aber es darf dies doch nicht auf Kosten anderer wertvoller

Digitized by Google

Gedanken geschehen, die ebenfalls ihr Recht fordern. Für die Gemeinden der Diaspora wenigstens ist es Bedürfnis, und viel kommt darauf an, daß diese Empfindung auch durch ihre Bekundung im Gottesdienst gestärkt wird, daß auch jene Töne immer wieder erklingen: „Ich freue mich deß, daß mir geredet ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehen!“ „Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar!“ Sie erleben Verwandtes, wie einst die nach dem Berge Zion Wallfahrenden, und deshalb werden ihnen jene Lieder frommer Pilger des alten Bundes besonders ans Herz wachsen. Diese Lieder werden dazu beitragen, den Diasporagottesdiensten das festliche Gepräge zu erhalten, welches ihnen nicht fehlen darf, auch da nicht, wo statt einer Kirche eine enge Arbeiterstube, statt des Altars ein Tisch dienen muß. Überall da, wo noch Bewegungsfreiheit herrscht und die Agenden nicht mit den Prätensionen eines Exerzierreglementes auftreten und pünktlichsten Gehorsam fordern, wird man auch hierin bestrebt sein, den besondern Bedürfnissen der Diaspora Rechnung zu tragen und dafür zu sorgen, daß ihre Gottesdienste mehr und mehr Spiegelbilder evangelischen Glaubens werden.

Wo dieses Ziel im Auge behalten wird, da braucht die evangelische Kirche die blendende Macht des katholischen Kultus nicht zu fürchten; wird sie ihr doch dann tausendfach überlegen sein, auch in der Wirkung auf die Massen. So wird dann die Diaspora, dies Schmerzenskind der evangelischen Kirche, sich fröhlich entwickeln und die Mutter wird die Tochter hoffentlich nicht pietätlos schelten, wenn diese in ihrer eigentümlichen Lebenssphäre manches mit etwas andern Augen anschaut, als es zu Hause Sitte war!

Die hygienische Reform der Abendmahlsfeier.

Eine Stimme aus der Brüdergemeine.

Der Aufsatz über den Abendmahlskelch in der Oktobernummer der Monatschrift hat auch bei uns Frauen viele Für und Wider erregt. Diese Frage hat, so will es mir scheinen, für uns ein um so größeres Interesse, als wir im Allgemeinen viel mehr an althergebrachten Sitten hängen als die Männer, ja, wir können uns nur mit großer Mühe von gewohnten gottesdienstlichen Gebräuchen trennen, und schon ein Verhandeln darüber empfinden wir meistens als lästig, unangenehm, fast entheiligend.

Wir Frauen in der Brüdergemeine denken in diesem Stück fast noch strenger als andere; wir haben vor anderen in unserem gottesdienstlichen Leben eine große Zahl uns lieb gewordener Gebräuche, von denen einen zu missen uns schon schwer fallen würde. Und doch schien es mir, nachdem ich den Aufsatz gelesen, als ob gerade unser Ritus beim Abendmahl es ganz besonders leicht machte und geradezu darauf hinwiese, die neuen Vorschläge in Betreff des Einzelkelches einzuführen.

In der Brüdergemeine wird bekanntlich beim Abendmahl das Brot durch eine Anzahl Diakonen unter Gesang verteilt, darauf steht der Liturgus auf mit den Worten: „Esset, es ist der Leib unsers Herrn Jesu Christi, für euch in Tod gegeben“; dann erst genießen alle gemeinsam das Brot. Es ist dies ein ganz besonders erhebender Augenblick, dem ein allgemeines stilles Gebet folgt. Bei der Austeilung des Kelches fehlt uns naturgemäß dieser Höhepunkt, die Diakonen gehn mit den für die verschiedenen Gruppen bestimmten Kelchen herum, während

die ganze Gemeinde singt. Wie schön wäre es, wenn die Diakonen jedem Einzelnen das Glas füllten, und dann alle in derselben feierlichen, erhebenden Weise gemeinsam den Wein tränken. Wie viel ungestörter würden manche mitsingen, wenn sie nicht, wie es jetzt der Fall ist, oft mitten in einem Lieblingsvers inne halten müßten, weil der Kelch in nächster Nähe ist. Bei uns würde jene Änderung keine Schwierigkeit hervorrufen, sei es, daß die Gläser (wir sind bei unserm Abendmahl an einfache Glaskelche gewöhnt) von jedem Einzelnen mitgebracht oder daß sie, wie es ja bei den Liebesmahlen mit den Tassen der Fall ist, im Nebenzimmer aufbewahrt und vor oder während der Feier ausgeteilt oder herumgereicht würden. Viele Frauen werden, wenn man mit ihnen über eine etwaige Änderung des Abendmahlsritus sprechen wird, entrüstet sein und behaupten: „es wird kaum einer von uns einfallen, in dem feierlichen Augenblick an derlei Äußerlichkeiten zu denken oder sich daran zu stoßen." Das mag für viele zutreffen. Wenn aber nur einige schwache Seelen unter uns sind, die sich eines Schauders nicht erwehren können, wenn ihre Lippen den gleichen Kelch mit andern berühren, die sie vielleicht krank wissen oder als unreinlich kennen, sollten wir nicht aus Liebe um dieser Schwachen willen es machen, wie es der Apostel Paulus mit denen gehalten hat, denen es zur Sünde wurde von dem Fleisch der Opfermahlzeiten zu essen?

Obige Ausführungen veröffentlichen wir unsrer Gewährsdame zuliebe, anonym, da es der Verfasserin nicht angenehm war, mit ihrem Namen hervorzutreten. Die Redaktion eignet sich ihre Gedanken unbedingt an. Es ist in der Tat auffallend, wie die brüderische Abendmahlsfeier geradezu darauf angelegt zu sein scheint, daß der Wein ganz so wie vorher das Brot von der Versammlung auf einmal, also aus kleinen Bechern, genossen werde, und man kann nur wünschen, daß sich der ergreifende Moment des gemeinsamen Genusses des Brotes, den der heimgegangene Guido Burkhardt unsern Lesern so eindrucksvoll beschrieben hat [1], beim Weine wiederholen könne. Daß jener Höhepunkt jetzt nur in der ersten Hälfte der Feier steht, ist offenbar ein Mangel in der liturgischen Konstruktion des Ganzen. — Nicht minder ist der Hinweis der Verfasserin auf die Liebesmahle äußerst glücklich. Man kann es nur als eine Nachwirkung der kirchlichen Tradition, von der sich die Brüdergemeine bei ihrem Abendmahlsritus in so bedeutsamer Weise frei gemacht hat, verstehen, daß die Praxis des Liebesmahles nicht auf das Abendmahl übertragen ist, bei dem der Wein genommen wird, zwar nicht aus Einem für die ganze Versammlung bestimmten Trinkgefäß, aber doch nur aus wenigen Kelchen, die in den Reihen der Feiernden von Hand zu Hand gehen. Erscheint somit eine hygienische Reform in der Brüdergemeine sehr leicht und wird sie unterstützt durch die gesunden dort herrschenden liturgischen Grundsätze [2], so würde ein Vorgehen der Gemeine in dieser Richtung wie so oft von vorbildlicher Bedeutung für die größeren Kirchenkörper sein können. Auch das Material der Abendmahlskelche in der Brüdergemeine dürfte nach Smends Andeutung [3] bei der Beschaffung von Kommunionbechern für jeden Einzelnen maßgebend sein. Besser wäre es ja noch, wenn sich die großen Landeskirchen von der kleinen Brüdergemeine nicht zuvorkommen und dadurch beschämen ließen, daß diese in Gegensatz zu ihnen den reformatorischen Grundsätzen entsprechend handelte.

---

[1] Vgl. G. Burkhardt, Die Feier des heiligen Abendmahles in der Brüdergemeine. M.-Schr. I, 101.

[2] Vergl. M.-Schr. VII, 64: „Auf der anderen Seite ist ein unbedingtes strenges Festhalten hergebrachter Formen vom Übel. Zeiten, Charaktere und Anschauungen wandeln sich. Hält man streng an alten Formen, und waren sie ursprünglich die schönsten gewesen, so weckt das nicht Leben, sondern führt nur gar zu leicht den Tod herbei. Deshalb muß auch in den Formen Leben und Bewegung, Freiheit und Mannigfaltigkeit sein. Es muß dem Bedürfnis der Zeit Rechnung getragen werden." Diese Worte G. Burkhardts aus seinem Buche „Die Brüdergemeine" II, S. 145 passen schlagend auf die Forderungen einer zeitgemäßen Änderung des Abendmahlsritus.

[3] M.-Schr. Oktober-Nummer S. 314.

Unmittelbar vor Redaktionsschluß teilt mir Herr Missionsdirektor D. Bechler aus Berthelsdorf mit: „In Amerika — wenigstens weiß ich das von der größten Gemeinde Bethlehem — ist der Vorschlag schon praktisch durchgeführt.“ Fr. Spitta.

Geschichtliches und Grundsätzliches zur Frage des Abendmahlskelches

von **Julius Smend.**

Es regt sich allerorten[1]), und wenn auch heute noch Niemand sagen kann, welchen Ertrag die Verhandlungen über den gemeinsamen Kelch im Abendmahle zeitigen werden, so wird eine völlige Ergebnislosigkeit doch von Woche zu Woche unwahrscheinlicher. Eins aber darf um Gottes willen nicht der Ausgang sein, nämlich daß Alles unverändert bleibe, ausgenommen eine größere Verbreitung und Steigerung der ästhetischen Empfindlichkeit und der berechtigten oder bloß vorgeschützten Furcht vor Gefahr. Es war und ist unvermeidlich, durch eine offene Darlegung des Tatbestandes viele evangelische Christen für sich und die Ihrigen mit Sorge und Bedenken zu erfüllen, die ihnen vielleicht bis dahin nicht ernstlich nahe getreten waren, und ihrem künftigen Abendmahlsgang um ein gut Teil Sammlung und Unbefangenheit zu berauben. Solch drohendem Unheil sollte man überall, wo es not tut, wenigstens bis zu den Tagen der großen Osterkommunionen und Konfirmanden-Abendmahle des kommenden Jahres, vorzubeugen trachten. Möchten die nachstehenden geschichtlichen und grundsätzlichen Überlegungen dazu auch Solche ermutigen, die gerade hinsichtlich der Abendmahlsfeier vor jeder Änderung des Hergebrachten und Liebgewordenen Scheu empfinden.

Wir Evangelischen sind durchaus darauf angewiesen, auch in allem, was unser christlich-kirchliches Gemeinleben betrifft, mit dem Neuen Testament in enger Fühlung zu bleiben. Nicht so, daß wir uns durch sklavische Nachahmung dessen, was als urchristlich zu gelten hat oder so angesehen wird, unsrer Freiheit begeben, sondern so, daß wir unseren kirchlichen Bräuchen und Sitten diejenige Form zu erhalten oder wiederzugeben trachten, die den ihnen innewohnenden urchristlichen Gedanken zu einem möglichst deutlichen und wahren Ausdruck verhelfe. Das wird im höchsten Maße von den Handlungen gelten, die wir unmittelbar mit der Person des Erlösers zu verbinden genötigt sind: von Taufe und Abendmahl. Auch in der Frage des Kelchgebrauchs wäre es von großer Wichtigkeit, an der Hand der biblischen Zeugen festzustellen, was in den ersten Christengemeinden üblich gewesen ist, und daran gegebenenfalls das Recht der uns beschäftigenden Reform zu prüfen.

Nun ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß Jesus seinen Jüngern am letzten Abend einen Becher zu gemeinsamem Genusse dargereicht hat, und ferner, daß in den Gemeinden jüdischer Herkunft dieser Brauch zunächst beibehalten blieb. Hingegen ist ein Gleiches auf dem Boden der heidenchristlichen Gemeinden keineswegs ausgemacht. Auch Paulus redet zwar (1. Kor. 10 und 11) von dem Kelch in der Einzahl, aber da, wo er die Einheit der Gemeinde mit dem Einen Brote im Herrnmahl begründet (1. Kor. 10, 17), schweigt er von jenem, und die bekannten Ausschreitungen der Korinther lassen sich jedenfalls am besten begreifen, wenn die einzelnen Christen von den eigens mitgebrachten Gaben gesondert aßen und tranken (1. Kor. 11, 21). Ja, wenn man bedenkt, daß den Griechen das Trinken

[1]) Nachträglich sei auf einen Aufsatz von Pfr. Ludwig Henning-Trochtelfingen „Abendmahlskelch und Hygiene“ in Nr. 43 des Kirchl. Anzeigers für Württemberg verwiesen, desgl. auf Beutlich, Abendmahlsfeier und Volksgesundheit, Ev. Kirchenblatt für Schlesien Nr. 40. Endlich liegt auch eine ärztliche Äußerung vor: Zur Hygiene der evangelischen Abendmahls von Med.-Rat Dr. Focke in Bremen, Deutsche Medizinische Wochenschrift Nr. 39, und Korrespondenz der Redaktion der letzteren mit Adolf Harnack, ebenda. Dazu kommen zahlreiche der Redaktion der Monatschrift zugegangene schriftliche und mündliche Darlegungen von Ärzten, Geistlichen, evangelischen Frauen usw.

Google

Vielen aus demselben Gefäße — ausgenommen beim Gebrauche von Trinkhörnern in ausgelassenen Stunden — durchaus fremd und anstößig gewesen ist, so liegt die Vermutung sehr nahe, der Apostel, der „den Griechen ein Grieche" ward, habe seinen Gemeinden aus dem gemeinsamen Becher für Alle kein Gesetz gemacht. Hierbei bleibt besonders zu erinnern, daß bei den Gastmahlen der Griechen aus dem in der Mitte des Tisches stehenden Hauptgefäß die Einzelbecher gefüllt wurden. So konnte bei Festhaltung griechischer Sitte jener Mischkrug auf der Tafel für den ursprünglich einheitlichen Kelch den passendsten Ersatz bieten. Ob nicht die Denkmäler des christlichen Altertums uns noch heute eine Vielzahl von Bechern beim Abendmahle der ersten Jahrhunderte bezeugen könnten, soll hier nur gefragt sein.[10])

Ist diese Vermutung richtig, so wird dadurch die ohnedies feststehende Tatsache bekräftigt, daß die Gestaltung des christlichen Abendmahls (und nicht nur seine Gestaltung) durch Paulus wesentlich mitbestimmt worden ist. Inzwischen liegen sichere Anzeichen dafür vor, daß eine Zeit lang bei der Kommunion Privatgefäße gebraucht wurden[1]). Schließlich hat sich erst von hier aus die Entwickelung zu der Vorschrift: Nur Ein Kelch im Abendmahl! vollzogen,[2]) einer Vorschrift, die schließlich in dem hierarchischen Kelchmonopol für den Priester neues und maßgebendes Gewicht erhielt.

Erwähnenswert ist, daß, nachdem über die Unreinlichkeit der Kelche mannigfache Klage geführt worden war[3]) unter den von Gerson gegen den allgemeinen Kelchgebrauch geltend gemachten Gründen auch die unvermeidliche Verunreinigung des heiligen Gefäßes durch der Laien Mund hervorgehoben wird.[4]) Die Priester waren für die nötige Sauberkeit offenbar irgendwie verantwortlich gemacht worden.

In den Kirchen der Reformation hat man sich in der berechtigten Freude über den wiedergewonnenen Besitz des Kelches anscheinend keinen Augenblick ästhetischen, geschweige hygienischen Bedenken ergeben. In der ganzen auf diesen Gegenstand bezüglichen Literatur ist mir bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts nur eine im ersteren Sinne zu verstehende Äußerung bekannt.[5]) Daß aber dann ein Umschwung vor sich geht, ist nicht zu verwundern. Bruno Weiß[6]) hat schon auf einige der Autoren aufmerksam gemacht, die sich von 1783 an mit der Angelegenheit des gemeinsamen Abendmahlskelches befaßt haben und bei deren Verhandlungen etwas länger zu verweilen sich lohnt.[7])

[10]) Das neue Werk von Jos. Wilpert, die Malereien der Katakomben Roms, Freiburg, Herder, 1903, bietet mir auf Tafel 15, 27, 41, 267 Darstellungen von Abendmahlsszenen, der indessen für unseren Zweck nichts abwerfen. Der Kelch spielt hier überhaupt keine Rolle, nur Brot und Fisch, wie denn die Abendmahlsfeier stets mit dem Brotverwandlungswunder verbunden dargestellt wird.

[1]) Vgl. Th. Balsamon, Comm. in can. Cl. cone. in Trullo (M S G 137, 863 ss). Der Empfang der Eucharistie in besonderen (goldenen oder anderen) Gefäßen anstatt mit der bloßen Hand wird bekämpft, weil das Geschöpf Gottes, die Hand, höher zu achten sei als das Machwerk von Menschen. — Daß die Elemente den Kommunikanten in den Mund zu geben seien, wird z. B. in Rouen (etwa 650) verfügt (Mansi X, 1199).

[2]) Gregor II. ep. 14 ad consult. Bonifacium (M S L 89, 525), vgl. J. Smend, Kelchversagung und Kelchspendung in der abendländischen Kirche, 1898, S. 15.

[3]) Von Chrysostomus an (hom. 61 ad pop. Antioch.) bis zum Konzil von Rouen 1581 (Mansi XXXIV, 624): sordidum vas, sordes calicum!

[4]) ... Tertium in vasorum sorditatione, quae deberent esse sacrata, nec passim tractata vel tacta a laicis, quorum in barbis longis laicorum ... quod fieret velut abominabile ad bibendum. Et ex alia ratione, quando alii multi perbibissent (M S L 86, 1134 s).

[5]) Vgl. C. Calover, Rit. eccl. I (1705) 725 s. Der Protestant schöpft aus den strengen Vorschriften des Ritus für seine Geistlichen den Wunsch: Quod utinam sordidulus nostris, qui haud sunt nullibi, auream vellicet!

[6]) Abendmahls-Reform, 1903, S. 12, 26.

[7]) Chr. G. Gruner, Almanach für Aerzte und Nichtärzte, 1783, S. 87 ff., 1785, S. 159 ff. [—] Derselbe, Der gemeinschaftliche Kelch nebst einigen historischen und medizinischen Zweifeln (fünf Aufsätze). Jena 1785. — Gottfried Leß, „Antwort" in Schlözers Staats-Anzeiger H. 15, B. 5, Nr. 46, S. 352 f. — B. L. Trollen, Der Ehre und Unschuld des gemeinschaftlichen Kelchs bey dem hl. Abendmahl gegen ungegründete Einwürfe und Bedenklichkeiten. Breslau 1785. — K. Spazier, Freymüthige Gedanken über den

Mit anonymen Schriften wohlmeinender Menschenfreunde hat die damalige Bewegung begonnen. Dann machte sich der bekannte Jenenser Mediziner und Geodiaet Christ. Gottfr. Gruner zu ihrem Wortführer, und ihm sekundierte der Dessauer Philanthrop und Schriftsteller Karl Spazier. Als Gegner traten ihnen gegenüber der Theolog Gottfr. Leß in Göttingen und der Breslauer Arzt und Prokopistor Balthasar Ludwig Tralles, bekannt als literarischer Bestreiter des Lessingschen „Nathan“[9]. Die Mediziner beweisen bei der Behandlung viel Ernst und lobenswerten Eifer, z. B. auch in biblischer Exegese, der Theolog hält sich vorsichtig an seine ärztlichen Autoritäten. Gruner legt Wert auf sein Kultertum und sieht auf den reformierten Tralles, den er trotz seines Greisenalters schmählich behandelt, voll Verachtung herab.

Schon die ungenannten Autoren behaupten die Möglichkeit von Krankheitsübertragung durch den Abendmahlskelch und schreiben diesem das Fernbleiben Vieler vom Sakramente zu. Mit ihnen nennt Gruner als in Betracht kommende Leiden Skorbut, Krätze, Krebs, Lungensucht, vor allem aber die venerischen Krankheiten. „Zu lange schon haben die Ärzte geschwiegen und die Volksgesundheit preisgegeben, und das in unserer von der Lustseuche ganz durchseuchten Zeit.“ Spazier, der sein Buch dem Kgl. Oberkonsistorium in Berlin als dem „Horte der Aufklärung und vernünftiger Religionserkenntnis für Land und Ausland“ widmet, weist besonders darauf hin, daß „bei dem Wahne der Verdienstlichkeit des Werkes und der dadurch erworbenen Verzeihung der Sünden gerade auch die liederlichsten Personen gern zum Abendmahl gehen“ und klagt, recht im Stile seiner Tage: „Beim Mahl der Liebe, von dem besten und edelsten Menschenfreunde eingesetzt, können Menschen einander die Gesundheit zerstören und Lasterhafte Unschuldigen den Samen zu giftigen Krankheiten einpflanzen!“

Mit großer Sicherheit bekämpft nun Leß diese Behauptungen. Es gibt Ärzte, die die Möglichkeit, durch ein Trinkgefäß Krankheiten zu übertragen, schlechthin leugnen. Venerische gehen gewiß nicht zum Abendmahl. Auch sind bei großen Kommunionen immer mehrere Kelche da, die man wohl im Ganzen sauber halten kann; die Trinkröhren sollten außer Gebrauch kommen. Wirklich ansteckend Kranke werden aber niemals zum Sakrament zugelassen, sondern durch die Prediger und Konsistorien in aller Form ausgeschlossen. Gewisse Ekelsempfindungen können zwar vorkommen, und wer diese nicht überwinden kann, mag privatim kommunizieren. Aber Furcht empfinden ist „unmännlich und unpatriotisch.“ — Tralles erklärt sich sogar gegen das Dreden und Abwischen der Kelche, weil es für die vom Abendmahl Weggebenden beleidigend sei und „das Liebesmahl keine Gelegenheit zu Injurienprozessen“ geben dürfe.

Dieser Verschiedenheit der Anschauungen entspricht es, wenn Leß und Tralles jede Reform ablehnen, beide unter Berufung auf die communio als das Wesentliche im Abendmahl, die ihren letzinnen Ausdruck finde in dem Einen Kelch für die Vielen. Gruner verlangt als Lutheraner Privatkommunion, welche jene zu seinem Zorn nicht als Kommunion gelten lassen. Und Spazier fordert gesonderte Becher für alle Abendmahlsgäste[10], sei es, daß sie mitgebracht oder in der Kirche bewahrt werden, was wiederum Gruner als zu umständlich und störend ablehnt. Dasselbe Urteil fällt endlich ein Gerаer Geistlicher, Eisenschmid, der sich noch darauf beruft, daß die einstmals dagewesene Sitte der Privatgefäße, wegen der damit verbundenen Beschämung der Armen durch die Reichen, von der Kirche aufgehoben worden sei.

Der Streit hat, wie so viele kirchliche Bewegungen der Vergangenheit, damit geendet, daß Alles beim alten blieb. Ist das in Anbetracht der Volks- und Menschenfreundlichkeit der Kirche jener Tage befremdlich, so wird die Erklärung wohl darin zu suchen sein, daß

Gottesverehrungen der Protestanten. Gotha 1789. S. 206 ff. — G. B. Eisenschmid, Geschichte der vornehmsten Kirchengebräuche der Protestanten. Leipzig 1795.

[9]) Vgl. die interessanten Charakteristiken dieser Männer in der Allg. Deutschen Biographie.

[10]) Dieselbe Forderung erhebt schon der anonyme erste der 3 Aufsätze, im Almanach für Ärzte nachgedruckt 1788, S. 132 ff.: „Jeder soll sein Geschirr mitbringen.“

auf Seiten der Reformer lediglich hygienische, auf der Gegenseite aber religiöse Motive wirksam waren, und daß sich der Gedanke der (freilich keineswegs unbefangen und konsequent durchdachten) Glaubensgemeinschaft im Abendmahl als der stärkere erweisen mußte [11]). So blieb es denn unserer Zeit vorbehalten den Reformgedanken wieder aufzunehmen. Und der Umstand, daß er in der Gegenwart gleichzeitig an den verschiedensten Orten laut wird, ja daß ihn seit Jahren auch in Deutschland lebendige Glieder der evangelischen Kirche rastlos verfolgten, ohne irgend von einander zu wissen, bestärkt uns in dem Glauben, daß der Gedanke heute wahrhaft zeitgemäß sei. In Zukunft wird man neben Benno Weck u. a., so denken wir, vor allem einer edlen Frau für ihre Bemühungen Dank wissen, die ohne Kenntnis von der Bremer Unternehmung und von den Aufsätzen unsrer Monatschrift oder von den Bestrebungen im Auslande seit 20 Jahren still und treu dahin zu wirken bestrebt gewesen ist, unsre Abendmahlsfeier mit den Forderungen der Volksgesundheitspflege in Einklang zu bringen, und die einen glücklichen Ausgang noch miterleben möchte: Frau Geh. Kommerzienrat Pfeiffer geb. Trinkaus in Düsseldorf. Das dortige Presbyterium für den Gedanken der Einzelkelchlein zu gewinnen, ist ihr zwar nicht gelungen. Dagegen hat sie in letzter Stunde folgende Petition an die preußische Generalsynode zu Stande gebracht, die in aller Eile von 279 Gleichgesinnten, darunter auch von Sup. Brandisch in Neusalz unterzeichnet wurde. Sie lautet: „Durch die Fortschritte der bakteriologischen Forschung haben sich hinsichtlich der in der evangelischen Kirche gegenwärtig üblichen Form der Kelchspendung durch Gesamtkelch schwerwiegende hygienische Bedenken geltend gemacht, die, von ärztlicher Seite ausgesprochen und von ärztlichen Behörden bestätigt, in anderen evangelischen Landeskirchen bereits zu Schritten geführt haben, welche möglichste Beseitigung derselben bezwecken. Nachdem diese Bedenken auch in unserer evangelischen Landeskirche von den verschiedensten Seiten — wie aus dem in Anlage beigefügten Material [12]) hervorgeht — als schwerwiegend empfunden und zum Ausdruck gebracht sind, sehen die Unterzeichneten als Glieder der evangelischen Landeskirche sich ebensosehr berechtigt als verpflichtet zu der Bitte: hochwürdige Generalsynode wolle die geeigneten Schritte dahin tun, daß nach Prüfung der hygienischen Seite der Frage durch die zuständige Medizinalbehörde ein Weg gefunden werde, auf dem unter möglichster Wahrung der kirchlichen Sitte die betreffenden Bedenken beseitigt und so auch denjenigen die freudige Teilnahme am h. Abendmahl wieder ermöglicht werde, die sich bei der heutigen Kelchspendung daran gehindert sehen. Indem wir der Überzeugung Ausdruck geben, daß durch eine solche Maßnahme das evangelisch kirchliche Leben in keiner Weise geschädigt, sondern vielmehr gestärkt und vertieft, sowie die Feier des h. Abendmahles vielen zu neuem Segen werden wird, verharren wir als einer hochwürdigen Generalsynode ganz ergebenste usw."

Wenn diese Petition der modernen Fortschritte der medizinischen Wissenschaft gedenkt, so stellt sie damit zunächst die Tatsache ins Licht, daß die Erkenntnis der Übertragbarkeit gewisser Krankheiten durch ein von Vielen benutztes Trinkgefäß heute in der Tat weit weniger anzuzweifeln ist als anno 1785. Daß es in unsern Tagen auch eine krankhaft übertriebene Bazillenfurcht gibt, muß zugestanden werden, und wenn auch Ärzte bereits in dieser Richtung den Instinkten einer niederen Selbstsucht und Angst glauben dienen zu sollen, so haben wir als Christen wahrlich allen Grund, uns dessen zu freuen. Das schließt aber nicht aus, der „Gewissensfrage an die evangelische Kirche", die sich ernstgesinnte Ärzte wie Medizinalrat Focke in Bremen, durchaus zu eigen machen, auf das Bereitwilligste Gehör zu geben. Wie nah oder fern die Möglichkeit liege, wie hoch oder gering der Grad von Wahrscheinlichkeit der Ansteckung auf diesem Wege sei, ist gar nicht einmal die wichtigste Frage. Die Tatsache der Ansteckungsgefahr besteht und wird erkannt. Dem gegenüber ist es ohne Belang, wenn gefragt wird: Warum sind denn Viele in dieser Sache

11) Auch Gunters bedenklicher Charakter mag mit erwogen sein.
12) Auf dieses kommen wir zurück.

so ängstlich, die im Wirtshaus oder im überfüllten Bahnhofs-Restaurant weder Ekel noch Furcht zu kennen scheinen? Die evangelische Kirche und Gemeinde muß sorgfältiger und gewissenhafter sein als alle Wirte der Welt und muß verlangen können, daß man ihr dazu den Willen und die Kraft zutraut. Ein Arzt vom Lande schreibt uns: „Hier trinken die ganzen Bauernfamilien aus einem Glas, essen aus einer Schüssel, und ist doch wohl kaum schon einmal auf diese Weise Ansteckung bewirkt worden. Möge jeder Geistliche es damit halten, wie er will." Aber wir haben es eben nicht nur mit Bauernnerven zu tun, und unsre Verantwortung erstreckt sich auch auf solche, die den Grund nicht einsehen. Es ist unbestreitbar, daß der Soldat und wohl auch der Offizier bei den Strapazen des Marsches ohne Besinnen mit dem Nebenmann die Flasche teilt; über alle störenden Nebenempfindungen siegt das brennende Bedürfnis und der kameradschaftliche Geist — wie das in einem viel höheren Sinn gewiß unzählig oft beim Abendmahl der Fall war. Allein wir können damit nicht rechnen oder den Ausnahmefall zum Maßstabe wählen. Vor allem: wir dürfen das Leben unsrer Kinder nicht gefährden. Wenn es z. B. vielfach üblich ist, am Karfreitag den Konfirmanden erst dann das Abendmahl zu reichen, nachdem schon Hunderte von Erwachsenen den Kelch genommen haben, so erweckt das gewiß die schwersten Bedenken. Ich selbst klage mich dessen an, daß ich bei Krankenkommunionen stets den ganzen Haushalt zu der Feier herbeiziehend oft genug zuerst dem Sterbenden den Kelch gereicht habe und dann den Gesunden. Es erschien mir unnatürlich, jenen etwa den Hausvater, zuletzt zu bedienen, vielmehr ich habe der Gefahr gar nicht gedacht, geschweige denn den rechten Ausweg aus dem Dilemma gewußt.

Und das soll nun abermals aufs Stärkste betont werden: **Die hygienische Frage darf als solche nicht das Hauptgewicht beanspruchen.** Hier entscheidet zuletzt allein die auch durch die moderne Entwickelung der Bakteriologie neu zu erweckende, in der Gemeinde Jesu Christi im besonderen Sinne heimische herzliche **Barmherzigkeit.** Es läßt sich ja nicht leugnen, daß der Wunsch nach Einzelbechern für alle Kommunikanten in den Augen Vieler den Schein der Unbrüderlichkeit an sich trägt. Aber dieser Schein trügt. Denn wir wollen keine Trennung, wir wollen nur Gemeinschaft, communio! Gemeinschaft auch mit denen, die etwa an unüberwindlicher Scheu und Abneigung gegen den gemeinsamen Kelch leiden, auch mit den Furchtsamen und Schwachen, sei es, daß sie jetzt fern bleiben, sei es, daß sie nur mit Überwindung teilnehmen, weil sie nicht so leicht wie Andere über das, was vor Augen ist, erhaben werden. Erst recht aber begehren wir die Gemeinschaft mit allen Kranken, auch den ansteckend Kranken, soweit sie irgend noch zur Gemeinde kommen können. Denn wie sie in ihrer Lage auf uns, die Gesunden, Frischen, im Glauben Starken angewiesen sind, so sind wir ihrer Gegenwart und Nähe bedürftig als berufener Zeugen der Gegenwart und Nähe Gottes.

Aus dieser Gesinnung heraus sind die Worte der vorhin genannten bejahrten Frau geschrieben, die sie an die Redaktion der Monatschrift gerichtet hat: „Im festen Glauben, daß unsre gute Sache, vom Geiste christlicher Liebe und Barmherzigkeit getragen, auch Gottes Wille ist, und daß Christus selbst es nie gewollt hat, daß seine Nachfolger in der Weise seine Einsetzung feiern, wie es der Notstand von Massen des Volks gezeitigt hat — sehe ich voll freudiger Hoffnung in die Zukunft. Ich hoffe auf eine Lösung, auch große Abendmahle in den Kirchen halten zu können. Kleine Privatkommunionen sind egoistische Vorschläge derer, die kein Herz für das Volk haben. Wenn es von Christus heißt: „und es jammerte ihn des Volks", so müssen wir dies noch mit ihm fühlen, namentlich dann, wenn wir etwa auf der Empore einer großen Kirche einer Massenaustellung der Jetztzeit zusehen. Ich ging ganz erschüttert über solche Feier des heiligen Abendmahles nach Hause. Das Wischen mit den Handtüchern um den Kelch herum war so unsäglich, wie nur möglich, ach, und dazu der durch das Schlürfen getrübte Wein! — Es bleibt uns nur das Einzelkelchlein."

Erst letzthin erfuhr ich, daß man sich zu diesem Schritte auch in unsrer Nähe bereits entschlossen hat. So führte Pfarrer Lem im Sanatorium zu Langenbeck Einzelbecher beim Abendmahl ein und erreichte dadurch eine sichtlich stärkere Beteiligung an der Feier. Daß

in unseren Krankenhäusern und Spitälern diese Neuerung bald überall Nachfolge finde, ist gewiß nicht nur aus Rücksicht auf Leben und Gesundheit unsrer Diakonissen und anderer Pflegekräfte zu fordern.

Was aber diesen Wunsch, über den Bereich der Krankenhäuser hinaus, noch besonders nachdrücklich macht, ist die Aussicht, vielleicht auf diesem Wege überhaupt eine Reform unsrer Abendmahlsfeier zu erreichen. Darüber hat jüngst D. Kähler, ohne auf unsre Angelegenheit einzugehen, gewichtige Worte vernehmen lassen, die in den weitesten Kreisen einen tiefen Eindruck machen müssen.[13] Dem Hallenser Theologen ist es darum zu tun, den Sakramenten neben dem Wort eine selbständige Bedeutung zu sichern. Und diese glaubt er dem Abendmahle nur dadurch wieder gewinnen zu können, daß daraus aufs Neue eine wirkliche Tischgemeinschaft des großen Volkes Gottes werde.[14] Die aber ist wiederum abhängig von einer solchen Gestaltung der Feier, bei der ohne umständliche Deutung der Sinn der Handlung für Jedermann offenbar und diese selbst damit allen Frommen tief und begehrenswert wird.[15] Die Bereitwilligkeit Kählers zur Revision der herkömmlichen Gestalt des Abendmahls — obwohl mit Warnungen vor übereiltem Experimentieren sich äußernd — erfüllt uns um so mehr mit besonderer Dankbarkeit und freudigem Mut, als er um die Sicherung eines feierlichen Zeremoniells fast zu unbesorgt, sich Alles von der Herstellung eines wirklichen Mahles verspricht.[16] Wir hoffen auf seine Zustimmung, wenn wir sagen: Diesem Ziele strebt auch der hier vertretene Reformgedanke zu. Man erwäge vor allem, daß der Gebrauch von Einzelkelchen ein wirkliches persönliches Annehmen der Gaben durch jeden Einzelnen und ein gleichzeitiges Essen und Trinken Vieler ermöglicht, während zugleich die Einheit des Reiches, aus dem sie Alle ihr Teil empfangen, unversehrt bleiben kann.

Für heute mögen alle praktischen Folgerungen bei Seite gelassen werden. Ehestens sollen unsre Leser von berufener Hand über passende und würdige Gefäße für den Einzel-

---

[13]) Die Sakramente als Gnadenmittel. Besteht ihre reformatorische Schätzung noch zu Recht? Leipzig 1903.

[14]) „Eine Tischgemeinschaft ist das Abendmahl heute so wenig wie ein Monstrebankett" (ebenda S. 86). — „Den Eindruck müßte doch die Gottesdienstordnung irgendwie wecken, das Herrnmahl sei ein ebenso allgemein gültiges Gnadenmittel wie die Predigt" (93). — Unsere Sakramente bringen uns die Deutung nicht mehr einfach entgegen. Und wird dann der Eindruck irgend wirksam, hier sei das am wenigsten mittelbare Erbe von Jesu anzutreten, dann ist das Besondere des Sakraments neben dem Worte geschwunden, und die Frage geht um: Wozu diese befremdenden Gebräuche? Wir haben an dem wohlverständlichen Worte genug." (94)

[15]) Unsre Sakramentsfeiern erscheinen als bis „auf ein Skelett von Anschaulichkeit verkümmerte Riten" (94). — „Die eingreifende Zeichensprache wird unter der entfremdeten Form nicht mehr klar geboten und aufgefaßt; ihre Predigt von der Gemeinschaft der Christen an Christo und dadurch unter einander und der Aufruf zur Bruderschaft von Herzen und mit der Tat, namentlich auch in wechselseitiger Auferbauung, verklingt im Gekreise der Formanie" (87). — „Beim Herrnmahle mit der Oblate und der Crandung ist die Art eines Mahles bis auf die spärlichsten Reste abgestreift. Es erinnert viel eher an die Austeilung eines Arzneimittels. Es gilt doch sonst als ein Grundfehler für eine bildliche Darstellung, wenn man zum Verständnisse erst einer ausdeutenden Belehrung bedarf. Ist das Sakrament ein Zaubermittel oder ist es eine bloße konventionelle kirchliche Zeremonie, in beiden Fällen ist die echte, ursprüngliche Anschaulichkeit durchaus gleichgültig. Soll indes seine besondere Bedeutung neben dem Wort und sein Recht darauf, Gnadenmittel zu sein, von neuem eindrücklich gemacht werden, dann scheint das Gegenteil der Fall zu sein" (95).

[16]) „Das Zeremonielle, auch in der Sakramentshandlung, bleibt erträglich. Doch darf das Erträgliche nicht zum unbeugsamen Gesetze gemacht werden. Keinesfalls sollte man in dem Formellen unerbittlich sein, während man so wenig im Stande ist, die Sakramente in ihrer üblichen Handhabung vor einem Mißbrauche zu schützen, der ihr Wesen und seine entsprechende Wirkung beeinträchtigt. Es dürfte mehr Heil hiergegen zu erlangen sein, wenn man weniger auf die Feierlichkeit den Nachdruck legte; von einer solchen ist doch im Neuen Testament so gar nichts zu spüren. Eine aufklärende Ausbildung der gemeinsamen Handlung in ihrer eigentlichen sachlichen Gestalt (der Waschung und) des gemeinsamen Mahles wäre aussichtsvoller" (96).

gebracht den völligen Aufschluß erhalten, wie denn die Monatschrift nicht ablassen wird, allen Seiten der Frage, der künstlerischen, der liturgischen, der praktischen, gerecht zu werden. Nur das sei zum Schluß noch ernstlich erbeten: Wer irgend helfen kann, der helfe mit, daß das Ende dieser Verhandlungen nicht Ärgernis, Trennung und Schaden werde, sondern Mut zur Tat und Befestigung „in rechter Lieb und brüderlicher Treue".

„Allein zu dir, Herr Jesu Christ".

Ein Beitrag zur hymnologischen Geschichte des Elsasses

von **Friedrich Spitta.**

(Schluß.)

5.

Das Lied als Denkmal der Straßburger Reformation.

Mit dem Nachweis, daß Hubert und nicht Schneesing der Dichter von „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" ist, sowie daß die Straßburger Form als die originale gelten muß, ist gegeben, daß das Lied dem deutschen Südwesten und nicht Thüringen, dem Mutterlande der lutherischen Reformation, angehört. Aber wird man es für eine charakteristische Erscheinung der Straßburger Reformation halten können? Zu den großen Namen jener Zeit: Zell, Capito, Hedio, Butzer, gehört Konrad Hubert nicht. Tim. Röhrich sagt ganz mit Recht von ihm: „Er war kein brennend und scheinend Licht, sondern einer der Stillen im Lande, die ihres Glaubens gewiß sind und die Liebe, welche die größte Tugend ist, nicht verlassen. Er war ein sanftes, stilles Gemüt, großer Opfer fähig, ausdauernd bis ans Ende." Seine Bedeutung liegt vor allem in den praktischen und literarischen Helferdiensten, die er seinem großen Freund Bucer leistete, in dessen Art und Gedanken er ganz einging, wie er denn in der Zeit der Lutheranisierung Straßburgs als immer einsamer werdender Vertreter der großen Männer der ersten Epoche der Reformation und ihres Bekenntnisses, der Tetrapolitana, dasteht. Allein gerade diese seine wesentlich rezeptive Eigenart ist der Grund dafür, daß uns in ihm nicht sowohl seine persönliche Eigentümlichkeit als die des reformierten Alt-Straßburg entgegentritt. Dafür ist unser Lied ein ganz besonders bemerkenswertes Zeugnis.

Wenn wir nach den Äußerungen der Reformatoren suchen, die in Huberts Liede widerklingen, so werden wir natürlich nicht sowohl die theologisch-wissenschaftlichen ins Auge zu fassen haben als die populären, und hier nehmen die Straßburger Katechismen jener Zeit die erste Stelle ein.[1] Wir besitzen solche, die den Namen Capitos und Zells tragen, daneben die große katechetische Schrift aus dem Jahre 1534 „Kurtze schrifftliche erklärung für die kinder und angehnden der gemeinen artickeln unsers christlichen Glaubens. Der zehen gebott. des Vatter unsers", die im Namen der Straßburger Prediger ausgegangen ist, aber nach Ernsts überzeugender Beweisführung Bucer zum Verfasser gehabt haben wird.[2] Nach einer handschriftlichen Notiz im Thomasarchiv zu Straßburg[3] wurde der Katechismus Zells im Münster gebraucht, der Capitos in Jung St. Peter, der Bucers in St. Thomas. An letztgenannter Kirche war Hubert Bucers Helfer, wir dürfen also von vorn herein erwarten, daß vor allem die Gedankengänge der „Kurzen schriftlichen Erklärung" bei Hubert nachgewirkt haben.[4] Und dem entsprechen auch die Tatsachen.

---

[1] Vgl. A. Ernst und J. Adam, Katechetische Geschichte des Elsasses bis zur Revolution. Straßburg 1897.

[2] A. a. O. S. 69—72. Daß diese Schrift nicht in Bucers Namen, sondern in dem der Straßb. Prediger ausgeht, hat gerade so viel zu bedeuten wie der gleiche Fall bei der Bucerischen Gesangbuchvorrede. Ich habe die Schrift nach dem auf der Straßburger Universitäts-Bibliothek befindlichen Exemplar benutzt.

[3] Vgl. Ernst und Adam a. a. O. S. 349.

[4] Daneben wird auch die Drucklegung des Buches nicht ohne Hilfe Huberts statt gefunden haben, dessen schöne Handschrift die unleserlichen Manuskripte Bucers erst kopieren mußte, ehe diese gedruckt werden konnten.

In Capitos Katechismus[5]) ist es besonders der Eingang, der sich ganz überraschend mit den Gedankengängen unseres Liedes berührt[6]): „Frag. Liebs kindt, bistu auch ein Christ? Antwort. Ja, ich bin einer. Frag. Warumb? Ant. Darumb das ich mich erkenne auß den gebotten gottes für ein sunder, und auß der zusag gottes durch Christum Jesum für ein kind gottes des himmlischen vatters. Dann Christus ist umb meiner sünd willen gestorben, auf dz ich fürter in jhm lebte. Frag. Wo en soll Christlich leben? Ant. Gegen Gott allein im glauben und gegen den nechsten in übung unverfelschter lieb. Frag. Was ist glaub? Ant. Ein warhafftig hertzlich vertrawen auf die ewig zusag Gottes, der uns durch Christum Jesum geleistet ist." Auch sonst berühren sich die Gedanken des Katechismus, ja dessen Ausdruck, wiederholt mit unserm Liede. Christi Werk wird mit Vorliebe unter dem Gesichtspunkt der „Genugtuung" betrachtet[7]), die Wirkung der Glaubenswahrheiten unter dem des Trostes: „Das tröst mich in Nöten." „Was tröst dich solchs?"[8]) Letztgenannte Eigentümlichkeit tritt noch viel deutlicher und entschiedener in Zells Katechismus[9]) auf, so sehr, daß H. Bethmann[10]) darin geradezu eine Grundeigentümlichkeit dieser Betrachtungsweise der Glaubenswahrheiten gesehen hat. Ernst hat a. a. O. S. 757 einen ganzen Katalog von Stellen dieser Art zusammengestellt, der eine gute Illustration bietet zu der Zeile unseres Liedes „Kein Trost mir sonst mag werden." Es ließen sich leicht noch weitere Berührungen heranziehen, sie wollen aber nichts besagen im Verhältnis zu den massenhaften Zusammenklängen zwischen dem Liede und dem Bucerschen Katechismus. Daß beide nach Inhalt und Form derselben Sphäre christlicher Glaubensanschauung entstammen, möchte ich etwas eingehender nachweisen.

Der Grundgedanke des Liedes, daß in Christo allein das Heil für Leben und Sterben zu finden sei, tritt bei Bucer in immer neuen Variationen auf. Folgende Stellen werden nicht bloß den Zusammenklang der Gedanken, sondern auch der Worte beweisen[11]). A Ib bekennen die Prediger im Vorwort: „Wir haben bisher einhellig gelehrt, daß uns Verzeihung der Sünden und alles Heil allein durch unseren Herrn Jesum Christum zustat." A VIIb: „Glaube dem Herren nach seinem Namen (Jesus), daß er auch dein Heiland und Helfer sein wolle und daß ers auch allein sein könne, so wird dir ewiglich geholfen." A VIIb: „Daß ich all mein Tun auf ihn, unseren Herrn Jesum, setze ... ihm allein vertraue, folge und allein auch fürchte." B VIIb: „Daß mein Herz und Sinn alle gen Himmel zu unserem Herrn Christo gerichtet sein, daß ich allen Schutz, Schirm, Trost und Ergetzlichkeit allein bei ihm suche und habe." O IIIb (Underrichter): Wie glaubst du an unsern Herrn nach der menschlichen Natur? Kind: Daß er unser einziger Mittler ist gegen Gott, durch den wir allein zum Vater kommen können. V. Das gebe dir Gott zu glauben, so wirst du dich an unseren Herrn gänzlich ergeben. Was heißet der Name Jesus? K. Helfer oder Heiland. V. Was lehret dich das? K. Daß er allein uns hilft von Sünden und ewigem Tode. V. Dies bedenk, so oft du diesen heiligen Namen nennest oder hörst nennen." — Selbstverständlich wird das, was hier von Christo als der zweiten göttlichen Person[12]) ausgesagt wird, auch von dem Vater ausgesagt.

[5]) Kinderbericht und Fragstück von gemeynen puncten Christlichs glaubens. Bey Wolff Köpphel. An. MDXXVII. Straßburger Universitätsbibliothek, dort auch die unwesentlich veränderte Ausgabe von 1529.

[6]) Abgedruckt bei Ernst und Adam a. a. O. S. 27.

[7]) Vgl. Bl. A IVb. B VIa. D va. [8]) Vgl. B Vb, auch Ernst a. a. O. S. 34.

[9]) Frag und antwort auf die Artickel des Christlichen Glaubens, wie die gemeyngklich inn einer summ und von menigklich zum Heyl bekant werden sollen, zu einer erklärung derselbigen für die Kinder durch Mattheum Zell Pfarrherr imm Münster zu Straßburg. — Universitätsbibliothek zu Straßburg.

[10]) Über einige Straßburger Katechismen aus der Reformationszeit. Zeitschrift für praktische Theologie XVII, 2 S. 115.

[11]) Zur größeren Bequemlichkeit der Leser gebe ich die folgende Auswahl der Stellen in moderner Schreibweise.

[12]) Vgl. A VIIIa: „ ... der ewig wesend Gott, der sich in Schöpfung und Regierung und besonders in Versehung und Hilf der Seinen den beweiset, durch den alle Dinge sind und bestehen, den alle Schrift unter diesem Namen HERR uns als den einigen wahren Gott dargibt."

wie umgekehrt das, was diesem gilt, auf Christus übertragen ist. Das kommt besonders bei der Erklärung des ersten Glaubensartikels und des Gebets zum Ausdruck. A V: „Wohlan, so bedenke immer, was glauben heißt: Hältest du nun Gott, und das ohn allen Zweifel, daß er das einig, ewig Gut ist, von dem *allein* alles Gutes kommt, magst du wahrlich nichts Höheres achten, suchen und lieben, denn Gott. Hast du auch jemand *auf Erden*, zu dem du *mehr Hoffnung* und Zuflucht habest, dann zu deinem Vater und deiner Mutter? K. Nein. V. Wann du nun lernest recht glauben, daß du in Gott alles Gute, was du immer begehren magst, *allein* zu finden hast, möchtest du dein Herz auch immer mehr von Gott abwenden? K. Nein." G VI: „Es hanget unser Heil und alles Guts daran, daß wir den Herrn für unseren *einigen* Gott und *Heiland* erkennen und halten. Das kann uns nimmer genug eingebildet und ins Herz bracht werden . . . V. Warum nennt er sich ein Eiferer? Kind. Daß er uns so inbrünstig lieb hat und schlecht nicht leiden kann noch will, daß wir ihm nicht *allein* anhangen zu unserem ewigen Heil und geben uns *auf anderen Trost* zu unserer ewigen Verdammnis." G VIIb) „Nun aber weiset dich sein Wort, vor allem ihn *allein* für deinen Gott und *Heiland* zu erkennen, allen *Trost* und Hülf bei ihm allein zu suchen und voll steifer Hoffnung zu erwarten, keinen einigen *Trost* noch Zuversicht auf etwas anderes zu setzen im Himmel *und auf Erden*, weder auf vermeinte Patronen, *Nothelfer* und Götter, noch auf vermeinten äußeren Gottesdienst und Werk, die man immer üben möge oder für Gottesdienst halten. So du dann deine Sachen wirst also auf die Gnad und Güte Gottes *allein* setzen, so wird der Geist Gottes in dir sein und dich nach göttlicher Art und Bildnis abrichten und machen, daß du mit allem Sorg und Ernst immer dahintrachten wirst, daß alles dein Tun nach seinem Willen eingerichtet werde, welches dann ist seine Gebote bewahren und seinen Worten geleben. Und was dir daran fehlet, so sollst du nicht zweifeln, es komme daher, daß du noch nicht alles dein Gut und Heil von der einigen *Barmherzigkeit* Gottes im wahren Glauben erwartest, wirst etwas anderes haben, des du dich *verlöstest*, es sei denn, was es wolle, und dasselbige ist dann dein Abgott. Denn es nicht möglich ist, daß ein Mensch ungezweifelt halte, daß alles sein Heil und Glück zu Leib und Seel gänzlich an der Gnade Gottes stehe, und daß er sich derselbigen nicht sollte von ganzem Herzen ergeben. Darum wann du den Willen des Herrn nicht achtest, da muß dir gewißlich etwas lieber sein denn Gott, und dasselbe nicht denn daher, daß du dich sein *über Gott vertröstest*" [13]) — Ich habe diesen großartigen Beschluß der Erklärung des zweiten Gebotes vollständig hierher gesetzt, um zu zeigen, wie unser ganzes Lied nach Wort und Gedanken in diesen Butzerschen Ausführungen wurzelt.

Aus den angeführten Stellen wird man auch schon erkannt haben, wie gewisse charakteristische Ausdrücke des Liedes in dem Katechismus ihr ganz offenbares Gegenstück haben. In keiner der Stellen, in denen von alleinigem Vertrauen auf Gott und Christus die Rede ist, kommt der Ausdruck „*Tröster*", den die nichtstraßburgische Rezension der Lieder hat, vor; ja, er ist mir überhaupt nicht begegnet. Dagegen ist „*Heiland*" geradezu der Kardinalbegriff für Gott und Christus. Ich füge noch einige charakteristische Beweisstellen hinzu. — Schon gleich im Vorwort zum Katechismus (A ib) werden die Glieder der Straßburger Gemeinde angeredet als „die Christum unseren Herrn mit *wahrem Glauben* ihren *Heiland* bekennen". Der Name „Jesus" wird erklärt als „*Heiland*, Helfer" für das, was „krank und verderben ist", für Sünde und ewigen Tod (A VIIb. O IIIb). Gott hat ihn „zu seiner Rechten zu unserem obersten Priester, Mittler, *Heiland* und Seligmacher erhöhet" (C ib.) Nicht bloß der Name „Jesus", auch Gott bedeutet nichts anderes als „*Heiland*". C Va: „Gott will ihr und ihrer Kinder Gott, das ist ewiger *Heiland* sein." F VIIIa: „Der Herr will unser Gott, das ist *Heiland* und alles Gutes *allein* sein." P ia: „V. Was ist dir? Ich bin dein Gott? K. Dein *Heiland* an Leib und Seel, zeitlich und ewig . . . Daß der Herr alsdann sich unserm Gott, das ist *Heiland* an Leib und Seele beweiset, wann er uns durch sein Wort zu seinem Volk in

---

[13]) Vgl. auch G VIIIb den Eingang des 3. Gebotes.

seine Gemein beruft und aufnimmt." Und so unzählig oft. — Das Gleiche gilt von der Wendung „Kein Trost wie sonst mag werden." Zu den bereits angeführten Stellen füge ich noch ein paar Beispiele für viele. A Va „Wohlan, so betrachte wohl, was Trost und Freud du allein von deinem leiblichen Vater hast." B IVa „Vernimm, was Trosts und Muts, auch mitten im Tod, und dann was Leib und Herz zum Herren bringet wahrer Glaube"[14] C VIIIa ... „Daß wir uns bei Gott dem himmlischen Vater allein des Todes unsres Herrn Jesu Christi getrösten" M IIb „Das soll dich ja dahin führen daß du dich an ihn ganz ergebest dich sein allein getröstest"[15])

Die negative Seite des Gedankens, daß man allein auf Christus bezw. Gott sein Vertrauen setzen könne wie sie in Zeile 5—7 der ersten Strophe ausgesprochen ist

„Kein Menschenkind ward je geboren
wie auch kein Engel auserkorn
der uns aus Nöten helfen kann" —

findet ebenfalls genaueste Parallelen und zwar gerade solche, wo nicht bloß der Engel gedacht wird, sondern auch die obenberührte Reihenfolge innegehalten ist. Mit Bezug auf Gott heißt es in der Erklärung des ersten Artikels A VIa „V Was soll dich dies unterweisen? K Daß ich mich allein ihm vertraue ... V Wes Zusag solle mehr trösten wes Dräuen mehr schrecken? Wes Gebot und Verbot mehr geachtet und gehalten werden? K. Keines Menschen Engels oder einiger Kreaturen im Himmel und Erden" In der Erklärung des ersten Gebotes F VIIb ist davon die Rede wie Satan den Menschen „andere Götter das ist Nothelfer", gegeben habe, die als „der wahren Gottes Kräfte Engel und Heilige" bezeichnet werden. In Anwendung auf die christliche Gemeinde tritt aber sofort, den katholischen Litaneigebeten entsprechend, die Reihenfolge wieder ein, in der die Engel nicht an erster Stelle stehen, F VIIIa „V Soll man aber nicht die würdige Mutter des Herrn, die lieben Heiligen und Engel anrufen, daß sie Gott für uns bitten, er pfleget ja Gott viel um der Seinen willen zu tun? K Der Herr will unser Gott das ist Heiland und alles Gutes allein sein, zu demselbigen sollen wir allein all unsere Zuflucht haben. Und dieweil unser Herr Jesus allein die Versöhnung ist für unsere Sünde und der der uns bei dem Vater vertritt, sollen wir keinen andern Mittler noch Fürsprecher suchen" Ich füge noch einige Stellen hinzu die das Gemeinsame der Gedanken Burers und Hubers zeigen. F VIIIb „Ja lieben Kind, dabei bleib festiglich, daß dich kein Heiliger immer mehr so lieb oder solche Barmherzigkeit gegen dir haben wird als unser Herr Jesus. So wird auch bei dem himmlischen Vater keiner die deine Sachen ausrichten. Weil du denn diesen Mittler und Fürsprecher ja nicht kannst verbessern, so halte dich an ihn mit steifem Glauben. Er, Er ist der ewige Mittler zwischen Gott und den Menschen, wie er auch allein die Versöhnung ist für unsre Sünden" P Ib „K Du sollst göttliche Hülfe sonst bei niemand suchen denn bei mir. V Was ist göttliche Hülfe? K. Abweg der Sünden Glück und Heil zu Leib und Seel. V Warum sagt er: vor mir. K Zeiget an den Greuel und die Unsinnigkeit die in der Abgötterei ist daß die Leute neben und vor dem ewigen Gott ihnen andere Nothelfer und Heilande erdichten und fürsetzen. V ... (es ist) wie ein gegen Gott Aufwerfen dabei wie Hülf und Trost suchen, die uns doch der Herr so gewaltig und allein beweiset. K. Alle, die sich einiges Dinges im Himmel oder Erden vertrösten und nicht schlecht alles ihr Vertrauen allein zu dem Herrn haben."[16]) Schon aus den angeführten Stellen erhellt der gleiche Affekt, der in den zwei Schlußzeilen der ersten Strophe ausgedrückt ist

„DICH ruf ich an,
zu dem ich ganz Vertrauen han"

Man vergleiche mit dem Wortlaut noch folgende Stellen des Katechismus, die leicht zu vermehren wären. G Ia „Wir sollen keinen frommen gottseligen Menschen immer

[14]) Vgl. Str. 3 Z. 5.
[15]) Ferner C Vb, A IIa, G IIIa, Vb, VIIb u. a. m.
[16]) Vgl. überhaupt die ganze Erklärung des ersten Gebotes.

mehr darum für uns Gott zu bitten ansprechen, daß wir verzagten bei Gott erhört zu werden wenn wir ihn gleich allein durch unsern Herrn Jesum anrufen." G IIa „Woher ists aber noch, daß man die Heiligen Fürbitte [illegible] solle nicht anrufen daß sie unsre Fürsprecher sein bei Gott? A Wir haben der verschiedenen Heiligen halb, sie anzurufen [illegible] in aller heiligen Schrift keine Lehre." G IIIa „Bleibe du stets bei dem das du gelernet daß, rufe Gott deinen himmlischen Vater an durch unsern Herrn Jesum Christum, und rufe ihn nur an in wahrem Glauben." — O Vb. „A Daß ich mich meinem Heiland und Herrn Jesu gänzlich vertraue, untergebe, getröste in Ewigkeit der Verzeihung meiner Sünden und des ewigen Lebens D Dies lasse je nimmer vom Herzen daran liegt es alles." O VIa „Daß ich mich ihm, meinem Herren Jesu, dem der Vater alle Gewalt gegeben hat im Himmel und Erden gänzlich vertraue und nicht zweifle, er werde mich endlich von allen Sünden und Unglück erlösen und bei ihm im himmlischen Wesen mit ewiger Seligkeit begaben" [17])

Diese Stellen werden wohl genügen zum Beweise, daß unser Lied ganz aus den Butzerschen Gedankengängen herausgewachsen ist und das zum Ausdruck bringt was er als die Summa des Christentums und dessen erste Forderung hinstellt, aus der die einzelnen Äußerungen des Christentums mit Notwendigkeit sich ergeben. Von diesen reden Strophe 2 und 3, für die ich die unzähligen Parallelen wohl in etwas geringerem Umfang mitteilen darf

Zuerst „Mein Sünd ist schwer und übergroß
und reuet mich von Herzen."

A VIIb „Also erkenne dich allweg krank und verdorben, so wirst du dir selbst nimmer gefallen in steter Reue und Buße stehn deiner Sünden. Dabei glaube dem Herrn nach seinem Namen, daß er auch dein Heiland und Helfer sein wolle und daß ers auch allein sein könne so wird dir ewiglich geholfen" A Ia. „Keine rechte Reue über die Sünde mag sein, wo der Mensch nicht alles allen von Herzen verziehen hat. Wohlan wer seine Sünd und Schuld gegen Gott recht erkennet der muß bekennen daß ihm auf Erden nichts Unbilliges immer mehr geschehen mag, sondern wie viel ihm Widerwärtiges immer begegnet, daß er noch tausendmal mehr verdient habe" Das ist die Empfindung, aus der Dichter sagt daß seine Sünde „übergroß" sei Und nicht minder wird sie als „schwer" und eine Last charakterisiert von der Gott frei machen muß III VIIIb „In den vorigen (Bitten) haben wir um das Gute gebeten, so bitten wir hier für das Böse, daß uns Gott desselbigen wolle frei machen Da mag uns nichts beschwerlicher sein dann die Sünde" — Den Fortgang unsres Liedes in Z. 3 u 4 gebe ich gleich mit den Worten des Katechismus A Ia „Ich muß beten um Verzeihung der Sünden D Ja und die hast du allein durch den Tod unsres Herrn Jesu zu erwarten" Was der Dichter mit der besonderen Erwähnung der „Schmerzen" neben dem Tode aussprechen wollte ergibt sich aus B IIIa „So ich das Leiden unsres Herrn betrachte, an dem so gar nichts unterlassen ist das im einigen Weg schmerzlich und peinlich sein mochte [illegible] daß ich gedenke dies alles hast du verdienet, denn um deiner Sünde willen hat der Herr alles erlitten ein solcher Greuel sind deine Sünden vor Gott, daß die niemand hat büßen mögen denn der eingeborne Sohn Gottes und nicht denn durch eine solche unaussprechliche Marter" Wie im Liede wird dieses Leiden als eine Genugtuung für den gerechten Gott aufgefaßt A VIIa „Darum können wir uns zu Gott der Gnaden Barmherzigkeit und Verzeihung der Sünden nicht getrösten denn durch das Genugtun und Versühnung, die er unser Herr Jesus der Gerechte, durch seinen Tod vollbracht und erlangt hat" [18]) — Die Worte „Ich laß mich fest auf das du mir versprochen hast" finden ebenfalls im Katechismus ihre reichliche Erläuterung C Ia wird als das vornehmste Werk des heiligen Geistes bezeichnet „daß er mich der gnädigen Gottes Zusagungen gänzlich versichert daß ich Gott von Herzen und aus recht kindlichem Vertrauen als meinen Vater

---

[17]) Vgl. auch A VIIa

[18]) Desgleichen C Ia, auch die Vorstellung des „Bezahlens" D Vb VIc, bezw „Erlangens" E IIc

Digitized by Google

durch unsern Herrn Jesum Christum erkennen und anrufen kann und sagen: Abba, lieber Vater." Dem Inhalt der göttlichen Zusage dient es F IVa: „F. Wer ist aber unser Gott fein? A. Unser gewaltiger Herr, Schutz, Schirm und Heiland, hie und in Ewigkeit. F. Woher haben wir, daß diese Zusag Gottes ... solches vermöge? A. Daß wir solches Zusagen in allen den Orten lesen, da Gott mit seinen Auserwählten den Bund seiner Gnaden aufrichtet und aufzurichten verheißen hat und besonders, da von dem Neuen Testament und Bund Christi Rede ist."

Genau dieselbe Verbindung der Gedanken zwischen Str. 2 und 3 des Liedes, vom Bekenntnis des festen Vertrauens auf Gottes Versprechen zu der Bitte um Mehrung des Glaubens und der Entzündung herzlicher Liebe zu Gott, zeigt auch der Katechismus, F IVa: „So bitte nun Gott, daß er dir mit wahrem Glauben das (nämlich seine Zusage) gebe anzunehmen und daran nimmer zu zweifeln, der allmächtige ewige Gott, der allein in seiner Hand alles hat, will dein Gott sein, das ist dein Helfer und Seligmacher hier und in Ewigkeit. Was soll aber dieser Glaube der dir gebären? A. Daß ich ihn meinen Gott von ganzem Herzen, ganzer Seele und allen Kräften liebe, allein vor Augen habe, allein anrufe, allein getröste und ehre in allem meinem Leben. F. Das bringt ja der Glaube, der Herr gebe dir nur denselbigen in der Wahrheit zu haben und mehre ihn dir täglich."[15] Gerade die Wendung „Auch mehre mir durch dein Freundlichkeit den wahren Christenglauben", durch die sich die Huberische Fassung von der nichtstraßburgischen „Gib mir nach deine Barmherzigkeit den rechten Christenglauben" unterscheidet, findet so unzählige Parallelen in dem Katechismus, daß man geradezu staunen müßte, wenn Hubert sich so ausgedrückt hätte, wie es in der traditionellen Form der Fall ist. Nachdem zu Eingang des ersten Glaubensartikels auseinandergesetzt ist, was „glauben" heißt, sagt der „Unterrichter" A Vb: „So lang als mein Kind, wenn du vom Glauben redest, daß du dich wohl erinnerest, was du redest, und bitte allzeit: Herr, mehre mir den Glauben", und am Schluß der Erklärung des ersten Artikels A VIIa sagt das Kind: „Herr, mehre uns den Glauben." Am Schluß der Erklärung von der Auferstehung Christi B VIb heißt es: „Da siehe, wie der Glaub sogar alle Gerechtigkeit und ein ganz himmlisch Leben gebiert. A. Den wolle uns der Herr mehren." Ebenso C Ia: „Da siehst du aber, was der Glaub vermag, den stärke und mehre der dir Gott, unser himmlischer Vater." Und in ganz besonders nahem Anklang an den Wortlaut unseres Liedes B VIIb: „Das bedenke immer dazu, daß du um Mehrung bittest wahres Glaubens, denn du immer siehst, daß an dem alles Guts steht", und F IVb: „Das bringet ja der Glaube, der Herr gebe dir nur denselbigen in der Wahrheit zu haben und mehre ihn dir täglich." — Daß in Huberts Liede vom „wahren" Glauben und nicht vom „rechten" die Rede ist, müßte um so mehr auffallen, als damit noch das katholische Litaneilied verlassen ist: „Vor dem Teufel uns behüt durch einen rechten Glauben" und ebenso das vorreformatorische „Nun bitten wir den heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist." Das Auffällige schwindet aber völlig, wenn man den Sprachgebrauch des Katechismus ansieht. Der Ausdruck „der rechte Glaube" ist mir nur an einer Stelle aufgestoßen E Ib, und dort ist er umso auffallender, als unmittelbar vorher gesagt war „der wahre Glaub" und „wahre" Lieb, auch auf der Seite vorher heißt es: „Das wird dir aber der wahre Glaub geben." Es scheint sie den Worten „bitt Gott um den rechten Glauben" eine Erinnerung an das oben genannte Lied vorzuliegen. Sonst heißt es immer „der wahre Glaub". Wiederholt ist das in den zitierten Stellen schon vorgekommen,[16] ich füge zur Verstärkung des Eindrucks noch einige hinzu. F IVb: „So bitte nun Gott, daß er dir mit wahrem Glauben das gebe anzunehmen." F VIa: „Wenn wir uns nicht an unsern Herrn Jesum mit wahrem Glauben halten." G VIIIb: „Als unser Art ist dienet viel dazu, daß wir ob dem Unglauben recht scheuen und nach dem wahren Glauben sinnen, wir betrachten und bedenken, daß Gott den Unglauben also erschrecklich rächen, den Glauben so gnädiglich belohnen will." H VIIIa: „Und da befindet man erst,

[15]) Vgl. denselben Gedanken F Va. [16]) Vgl. S. 362.

wie wahr der Herr gesaget hat, daß uns Gott, unser himmlischer Vater, alles das gebe darum wir ihn nimmermehr aus wahrem Glauben bitten mögen. Denn sobald wir ihn nur in wahrem Glauben anblicken, gleich befinden wir, daß er allein alles Gutes ist und tut, können und mögen uns nit mehr anders begehren, denn was wir erkennen sein göttlicher Wille sein." Dieses ist auch die einzige Stelle, die einen ganz entfernten Anklang hat an die 3. und 4. Zeile der nichtstraßburgischen Rezension: „und daß ich hie dein Ewigkeit mag inniglich beschauen." Daß die Straßburger Form den Gedanken des Katechismus bis auf den Wortlaut entspricht, braucht nach den gegebenen Zitaten nicht mehr ausgeführt zu werden. Nur Eine Stelle noch, B iiib: „Daß ich mich zu Gott . . . aller Gnaden und Barmherzigkeit ewiglich versehe." Daß aus dem wahren Glauben mit Notwendigkeit festes Vertrauen zu Gott, herzliche Liebe zu ihm und zum Nächsten folge, ist einer der Grundgedanken des Katechismus, die so auf der Hand liegen, daß sie überhaupt nicht im Einzelnen erwähnt zu werden brauchen. Schon im Vorwort des Katechismus wird dieser Gedanke als die Summa der Predigt der Straßburgischen Pfarrer dargestellt (A ib iia). In der Einleitung zur Erklärung der zehn Gebote wird jener Grundzug der christlichen Lehre gegeben, der in den drei Strophen unsres Liedes wie in der nahe verwandten Darstellung des Heidelberger Katechismus vorliegt.[21]) Am geschlossensten aber zeigt sich dieser Gedanke im Schluß der Erklärung der Gebote (E VIII), in dem sich uns noch einmal alle Gedanken unsres Liedes vor Augen stellen: „Wir sollen je von allen Kräften Gott lieben. Derhalben will uns der Herr in diesem (10.) Gebot die Sünd im Grund und gänzlich zu erkennen geben und lehren, wie ganz die Liebe zu ihm und dem Nächsten sein solle. Dann wenn die ganz wäre, würde nicht allein nie nimmer wider den Nächsten, sondern überall nichts Arges gelusten mögen. Gott selbs und unser Herr Jesus würde in uns leben und wir in ihm, uns selbst würden wir ganz verleugnen und Gott durch wahren Glauben aller Ding ergeben halten. In Summa, das ganze Gesetz würde erfüllt sein. Also ist dieses letzte Gebot dermaßen gesetzt, daß es unsre Sünd aus dem Abgrund des Herzens heraus zeucht und stellt uns unsre Verdammnus so helle für Augen, daß wir uns immer als verdammte Sünder erkennen und uns bei Gott dem himmlischen Vater allein des Todes unsres Herren Christi getrösten müssen und durch denselbigen immer bitten um den heiligen Geist, der unsre eigne Liebe in uns auslösche und zünde an die wahre Liebe Gottes, welche alsbald die Liebe des Nächsten mitbringt, und richtet uns aller Dinge zum Willen Gottes und wahrer Haltung aller seiner Gebote. Und demnach wir um diesen Geist ohn Unterlaß den Herren anrufen und beten sollen, immer uns mehr und mehr selbst verleugnen und Gott ergeben: also sollst du diese heiligen Worte und Gebote des Herrn täglich betrachten und dich in denselbigen fleißig ersehen, damit du all deinen Mangel und Fehl desto baß siehest und zu bereuen mehr gedrungen werdest und also auch recht herzlich aufnehmest die selige Stimme des Herrn, als er sagt: Kommet her zu mir alle, die ihr arbeitet und beschweret seyd, ich will euch erquicken, und dich an ihn mit festem Glauben ergebest, als in dem du das ewige Leben hast." Diese herrlichen Worte im Vergleich mit unserem Liede bedürfen keines Kommentares.

Nur für Einen Gedanken fehlt es hier wie überhaupt an einer durchschlagenden Parallele, nämlich für die 3 letzten Zeilen der dritten Strophe. Dort liegt ja allerdings die Beziehung zu dem katholischen Gegenstück so zu Tage, daß man nicht zu fragen braucht, wie denn auf einmal ein fremder Gedanke hereinkomme. Auch den Hubertschen Ausdruck „Trug des Teufels"[22]) habe ich in den Stellen des Katechismus, in denen vom Teufel die Rede ist,[23]) nicht gefunden.[24]) — — —

---

[21]) Vgl. E VIIIa, F ib, IVb, Vb, J Va, K ib, N iib u. s. f., auch die charakteristische Ausführung zu Beginn der Abschnitts von der Kirche C iia.

[22]) Vgl. S. 308. [23]) A iiib, C iiib, D VIb, VIIa, H iib, N VIa.

[24]) Der Auszug, den vermutlich Butzer selbst aus seinem Katechismus gemacht hat unter dem Titel „Der kürtzer Katechismus" ist leider nur noch in der Auflage von 1544 erhalten (vgl. Ernst a. a. O. S. 71 ff.). Der sehr viel geringeren Wärme, Innigkeit und Unmittelbarkeit dieser Schrift entspricht es, daß der Berührungen mit unserem Liede weniger

Aus dem Gesagten ergibt sich mit unzweifelhafter Sicherheit, daß unser Lied auf Straßburger Boden gewachsen ist, ein deutlicheres Zeichen des Bucerschen Geistes als eines der anderen Hubertschen Lieder. Doch tragen auch diese die Zeichen der Abhängigkeit von Bucers Gedanken und Ausdruck. Am stärksten ist das der Fall bei „Dieweil wir sind versammelt“, in dem kein charakteristischer Ausdruck und Gedanke sich findet, der nicht ebenso im Bucerschen Katechismus vorhanden ist, am schwächsten aber doch wohl erkennbar in den beiden Übersetzungen „Nun sieh, wie fein und lieblich ist“ und „Wohlauf, wohlauf, Herr Gott, Jesu Christ“, wie das ja nicht anders zu erwarten ist.[25]) Je deutlicher das ist, um so klarer ist auch, daß Hubert der Verfasser von „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“ ebenso sicher ist wie von den anderen 4 Liedern, die man ihm abzusprechen bis jetzt keinen Grund gefunden hat. Sie alle und besonders „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“ können deshalb nicht vor 1531 in Hubertus Baseler Zeit entstanden sein. Die Abfassung unsres Liedes wird in die erste Hälfte der dreißiger Jahre fallen. Damit stimmt auch, daß es Anfang der Vierziger schon in Umarbeitungen und in niederdeutscher Übersetzung auftritt.

Von hier wird auch das eigentümliche Verhältnis klar, in dem es zum Heidelberger Katechismus steht. Es handelt sich dabei doch um etwas anderes und mehr als — wie Ullmann sagt — „einen sekundlichen Anklang an die erste Frage des Heidelberger Katechismus“.[26]) Daß deren Wortlaut: „Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben? Daß ich . . . meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin“, sich mit unserem Liede und zwar in der Straßburger Fassung („Heiland“ nicht „Tröster“) nahe berührt, ist ebenso gewiß, wie daß sich diese Berührung verbindet mit einer solchen an Luthers Erklärung des zweiten Artikels und vor allem an Bucers Katechismus von 1534. Da aber letzterer durch den ganzen Heidelberger Katechismus hindurch wahrzunehmen ist, so kann es nicht auffallen, daß auch die Verwandtschaft mit unserem Liede immer wieder hervortritt, man vergleiche besonders die Fragen 1, 14, 29, 30. Die Verfasser des Heidelberger Katechismus haben selbstverständlich unser Lied gekannt, das — wie bereits oben bemerkt — durch die Überschrift „Christus allein kann der Erlöser sein“ vom kurpfälzischen Gesangbuch eine deutliche Beziehung zum Heidelberger Katechismus erhalten hat. Ob die Verwandtschaft des Heidelb. Katechismus mit unserem Liede aber irgendwo eine direkte und nicht durch Bucers Katechismus vermittelte ist, möchte ich bezweifeln. Gleichwohl bleibt bestehen, daß kein Lied des Reformationsjahrhunderts so im Tenor des Heidelberger Katechismus geht wie dieses und es muß als eine der merkwürdigen Wendungen der Geschichte bezeichnet werden, daß es jetzt gerade in den Gesangbüchern Badens und der Pfalz fehlt.[27]) Die Tatsache der Verwandtschaft mit der reformierten Bekenntnisschrift würde wohl, wenn man sie beachtet hätte, in weiten Kreisen dem Liede ebenso wenig zur Empfehlung gedient haben wie die Verfasserschaft Huberts, wenn man an sie geglaubt und über diesen Mann genauer Bescheid gewußt hätte, als es in dem Satz zum Ausdruck kommt: „Der Autor ist Conrad Hubert in

sind. Immerhin ist nicht bloß die Grundanschauung genau dieselbe wie im Liede, sondern einige Partieen berühren sich mit ihm auch besonders nahe. Man vergleiche mit Strophe 1 C VI a b mit Str. 2, 1—4 B VI a, auch das in der Erklärung des Gebets neunmal wiederkehrende „Wann ich mich Gott unserem himmlischen Vater in Christo Jesu unserem Herrn gänzlich vertraue.“ Daß Hubert nicht durch diese Schrift zu seinem Liede inspiriert wurde, sondern durch die ältere bezw. durch die Gedankengänge und Empfindungen Bucers, die in dieser schon ihren Niederschlag fanden, liegt in der Natur der Sache.

25) Der ausführliche Beweis für diese Behauptung kann hier nicht geführt werden, doch will ich wenigstens einige bestimmte Andeutungen machen. Zu „Dieweil wir sind versammelt“ vgl. zu Str. 1: E IV b, J V a, O II a, J VIII b oben, L I a, Kurz. Kat. E II, Strophe 2: F VI b, O I b, Strophe 3: D VIII b, Kurz. Kat. D V a, Strophe 4: J VII a, M VI a b, Strophe 5: N IV a, Strophe 6: Kurz. Kat. E III b — „O Gott, du höchster Gnadenhort.“ Strophe 2: L VIII b, M VIII b, N I a, Strophe 3: E VIII b, Kurz. Kat. VIII b — „Nun sieh, wie fein und lieblich ist“ Strophe 1: C II a.

26) A. a. O. S. 33.

27) Natürlich fehlt es im Ebrardschen Gesangbuch. Aber auch der Entwurf eines Gesangbuchs für die ev.-prot. Kirche der Pfalz, den 1889 Bullees, Kühel, Sendtner herausgaben, bietet das Lied nicht. Auch der reformierte J. P. Lange hat in seine Kirchenliederbuch unser Lied nicht mit aufgenommen.

der Lutherischen Erkänntnuß wohlerfahrener Lehrer, welcher weiland Prediger gewesen auf dem Lande bey Straßburg." [28])

Um so offenbarer ist es, daß das Lied seine gewaltige Wirkung tatsächlich nicht dem Namen einer Richtung oder Person verdankt, sondern lediglich seinem Inhalt. Als Marcus Wagner die Worte niederschrieb, die für zwei Jahrhunderte Hubert das Lied rauben sollten, hat er dem bescheidenen Manne ohne seinen Willen ein hohes Ehrenzeugnis ausgestellt, indem er sein Urteil, Schneesing sei sehr geistreich gewesen, dadurch begründet: „wie das Liedlein: Allein zu dir, Herr Jesu Christ, so man der Christenheit allenthalben singet, genugsam ausweiset und jedermann zu verstehen gibt." Daß diesem Mann, dem in seiner treuen Arbeit für Bucer so viele Enttäuschungen und so manches Mißlingen bestimmt war, nach seinem Tode noch das Lied genommen werden mußte, das ihm in der christlichen Gemeinde ein unvergänglicheres Denkmal gesetzt hat, als es die Herausgabe der Werke des großen elsässischen Reformators gewesen wäre, gehört auch zu den rätselhaften Schickungen. Um so mehr würde es uns freuen, wenn es jetzt noch gelänge, seinen Namen in unsern Gesangbüchern aller Orten zu Ehren zu bringen.[29])

Was soll ichs leugnen, es mischt sich in diese Freude ein gewisser Lokalpatriotismus. Daß neben den norddeutschen Reformatoren, sowie neben denen von Konstanz und der Schweiz, auch unser Bucer im Liede der Gemeinde zu Worte komme — und Huberts Lied ist der Hauptsache nach das Bucers — das ist mir nicht gleichgültig. Die Straßburger Melodien aus der Reformationszeit haben durchgeschlagen und bedürfen keiner Apologie, die Dichtungen der Greiter, Dachstein, Englisch usw. haben sich auf die Dauer nicht zu halten vermocht, einen unbedingten Erfolg hat nur „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" gehabt. Dieses Lied ist wirklich eine Gabe des Elsasses an die deutsch-evangelische Welt und eine solche, in der sich die ganze Größe der zentralen Auffassung des Christentums in der Straßburger Reformation spiegelt. Neben ihm steht nur noch Ein Lied von gleicher Bedeutung, Martin Schallings „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr," bei aller Verschiedenheit, welche überraschende Übereinstimmung in dem Grund-Gedanken! Schalling hat vor kurzer Zeit sein Ehrendenkmal in Nürnberg bekommen. Hubert hat nichts Derartiges erhalten. Ob man gelegentlich seines 400jährigen Geburtsjubiläums 1907 ihm irgend eine bescheidene Ehrung zu Teil werden läßt, ist abzuwarten. Aber schon im Jahre 1862 hat F. W. Culmann seine Abhandlung über „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" in einem Einzeldruck herausgegeben unter dem Titel „**Ehrengedächtnis Conrad Huberts des vieljährigen und treuen Helfers an der Thomaskirche zu Straßburg.**" In der Tat, kein besseres Denkmal könnte dem demütigen Helfer und dem aufrichtigen Christen Hubert gesetzt werden, als er selbst es getan durch unser Lied, in dem Hohe und Geringe, ja, was noch merkwürdiger bei einem so protestantischen Liede ist, Evangelische und Katholische[30]) ihres tiefsten Glaubens Ausdruck und Trost im Leben und Sterben gefunden haben. Wer solchen Schatz der Nachwelt hinterlassen, der hat nicht vergeblich gelebt, der ist es aber auch wert, daß sein Name in Kirche und Dankbarkeit genannt werde. Dazu will diese Abhandlung dienen. Möchte sie nicht vergeblich geschrieben sein.

---

[28]) Georgi Goeyi Schmuckige Lieder-Betrachtung S. 12.

[29]) Daß man nach dieser Darlegung in unsern Gesangbüchern unter das Lied setzen wird: „Strophe 1—3 von Konrad Hubert 1507—1577," halte ich für selbstverständlich. Schwieriger ist die Frage, ob man den einzubeziehenden Text rechtigen soll. Im Ges.-B. für Els.-Lothr. haben wir uns im Unterschied vom straßb. Ges.-B. für Christen Augsb. Konf. und dem von Mülhausen, die sich überwiegend an die Hubertsche Form anschließen, aus Gründen evangel. Gemeingefühls der traditionellen Form angeschlossen, da wie damals über die kritische Streitfrage noch nicht ins Reine kommen konnten. Hoffentlich wird es noch zu erreichen sein, in den weiteren Auflagen die Originalgestalt einzuführen.

[30]) Vgl. außer den bei Olearius u. a. aufgenommenen Erzählungen des Koburger Generalsuperintendent Joh. Dinckelius die Tatsache, daß dieses Lied im katholischen Rheinfelser Ges.-B. 1166 Aufnahme gefunden hat. (Bäumker: Das kath. deutsche Kirchenlied II, Nr. 208.)

Der christliche „Wandschmuck"

von **David Koch.**

(Fortsetzung.)

3. Der Verlag **Fischer & Franke** in **Berlin** hat folgende Grundsätze für seine Bilder aufgestellt, die wir nur billigen können: „Die Hauptwerke Dürers, Rembrandts,



Hans Thoma, Heilige Familie. Verlag: Breitkopf & Härtel, Leipzig (vgl. III. Heft S. 330)

Cranachs usw. für wenige Pfennige in tadelloser Nachbildung und kostbarer Ausstattung." Von den anderen Kunstblättern des Verlags kommen für uns nur zwei Blätter in Betracht, ein Luther und eine Wartburg. Sehr instruktiv ist das, was der Verlag über seine Grundsätze der Nachbildung sagt: Hundert Hauptblätter der graphischen Kunst des XV. bis XVIII. Jahrhunderts in getreuen Facsimile-Nachbildungen. Preis jedes Blattes 25 Pfennige. Die Nachbildungen der Kupferstiche, Radierungen und Holzschnitte sind die

denkbar getroffen, das gute feste büttenartige Papier ist im Farbenton und der Struktur dem Papier der alten Blätter nachgebildet. Diese beiden Punkte sind von der größten Wichtigkeit, wie ein Vergleichung mit anderen verständnislosen Nachbildungen beweisen wird, wie solche neuerlich herausgegeben wurden. Diese verwenden nämlich das charakterlose, mit Kreide angestrichene sogenannte Kunstdruckpapier eines der künstlerisch gefühllosesten Talmifabrikate des Buchgewerbes, das dem Drucker zwar die Arbeit erleichtert, den alten Holzschnitten und Kupferstichen aber alles Mark und alle Kraft nimmt und sie weichlich und süßlich im Vergleich mit den Originalen erscheinen läßt. Noch verstärkt wird der Eindruck der Verweichlichung bei den gedachten Nachbildungen von Kupferstichen dadurch, daß man diese unter Verwendung der Rasterautotypie reproduziert, durch welche alle Linien des Originals in Punkte aufgelöst und alle weißen Grundflächen desselben mit einem grauen Grundton gedeckt werden, wodurch der Charakter des Kupferstiches als einer Kleinkunst und einer Schwarz-Weiß-Kunst natürlich völlig aufgegeben wird. Entsprechend dem Charakter der alten Blätter wurde für die Holzschnitte ein etwas graugelbes, sehr kräftiges, geripptes Papier verwendet, für die Kupferstiche ein dünnes aus demselben Stoffe, und ist jede Nachbildung eines Kupferstiches auf ein Großfolioblatt starken Kartons aufgelegt, sodaß sie sich darstellt wie das Original in der Mappe des Kupferstichsammlers. Die Bildgröße der Blätter schwankt zwischen zirka 25–34 cm und 13–20 cm. Die Bilder machen, den Grundsätzen der Firma entsprechend, einen vorzüglichen Eindruck, und sind besonders den Freunden der germanischen Kunst (Dürer, Cranach, Schongauer, Rembrandt) zu empfehlen.

Ed. von Gebhardt: Die Bergpredigt. Verlag der Phot. Union, München.

W. Steinhausen: Christus die Felder segnend. Verlag der Phot. Union, München.

F. v. Uhde: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Verlag der Phot. Union, München.

4. Der Verlag von Franz Hanfstängl in München bietet neben viel klassischer und minderwertiger Kunst auch einzelne moderne Sachen.

5. Der Kunstwart von F. Avenarius hat in seinen Meisterbildern für das deutsche Haus diesem hochverdienten, weitverbreiteten volkstümlichen Unternehmen zunächst nicht dem kirchlichen Wandschmuck dienen wollen. Doch für bescheidene Verhältnisse wird auch die reiche Zahl christlicher Bilder in diesem Sammelwerk gute Dienste tun. Einen entscheidenden Schritt weiter aber tat der Kunstwart mit seinen für die Wand des christlichen Hauses bestimmten Konfirmations-Blättern (20 Pfg.) und mit seinen Vorzugsdrucken, welch letztere noch besonders erwähnt werden. Die Vorzugsdrucke kosten 1—3 Mk. und haben eine Papiergröße von 37 × 54 cm.

6. Die Neue Photographische Gesellschaft in Berlin bietet eine Sammlung von Original-Aufnahmen klassischer Denkmäler der Baukunst, Plastik und Malerei in unveränderlichen Bromsilber-Photographien. Für unsere Zwecke eignen sich die prachtvollen, künstlerisch vollendeten Blätter in Folioformat 45½ × 55½ cm zum Preis von 3 Mark 50 Pf. Für kleinere Räume sind auch Blätter des Normalformats 19 × 24½ cm (im Preis von 50 Pf. — bei 1 Dutzend 40 Pf.) zu verwenden, wenn sie auf feinen Karton gezogen werden. Für größte Räume liefert der Verlag mit seinen künstlerischen Photographien im Format 100 × 130 cm (pro Blatt aufgezogen auf Leinwand 30 Mk.) in seinem Moses von Michelangelo eine bedeutende Leistung der reproduktiven Kunst. Es wäre nur zu wünschen, daß der Verlag dieses Gebiet des Großformats (für kleine Kirchen ꝛc.) weiter ausbaute.

7. Die Photographische Gesellschaft in Berlin kommt für unsere Zwecke durch ihre verdienstvollen stimmungsfeinen Photogravüren moderner deutscher Meister (Richter, Gebhardt, Uhde und Fugel) sehr wesentlich in Betracht. Die Formate schwanken; 51 × 68 cm Papiergröße dürfte das Durchschnittsmaß sein bei einem Preis von circa 16 Mark.

8. Der Verlag der Photographischen Union in München stellt in seiner Sammlung die nachnazarenische Kunst der Düsseldorfer Schule mit den Namen Deger, Ittenbach und K. Müller in den Mittelpunkt. Neben dieser für uns nicht in Betracht kommenden Kunstform finden wir aber auch wertvolle Reproduktionen von Gebhardt, Steinhausen und Uhde. Die Technik umfaßt die meisten modernen Reproduktions-Möglichkeiten von der Photogravüre bis zur Platinotypie. (Vergl. die mitzuteilenden Beispiele.)

9. Die Reichsdruckerei verfolgt in der Publikation von Kupferstichen und Holzschnitten alter Meister in Nachbildungen künstlerische Ziele, die mit den Publikationen des Kunstwarts (Vorzugsdrucke) und den Unternehmungen der Firma Fischer und Franke in Berlin verwandt sind. Prachtvolle Blätter im Preis von 9 Mk. und 3 Mk. (Papiergröße ca. 41 × 55 cm) und kleinere Blätter, Papiergröße 27 × 38 cm, im Preis von 1 Mk. 50 Pf. bis 90 Pf., sind aus der Reichsdruckerei hervorgegangen, besonders Dürer und Rembrandt, auch Schongauer. In dem Lukas Cranach-Werk der Reichsdruckerei sind die bekannten Blätter der Reformatoren enthalten (40 × 55 cm), vorläufig noch nicht einzeln erhältlich, aber wie uns die Direktion mitteilt, je nach Bedürfnis noch einmal erreichbar.

10. Julius Schmidt in Florenz hat die auch für ein evangelisches Haus brauchbaren zwölf Goldgrundengel von Fra Angelico (17 × 8 cm groß) in neuer Ausgabe erzielt. Das Blatt kostet unaufgezogen 1 Mk., in echtem Nußholzrahmen 2 Mk. 20 Pf. Diese Engel eignen sich besonders zu Wandfüllungen und Abschlüssen von Bildgruppen. (Forts. folgt.)

Ein neues Mittel zur Lösung der Organistenfrage

von A. Beulter.

Auch einen Beitrag zur Lösung der Organistenfrage bedeutet eine Neuerung im Orgelbau, die die rühmlichst bekannte Firma E. F. Walcker & Cie. auf den Markt zu bringen im Begriffe steht. Es handelt sich um eine Übertragung der Pianola

auf die Orgel. Wenn der Versuch gelingt, woran wir nicht im geringsten zweifeln, und wenn bei der weiteren Ausgestaltung der Erfindung den eigenartigen kirchlichen Bedürfnissen Rechnung getragen wird — und es ist nicht abzusehen, warum dies nicht geschehen sollte — dann wird die Beschaffung und Ausbildung von Organisten in Zukunft weniger schwierig und weniger kostspielig werden. Die Anforderungen an die Fingerfertigkeit des Organisten werden geringer, und ebendamit wird der Kreis der für die Versehung des Organistendienstes in Betracht kommenden Personen sehr viel größer werden. Jeder Mann und jede Frau mit musikalischem Verständnis und Geschmack wird mit Hilfe dieses neuen Instrumentes — „Organola“ wird man diese Schwester der „Pianola“ wohl nennen müssen — nach kurzer Übung imstande sein, das Amt des Organisten zu übernehmen. Mancher Lehrer, der bisher unter der Bürde dieses Amtes seufzt, wird aufatmen, wenn's ihm abgenommen oder erleichtert wird; mancher Laie (Frauen nicht ausgeschlossen) wird sichs zur Ehre rechnen, den Dienst an der „Königin der Instrumente“ verwalten zu dürfen; und schließlich wird mans auch unseren wenig bemittelten Gemeinden gönnen dürfen, wenn sie von der Sorge befreit werden, woher sie die 300 Mk. Mindestgehalt für ihren Organisten (siehe Augustnummer dieser Zeitschrift!) nehmen sollen. Man kann also im Interesse der Gemeinden und der Organisten nur wünschen, daß die erwähnte Neuerung gerade dort, wo es am schwersten hält, Organisten zu gewinnen und auskömmlich zu besolden, nämlich auf dem Lande, raschen Eingang finde.

Bei diesem Anlasse sei — allerdings sehr post festum — darauf hingewiesen, daß die Firma E. F. Walcker & Cie., der wir die obengenannte Neuerung verdanken, im August vorigen Jahres die seltene Feier der Vollendung ihrer 1000. Orgel hat begehen dürfen. Eine zu diesem Anlaß erschienene typographisch und illustrativ prächtig ausgestattete Festschrift gibt interessante Einblicke in die Geschichte der im Jahre 1820 von dem Vater des jetzigen Chefs begründeten Firma und in den umfangreichen, vielseitigen Betrieb des Geschäftes — am 25. August 1902, dem Jubiläumstag, betrug die Zahl der Beamten und Gehilfen 154; über 1000 Orgelregister wurden im Jahre 1902 fertiggestellt — und enthält außerdem eine stattliche Anzahl von Prospekten und Dispositionen größerer und kleinerer von der Firma ausgeführten Orgelbauten, von der Riesenorgel mit 124 bis zur Hausorgel mit 8 klingenden Stimmen. Wir wünschen dem Hause Walcker auch für die Zukunft ein fröhliches Blühen und Gedeihen.

Ekklesiastika aus dem Fürstlichen Archiv zu Wernigerode

von Prof. Dr. **H. Drees** in Wernigerode

Seit 1539 gehört das Stolberger Grafen- und Fürstenhaus der lutherischen Lehre an, der sich die Bewohner seiner Gebiete schon lange vorher zugewandt hatten. Tilemann Plathner, der „Episcopus Stolbergensium“, wurde der erste Superintendent der Stolbergischen Gesamtlande; hier zuerst in Deutschland hat das Landeskirchentum durch Einrichtung der Konsistorialverfassung seine bis heute übliche Gestalt gewonnen. Seit 1645 hat sich die Linie Stolberg-Wernigerode abgezweigt, seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Linie Stolberg-Roßla. Alle drei, heute der Krone Preußen unterstehend, besitzen dennoch in kirchlichen Dingen noch jetzt eine beschränkte Selbständigkeit, die sie durch ihre Konsistorien ausüben. Besonders in früheren Zeiten haben die Stolberger Landesherren von dieser ihrer episkopalen Macht ausgiebigen Gebrauch gemacht, in Beziehung auf Gottesdienst, Gottesdienstordnung und Kirchenzucht Verordnungen erlassen, die über den lokalgeschichtlichen Rahmen hinaus von Bedeutung sind und deren Mitteilung den Lesern der Monatschrift willkommen sein wird. Ich beschränke mich dabei auf Auszüge nur aus einem Aktenfaszikel (B 43, 2) des Fürstlichen Archivs zu Wernigerode, welches die Jahre 1682—1750 umfaßt. Einige orientierende Vorbemerkungen seien zunächst gestattet.

Als das Stolberger Dynastengeschlecht der Reformation sich zuwandte, residierte in Wernigerode Graf Albrecht Georg († 1587). Er berief zu seinem Hofprediger Anton

Lampadius aus Braunschweig, der zugleich ein hervorragender Komponist und Musiktheoretiker, vor allem auch auf die musikalische Ausgestaltung der Gottesdienste in der Grafschaft und besonders in der Stadt Wernigerode bedeutsam eingewirkt hat. Als erster evangelischer Rektor der Wernigeröder Lateinschule bildete er den an ihr bestehenden Kirchenchor zu einem evangelischen „Chorus symphoniacus" um, dem die Mitwirkung bei den Gottesdiensten, Taufen, Trauungen und Begräbnissen, sowie der Kurrendegesang unter Leitung der Kantoren oblag.

Bestimmungen aus den Schulgesetzen späterer Zeit machen den „Currendarus" die vierstimmigen Responsorien und Antiphonen zur Aufgabe, während der Kantor oder der ihn vertretende „Kollege" den figurierten Gesang zu singen hat, den vierstimmigen Gesang begleitete im hohen Festen ein wesentlich aus Streichinstrumenten bestehendes Schülerorchester, Kantoren- und Organistenamt sind getrennt. Sehr spät erst sind alle Kirchen der Grafschaft mit Orgeln zur Begleitung des Gemeindegesanges ausgestattet worden.

Dem Gottesdienst lag in der Grafschaft die Braunschweigisch-Lüneburgische Agende zu Grunde, lange noch wurden die meisten Responsorien lateinisch gesungen, die katholischen Meßgewänder blieben bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts in Gebrauch. Lange wurden Mitternachtsmetten zu Weihnachten gefeiert, die Passionsgeschichte in der Fastenzeit gesungen. Die kirchlichen Meßgewänder wurden auch von den Schülern zur Aufführung der Weihnachtskomödie und zum Umzuge bei dem Gregoriusfeste benutzt, bis 1671 wegen der damit verbundenen Exzesse die Geistlichen „die Meßgewandt nicht mehr ausleihen", was wiederum Ostern im desselben Jahre eine Auswanderung der meisten älteren Schüler aus Wernigerode zur Folge hatte. So waren mancherlei noch mancherlei katholische Überreste vorhanden, niemals mehr als in dem in ein evangelisches Jungfrauenstift verwandelten Zisterzienserinnenkloster Waterler (Wasserleben), das im Besitz des heiligen Blutes bis zur Reformationszeit der Wallfahrtsort der Grafschaft gewesen war. Erst ein Erlaß des Grafen Wolf Georg vom 26. Nov. 1622 macht wie diesen Klosterjungfrauen eine rein evangelische Gottesdienstordnung zur Pflicht (Urkundenbuch des Klosters Waterler, ed. Jacobs p. 412 ff.). Er macht ihnen zum Vorwurf, daß sie obgleich „alle abgöttische Päpstische Mißbrauch und falsche gottesdienste" abgeschafft seien, dennoch päpstliche Altare, Bilder und Heiligtümer beibehalten hätten, ihr heiliges Blut anbeteten, in lateinischer Sprache die sieben horas canonicas hielten, auch eine klösterliche Tracht trügen, die als des „Papsts Feldzeichen" erscheinen müßte, den Bildern Kerzen vorsetzten, in der Marterwochen Umzüge hielten, Klappern und „andere Argerwercke" gebrauchten, und schlägt darauf eine ganz im evangelischen Sinne gehaltene Ordnung der klösterlichen Morgen- und Abendgottesdienste, die sich auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres erstreckt. Der zugleich ... Krieg brachte eine kurze katholische Invasion, sie hat sich aber das Ende des Krieges nur auf das obengenannte Kloster Waterler ausgedehnt und nirgends den Bekenntnisstand geändert. Jedenfalls aber hat der Krieg mit seinen Wirren manche Unordnungen und Willkürlichkeiten zur Folge gehabt. Sie abzustellen ist das Grafenhaus seit 1682 bemüht gewesen, die in dieser Beziehung erlassenen Verordnungen sind in dem uns vorliegenden Aktenfaszikel enthalten; einige derselben stellen sich als preußische Erlasse heraus, denen die Stolberger Grafen auch für Wernigerode Gesetzeskraft gaben.

Die meisten Verordnungen stammen aus der Zeit des großen Grafen Christian Ernst (1710—1771), über dessen Bedeutung für die Grafschaft und die evangelische Kirche später genauer zu berichten ist, nur die beiden ältesten Erlasse sind von seinem Oheim und Vorgänger dem Grafen Ernst (1672—1710) ausgegangen. — Der erste Erlaß des Grafen Ernst vom 15. September 1682 belegt Sakramentsschänder und Verächter des heiligen Predigtstuhles und der Gottesdienste mit Kirchenbußen und verordnet, daß dieselben „ohne das sonst gewöhnliche Geläute, wenn dergleichen versterben sollten", hinausgetragen würden. Der zweite Erlaß vom 6. Mai 1691 ist ein noch größerem Interesse, weil er eine Ordnung der „Festgottesdienste", wie sie in dem heute wohlbekannten Gebirgsdorf Schierke sollten gehalten werden, nachdem dort „ein newer Schulmeyster angenommen und dazu eingeführet", enthält. Der Erlaß ordnet zwei sonntägliche Gottesdienste, einen um 8 Uhr, den andern um 12 Uhr an, daneben je zwei Betstunden an den Wochentagen, deren erste im Sommer eine Stunde

nach Sonnenaufgang, im Winter gleich nach demselben, wenn man „sonder Licht sehen und lesen kann", beginnt, während die zweite jedesmal „ohngefähr eine Stunde vor der Nacht" ihren Anfang nimmt.

Der sonntägliche Frühgottesdienst beginnt um 7 Uhr, wenn die „welche dazu gehören" versammelt sind. Er nimmt seinen Anfang mit drei geistlichen Liedern (Komm heiliger Geist, O Vater, allmächtiger Gott, Allein Gott in der Höh sei Ehr), jedenfalls um den Säumigen unter denen, die „dazu gehören", Zeit zu gewähren. Dann folgt die Sonntagsepistel, dieser ein auf das Evangelium bezügliches Lied, dessen Wahl die „indices" der Gesangbücher dem Schulmeister erleichtern. Dem Gesange schließt sich das Evangelium, diesem das Glaubenslied (Wir glauben all an einen Gott) an, sodann wird aus einer Postille eine Predigt „langsam, deutlich und vernehmlich" verlesen, sodann das allgemeine Kirchengebet „abgelesen", endlich das Vater Unser von allen laut gebetet und mit etlichen Versen der Vormittagsgottesdienst beschlossen.

Für den Nachmittagsgottesdienst um 12 Uhr soll Nachfolgendes „mit höchstem Fleiße" beobachtet werden. Zunächst wird gesungen „Komm heiliger Geist", darauf ein am Vormittage noch nicht gesungenes Lied, das „sich auf das Evangelium schickt". Dann folgt das Evangelium und diesem eine Andacht aus der „sogenannten Hauptstücke", wodurch „denen Einfältigen die Glaubenssachen konnten bekannt werden", darauf wird ein „zu solchem Ende verfertigtes Gebet zur Hand genommen" und endlich wie am Vormittage der Gottesdienst mit Vaterunser und Gesang beschlossen.

Die Betstunden werden am Morgen mit einem Buß- oder Morgenlied eingeleitet; ihm folgt ein Kapitel aus der Bibel, sonderlich den Psalmen, Propheten und dem Neuen Testament, woran die Ablesung eines „dazu verfertigten Gebetes" sich anschließt, worauf dann das „laut hergebetete Vaterunser" folgt, in welches auch „die gemeine und sonderbahre vorfallende Not des Orts" geschlossen werden kann. Den Beschluß machen auch hier „etliche Verse aus gewissen Liedern." Die Abendbetstunde beginnt mit einem Abenddank- oder Bußliede; die biblische Lektion fehlt hier, nur ein Gebet mit nachfolgendem Vaterunser wird gesprochen und darauf der Gottesdienst mit einigen Versen „sonderlich aus Abendliedern" geschlossen. — Diese Verordnung wurde den Schierkeschen Hüttenleuten öffentlich verlesen und denen, welche „ohne dringende und erhebliche Ursache", die dem Schulmeister und dem Hüttenschreiber angezeigt werden mußte, fehlen sollten, der Abzug des halben Teiles ihrer wöchentlichen Löhnung, welche Strafgelder dann „ad pias causas" verwendet werden sollten, als Strafe angedroht.

Im Jahre 1710 ist Christian Ernst seinem Oheim in der Regierung gefolgt, der bedeutendste unter den Wernigeröder Grafen in alter Zeit, dessen Andenken noch heute in der Brockengrafschaft im Segen lebendig ist. Wie kein anderer hat er den Charakter Wernigerodes bestimmt, besonders in kirchlicher Beziehung hat er der Stadt und der Grafschaft die Richtlinien gezeichnet. Bedeutsam ist in dieser Beziehung die Verbindung des Grafen mit dem Halleschen Pietismus, die zuerst schon unter dem Grafen Ernst durch den Superintendenten Georg Heinrich Neuß angebahnt war. Neuß ist nach Franckes Vorbild der Gründer des Wernigeröder Waisenhauses geworden; er gab auch Anstoß zur Gründung der ersten Buchdruckerei in der Harzstadt, aus welcher nach halleschem Vorbilde zahlreiche Bibel-, Katechismus- und Gesangbuchdrucke ausgegangen sind. Neuß ist als geistlicher Liederdichter wohl in allen neueren Gesangbüchern vertreten; das Wernigeröder Gesangbuch, welches er bearbeitet hatte und 1712 zum ersten Male herausgab, ist das erste gute Gesangbuch im heutigen Sinne. Graf Christian Ernst hat sich frommen Sinnes und mit wissenschaftlichem Verständnis in den Dienst der Gesangbuchsache gestellt; zu ihrer Förderung ist er der Schöpfer der weltbekannten hymnologischen Sammlung der Fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode geworden. Seine eigenen hymnologischen Forschungen, die handschriftlich niedergelegt sind, verdienten eine besondere Darstellung in der Monatsschrift.

Wie Neuß die Verse zum geistlichen Liede stimmte, so haben Graf Christian Ernst und sein Sohn Heinrich Ernst manches geistliche Lied gesungen; neben ihnen ist Christian Ludwig Allendorf, Pastor an der Liebfrauenkirche zu Wernigerode, der Dichter des Begräbnisliedes „Unter Lilien jener Freuden", als geistlicher Sänger bekannt geworden. — Wie

Digitized by Google

unter Christian Ernsts Beihilfe Wernigerode ein für seine Zeiten wundervolles Gesangbuch erhielt, so ist er auch, unterstützt von dem damaligen Superintendenten der Grafschaft der Schöpfer einer neuen Gottesdienstordnung für dieselbe geworden, die fast in allen Gemeinden bis zur Annahme der preußischen Agende Geltung gehabt hat.

Schon 1714 griff Graf Christian Ernst reformierend in die Gestaltung des Gottesdienstes ein, indem er durch Verordnung vom 18. Dezember nach preußischem Vorgang die Zeitdauer der Predigt auf eine Stunde festsetzte und gleich dem Soldatenkönig eine Strafe von zwei Talern für die Übertretung dieser Anordnung festsetzte. Dennoch muß dieselbe nicht überall gebührende Beachtung gefunden haben, weshalb sie am 3. Dezember 1717 aufs neue eingeschärft wurde. Der engen Verbindung mit Halle entspricht es, daß durch Erlaß vom 6. März 1722 für die Lesegottesdienste der alleinige Gebrauch der Postille A. H. Franckes anbefohlen wurde. Nach einer weiteren preußischen Verordnung hat der Graf durch Erlaß vom 21. Dezember 1737 für sein Gebiet Geltung gegeben, durch welche bei Leibesstrafe den Geistlichen anbefohlen wurde, den Abendmahlswein selbst zu beschaffen und bei den Abendmahlsfeiern nicht durch den Küster in die Kelche gießen zu lassen, die Reste aber an Arme und Kranke zu verschenken oder zu verkaufen.

Im Jahre 1721 hatte der Graf eine allgemeine Kirchenvisitation in der Grafschaft abhalten lassen, welche viele Willkürlichkeiten und Unordnungen in der Gestaltung der Gottesdienste ergeben hatte, so ist er seit dem folgenden Jahre unter Beihilfe der zuständigen Organe, des Superintendenten Gutzke, der Hofprediger Dehus und Lau sowie seines Kanzlers von Ledenbal, bemüht gewesen, für seine Grafschaft eine neue Agende zu schaffen, die endlich durch Verfügung des Superintendenten vom 10. September 1734 zur Einführung gelangte. Durch Erlaß vom 10. März 1725 geht der erste Entwurf derselben zur Begutachtung an den Kanzler und das Konsistorium, aber erst am 17. April 1729 wird ein geänderter Entwurf durch den Kanzler von Ledenbal dem Grafen überreicht, den „ohnmaßgeblichen Gedanken über eine zu verfertigende Kirchenagende" von S. Lau entsprechend ist dem „Regiment rituum" eine Darlegung des lutherischen Bekenntnisstandes vorausgesandt und eine Anzahl Verordnungen über Kirchenzucht, Ehe, Verlöbnis, Taufe u. a. angefügt worden. Manche alten kirchlichen Sitten, die im Laufe der Zeit zu Ausschreitungen geführt hatten, wurden bis zur Einführung der Agende auf dem Wege amtlicher Verordnungen abgeschafft. So wurde durch Verfügung vom 6. Februar 1732 die sogenannte Christmette, die um Mitternacht in den Kirchen gefeiert wurde und hernach vor der Kirche unliebsame Nachspiele zur Folge hatte, abgeschafft, und im März desselben Jahres wird erinnert, daß auf den Dörfern, die so wenig Orgeln als auch Musici in den Kirchen haben, und wo daher „die Passion mehr geplärret als gesungen werde und dadurch auch öfters ein Gelächter entstehe", der althergebrachte Gesang der Passionsgeschichte „gänzlich und ein vor allemahl verbotten sei." Die Gottesdienstordnung, wie sie 1734 zur Einführung gelangte, hat in den verschiedenen Redaktionen, die sie durchlief, eine immer größere Vereinfachung erfahren; in der endgültigen Fassung tritt die Erinnerung an den katholischen Meßkanon fast ganz zurück. Dem rein evangelischen Charakter des Gottesdienstes entspricht es, daß durch Erlaß vom 10. Februar 1738 der Gebrauch der Altarlichter und das Singen vor dem Altar mit Einschluß der Einsegnungsworte verboten, daß am 10. Mai 1738 für die Sonnabendsvespern angeordnet wurde, daß Epistel und Evangelium nicht mehr von Knaben gelesen, sondern dafür ein Bußpsalm oder ein anderer angemessener Text vom Prediger verlesen und „in Kürze paraphrasieret würde", am 26. Juli 1738 wurde die Abschaffung der bis dahin üblichen Priestergewänder und Chorröcke angeordnet und dafür ein „Mantel" als Kirchentracht eingeführt. Damit ist auch für Wernigerode der Beweis erbracht, daß es der innerlich gerichtete Pietismus gewesen ist, der die zur bloßen Form gewordenen Reste des römischen Rituals beseitigt hat, und nicht der Rationalismus. In der Agende sind ausgeführte Formulare für die drei Gottesdienste an Festtagen (um 5 Uhr, um 8 Uhr und um 1 Uhr), für die einfachen Sonntagsgottesdienste, die Festtage, die Wochengottesdienste (Betstunden, Wochenpredigt, Sonnabendsvesper) und die Salvegottesdienste in den Fasten enthalten, Begräbnis-, Trauungs- und Taufformulare fehlen.

Digitized by Google

An Festtagen findet um 5 Uhr eine Frühpredigt statt, für den Gottesdienst ist folgende Ordnung vorgesehen: 1) das kleine „Komm, heiliger Geist“, 2) ein Lied auf den Text, 3) der Glaube, 4) Predigtlied, 5) Predigt mit folgenden Fürbitten, Danksagung und Vaterunser, 6) einige Verse gesungen, 7) Kollekte, Segen und Schlußgesang. — Der Hauptgottesdienst um 8 Uhr findet nach folgender Ordnung statt: 1) Komm, heiliger Geist, 2) Allein Gott in der Höh sei Ehr, 3) Epistel, 4) Lied auf das Evangelium, 5) Evangelium, 6) Kirchenmusik, 7) der Glaube, 8) Predigtlied, 9) Predigt, 10) Beichte und Absolution, 11) Kirchengebet, Fürbitten, Danksagungen, Vaterunser, 12) Abendmahlslied, 13) Anrede an die Kommunikanten, 14) Gebet und Konsekration, 15) Kommunion, 16) Kollekte und Segen, 17) Schlußgesang: Gott sei gelobet und gebenedeiet. — Der festtägliche Nachmittagsgottesdienst findet um 1 Uhr statt, die Ordnung ist folgende: 1) Komm, heiliger Geist, 2) Festlied oder Festmusik, 3) Herr Gott, dich loben wir, 4) Predigt, 5) Gemeindegesang, 6) Kollekte und Segen, 7) Schlußgesang.

Der sonntägliche Hauptgottesdienst um 8 Uhr ist mit dem der Festtage identisch, nur fällt die Musik aus. Im Nachmittagsgottesdienst werden Festmusik und Te deum ausgelassen, dafür sind nach dem Eingangsliede von zwei Knaben Katechismusstücke andächtig aufzusagen.

An den Bußtagen beginnt der Gottesdienst mit dem vom Prediger am Altar kniend gebeteten Vaterunser, wozu die Betglocke anschlägt, dann wird das große „Komm, heiliger Geist“ gesungen, darauf folgt die Verlesung eines Bußpsalms, Gesang eines Liedes auf den Text und der Gesang der großen Litanei durch die ganze Gemeinde und ohne Wechsel, nicht mehr wie bisher durch Knaben vor dem Altar, der dann folgenden Predigt schließen sich Beichte und Absolution und dann eigentümlicher Weise ein Bußtagsgebet, welches von allen kniend gebetet wird, an. Nach den Fürbitten und Danksagungen folgt das Abendmahlslied, der weitere Gottesdienst geschieht nach der Ordnung der Festgottesdienste.

Die Betstunden am Morgen der Wochentage sind folgendermaßen geordnet: 1) Morgenlied, 2) Verlesung eines Textes mit nachfolgender kurzer Erklärung, 3) die große Litanei, 4) Fürbitten, Danksagungen, Vaterunser, 5) der kleine Litanei, 6) Kollekte, Segen, 7) Schlußgesang.

Die Wochenpredigten werden eingeleitet durch das kleine „Komm, heiliger Geist“, ein Eingangslied und das Glaubensbekenntnis, auf die Predigt folgen die große Litanei, Fürbitten und Danksagungen, einige Liederverse, Kollekte, Segen und Schlußgesang.

In der Sonnabendsvesper um 2 Uhr wird „Komm, heiliger Geist“ gesungen, sodann werden Epistel und Evangelium von zwei Knaben verlesen, darauf wird ein Bußlied gesungen und ein Bußpsalm gelesen. Kollekte, Segen und Ausgangslied beschließt den Gottesdienst.

Der Salvegottesdienst in den Fasten trägt fast ganz den Charakter der heutigen Kindergottesdienste und besteht als solcher bis heute, nur ist er von dem altüberkommenen Freitag aus praktischen Gründen auf den Mittwochnachmittag verlegt, er hat folgende Ordnung: 1) Eingangslied, 2) Aufsagen eines Katechismusstückes durch zwei Knaben, 3) Examen der Jugend, 4) Gebet, 5) Segen und Schlußgesang.

In neuerer Zeit hat die Grafschaft Wernigerode an dem 1888 verstorbenen Oberpfarrer Dr. Arndt einen hervorragenden Liturgen gehabt, die von ihm bearbeiteten Formulare für die Nebengottesdienste sind zum Teil ohne große Veränderungen in die neue preußische Agende übergegangen.

Die Notwendigkeit des Chorraums.

Von P. Brathe, Oberpfarrer in Rauis i. Thür.

Meine Ausführungen über die Notwendigkeit eines besonderen Altar- oder Chorraumes in evangelischen Kirchengebäuden (Jahrg. 1902 Nr. VI und VII dß. Zschr.) haben von zwei Seiten Entgegnungen gefunden (Januar- und Februarnummer d. Js.). Der Widerspruch gibt mir erwünschte Gelegenheit, auf einiges noch einmal zurückzukommen.

Zunächst: Welcher Gesichtspunkt ist in der Kirchbaukunst der maßgebende? Daß ich die praktischen Rücksichten in keiner Weise hintangesetzt wissen will, habe ich bei früheren Gelegenheiten sehr nachdrücklich betont. (S. z. B. Christl. Kunstbl. 1892 Nr. 11 „Zum Kirchbauregulativ von 1861.") Das praktische Bedürfnis ist selbstverständlich der jedem Bau das allererste und verlangt unbedingte Berücksichtigung, ergibt aber für sich allein nur einen Bedürfnisbau. Wo es sich dagegen um ein Werk der Kunst handelt, kommt es eben darauf an, das praktisch Erforderliche mit höheren Gesichtspunkten zu verbinden. Der heidnische Tempel wie der gotische Dom geht in seiner Gestaltung weit hinaus über das, was die praktische Notdurft erfordert. Es spricht sich in ihm aus, was er gemäß der Anschauung seiner Erbauer seinem Wesen nach sein soll. Selbst im praktischen Leben finden wir Ähnliches auf Schritt und Tritt. Spiegelt sich nicht in der Kleidung des Menschen stets auch etwas wieder von seinem Wesen? Wer wollte z. B. behaupten, daß die durchgehende Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Körperbedeckung lediglich durch praktische Gründe sich erkläre?

Die praktischen Erfordernisse für den Kirchenbau ergeben sich aus der Liturgie im Sinne der Gesamtheit der Formen, in denen das gottesdienstliche Leben der Gemeinde sich vollzieht. Die höheren Gesichtspunkte stellt die Liturgik auf, welche über Grund, Wesen und Zweck der gottesdienstlichen Handlungen Auskunft gibt. Beide Gesichtspunkte, den praktischen und den theoretischen, sich harmonisch durchdringen zu lassen und gemeinsam zur Erscheinung zu bringen, so daß das Nötige von der Idee beherrscht und verklärt wird, ist die Aufgabe der Kunst. Für die Kirchbaukunst, welche es eben mit Leistungen der Baukunst zu tun hat, ist demnach das praktische Bedürfnis die Grundlage und der Ausgangspunkt, aber nicht der höchste und letzte Gesichtspunkt. Liturgik und Liturgie stehen in engster Wechselwirkung miteinander, so zwar, daß die letztere von der ersteren bestimmt wird. Sie können eben deswegen nicht miteinander in Widerstreit sein. Für die Kirchbaukunst kann es sich nicht darum handeln, ob sie sich mehr von der einen oder von der andern leiten lassen soll, sondern auf welche Weise sie die Anforderungen beider in ihrer Harmonie zur Verwirklichung bringen kann. Liturgik und Liturgie sind Vater und Mutter der Kirchbaulehre und Kirchbaukunst. Aber auch hier hat das: „Er soll dein Herr sein" seine Gültigkeit. Die Anschauungen über Wesen und Zweck des Gottesdienstes bestimmen seine tatsächliche Gestaltung. In den Zeiten, wo die evangelische Christenheit im Gottesdienst nur eine Veranstaltung zum religiös-ethischen Unterricht für Erwachsene sah, wandelten sich auch die gottesdienstlichen Formen entsprechend, und folgerichtig gestaltete man gleichzeitig die kirchlichen Gebäude als Lehr- und Hörsäle. Ein umfassenderer Begriff des Gottesdienstes führt sofort auch das Bestreben nach anderweitiger Gestaltung des Gottesdienstes und damit auch des Kirchengebäudes mit sich.

In diesem Sinne spricht sich auch Achelis aus, einer der wenigen Liturgiker, die sich mit diesen Prinzipienfragen auseinanderzusetzen versucht haben. Er hebt (Pr. Theol. Bd. I § 64) hervor, daß in der geschichtlichen Entwicklung des christlichen Kirchenbaus „ein dreifacher Gesichtspunkt als maßgebend für die Anlage und Einrichtung der Kirchengebäude" hervortrete. „Der ursprünglichste Gesichtspunkt ist der des gottesdienstlichen Bedürfnisses." Als den zweiten, den er mit Recht verwirft, nennt er den abstrakt symbolischen, der besonders im Mittelalter eine Rolle spielte. „Der dritte Gesichtspunkt ... ist die Auffassung des Christentums, der Kirche, der Hierarchie, des Gottesdienstes, die in der Anlage des Kirchengebäudes und seiner inneren Einrichtung sich einen entsprechenden Ausdruck gibt." Über den letzteren sagt er: „Es ist eine unumstößliche Forderung des religiösen Geistes, die darin sich erfüllt, eine Forderung, die vor allem auch für das evangelische Kirchengebäude zu Recht besteht und die erfüllt werden muß, falls überhaupt von einem evangelischen Kirchbaustil geredet werden soll. Es ist ein anderer Geist, eine andere christliche Anschauung bezw. Interessensphäre, die in der Basilika, eine andere, die in der Romanik, eine andere, die in der Gotik ihr Genüge fand ..." Mit der Zweckmäßigkeit nach dem Gesichtspunkt des kirchlichen Bedürfnisses hat sich aufs innigste die Forderung zu verbinden, daß das Kirchengebäude der evangelischen Anschauung einen deutlichen Ausdruck zu

Google

geben hat, wodurch die Zweckmäßigkeit oder den nackten Utilitarismus erhoben und der Kunst im Dienste der Idee das Feld geöffnet wird."

Grade in der Anschauung vom Gottesdienst wird sich die evangelisch-christliche Gesamtanschauung charakteristisch widerspiegeln. Die in der letzteren vorhandene Verschiedenheit der Richtungen tritt gerade in der Auffassung des Gottesdienstes zutage. Differenzen auf dem Gebiete der Liturgik gehen zuletzt auf dogmatische zurück und haben ihrerseits kirchenbautheoretische zur Folge.

Von hier aus gesehen ist es ganz selbstverständlich, daß meine beiden Herren Gegner grade bezüglich des Wesens des Gottesdienstes von mir abweichende Anschauungen entwickeln, und zwar beide nach derselben Richtung hin.

Harder betont, daß der Gottesdienst demnach nichts anderes sei als Selbstdarstellung des Glaubens der Gemeinde. „Was wir im Gemeindegottesdienst von Gott empfangen, gibt er eben durch die Selbstdarstellung der feiernden Gemeinde", „dadurch daß man einander etwas gibt und von einander etwas empfängt." „Jeder empfängt im Gemeindegottesdienst Förderung von Gott nur dadurch, daß er das in ihm vorhandene Leben darstellt und das in den anderen vorhandene und von ihnen dargestellte in sich aufnimmt."

Ähnlich nennt Schönberg es eine „falsche Vorstellung, daß es Gaben gibt, die von Gott auf andere Weise gegeben werden als durch menschliche Vermittlung. Gott wirkt durch seine gläubige Gemeinde und ihre Glieder." „Wir empfangen von Gott keine religiöse Gabe anders als durch die Gemeinde, sei es nun die jetzige oder die ältere Gemeinde." Um diese Behauptung durchführen zu können, bezeichnet er auch die Bibel als Ergebnis der Gemeinde. „Die Bibel ist Gottes Wort, weil sie ein Zeugnis der gläubigen geisterfüllten Gemeinde ist, und zwar ein durch ursprüngliche Kraft usw. hervorragendes Zeugnis der durch besondere Erfahrungen hervorragenden Urgemeinde", nur graduell verschieden von Kirchenlied und Predigt.

Hier tritt der vorhandene Gegensatz scharf heraus. Der gegnerischen Seite ist die Gemeinde alles. Die Gemeinde hat die Bibel geschrieben, die Gemeinde erbaut, eine durch die Gemeinde empfangen wie jede innere Förderung.

Daß ein Gemeindegottesdienst erst durch das Dasein und Handeln der Gemeinde zustande kommt, ist selbstverständlich. Und daß ein Gemeindegottesdienst im allgemeinen wirksamer, erbaulicher ist als der Einzelgottesdienst, wird nicht bestritten. Er hat ja seine besondere Verheißung, Matth. 18 V. 20. Aber die in obigen Worten der Gemeinde zugewiesene Stellung geht über das hinaus, was die heilige Schrift und die Bekenntnisse der Kirche darüber sagen und die christliche Erfahrung lehrt. Die Sakramente sind nicht von der Gemeinde eingesetzt, und die Bibel ist nicht von der Urgemeinde geschrieben, sondern von einzelnen Personen, die ihre Inspiration — man mag diese verstehen, wie man will — nicht von der Gemeinde sich geholt, sondern von oben her empfangen haben. Sie haben geredet „getrieben vom heiligen Geist". Heute noch als in der Profangeschichte sind es in der heiligen Geschichte immer einzelne Männer gewesen, durch welche das Große, Grundlegende geschaffen worden ist. Nicht die Gemeinde, sondern einzelne Persönlichkeiten waren es, die vom Geiste Gottes besonders erfüllt, erleuchtet und geleitet, geredet, geschrieben, gearbeitet, die Gemeinde begründet und weitergeführt haben. Alles aus dem „Milieu" heraus zu erklären, den einzelnen Menschen als Erzeugnis der Verhältnisse seiner Umgebung, das Werden in der Geschichte als das Resultat des Zusammentreffens der Umstände zu betrachten, liegt freilich sehr auf der Linie einer modernen Weltanschauung, die doch schon nicht mehr modern ist; deswegen aber ist diese Betrachtungsweise noch nicht als richtig anzusehen, auf religiösem Gebiet am wenigsten. Wenn heilige Schriften als „von Gott eingegeben" bezeichnet werden, so ist die Meinung nicht die, daß Gott sie den Schriftstellern erst indirekt durch die Gemeinde eingegeben hätte.

Die grundlegenden Faktoren im Gottesdienst sind Wort und Sakrament, ohne welche gar kein Gottesdienst zustande käme, und das sind Gaben Gottes, nicht der Gemeinde. Diese Gottesgaben in Wirksamkeit zu setzen und sich anzueignen, dazu zuerst kommt die Gemeinde und feiert ihren Gottesdienst, nicht um zu geben, „sich ihrer Andacht zu entledigen", das

liebevolle Herz auszuschütten und die andern an der eignen Fülle teilnehmen zu lassen, nicht aus dem Drange innern Reichtums heraus, sondern umgekehrt, um den Mangel zu ergänzen, das innere Bedürfnis zu stillen und zwar von Gott zu nehmen, durch Empfangen und Sichzueigenmachen der göttlichen Gnadengaben sich mit göttlichem Geist mehr erfüllen zu lassen und an der göttlichen Gnade reicheren Anteil zu gewinnen.

Das erwarten wir nicht von den anderen *Gemeindegliedern*. So wertvoll und stärkend es für uns ist, uns mit ihnen im Glauben verbunden zu fühlen, so sind sie doch nicht die Gnadenmittel oder Gnadenmittler, dazu sind sie viel zu arm, und an jedem einzelnen sind viel zu viel offenbare und verborgene Mängel und Schäden. Der Brunnen, aus dem wir erquickt und gestärkt werden wollen und werden, ist die Gnadengabe Gottes in seinem Wort und Sakrament. Freilich, es muß einer da sein, der uns aus diesem Brunnen schöpft und darreicht. Die Gemeinde bestellt ihn aus ihrer Mitte. Und von dem Maße der in ihm durch Gottes Gnade gewirkten Erkenntnis und Kraft hängt es ab, ob er von der Oberfläche her oder aus der Tiefe schöpft. Immer aber ist er doch eben nur der Schöpfende, der aus Gottes Brunnen darreicht und überhaupt nicht schöpfen könnte, wenn nicht Gott selbst diesen Brunnen gegeben hätte. Den Trost, den Frieden, die Stärkung des Glaubens, des Willens zum Guten und was wir sonst im Gottesdienst empfangen, empfinden wir nicht als vom Prediger oder von den andern Gemeindegliedern Empfangenes, sondern eher als etwas unmittelbar von Gott Gewirktes, als von dem stammend und kommend, der nach seiner Verheißung inmitten der Versammelten selbst gegenwärtig ist. Daß Gott etwa nur in der Gemeinde da wäre und nur durch sie wirkte, ist ein unchristlich-gewagter pantheisierender Gedanke, der übrigens auch die private Erbauung außerhalb des Gemeindegottesdienstes illusorisch machen würde.

Daß am Pfingstfeste der heilige Geist gerade der versammelten Jüngerschar auf die Gläubigen fiel, war gewiß nicht zufällig. Dennoch kam er nach der Meinung der Schrift nicht aus der Versammlung heraus auf die einzelnen, sondern von Gott her. Die Gemeinde ist im Gottesdienste wesentlich die Empfangende. „Es müßte beklagt werden", schreibt Achelis (a. a. O. S. 549), „wenn nicht das Empfangen von Gott die Grundbestimmtheit aller Frömmigkeit, sondern das ob auch unmittelbar von Gott erweckte menschliche Tun das Überwiegende sein würde ... der religiöse Charakter des öffentlichen Gottesdienstes würde verletzt sein." „Allerdings darf die Erkenntnis nicht vernachlässigt werden, daß der Kultus das Tun einer feiernden Gemeinde ist, aber dies Tun ist ein rezeptives, daher freilich sehr aktives, ob auch nicht spontanes" (a. a. O. S. 566). „Im christlichen Gottesdienst durchdringen sich heiliges Nehmen und Geben, jenes bestehend im Empfangen der göttlichen Gnadengaben, dieses im geistlichen Selbstopfer der Gemeinde, so zwar, daß jenes die Voraussetzung bildet für dieses" (Schöberlein, Der evgl. Gottesdienst S. 2). In der Apologie (S. 69 ed. Hase) heißt es: Fide sic vult coli Deus, ut *ab ipso accipiamus ea*, quae promittit et offert. Im Kommentar zur Genesis (Walch II 316) sagt Luther: „Dieses sind die zwei priesterlichen Ämter, nämlich Gott reden hören und mit Gott reden, der uns höret, daß man herab- und hinaufsteigt. Durch den Segen, durch die Predigt und Austeilung der heiligen Sakramente steigt Gott herunter zu uns und redet mit mir, da höre ich ihn zu und steige wiederum hinauf und rede Gott in die Ohren, der mein Gebet höret." Die klassische Stelle aber für die Auffassung Luthers sind die bekannten Worte aus der Einweihungspredigt der Schloßkapelle zu Torgau vom Jahre 1544: Es soll das neue Haus gerichtet werden, „daß nichts anderes darinnen geschehe, denn daß *unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang*." Noch schärfer betonen Zwingli und Calvin die Rezeptivität der Gemeinde. Dennoch ist die tatsächliche Entwicklung so gewesen, daß in der reformierten Kirche der Gemeindebegriff stark hervortrat und speziell in der Auffassung des Gottesdienstes der beherrschende Gesichtspunkt wurde, so daß man jetzt die Anschauung, welche den gesamten Gottesdienst als Gemeindehandlung begreift, geradezu die reformierte nennen kann im Unterschiede von der dualistischen lutherischen, welche im Gottesdienst ein Handeln Gottes und ein Handeln der Gemeinde vereinigt findet.

Wenn dieser letzteren Auffassung ein Zug des Mystischen anhaftet, so wird sie dies mit dem christlichen Glauben überhaupt teilen. Ich verkenne nicht das Anziehende, welches eine glatte, einheitliche Erklärungsformel wie die, daß der Gottesdienst „Selbstdarstellung des Glaubens der Gemeinde“ sei, für unser monistisch veranlagtes und geschultes modernes Denken und speziell für den Theologen hat. Aber es ist eben doch nicht möglich, das ganze Wesen des Gottesdienstes tatsächlich darin zusammenzufassen. Wir bleiben dabei stehen, daß der Gottesdienst Gemeinschaftsverkehr der Gemeinde mit Gott ist, und daß also zwei dabei tätig sind, Gott und die Gemeinde, nicht bloß die Gemeinde, in der Gott ist. Wer in den Worten Sünde und Gnade die beiden Pole sieht, um welche das ganze Christentum, im besondern das evangelische Christentum sich dreht, wird es als unangemessenen Gedanken empfinden, wenn die Gemeinde als die gebende hingestellt wird, die von ihrem Glaubensschatze den einzelnen mitteilt. Der Begriff der Sünde wird da verblaßt und zurückgetreten sein.

Weiter! Soll nun dies zur Erscheinung gebracht werden, daß außer der sichtbaren Gemeinde auch noch ein zweiter handelnd da ist, der unsichtbare Gott — auf welche Weise soll dies geschehen, als eben dadurch, daß ein besonderer Raum geschaffen wird mit dem Tisch des Herrn, an welchem der Verkehr Gottes mit der Gemeinde und der Gemeinde mit Gott sich konzentriert. Auch Wort und Bild sprechen den Gedanken aus. Aber die Baukunst hat kein anderes Mittel. Gewiß, der Unräumliche und Allgegenwärtige bedarf keines Raumes. Wohl aber ist ... das Handeln Gottes mit der Gemeinde, da es sich in Raum und Zeit vollzieht, namentlich am Tisch des Herrn und von ihm aus, ein solcher nötig. Ich verstehe, wenn jemand eine andere Auffassung vom Gottesdienst hat, aber ich gestehe, daß es mir unverständlich ist, wie man in Abrede stellen kann, daß ein besonderer Raum mit dem Altar in der Mitte und entsprechender Ausschmückung in ganz anderer, nachdrücklicherer Weise die Gegenwart des unsichtbaren Gottes zum Bewußtsein zu bringen vermag, als wenn das ganze Innere der Kirche lediglich als Versammlungsraum der Gemeinde sich darstellt.

Rosegger erzählt einmal von einem eigenartigen Menschen, dem „Zwetschgen...“, der u. a. bei Tische stets den besten Platz freiließ für den Herrn, den wir Mittags zu Gaste zu bitten pflegen. Wenn uns das als ungereimter Aberglaube erscheint, so liegt das nicht daran, weil der Gedanke oder der Akt, wie er zum Ausdruck gebracht wurde, an sich unangemessen wäre, sondern zum Teil wegen der dabei obwaltenden allzu starken Vermenschlichung Gottes und vornehmlich deshalb, weil das tägliche Leben nicht der Ort ist für feierlich symbolische Handlung. Wenn aber z. B. bei irgend einer Gesellschaft ein verspäteter Gast noch erwartet und etwa an der Festtafel ein Platz für ihn freigelassen würde, so würde ohne Zweifel der leere Stuhl bei den Anwesenden die Erinnerung an den Erwarteten lebendig zu erhalten geeignet sein.

Daß dabei der Altarraum nicht für Gott „reserviert“ ist, so daß er nur in diesem Raume wäre und niemand sonst ihn betreten dürfte, ist für den evangelischen Christen so selbstverständlich, daß es keiner Erwähnung bedarf. Es wird sich niemand den lieben Gott als in den etwaigen Bänken oder Stühlen des Altarraums sitzend vorstellen, so daß er keinen Platz mehr hätte, wenn andre sich da niederlassen. Und wenn die Konfirmanden und Brautpaare jenen Raum betreten, um dort den Segen Gottes zu empfangen, oder Abendmahlsgäste, um sich von Gott speisen zu lassen, so wird dem Altarraum sein Charakter als Stätte des Handelns Gottes nicht genommen, sondern bestätigt. Die dauernde Benutzung dieses Raumes als Gemeinderaum — eine gelegentliche in Notfällen kommt nicht in Betracht — würde allerdings jenen Charakter verwischen. Schwebring fragt, wie man bei dieser Theorie verhüten wolle, daß der Pastor als Vertreter Gottes erscheine. Nun, es ist eine gut evangelische Anschauung, daß der Geistliche sowohl als Mund der Gemeinde wie als Mund Gottes zu fungieren hat.

Harder bestreitet, daß grade durch die Stellung in einem besonderen Raume der Altar als Tisch des Herrn charakterisiert wird und meint: „Ist das Abendmahl ein Mahl, das Gott der Gemeinde durch die Hand des Priesters gibt, so ist der Tisch, auf dem das

Google

Wohl steht sein Tisch, wo er auch seinen Platz haben mag. Ist das Abendmahl Gemeindefeier, so ist der Altar der Tisch der Gemeinde, auch wenn er im Chor steht.“ Freilich nur wird eben, wie das Beispiel des reformierten Kirchenbaues zeigt, in letzterem Falle die Gemeinde gar nicht auf den Gedanken kommen, den Tisch in einen besonderen Raum zu stellen. Sie wird *ihren* Tisch selbstverständlich auch in *ihrem* Raum unterbringen und das Gegenteil als unangemessen empfinden. Umgekehrt wird die Gemeinde, in welcher der lutherische Abendmahlsgedanke lebendig ist, bestrebt sein, den Tisch des Herrn auszuzeichnen und ihm eine Stellung zu geben, die seiner Würde entspricht; ihr wird es unpassend erscheinen, wenn dieser Tisch inmitten der Gemeinde verschwindet oder zurücktritt.

Daß das Gebet im Kämmerlein keinen zweiteiligen Raum verlangt, liegt einmal daran, daß dies Kämmerlein in der Regel nicht den Anspruch erheben wird, ein Kunstwerk zu sein, welches den Charakter seiner Bestimmung trägt. Dann aber kommt hinzu, daß gerade diejenigen gottesdienstlichen Funktionen, in denen vornehmlich ein Handeln Gottes stattfindet, dort nicht zur Ausführung zu kommen pflegen. Daß aber bei der so begründeten Zweiteilung des Kirchengebäudes auch eine Teilung der gottesdienstlichen Akte vollzogen werden müßte, derart, daß dann nur die sogenannten sakramentalen Handlungen im Altarraum vollzogen werden dürften, die sog. sakrifiziellen dagegen im Gemeinderaum — diese Folgerung ist schon deshalb hinfällig, weil jene früher beliebte Scheidung der einzelnen Akte im einzelnen nicht strikt durchführbar ist, vielmehr göttliches und menschliches Tun überall im Gottesdienst mit einander verbunden ist und sich durchdringt, obwohl hier das eine, dort das andre im Vordergrund steht (s. Rietschel, Liturgik I, S. 62 ff.). Übrigens vollziehen sich ja die Tätigkeiten, welche die Gemeinde im Gottesdienst *selber* ausübt, naturgemäß allerdings im Gemeinderaum. Nur bezüglich derjenigen Handlungen, welche der *Geistliche* zu verrichten hat, nehmen wir die Scheidung zwischen dem, was derselbe als Mund Gottes und dem, was er als Mund der Gemeinde sagt, nicht vor. Zunächst aus dem schon angeführten Grunde. Dann aber auch, weil durch das unaufhörliche Hin- und Hergehen eine unerträgliche Unruhe in die gottesdienstliche Feier hineingetragen werden würde.

Völlig irrig ist die Meinung von Schuberg, daß es sich bei dieser Begründung des besonderen Chorraums um eine „allegorische Darstellung“ handle — Allegorie ist bekanntlich etwas ganz Anderes — und ebenso die Exemplifizierung auf das Gerichtsgebäude, da die Aufgabe des Gerichts von ihm ganz falsch definiert ist.

Ob es gelingt, „die Abstraktionen dieser Theorie dem realistischen Volksgemüt verständlich zu machen“ oder nicht, tut rein gar nichts zur Sache. Das „Volksgemüt“ kümmert sich um Theorien und Definitionen überhaupt nicht, ohne daß diese dadurch überflüssig würden; es fühlt nur und urteilt auf Grund des Gefühls. Daß nun dies Urteil im allgemeinen dahin geht, daß eine Kirche mit Chorraum „feierlicher“, „kirchlicher“ wirkt, dürfte füglich nicht zu bestreiten sein. Von ausübenden Künstlern (die in diesem Falle auch zu dem „Volk“ zu rechnen sind) ist diesem Empfinden mehrfach Ausdruck gegeben worden. Siehe „Kirchenbau des Protest.“ S. 556 und „I. Kongreß f. d. prot. Kirchenbau“ S. 47. Bezeichnend ist in dieser Richtung, daß auch die Dresdner Frauenkirche, die sonst von dem linken Flügel der Kirchbautheoretiker so hoch gepriesen wird — von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht, weil diese Kirche wie keine andre den von jener Seite in den Mittelpunkt gestellten Gedanken ausspricht: „Der Tempel Gottes ist heilig, *der seid ihr*“ — ebenfalls einen Chorraum hat, noch dazu einen von ziemlichen Dimensionen. Worauf nun jenes Gefühl von der größeren Weihe und Feierlichkeit der Kirchen mit Chorraum zurückgeht, das zu untersuchen interessiert die große Menge nicht, ist aber wohl eine wichtige Aufgabe des theologischen Theoretikers.

Wir wiederholen: *Das Kirchengebäude ist seiner Bestimmung nach die Stätte des Gemeindegottesdienstes. In diesem vollzieht sich ein Verkehr zwischen Gott und der Gemeinde. Beide sind als handelnde Subjekte zu betrachten. Wie für die Gemeinde ein Raum erforderlich ist, so auch für das in Raum und Zeit sich vollziehende Handeln des überräumlichen Gottes. Durch einen an den Gemeinde-*

raum angeschlossenen zweiten Raum, dessen Mittelpunkt der Altar ist, wird sowohl dem praktischen Bedürfnis am besten genügt als auch am ehesten das Bewußtsein geweckt, daß außer der sichtbaren Gemeinde auch der unsichtbare Gott gegenwärtig ist und mit seiner Gemeinde handelt*)

Kleine Mitteilungen.

Das Christl Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus (Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart) wird von 1904 an in Pfarrer David Koch (in Unterbalzheim a. d. Iller [Württemberg]) einen neuen Herausgeber erhalten. Wir sprechen unserem verehrten Freund und Mitarbeiter, dem unsre Leser in diesem Jahrgang oft und gewiß immer mit großer Freude begegnet sind, zu seiner schönen Aufgabe unsre wärmsten Glückwünsche aus und sind überzeugt, daß jenes treffliche Blatt, dem man seit geraumer Zeit nachsagte, es habe die Fühlung mit dem Fortschritt auf dem Gebiete der kirchl. Kunst etwas verloren, unter Kochs Leitung einen neuen Aufschwung nehmen und frei von aller Schablone in Geistesgemeinschaft mit uns seine Mission im christlichen Volke erfüllen wird. Unsere Leser seien aufs wärmste auf das Christl. Kunstblatt hingewiesen, das wir als eine notwendige Ergänzung unserer Monatschrift ansehen, deren weitumfassendes Programm es ja unmöglich macht, den bildenden Künsten und der Baukunst in dem Umfange nachzugehn, wie es ein speziell für diese Teile der kirchlichen Kunst bestimmtes Blatt vermag. Angesichts der großen Aufgaben, die wir im evangelischen Volke zu erfüllen haben, ist uns ein jeder Bundesgenosse hoch willkommen, und wie erst ein solcher! Sp

Immer wieder sind wir der Brüdergemeine zu wertvollen Gaben verpflichtet. Hermann Bauer, dessen Weihnachtsspiele zum Besten dieser Art gehören, zeigt sich in seinem Vortrage „Das Menschliche im Christentum" (Karlsruhe, Schenkenverlag, 40 Pfg.) als einen Mann von weitestem, in keiner Weise pietistisch beengtem Horizont, dessen Ausführungen auch für unser Gebiet von Wichtigkeit sind. Dasselbe gilt der Predigtsammlung von Ernst Reichel in Königsfeld „Allein durch den Glauben" (ebenda, Missionsbuchhandlung), eine Reihe von 22 Predigten, aus denen Nr. 17 und 18 aufs Schönste zeigen, wie man dort über gottesdienstliche Dinge denkt und redet. Derselbe hat auch in einer kleinen Broschüre, die man von ihm beziehen kann, die diesjährige Konfirmationshandlung erscheinen lassen, die allen denen, die unter dieser kirchl. Ermüdung leiden, Hilfe und Anregung zu bieten vermag. Sp

Bücherschau.

Martin Kähler, Die Sakramente als Gnadenmittel. Besteht ihre reformatorische Schätzung noch zu Recht? 96 S. Leipzig, Deichert. M. 1.80.

Der historische und der dogmatische Teil dieser Schrift sind es nicht, die eine Besprechung an diesem Orte veranlaßt haben, so beachtenswert sie sind und auch auf den, der in mancher Beziehung anders urteilt, den Eindruck echt evangelischer Nüchternheit machen, wie das auch in der jetzt anders gearteten, ernster Beachtung gleichfalls zu empfehlenden Schrift W. Heitmüllers, Taufe und Abendmahl bei Paulus (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, M. 1.20) voll anerkannt wird. Dagegen möchte ich die „Folgerungen", die auf S. 72—96 für die kirchliche Praxis gezogen werden, von jedem studiert wissen, der ein Wort zu reden hat in den liturgischen Angelegenheiten unsrer Kirche, speziell in den Fragen nach der Gestaltung der Abendmahlsfeier. Ich stehe nicht an, diese Betrachtungen für das Eingehendste, weil Lebendigste zu halten, was in den letzten Jahrzehnten aus den theologischen Kreisen gekommen ist, die der Verfasser vertritt. Möchte eine sein schwerwiegendes Urteil gründlich beherzigt werden und keiner sich aus der Schlinge ziehen mit der wohlfeilen Ausrede, Kähler sei kein Praktiker. Mit Recht betont er, daß er stets an dem kirchlichen Leben teil genommen und durch seine Stellung als akademischer Lehrer vielleicht mehr zu einem unbefangenen, innerlichen Urteil befähigt sei, als der, der mitten in der Ausübung der traditionellen Formen der Sakramentsfeiern stehe. Ich muß verzichten, auf das Einzelne einzugehn. Nur einen Satz will ich zitieren, der für die Art der Betrachtung und die klugsichtigen Ziele Kählers charakteristisch ist: „Dem Herrnmahle mit der Oblate und der Tränkung

*) Einen Aufsatz „Weder der Streit um den Chorraum?" aus der Feder J. Smends wird die nächste Nummer der M. Schr. bringen. Die Redaktion

ist die Art eines Mahles bis auf die spärlichsten Reste abgestreift. Es erinnert viel eher an die Austeilung eines Arzneimittels. Es gilt doch sonst als ein Grundfehler für eine bildliche Darstellung, wenn man zum Verständnisse erst einer ausdeutenden Belehrung bedarf. Ist das Sakrament ein Gnadenmittel, oder ist es eine bloße konventionelle kirchliche Zeremonie, in beiden Fällen ist die echte, ursprüngliche Anschaulichkeit durchaus gleichgültig. Soll indeß seine besondere Bedeutung neben dem Wort und sein Recht darauf, Gnadenmittel zu sein, von neuem eindrücklich gemacht werden, dann scheint das Gegenteil der Fall zu sein. ... Auf ein Sturmlaufen wider die Sitte ist es hier nicht abgesehen; das Zeremonielle auch in der Sakramentshandhabung bleibt erträglich. Doch darf das Erträgliche nicht zum unbeugsamen Gesetze gemacht werden." — Wären doch solche Worte gefallen, als man die Sakramentsfeier in der Preuß. Agende festlegte![1] Die Frage nach dem Einzelkelch legt jetzt wieder die Möglichkeit nahe, einen Weg zu finden zur Feier eines wirklichen Mahles. Wird man ihn gehen im Interesse des Glaubens und der Liebe? Möchte jeder, der im Unklaren ist, sich bei Kähler Rats holen. Fr. Spitta.

Adolf Thürlings, Die schweizerischen Tonmeister im Zeitalter der Reformation. 52 S. Bern, A. Francke. M 1,65.

Der um die Musik im altkatholischen Gottesdienst hoch verdiente und bei der Berner Universitätsfeier am 4. Juni 1903 durch die musikalischen Aufführungen besonders hervorgetretene Professor A. Thürlings hat in dem knappen Rahmen eines in Bern und Basel gehaltenen Vortrags ein figurenreiches Gemälde enthüllt, von dessen Existenz wohl die Wenigsten eine Ahnung hatten. Fast allenthalben schauen hinter den Hauptfiguren der Reformationszeit in der Schweiz zahlreiche Musikantentypen heraus, unter ihnen solche, die zu den strahlendsten Erscheinungen der Musikgeschichte gehören, z. B. Glarean oder L. Senfl. Das Einzelne muß man bei Thürlings nachlesen, dem man wünschen möchte, daß er seine Skizze zu einer eingehenden Darstellung ausarbeiten könnte. Hier und da habe ich mir wohl ein Fragezeichen gemacht, so bei der Beurteilung der musikalischen Bildung Zwinglis im Verhältnis zu der Luthers, bei der Charakterisierung der Lieder Zwinglis, von denen nicht zwei Pestlieder sind, sondern nur eins, das dreiteilige „Hilf, Herr Gott, hilf", während das Lied „Hilf Gott, das Wasser gat" meines Wissens keine auf die Pest bezügliche Überschrift trägt, wie es denn in der Tat eine Umdichtung des 69. Psalmes ist mit Beziehung auf die reformatorischen Kämpfe. Zum „Passionslied" ist doch wohl die Greitersche Melodie „Es sind doch selig alle die" erst geworden durch Verwendung bei Sebald Heydens gereimter Passion „O Mensch, bewein dein Sünde groß", und dem „Veni" in Straßburg reden und der Freiburger Hans Jakob als einen echt akademischen Frevel von Thürlings zu den schlimmsten seiner sonstigen Häresien rechnen. Von höchstem Interesse ist die S. 27 ff. gemachte Bemerkung über ein bisher völlig unbekanntes gedrucktes Berner Gesangbuch, das Ambrosius Blaurer verfaßt hat und das lange gesuchte Mittelglied zwischen dem Gesangbuch von Joh. Zwick und den bekannten Schweizer Gesangbüchern aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bildet. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Verfassers ist es leider nur fragmentarisch erhalten und findet sich im Privatbesitz in Bern. Thürlings gedenkt es in einer vergleichenden Übersicht der Froschauerischen Gesangbücher bekannt zu machen. Möchte er uns darauf nicht mehr lange warten lassen, es wäre das nicht die geringste Gabe, die aus den Kreisen altkatholischer Theologen der evangelischen Kirche und Wissenschaft gemacht würde. Fr. Spitta.

Theodor Schärf, Das gottesdienstliche Jahr der Juden. 142 S. Leipzig, Hinrichs. M 1,50.

Die liturg. Angelegenheiten der Juden sind bei uns durchweg sehr wenig bekannt. Auch im Interesse der Pflege des eigenen gottesdienstlichen Lebens würde uns mehr Wissen darüber nicht schaden. Das zu vermitteln, ist obige klare und gemeinverständlich geschriebene Schrift sehr geeignet.

[1]) Das Programm des Festkonzerts bot nach einem Festpräludium von dem bekannten Berner Orgelmeister Carl Heß das Vorspiel zum Zwinglilied von Max Reger und die Bearbeitung des Liedes für Chor von H. v. Herzogenberg, beides Veröffentlichungen der M. Schr. II 252 VI 363. In Bearbeitungen von Thürlings wurden dann noch musiziert ein Orgelstück aus dem Orgelbuch des Fr. Sicher in St. Gallen (1490—1546), ein Lied für gem. Chor von Senfl (1530), das 5stimmige Salve Regina von Joh. Wannenmacher (1555), eine Suite von Nicolas Antoine Le Begue (1677). Fr. Spitta.

2. Christus, der ist mein Leben.*)

Robert Frenzel.

Andantino (C. f. marcato).

p

sempre legato

C. f.

Man.
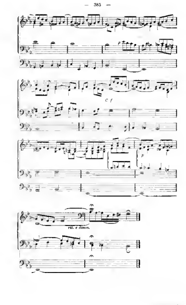
Ped.

C. f.

C. f.

*) Vgl. M.-S. S. 342

Digitized by Google



Google

8. Jahrgang | Nr. 12 | Dezember 1903.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 80 Pf. — Ausgabe B mit der Beilage „Korrespondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährl. 6.1 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.

Adventslied

von **Johann Franck**

Erweitert eure Pforten,
erhöht des Herzens Tor
und sucht an allen Orten
hier Gras und Blumen vor,
die Straßen mit zu zieren,
durch die der Herr soll ziehn,
baut prächtig Ehrentüren
besteckt mit Wintergrün.

Willkommen großer König,
willkommen Jesulein!
mein Haus ist zwar zu wenig,
mein Raum ist viel zu klein,
dich Herren zu bewirten.
Doch weil du deinen Zug
auch nimmst zu schlichten Hirten,
so ist hier Raum genug.

Lad ab vor meiner Treppen
die schwere Kreuzeslast,
die du pflegst mit zu schleppen,
lad ab, du liebster Gast!
Ist sie gleich schwer zu heben,
jedoch bin ich vergwißt,
daß auch viel Trost daneben
in dieser Bürde ist.

Denn wenn du auf der Reise
bei uns sollst kehren ein,
so müssen deiner Weise
wir auch gewohnet sein.
Zwar Fürsten zu begasten,
gibt nicht geringe Müh;
doch mehr sie uns belasten,
je reicher zahlen sie.

Herr, wer allhier dich heget
in Glauben und Geduld,
wer deiner treulich pfleget
und trauet deiner Huld,
dem hast du schon versprochen
das Haus der Ewigkeit,
wird gleich allhier zerbrochen
die Hütte dieser Zeit.

Jetzt pflegst du einzukehren
durchs Wort und Sakrament
und wirst durch Kreuzeszähren
an deinem Zug erkannt.
Dann aber wirst du kommen
mit großem Pracht und Ruhm
und führen deine Frommen
ins himmlisch Eigentum.

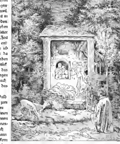
Der Dichter von „Jesu, meine Freude" und „Schmücke dich, o liebe Seele" schlägt in obigem Liede Töne an, die sonst in unsren Adventsliedern fehlen, und soll auf die Weise „Wie soll ich dich empfangen" auf „O Haupt voll Blut und Wunden" hinweisen. Sp.

Weihnachten auf dem Dorfe

von **Hans Löw** in Langenbruck

In den Bergen oben da liegt mein Dorf, von dem ich erzählen will, freundlich ist es zwischen die bewaldeten Höhen gebettet, die eben jetzt im bunten Herbstschmucke prangen. Das stille Bergland ist ein kleines Paradies. Wenigstens scheint es so, wenn sich über die stimmungsvolle Landschaft ein dunkelblauer Himmel breitet. Die schönen Oktobertage sind unvergleichlich. Es ist still geworden da oben. Die wanderlustigen Städter, die den Sommer über unsere Berge aufsuchen, sind bis auf ganz wenige zu Tal gezogen, und so freundlich man sie im Frühling willkommen heißt, weil mit ihnen Leben und Verdienst in die abgelegenen Bergtaler einziehen, so gern sieht man sie im Herbst scheiden. Nun kommt der einfache Dorfbewohner zu seinem Recht, er darf wieder die Hauptperson auf seinem Heimatboden und an seinem häuslichen Herde sein. Er atmet beglückt auf, schlägt seine Augen zu seinen lieben Bergen empor und lauscht dem feierlichen Liede der Schöpfung. Und er hat das Ohr dafür.

Ich ging heute durch den Wald und sah Blatt um Blatt fallen. Wie wehmutsvoll ist doch die lenzmüde Natur, und wie rührend klingt ihr Seufzen in jedem sinkenden Laub und jeder welkenden Blume! Es gibt keine feierlichere Predigt als die, welche die Kreatur über die Vergänglichkeit hält. Wer die Gelegenheit nicht wahrnimmt, einmal zur Herbstzeit in ihr heimisch zu werden, wem das laute Leben mit seinem dunlen Flitter hiezu keine Stunde Zeit läßt, muß gar viel entbehren. Fast lächle ich zu Tal, daß wir es da oben soviel besser haben — in diesem Stück. Aber es ist lange das einzige nicht. Ein Segen zieht den andern nach und ein Glück das andere.



W. Steinhausen „Vom Himmel hoch“
Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig. Vgl. [illegible]

Ich sitze am Waldsaum und schaue zum gegenüberliegenden Berg, wo die feinen Nebel um die Tannen spinnen. Und die Sonnenstrahlen haben sich freundlich auf die Tannäste gesetzt und flackern wie Lichtlein durch den

Nebeldunst. Als ob alles lauter brennende Weihnachtsbäume wären! Und unten im Dorf, was hör' ich?

> O du fröhliche, o du selige,
> gnadenbringende Weihnachtszeit!

Ich springe auf. Ist das nicht eine lustige Burleske? Auch eine? — Sei stille, mein Herz, sei still! Gleich schäme ich mich, denn suche ich in meinem Innern, so hat ja Weihnachten eben auch in mir angeklungen. Mir hat das Lied von der Vergänglichkeit ins Herz geschnitten, sowie es die Natur sang, — o sei gegrüßt, du Lied der Weihnacht voll ewig jungen Zaubers, du stille Pforte zur Welt der Unvergänglichkeit!

Wie schnell ist vergessen, daß noch das Oktoberblatt des alten Wandkalenders überm Sims hängt. Das Christkind ist nun einmal vorbeigehuscht, nun muß ein Jeder auf Weihnachten denken. Und wer recht feiern will, muß zeitig die Feier vorbereiten.

Der Winter ist hart im Bergland und die Frau Sorge ist an mancher Tür zur Winterszeit ein täglicher Gast, — aber die Weihnachtsfreude hilft über so manches hinweg, in manchem Haus wird die Frau Sorge selbst hereingebeten unter den strahlenden Lichterbaum und es fällt ein Glanz auf ihre graue Gestalt, wenn Kleine und Große singen:

> Ein Kindelein so löbelich
> ist uns geboren heute
> von einer Jungfrau säuberlich,
> zum Trost uns armen Leuten.

Und nun tauchen Weihnachtserinnerungen auf, und es wird lebendig in der Seele. Das Fallen des Laubes, eben noch wie ein Klagelied tönend, scheint jetzt fast wie leises Glockenläuten, und den Winter, der von den beschneiten Höhen herübergrüßt, sehne ich fast ungeduldig herbei. Dabei sind die Kinder im Dorfe unten mit ihrem Liede gleich zu Ende, sie singen eben:

> Himmlische Heere
> jauchzen dir Ehre:
> Freue, freue dich, o Christenheit!

Langsam lenke ich meine Schritte heimwärts, während die kalte Oktobernacht herabsinkt. Es sind die alten lieben Gassen mit den alten lieben Häusern und hinter den beschlagenen Scheiben die alten lieben Menschen. Da geht auch am Weihnachtsmorgen langsam und feierlich die Kurrende. Es ist kein langer Zug, aber ein dem ganzen Dorfe wichtiger Zug. Noch funkeln die Sterne, man meint das Lichtmeer hinter dem dichten Vorhang des Firmamentes müßte man wogen und wallen sehen. Daß sich der Himmel nicht öffnet!

Das Dorf liegt von der Schneedecke zugedeckt noch tief im Schlaf. Mich ließ längst die Freude nicht mehr schlafen. Ins Warmste gehüllt, was der Schrank birgt, trete ich hinaus auf den knisternden Schnee unter Mond und Sterne. Doch was ist ihr Schein gegen das Licht der Weihnacht! Mein Herz betet:

> O Jesu, schönste Weihnachtssonne,
> durchstrahle mich mit deiner Gunst,
> dein Licht sei meine Weihnachtswonne
> und lehre mich die Weihnachtskunst,
> wie ich im Lichte wandeln soll
> und sei des Weihnachtsglanzes voll.

Und wie der Stern einst die Weisen still zusammengeführt haben, so bleibe ich nicht allein. Von allen Seiten huschen leis und eilig verhüllte Gestalten heran. Man grüßt sich herzlich, aber kurz und still, als müßte man Sorge tragen, den ersten Schlaf des Christkindes ja nicht zu stören. Bald fehlt keines mehr, und nun geht's schnell auf leisen Sohlen zum Dorf hinaus bis zum äußersten Häuschen

Digitized by Google

— und voll und laut tönts durch die Weihnachtsmorgenluft und über den weißen Schnee, als sängen und geigten Engel mit:

Es ist ein Reis entsprungen aus einer Wurzel zart.

Langsam bewegt sich die Dorfkurrende durch die Gasse. Laden um Laden öffnet sich und manche Mutter läßt alles liegen und steckt die Lichter am Baum an. Schließlich fällt fast aus jedem Haus Weihnachtslichtglanz auf die Straße, und in seinem Schein wandeln wir dahin. Mit Tränen in den Augen stehen die Familienglieder in den Häusern um den Weihnachtsbaum, harte, wetterfeste Männer falten die Hände und wissen nicht, wie ihnen geschieht. Es ist, als wollten sie sagen mit einem süßen Liedchen, das ich einmal gehört:

Christkindlein kam herein
und fragt geschwind,
ob bei dem hellen Schein
auch Kinder sind?

Christkind, o geh nicht fort!
wir warten sehr
und finds sich immerfort
nicht, als das irrt.

Die einen glaubten die Empfangenden zu sein und waren die Gebenden, aber schließlich war's ein Geben und ein Nehmen, wie's an Weihnachten sein soll.

Wo Alte und Kranke hausten, da harrten wir wohl einen Augenblick vor dem Fenster und sangen so laut wir konnten, selber selig entzückt:

Nun ist es Zeit zu singen hell! Geboren ist Immanuel!

und alle lieben, alten Weihnachtslieder.

Ach, wie da die Kleinen erwachten und in den Lichterglanz schauten und fragten: Mutter, sind das nun wirkliche Engel, die so schön singen!

Ich habe von Kind auf schöne Weihnachten gefeiert; seitdem ich auf den Gassen des Bergdorfes mit meinen paar Kurrendeschülern feiere, vor den Häusern der Armen und unter der Tür der Leidenden ist es am allerschönsten.

Mit diesem Gedanken beschäftigt kam ich über den Friedhof und an der Kirche vorbei, wo seit Jahren Heinrich Schützens Weihnachtsoratorium von unsern einfachen Bergbauern zur Weihnachtszeit gesungen wird. Einen Augenblick mußte ich hinhorchen, mir war's gewesen, als sängen Stimmen drinnen zur Orgel: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Als ich den Hausschlüssel aus der Tasche zog und die Türe meines Pfarrhauses öffnen wollte, fiel mir jene Frau meiner Gemeinde ein, die mir an einem Weihnachtsmorgen die Hand bot, mir mit dankbarem Blicke ins Auge sah und sagte: „Das Singen der Kurrende ist die schönste Weihnachtspredigt!“ Ihr war wohl ein Strahl ewigen Weihnachtslichtes auf ihren schattigen Weg gefallen.

Mag Einer ab und zu fast mit neidischen Blicken von den Bergen zu Tal und von den Dörfern nach der Stadt schauen, wo so herrliche Dinge sein sollen, wenns gilt, gesegnete Weihnachten feiern, dann blicke mir auch Einer einmal aus der Stadt und aus dem Tal zum stillen, einsamen, in den Weihnachtsglanz getauchten Bergdorfe hinauf!

Herder als Liturgiker

ein Gedenkwort zur 100. Wiederkehr seines Todestages

(† 18. Dez. 1803)

von Superintendent **Richard Bürkner** in Ostheim (Rhön)

Herder, der als Theologe den Orthodoxen nie orthodox, den Aufgeklärten nie aufgeklärt genug gewesen ist, hat auch als Liturgiker jene, seiner genialen

Eigenpersönlichkeit entsprechende, Mittelstellung eingenommen, die der geschworene Parteimann als verschwommen und nicht feilgerecht zu schmähen geneigt ist, während sie dem unbefangener Urteilenden als der höhere, sich von Einseitigkeiten gescheit fern haltende Standpunkt erscheint. Er war groß und frei denkend genug, um die Schwächen der überkommenen Liturgie wahrzunehmen und dem Protestantismus das Recht und die Kraft zuzutrauen aus dem Eigenen sich seine Gottesdienste zu gestalten, ohne Anlehen bei der römischen Kirche erheben zu müssen. Aber er war sich als Führer einer Landeskirche auch voll bewußt wie zäh das Gemeindebewußtsein gerade in kirchlichen Dingen an dem Hergebrachten zu hängen pflegt. Und er hatte selbst nicht die mindeste Lust, den Zusammenhang mit der seitherigen geschichtlichen Entwicklung einfach außer Acht zu lassen. Auch flößten ihm die Versuche, die seitens seiner aufgeklärten Zeitgenossen gemacht worden waren, die gottesdienstlichen Bestandteile dem Geist der neuen Zeit entsprechend in ganz neue Formen zu passen, nicht viel Achtung ein. Er vermißte darin die rechte ursprüngliche religiöse Kraft und fand sie zu oberflächlich und lehrhaft. Sein eigener leitender Gesichtspunkt war vielmehr hier wie überall „das Überflüssige, Entbehrliche abzuschneiden, damit das Notwendige desto besser gedeihe". Dieses Notwendige zu erkennen war aber gerade eine besondere Gabe seines Genius. So drang er auch hier auf die Grundlage des religiösen Bewußtseins und seiner Ursprache, nicht blinden Fortschritt um jeden Preis begehrte er, sondern zunächst den Rückgang auf das Echte und Ursprüngliche, um von da aus eine gesunde Weiterbildung in die Wege zu leiten. Die Hauptsache blieb ihm dabei stets den wahren freien und frommen Geist des Christentums wieder zu erwecken, und er war gewiß, daß der dann von selbst sich neue und passende gottesdienstliche Formen schaffen werde. Aber er wußte auch, daß diesem wahren Geiste des Evangeliums dadurch der Pfad zum Einzug mit gebahnt werden konnte, wenn die Gemeinde bei ihren Zusammenkünften Erbauung in wirklich protestantischer Art suchte und fand.

Joh. Gottfried Herder
nach einer Bildnisskizze von Anton Graff, während Herders letzter Reise im Sommer 1803 in Dresden gezeichnet.

Herder hatte viele liturgische Zukunftswünsche. Vor allem wünschte er die protestantische Gottesdienstordnung belebter und inniger, mit größerer Berücksichtigung des Gefühls und der Empfindung ausgestaltet. Aber das sollte nicht so geschehen, daß die übernommenen starren Formen mit dem Aufputz erkünstelter Liturgien aus dem Trödelkram des Romanismus verbrämt würden. Die Versuchung hierzu lag freilich nicht in ihm, aber in den Hofkreisen und höheren Ständen seiner Umgebung, die im neu erwachenden romantischen Sinne lebhaft mit römischem Kultuswesen liebäugelten und für die wundervolle Märchenwelt der katholischen Messe mit ihren Weihrauchwolken, Prunkgewändern und Zauber-

gesängen schwärmten. Für Herders unsinnliche Natur ist der römische Gottesdienst immer nur ein Gräuel gewesen. Auch als er in der Hochburg des Papismus selbst, im Petersdom und in der sixtinischen Kapelle, den Pomp dieser Feierlichkeiten an der Quelle sah, waren ihm diese reichen Schauspiele nichts anderes als „Pfützen aus einem toten Meere.“ Auch die wirklich großartige Zeremonie des Papstes am Weihnachtsfeste erbrte ihn nicht im mindesten und erweckte in ihm nur eine starke Sehnsucht, daheim bei seinen Lieben in der schlichten Häuslichkeit des Pfarrhauses zu sein. Ja beinahe wäre er gar noch kurz vor der Osterwoche aus Rom gezogen, so wenig lockte ihn der fromme Zauber dieser Tage, der doch sonst mit magischer Anziehungskraft auch auf nüchterne nordische Seelen zu wirken pflegt. Schließlich blieb er nur halb gezwungen dort und bekannte offen, an sich wäre ihm „eine Woche heiligen Kastratenmusik mehr oder minder“ etwas sehr Gleichgültiges. Mit Schimpf und Spott überschüttete er die katholisierenden künstlich nachgemachten Liturgien, wie er sie gelegentlich in lutherischen Landeskirchen strenger Observanz antraf. Sie dünkten ihm unerträglich elend und armselig zu sein. Nein, gegen die romanisierenden Neigungen seiner romantischen Umgebung war Herder gründlich gefeit. „Nicht von außen (etwa durch theatralische Manöver), sondern von innen heraus“ müsse am überlieferten Gebilde der protestantischen Liturgie gebessert werden.

Aber gebessert müsse werden. Das gab Herder stets unumwunden zu, am eingehendsten, als er auf Geheiß Karl Augusts seine Meinung über ein aus Eisenach eingegangenes Gesuch abgab, in dem um Abänderung der Kirchenagende bei verschiedenen Punkten „gemäß der damaligen mehr aufgeklärten Zeiten und Begriffe“ gebeten wurde. Herders Gutachten hierüber stammt aus dem Oktober 1788. Er spricht sich darin über die erbetene Änderung mit wahrhaft evangelischer Freiheit grundsätzlich so aus: „Die Zulässigkeit einer zweckmäßigen Veränderung unserer Liturgie ist wohl durch sich selbst entschieden. In ihr ist von eigentlich biblischer oder apostolischer Autorität nichts als die kurze Taufformel „Im Namen Gottes usw.“ und die Einsetzungsworte des Abendmahls sowie aus dem Alten Testament der hohepriesterliche Segen. Die Einkleidung dieser Stücke, die Gebräuche dabei, die Anreden und Gebete sind von bloß kirchlichem Ansehen, und vollends unsere Kirchengebete anerkanntermaßen von sehr spätem Datum, bloße Provinzialformen, die zum Teil den Moment ihrer Entstehung und den Geist ihrer Zeit gar zu deutlich an sich tragen.“ Es müsse ein Teil der groben Barbarei verbannt werden, die an solchen Ausdrücken haftet. Luther habe selbst seine Ansichten über diese Dinge allgemach geändert und gereinigt. Was würde er sagen, wenn er Ausdrücke bei uns perennieren sähe, die entweder anstößig oder unverständlich sind und gewiß nicht den Zweck befördern, zu dem das Gebet oder die heilige Handlung unternommen werden soll? Arbeiten nachlässiger Art, von den mittelmäßigsten Menschen hervorgebracht, ehrten und verteidigten wir wie sublime Heiligtümer. Was würde die Nachwelt von uns denken?

Freilich dürfe die Veränderung auch nicht in der beliebten neumodischen Art geschehen. Was darin in letzter Zeit geschaffen worden sei, sei so leichtsinnig flüchtig, zum Teil kauderwelsch undeutsch, und so herzlich kraftlos, daß manche alte im Ausdruck kräftige Liturgie sich zu ihren jüngeren Nachfolgern verhalte wie ein nahrhaftes Gericht zu einer klaren Wasserbrühe. Solche Veränderungen seien denn wirklich ein Raub an der Kirche und ein Diebstahl für die zukünftigen Zeiten. Also bessere man ohne Neuerungssucht nur nach reiflicher Einsicht und Überlegung.

Digitized by Google

aber dann bessere man auch gründlich und ohne schwächliche Nachgiebigkeit gegen Wünsche, die mehr auf Gewohnheit als auf verständiger Erwägung beruhten.

Auch lasse man diese Veränderung behutsam vor sich gehen. Nicht etwa furchtsam, denn der gemeine Mann pflege in seinem Begriff und Urteil in der Regel viel rechtschaffener und empfänglicher zu sein als der bei gewissen Formeln durch bloße Gewohnheit verhärtete Theologe. Er nehme das Bessere, das ihm gegeben werde, mit stillem Gemüte an und die wenigen Schreier dagegen verstummten bald, wenn sie sähen, daß Niemand auf ihr Geschrei achte. Aber vorsichtig, ohne viel unnötiges Aufheben davon zu machen, solle die Vornahme und Einführung liturgischer Änderungen doch geschehen. Denn vom Reden komme das Reden, und wenn's stille geändert werde, bemerke es kaum Jemand oder denke nach und freue sich, daß er auch so klug sei, sich selbst zurechtlegen zu können, warum es geändert worden sei. Geschimpft werde ja freilich trotzdem werden. Habe er doch selbst einige alte Weiber nach Einführung des neuen A-B-C-Buches, in dem von Pontius Pilatus nichts mehr darin steht, schelten hören: „Na! Gott den Sohn und den heiligen Geist haben sie uns nun genommen, zum Glück lassen sie uns noch Gott den Vater."

Wir werden gegen die von Herder vorgeschlagene halb verstohlene Vornahme und Einführung von liturgischen Änderungen in unserem Zeitalter der Öffentlichkeit kraft unseres evangelischen Gemeindebewußtseins allerlei Einwendungen zu erheben haben, aber die Art wie er grundsätzlich an eine Neubildung der gottesdienstlichen Ordnungen herangetreten ist, werden wir als durchaus unserem modernen Empfinden entsprechend finden und werden die Worte, die er in all seiner Freiheit und Verständlichkeit darüber spricht, nur als goldene Worte bezeichnen können, die weit von jenem frommen Phrasenschwall und jener nebelhaften Pietätsschwärmerei entfernt sind, die wir heute bei solchen Gelegenheiten gemeinhin zu hören bekommen.

Dieselbe nüchterne, echt protestantische und freisinnige Verständigkeit finden wir auch in Herders Beurteilung der einzelnen liturgischen Bestandteile.

Dem jungen Kollaborator und auch noch dem Bückeburger Oberprediger stand freilich die Predigt noch so im Vordergrund, daß neben ihr kein anderer Teil des Gottesdienstes besondere Teilnahme finden konnte. So finden wir aus jenen Tagen den Briefschluß: „Ich muß jetzt in die Predigt, darum lebe wohl!" und den noch bezeichnenderen: „Sie singen den vorletzten Vers, ich muß nun hier über (in die Kirche) zur Predigt". Auch dem Weimarischen Generalsuperintendenten stand natürlich die Predigt im Mittelpunkt des sonntäglichen Hauptgottesdienstes, aber er wußte neben ihr auch Gesang und Gebet nach Gebühr als selbständige Glieder der Gemeindefeier zu schätzen und wies der Kanzelrede nicht mehr unbedingt die alles souverän beherrschende Stelle zu. Auch sie sollte an ihrem Teile zur Erbauung dienen und sich darum von jeglicher eiteln oder salbungsvollen Schönrednerei meilenfern halten. Predigten halten um des schönen Redens willen war ihm der Gräuel der Gräuel. Es zuckt mir in den Fingern, an dieser Stelle etwas ausführlicher über Herder als Homiletiker zu handeln. Ich muß es mir versagen, will aber doch das kurz betonen, daß ich Herder für einen unserer allergrößten Predigttheoretiker halte, die wir im deutschen Protestantismus je gehabt haben, und daß ich dringend wünschte, seine kostlichen Lehren würden bei uns mehr beherzigt, als das zu geschehen pflegt. Sie halten sich freilich vom üblichen Schema weit entfernt und würden sich daher nur schwer ordentlich in ein vor

handenes System einfügen lassen. Auch das möchte ich sagen, daß nach meiner Auffassung Herder das Größte, was er geleistet hat, als Prediger auf der Kanzel gewirkt hat, und daß wir gut täten, ihn weniger mit dem unbestimmten Ausdruck als Klassiker, aber mehr mit dem ganz bestimmt umgrenzten Begriff als Theologe und Pfarrer zu nennen. Um zu erweisen, wie sich Herders Ansicht von der Predigt voll in das Gefüge eines evangelischen Gemeindegottesdienstes einordnet, ohne irgendwie die schöne Rederei des geistlichen Herrn zum Selbstzweck zu machen, seien als Muster nur zwei Stellen hier wiedergegeben, die ich seinen Jugendpredigten entnehme. Beide Male kommen Abschiedspredigten in Frage, bei der Rigaer war Herder 24 Jahre, bei der Bückeburger 32 Jahre alt.

In Riga sagte er beim Scheiden:

„Die denken zu klein von mir, die meine Predigt für ein Geklingel von schönen Worten nach Beifall der Beredsamkeit, für eine Kette von Gleichnissen, Bildern und Anspielungen, um eine halbe Stunde zu deklamieren und ein Prediger von Geschmack zu heißen, gehalten haben. Was kann einem Prediger das wohl für ein Lob sein, wenn ein gähnender Zuhörer sich aus der Kirchtür drängt und ausruft: Das war eine schöne Predigt! Nichts in der Welt habe ich mehr verwünscht, als ein solches kleines Zweck zu hören, bei dem alle wahre Besserung menschlicher Seele verschwindet. Nie ist mir also ein rauschendes Lob so angenehm gewesen, als die stille redliche Träne einer gerührten Seele, das fromme einfältige Seufzen: o wäre ich so! und die stille heitere Entschließung zur Besserung. Nie habe ich also auch große Leidenschaften zu erwecken gesucht; mit einer kleinen Anstrengung meiner Stimme, mit heftigen Ausrufungen, wohl gar mit erpreßten Tränen wäre mir dies wohl möglich gewesen. Aber ich weiß, daß die wahre Besserung nie in einer wilderregten Seele, nie im Taumel von Empfindungen gewirkt wird; ich weiß, daß die Andacht, sobald sie übertreibend und so ansteckend wird wie das Gähren oder wie der elektrische Funke, sobald wieder geht, als sie kam, und man die Kirchenluft ändert. Und daher waren das meine liebsten Vorträge, für eine stille heitere Seele zu predigen, meine Zuhörer in ein sanftes Nachdenken, in einen heiligen Gang von Gedanken, Überlegungen und Entschließungen zu bringen, ihnen die Lehre, die ich vortrug, so wichtig, so menschlich, so interessant zu machen, als es möglich war, und ihnen erst die Gründe zur Besserung, erst einen Geschmack an der Wahrheit, die ich sie lieben lehrte, zu geben, ehe ich auf ihren Entschluß und auf die Annahme derselben drang."

Und ähnlich klang es beim Abschied von der Bückeburger Gemeinde:

„Wer dazu in die Kirche gekommen ist, weil ich schön predigen soll, und Bückeburg etwa beklagt, weil es einen schönen Prediger verliere, der gibt mir damit einen Purpurmantel, der mich äußerst beschimpft und demütigt. ... Was ich euch gesucht habe zu geben, sind Gedanken, wahre vernünftige, erleuchtete göttliche Gedanken der Schrift und der Natur, dieser beiden großen Bücher Gottes, euch aufs klarste, deutlichste, schönste vorzutragen, mich nicht an heilige, geweihte und ewig mißverstandene Worte zu binden, dabei man nichts versteht und denkt, sondern euch in den Sinn und Inhalt der Schrift, Geist und Kraft, Plan und Inhalt derselben einzuführen."

Um wirklich erbauliche Predigten halten zu können, bedarf man freilich auch nach Herders Meinung guter erbaulicher Texte. Er hatte einen großen Zorn auf die alten Evangelien, über die jahraus, jahrein gepredigt werden mußte. Diese überkommenen Bibelabschnitte seien in ihrer Reihe und Anordnung durchaus nicht musterhaft, sie seien in den Zeiten der tiefsten papistischen Finsternis angeordnet als absurdes Mönchs-Arrangement und für die evangelischen Gemeinden nur unverständliche Überbleibsel des Breviers. Viele von diesen Evangelien seien so trocknen Inhalts, daß schwerlich mehr als zwei- bis dreimal über sie vernünftig gepredigt werden könne; nachher müsse der Geistliche schrauben, Allegorieen suchen

sich an Bilder und Worte hängen und am Ende über die drei Buchstaben des Wörtchens Und als über ein Geheimnis der Gottseligkeit predigen. Bei diesen Heckenzäunen im großen Garten der heiligen Schrift, zwischen denen der Pfarrer jahrzehnteluch auf- und abpromeniere, ohne die jenseits stehenden reichen Früchte herabholen zu dürfen, bleibe die Bibel wie vordem im Papismus der Gemeinde ein unbekanntes oder doch ungenutztes Buch. Aus dieser unbesonnenen Mönchslitanei alter lateinischer Meßlektionen käme man auf einmal heraus, wenn man es den Geistlichen frei ließe, über selbstgewählte biblische Texte zu predigen. Die alten Evangelien, nach denen der Bauer zu säen und zu ernten pflege, sollten dabei nicht abgeschafft, sondern vom Altar her verlesen werden. Später hat Herder diesen Vorschlag, den er in einem gewichtigen Gutachten seinem Herzoge machte, selbst etwas eingeschränkt und die Anordnung erwirkt, daß die Pfarrer zwar nicht immer über die alten Evangelien, aber auch nicht über ganz frei gewählte Texte, sondern über eine mehrere Jahrgänge umfassende und ihnen zur Unterlage gebotene Auswahl von Bibelstellen predigen sollten; er fürchtete, daß die Geistlichen bei völliger Freiheit der Textwahl sich allerlei Willkürlichkeiten und persönliche Liebhabereien erlauben würden. Aber es war doch eine Einschränkung seines gründlichen Alters mit der Furcht vor dem Kantianismus und Fichtianismus auf der Kanzel; der eigentliche Herder leuchtet uns eher aus dem freien und festen Vertrauen heraus, mit dem er die Prediger vom Textzwang völlig befreit sehen will.

Gegen die allzugroße Menge der in protestantischen Kirchen üblichen Predigten hat Herder immer geeifert und ist stets darauf bedacht gewesen, namentlich Wochengottesdienste, die nicht besucht wurden, einfach abgeschafft, anstatt sie aus lauter falscher Pietät beizubehalten. Nicht bloß weil für die Geistlichen des Predigens so viel sei, „daß man darüber selbst zur leibhaftigen Predigt werden müßte“, sondern auch deshalb, weil in der Woche „die Leute arbeiten und nicht Predigt hören sollen“. Im Jahrhundert der Reformation seien die ungezählten Predigten, in welchen immer dasselbe gesagt wird, und die große Anzahl der Lieder, in welchen immer das Nämliche gesungen wird, nötig gewesen als ein Bedürfnis der Reformation und des Zeitgeistes. Jetzt aber habe sich der Geist der Zeit verändert, und man höre und singe nicht mehr ohne Achtlosigkeit, was man tausendmal gehört und gesungen habe.

Die hohe Bedeutung des Gemeindegesanges wollte Herder mit solchen Worten nicht antasten. Im Gegenteil, er hat ausdrücklich erklärt, daß das Gesangbuch ein Hauptstück der Liturgie sei und ist redlich bemüht gewesen, die Gesangbuchsfrage innerhalb seiner Landeskirche zu lösen. Nach unendlichen Anstrengungen ist es ihm denn auch gelungen, die alten elenden Gesangbücher abzuschaffen und selbst ein neues herzustellen, das den feinsinnigen Nachempfinder jeder echten Volkspoesie allenthalben verrät. Wunderlich genug hat er dieses Gesangbuch in zwei inhaltlich völlig gleiche Teile zerlegt, deren jedes die Lieder nach ihren verschiedenen Grundstimmungen darbietet, deren erster aber nur die alten Kernlieder aus den ersten zwei Jahrhunderten des Protestantismus enthält, während im zweiten die damals „modernen“ Lieder eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Herders Herzensneigung galt mehr den ersten, den alten Liedern, in denen er das religiöse Gemeindebewußtsein mit weit unmittelbarerer Kraft und ursprünglicherer Frische ausgesprochen fand als in den Versen der zeitgenössischen Dichter, und er hat sich viel Mühe gegeben, die Gesänge der Väter von allen Verwässerungen

Google

und Entstellungen zu säubern. Er meinte, es liege der Kirche Gottes unendlich viel mehr an Wort und Zeugnis und an der ersten gesunden Blüte ihres Wuchses als an einem bessern Reime oder einem schönen Verse. Keine Christengemeinde komme zusammen, sich in Poesie zu üben, sondern Gott zu dienen sei ihr Verlangen. Die alten Kernlieder seien gleichsam von selbst aus der Gemeinde gewachsen und geworden, während die neuern von ihren Verfassern als schöne Poesie beabsichtigt seien. Andrerseits könne man auch dieser neuen Dichtungen nicht völlig entraten, denn es sei schlechterdings unmöglich, sich jetzt in Allem noch so auszudrücken, wie man sich vor zwei oder dreihundert Jahren ausgedrückt habe.

Herder war ein viel zu großer Verehrer und Kenner der Musik, um deren Beteiligung am Gemeindegottesdienst auf das Singen der Gesangbuchslieder beschränkt wissen zu wollen. Ihm galt die Musik als die höchste spezifisch religiöse Kunst und er hat viel darüber nachgesonnen, wie man die musikalische Seite des Gottesdienstes weiter ausbauen könne. Er stützte dabei auf der Geschichte der Kirchenmusik, so wie sie ihm damals zugänglich war. Seine Kenntnisse davon, wie er sie namentlich in dem schönen Aufsatz „Cäcilie" niedergelegt hat, waren für seine Zeit überraschend reich, und er dürfte der erste protestantische Theologe gewesen sein, der sich überhaupt mit diesen Fragen gründlich beschäftigt hat. Nach seiner Meinung ist von Anfang an, nach dem Vorbild der jüdischen Tempelfeier, die Musik die Basis im christlichen Gottesdienste gewesen, die ganze Einfassung der christlichen Liturgie war Gesang. Das entspräche auch durchaus dem recht verstandenen Zwecke der Gemeindefeier. Auch heute noch müsse der christliche Kirchengesang von Anfang bis zu Ende eines Gottesdienstes oder Festes ein Ganzes sein. Noch die katholische Kirche habe das so gehabt. Aber der Protestantismus habe sich damit begnügt, die alten Stücke der Messe teilweise abzuschaffen und zum andern Teil durch dazwischen geschobene Gesangbuchslieder auseinander zu zerren, so daß ein unerträglich zerrissenes Gebilde entstanden sei. Unstreitig habe die evangelische Gemeinde jetzt von neuem die Pflicht, wiederum den Kirchengesang als einen organischen Teil der gottesdienstlichen Feier anzusehen und harmonisch mit Predigt und Gebet zusammenzufügen. Dabei müsse wohl der Choralgesang die Basis der Musik bleiben; die Gemeinde solle singen, und wenn nur zwei oder drei versammelt wären. Aber diese Choräle sollten von Hymnen und Liedern unterbrochen oder gleichsam aufgenommen, besänftigt und beflügelt werden. Diese brauchten nicht immer von Chören gesungen zu werden, auch Soli und Duette seien gestattet, nur daß sie alle einfach, kräftig und kurz seien, müsse gefordert werden. Herder fand unter seinen Zeitgenossen Niemand, dem er die Gestaltung einer solchen Musik zugetraut hätte. Von den Musikern der jüngsten Vergangenheit war ihm vor allem Händel wert, dessen Messias er überaus hoch stellte und den er darum auch selbst ins Deutsche übersetzt hat. Hätte er die Werke Bachs und Schützens gekannt, würde er erstaunt gewesen sein, wie in deren Oratorien und Kantaten bereits ein Teil seiner Gedanken schönste Verwirklichung gefunden hätten. Aber die beiden Meister waren ihm wie seiner ganzen Zeit Fremdlinge. So hegte er nur von der Zukunft die sichere Hoffnung, daß eine Zeit kommen werde, in der Dichter, Komponisten und Prediger sich treffen würden, eine Regeneration der kirchlichen Musik zu bewirken. Inzwischen sah Herder damit seine eigene Aufgabe, Kantaten für Kirchenmusik zu dichten und die spürbarsten Mängel der Kirchenmusik, namentlich auf den Dörfern, abzustellen, so gut er konnte.

Schon bei den Gesängen hatte Herder erklärt, daß es keine Frömmigkeit sei, mit dem Namen Jesulein, mit seiner Krippe und seinen Windeln, mit seinem Blute, seinen Striemen und Wunden zu tändeln, auch die unseligen Übertreibungen der Bußgänge seien unevangelisch und unwahr, und das vielgeliebte Schmähen auf dies irdische Leben und alles murrende Hinausseufzen aus demselben wäre zumeist nur leerer Wortschwall oder gar Heuchelei und eine wahre Versündigung. Dieselben Ausstellungen machte er auch an den Kirchengebeten, namentlich in Passionsgebeten sei solches Tändeln mit allen Striemen des Leidens Christi spielerisch und unerbaulich. Jedes simple Gebet sei unvergleichlich zweckmäßiger als dieses so beliebte Grüßen von Haupt, Füßen, Händen und Armen des Gekreuzigten. Auch bei den gesungenen, kurzen Gebeten, den Kollekten, solle man sich vor Nachlässigkeiten hüten und immer daran denken, daß Gebete, die gesungen werden sollen, auch eigens für den Gesang eingerichtet werden müßten. Desgleichen seien in den Intonationen Geschmacklosigkeiten zu vermeiden, wie die auf Mariä Reinigung gesungene eine sei:

Der Herr wird ein Neues schaffen im Lande. Halleluja.

Resp. Das Weib wird den Mann umgeben. Halleluja.

Herders eigene Gebete sind alle durchaus würdig, voll vornehmer Gelassenheit und ernster Kraft, ohne Wortschwall und Kanaansprache. Er kann auch hier für die Gegenwart vorbildlich sein, wenn wir beherzigen wollen, daß die Umgangssprache seiner Zeit, in der er betete, nicht mehr durchaus die unserer Tage ist, daß wir also in seiner Weise am besten beten, wenn wir im gehobenen Verkehrston der Gegenwart beten.

Daß aus dem Taufformular die Teufelsaustreibung entfernt werde, hatten schon die Eisenacher in dem erwähnten Bittgesuche gewünscht. Herder ging bereitwillig auf dieses Begehren ein. Er empfand diesen fürchterlichen Exorzismus als ein ungehöriges Überbleibsel der katholischen Liturgie und machte sich darüber lustig, wie die Worte „fahre aus du unsauberer Geist“ die ersten Worte seien, mit denen der Täufer in den Kreis der Paten trete, und da er den Teufel nicht sehen könne, das Kind aber erst später angeredet werde, diese Worte notwendig an den adressieren müsse, der das Kind hielte: „Fahre aus du!“

Auch im Trauungsformular mußten auf Herders Betreiben die anstößigen Stellen vom Kinderzeugen von Männlein und Fräulein, von Rippe und Fleisch, von dem Weibe, das schwanger werde, und von dem Kraut auf dem Felde, das der Mann essen solle, weggelassen werden. Vielmehr sollte der Sinn dieser Vorlesung, nämlich die Notwendigkeit und der Ursprung, die Pflichten und der Segen des Ehestandes in einen so schicklichen Zusammenhang gebracht werden, daß alles so gesagt werden könnte, daß es für den Bauern und für den König gleich angemessen wäre, da es doch in der bisher bräuchlichen Fassung kaum für den Bauern sei.

Herders liturgische Forderungen sind von ihm selbst nicht alle durchgesetzt worden, ja er hat manche davon fallen lassen, nicht weil er sie für falsch hielt, aber weil er seine Zeit nicht für geeignet hielt, da viel und richtig zu ändern. In seinen späteren Jahren kam der Radikalismus hoch, der sich auf Fichte berief und alle kirchlichen Gebräuche mit Hohn und Verachtung überschüttete. Da hielt es Herder für gut, das Panier des Alten mit umso zäherer Kraft hoch zu halten, und als Führer seiner Landeskirche lieber zu konservativ zu sein als zu radikal. Das lag so in seiner Art, der das Gewordene ans Herz gewachsen war und die

im Alter gänzlich auf die Strebungen und Fortschritte blickte, denen er in den Tagen warmfühlender Jugend selbst einst begeistert gehuldigt hatte. So hat er uns seine liturgischen Ansichten zum Teil nur als ein Vermächtnis überlassen, das wir in Wirklichkeit umzusetzen haben werden. Aber darum soll auch bei jeder Reform des gottesdienstlichen Wesens Herders Name genannt und seine Meinung geprüft werden. Denn auch er kann uns ein Führer zu einer wirklich evangelischen Liturgie sein.

Der Einzelkelch in den Brüdergemeinen Amerikas

von Missionsdirektor Dr. **J. Taylor Hamilton.**[*]

Hier und dort ist schon seit mehreren Jahren in dem amerikanischen Teil der Brüdergemeine der Gebrauch des Einzelkelches bei der Feier des heiligen Abendmahles eingeführt, und zwar mehr noch in den größeren und älteren, als in den neueren und kleineren Gemeinen. Bethlehem, Lititz, Nazareth, Salem und York mögen als Beispiele dienen. Diese Gemeinen sind gegenwärtig noch in der Minderheit, und tatsächlich und soweit ich es überblicken kann, ist keine ausschließlich deutsche Gemeine ihrem Beispiel gefolgt.

Die Frage wurde in keiner einschlägigen Zeitschrift weiter verfolgt, noch ist irgendwie Propaganda dafür gemacht worden. Die Synode und die ausführenden Behörden der (amerikanischen) Provinz haben diese Angelegenheit als zu den Adiaphora gehörig angesehen, zumal da das Ersetzen des Kelches durch Einzelbecher sehr leicht zu dem der Brüdergemeine eigentümlichen Ritus führt. Darum, wo auch immer eine Gemeine mit entschiedener Mehrheit den Wechsel gewünscht hat, wurde derselbe einfach durch die örtlichen Gemeindebehörden vollzogen ohne öffentliche Auseinandersetzung. Bis heute ist in keiner der Gemeinen, die die neue Art eingeführt haben, der Friede dadurch gestört worden, ganz im Einklang mit der unserer Kirche eigenen Art, Zerwürfnisse wegen die Sakramente zu vermeiden. Wenn der Einzelkelch durch eine bloße Stimmenmehrheit gewünscht würde, während ein großer Teil der Gemeine Bedenken dabei hälte, so würde ohne Zweifel die Mehrheit sich damit zufrieden geben, noch etwas länger zu warten. Wahrscheinlich erklärt sich die Tatsache, daß die neue Art sich hauptsächlich dort von selbst geboten hat, wo es die Regel ist, daß Hunderte zugleich kommunizieren, durch die eben da mehr sich geltend machenden Unannehmlichkeiten der Art, besonders in der Hitze eines amerikanischen Sommers.

Denjenigen, der mit den Gebräuchen der Brüdergemeine bekannt ist und deshalb beobachtet hat, wie die Hostie, nachdem sie den nacheinander aufstehenden Abendmahlsgenossen ausgeteilt worden ist, von ihnen gleichzeitig während eines feierlichen stillen Gebets gegessen wird, mag sich eine ähnliche Art der Austeilung und des Trinkens des Weines von selbst aufdrängen. Die kleinen Kelche oder Becher sind aus Glas und werden auf dem Abendmahlstisch auf schmalen, schlichten, mit leichten Vertiefungen versehenen hölzernen Platten wegen der bequemeren Handhabung beim Herumtragen während der Austeilung, aufgestellt. Sie werden vor der Feier durch den mit dieser Pflicht beauftragten Sakristan ge-

[*] Den in englischer Sprache abgefaßten Bericht teilen wir unseren Lesern in deutscher Übersetzung mit. Die Redaktion.

füllt, und jedes Brett hat eine Decke, die den Inhalt der Gläser vor Fliegen, Staub oder sonstigem beschützt. Ehe der amtierende Geistliche die Einsetzungsworte spricht, hebt er die Decke oder Decken ab; jedes Brett enthält ungefähr 35 bis 40 Einzelkelche. Die Abendmahlsgäste erhalten sie stehend, unter allgemeinem Gesang, genau wie bei der Austeilung des Brotes. Der Bequemlichkeit wegen sind am Rücken jeder Bank kleine Borte angebracht, wo die Kelche abgestellt werden können, bis alle herumgereicht sind. Dann stehen alle mit dem Kelch in der Hand auf, der Geistliche spricht die Worte: „So oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt." Darauf, während die Orgel schweigt und eine feierliche Stille eingetreten ist, trinken alle zugleich und jeder beugt eine Weile das Haupt. Dann ertönt die Orgel von neuem und der Gottesdienst schließt mit einem Weihgesang oder einem Loblied, dem brüderlichen Händedruck und dem Segen.

Viele haben die Erfahrung gemacht, daß der Gebrauch des Einzelkelches im Anschluß an den der Brüdergemeine eigentümlichen einzigartigen Ritus, die Feierlichkeit der Sakramentausteilung eher erhöht als vermindert.

Der Einzelkelch in Japan

von **Emil Schiller** z. Z. in Poppelsdorf bei Bonn

Die Praxis des Einzelkelches bei der Abendmahlsfeier hat in der japanischen Christenheit schon seit längerer Zeit weite Verbreitung gefunden. Es beruht das auf amerikanischen Einflüssen, die in den Christengemeinden Japans sich bisher als die mächtigsten erwiesen haben. Vor allem haben viele Kumiaigemeinden, die aus der Arbeit der Kongregationalistenmission (American Board) hervorgegangen und dann völlig selbständig geworden sind, diese Praxis angenommen. Die deutsche Mission (Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein) ist in Tokyo und Chiba vorläufig noch beim gemeinsamen Kelch geblieben, hat aber in Kyoto, wo die kongregationalistischen Einflüsse sich sehr stark fühlbar machen, bei Gründung der neuen Gemeinde vor 3 Jahren auf Wunsch der Gemeindeglieder den Einzelkelch eingeführt. Es sind dabei nicht nur hygienische Gründe maßgebend gewesen, sondern noch mehr die Berücksichtigung der Volkssitte, welche einerseits auf konfuzianischem Boden den Gebrauch gemeinsamer Trinkgefäße für beide Geschlechter verbietet, andererseits auch das Essen und Trinken aus gemeinsamen Gefäßen überhaupt nicht kennt, wie denn selbst die Eßstäbchen nicht in andere Hände übergehen dürfen. Die Ausführung der Abendmahlsfeier mit getrennten Bechern geschieht so, wie es nach japanischer Sitte natürlich ist, daß nämlich kleine Gläser auf dem Abendmahlstisch auf Tabletts bereit stehen, in welche je ein wenig Wein eingegossen wird, worauf dieselben nach dem Aussprechen der Spendeformel herumgereicht und nachher wieder eingesammelt werden. Die Gemeinde verharrt je nach der Einrichtung des gottesdienstlichen Raumes auf Bänken sitzend oder auf dem Boden in japanischer Weise kniend. Die Feier macht einen sehr würdigen Eindruck, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß das Gemüt der japanischen Christen noch nicht durch eine feste Abendmahlspraxis für eine bestimmte Form der Feier zum Voraus beeinflußt ist. Aber es ist mir oft von Japanern versichert worden, daß die Praxis des gemeinsamen Kelches ihnen als

ein unnötiger Zwang, als eine unnötige Verletzung ihrer Landessitten erschiene, daß sie sich davon abgestoßen fühlten, und daß die Frauen bei ihrer Schüchternheit oft nicht den Mut fänden, den Prozessionsgang zum Abendmahlstisch bezw. Altar zu machen.

Abendmahl und Hygiene um 1700

von **Friedrich Spitta**

Herr Stadtpfarrer R. Lechler aus Vaihingen (Württemberg) schickt mir aus den Inventarien seiner Kirche folgende höchst beachtenswerte Aufzeichnungen:

Vom Jahre 1703, Seite 1: An Kelchen: 1 kleiner vergüldeter Kelch für die Kranken. — **An zihninen Geräthen: 1 zihnener Kelch für die infizierte Personen, 1 zihnern Tellerlin, 1 zihnerne Capsul zu den Hostien.**

Vom Jahre 1806, Seite 17: **Die Gefäße für veneris. und krätzige Communikanten von Zinn: a) zinnerner Kelch, b) zinnerne Hostienschachtel, c) zinnerner Teller.**

Vom Jahre 1811, Seite 4: Kelche ... **1 dito zinnerner samt dem andern Apparat für veneris. Kranke.**

Vom Jahre 1825, S. 5: Ciborien und Kelche ... **2) 1 zinnernes, 3) ein silbernes für Kranke, ... 6) 1 zinnerner Kelch für Venerische.**

Zum letzten Male erscheinen die zinnernen Geräte im Inventarium von 1839, in dem von 1862 steht der zinnerne Krankenkelch nicht mehr. Im ältesten Inventarium von 1629 ist von einem besondern zinnernen Kelch nicht die Rede, das ist aber auch in dem von 1798 nicht der Fall. Vielleicht liegt an beiden Stellen nur eine summarische Ausdrucksweise vor.

Zweierlei geben diese Notizen zu bedenken. Zunächst, wie wenig wir von der Praxis des Kelchgebrauchs in der evangelischen Kirche wissen. Es sei allen unsern Historikern der dringende Wunsch ausgesprochen, ihr Augenmerk auf diesen Punkt zu richten und uns mitzuteilen, was sie darüber in den Archiven entdecken. Sodann aber, daß Anfang des 18. Jahrhunderts der Brauch nachgewiesen werden kann, daß man gewissen Kranken einen besondern Kelch gegeben hat. Daß dieser Brauch ins 17. Jahrhundert zurückgeht, ist sehr wahrscheinlich. Wer weiß, wie lange er existiert. Seither hat die medizinische Wissenschaft die Ansteckungsgefahren viel deutlicher erkannt und hat unser ästhetisches Empfinden sich wesentlich verfeinert. Die Kirche aber scheint umgekehrt die Vorsichtsmaßregeln früherer Zeit beim Gebrauche der Abendmahlsgeräte ganz aufgegeben zu haben. Wer diese Lehren der Geschichte nicht zu Herzen nimmt, werden dem die Überredungsversuche einer hygienischen Reform des Abendmahlsbrauches nicht zuwider zu sein noch einen Eindruck machen?

Woher der Streit um den Chorraum?

von **Julius Smend**

Der Aufsatz Brathes in Nr. 11 der M.-Schr. „Die Notwendigkeit des Chorraums" wird im Folgenden eine kurzgefaßte Erwiderung finden. Doch möchte ich zuvor auf eine Broschüre verwandten Inhalts aufmerksam machen. Zu derselben Anschauung hinsichtlich des Chorraums, die Brathe vertritt, bekannte sich neuerdings v. Tiedemann.[1] Dieser auf unserem Gebiet praktisch sehr verdiente Mann erblickt die eigentlichen Retter eines wahrhaft evangelischen Kirchenbaues in Friedrich Wilhelm IV. und in dem gegenwärtigen deutschen Kaiserpaar. Des erstgenannten Fürsten unsterbliches Verdienst erwuchs aus dessen „historischem Sinn", der dem Protestantismus als solchem verloren gegangen war, und der den König dahin führte, an die ältesten christlichen Erinnerungen anknüpfend, den Verirrungen von drei Jahrhunderten unsrer eignen kirchlichen Entwickelung ein Ziel zu setzen. Dieser historische Sinn offenbarte sich also in dem entschlossenen Bruch mit allen selbständigen Versuchen protestantischer Kirchenbaumeister in der angegebenen Zeit und in der wesens-

[1] v. T., Geh. Regierungs- und Baurat: Der Kirchenbau des Protestantismus, seine Entwickelung und seine Ziele. Vortrag, gehalten auf der Kirchlichen Konferenz der Kurmark. Potsdam, A. Stein. 26 S. — Der Vortrag ist am 6. Mai 1901 in Potsdam gehalten worden, aber anscheinend erst jetzt im Druck erschienen.

Digitized by Google

strelen Rückkehr zur Basilika und den aus ihr erwachsenen legitimen kirchlichen Bauformen.

Wir sind ja nun allgemach daran gewöhnt, ein souveränes Sichhinwegsetzen über große Zeiträume unserer eigenen Geschichte als Beweis geschichtlichen Sinnes preisen zu hören. Allein damit brauchte sich doch nicht notwendig obendrein ein so starker Mangel an historischen Kenntnissen zu verbinden, wie Tiedemann ihn an den Tag legt. Was er in dieser Richtung der evangelischen Geistlichkeit bei Kunstfest geboten hat, davon muß ich einige Proben mitteilen. „In dem Tempel, den König Salomo erbaute, hat Christus gepredigt.“ „Die ersten Christen schmückten ihre Gotteshäuser mit aller Kunst, deren man damals fähig war.“ „Die ersten Christen waren in Sachen der Vorschriften über die Taufe besonders streng.“ „Der Chorraum ist altchristlich und läßt sich bis in die ersten Anfänge des Christentums zurückverfolgen.“ „Die apostolischen Konstitutionen (anscheinend von den Aposteln verfaßt) enthalten die Vorschriften über der ersten christlichen Kirchen.“ — „Der Gotik ist national-deutsch.“ „Die vorreformatorischen Kirchen entbehrten keine Kanzeln.“ „Zur Zeit der Aufklärung gab es noch einige suchende Seelen in der Geistlichkeit, die vielen herrlichen Kirchenlieder dieser Zeit bekunden es.“ „Die (auf den evang. Kirchenbau bezügliche) Bewegung im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts läßt sich nur vergleichen mit der Glanzperiode des Mittelalters, dem 12. und 13. Jahrhundert.“

Nach solchen Beispielen geschichtlicher Bildung wird man nicht erstaunt sein, in Tiedemanns Anschauung vom evangelischen Gottesdienst auf etwas merkwürdige Ideen zu stoßen. Das Zerreißen des Vorhangs im Tempel bei Jesu Tode bedeutet für ihn: Die Heiligkeit des Allerheiligsten d. h. des Chorraums bleibt bestehen, nur steht jetzt für jedermann der Zugang frei. Der „Gnadenstuhl“, von dem das Neue Testament spricht, ist der im Chorraum stehende Altar! Das ist „die heilige Bedeutung des Altars“. „Der Glaube an die Heiligkeit des Altars ist fast allgemein tief eingewurzelt im deutschen Volk.“ „Auf der Kanzel ist Gott nach Auffassung der Reformierten in seinem Worte anwesend.“ „Aber der Altar ist — da wir Evangelischen der Kanzel erst geschaffen haben — durch höheres Alter und durch höhere Bedeutung geheiligt.“

Es ist nur natürlich, wenn Tiedemann den Unterschied der Meinungen über Kirchen- und Chorraum einfach auf den Gegensatz von lutherisch und reformiert zurückführt. Will man seine Auffassung hingegen als „Befangenheit in katholischen Vorurteilen“ ansehen, „dann ist es gerechtfertigt, zwischen reformierten und lutherischen Kirchenbauten eine höhere Schranke aufzurichten als zwischen diesen und den katholischen Kirchen.“ „Der Furcht vor dem Katholizismus hatte ehedem zur Zeit der Reformation mehr Berechtigung als jetzt.“ ¹) — —

Ich glaube in der Annahme nicht zu irren, daß sich Beathe für einen Eideshelfer wie diesen energisch bedankt. Jedenfalls darf ihn für jene Darlegungen Niemand verantwortlich machen. Mit ihm ist eine ernste und ersprießliche Auseinandersetzung möglich.

Zwar sind mir schon seine einleitenden Gedanken nicht recht einleuchtend. Er macht für den Kirchenbau einen Unterschied zwischen praktischem Bedürfnis und höheren künstlerischen Gesichtspunkten, jene sollen aus der „Liturgie“, diese aus der „Liturgik“ hergeleitet werden; von der Liturgik aber als dem Vater soll die Liturgie als die Mutter ihre Direktiven empfangen. Ich finde, daß die künstlerischen Ansprüche genau ebenso aus dem Wesen des Gottesdienstes folgen wie das, was Beathe mit dem Namen der Zweckmäßigkeit bezeichnet. Die bloße „Notdurft“, der ohne jeden ästhetischen Aufwand genügt werden kann, ist durchaus nicht „zweckmäßig“, sie ist aber auch eine Unterdrückung des wahrhaft gottesdienstlichen Triebes, der als solcher stets zu künstlerischer Betätigung drängt und jeden Mangel dieser Art nur als Provisorium gelten läßt. Daher ist es unnötig, zwei verschiedene Instanzen aufzurufen. Aus dem, was Beathe „Liturgie“ nennt, geht beides mit Notwendigkeit hervor, zweckmäßige Einrichtung und künstlerische Gestaltung. Will man jedoch „Liturgie“ und „Liturgik“ einander gegenüberstellen, so ist das Verhältnis doch wohl das

¹) Die Zitate sind mein wörtlich nach der Vorlage gegeben und nur des Raumes wegen hie und da gekürzt, selbstverständlich ohne Beeinträchtigung des Sinnes.

daß die Liturgik als Theorie vom Gottesdienst das Wesen des letzteren, also der „Liturgie“ zu ergründen sucht, also ihre Richtlinien von dort her empfängt.

Darin stimmt ja Brathe mit Tiedemann überein, daß auch er die Streitfrage geflissentlich als konfessionelle Differenz darstellt und die von der seinigen abweichende Anschauung als „reformiert“ ablehnt. Sein Gewährsmann Achelis wird ihm das mit Recht bestreiten. So einfach liegt die Sache nicht. Die „lutherische“ Auffassung vom Gottesdienst müßte denn doch rund und klar als diejenige Luthers und der lutherischen Bekenntnisschriften nachgewiesen werden, ebenso die sogenannte „reformierte“ als diejenige Zwinglis, Kalvins und ihrer Erben. Hier ist aber mit wenigen Zitaten, denen mühelos eine Menge gegenteiliger Aussprüche an die Seite gestellt werden kann, nichts geholfen. Dazu kommt, daß jeder Blick in die Geschichte der evangelischen Kirche die völlige Unzulänglichkeit jener Begriffe dartut, von der Gegenwart zu geschweigen.

Dogmatische Unterschiede liegen allerdings vor. So wenn Brathe auf Grund von 2. Petri 1, 21 für die Bibel eine Inspiration in Anspruch nimmt, deren Empfänger dadurch über die vom Pfingstgeist erfüllte Gemeinde hinausgehoben wurden, während 1) jene Stelle lediglich von alttestamentlichen Schriften handelt und 2) die Tatsache feststeht, daß die Synagoge den alttestamentlichen, die Kirche den neutestamentlichen Kanon geschaffen hat. Nein, ohne allen Zweifel hat der Geist der christlichen Gemeinde, der der Geist Gottes und Jesu Christi gewesen, das Neue Testament hervorgebracht, daß die Verfasser eine darüber hinausgehende übernatürliche göttliche Gabe besaßen, behauptet ihrer keiner. Was aber Taufe und Abendmahl angeht, so ist die Ansicht, beide seien der Gemeinde ohne ihr Zutun lediglich gegeben worden, ebenfalls ein dogmatischer Satz. Lassen wir die Ergebnisse der Bibelforschung neuerer Zeit auf sich beruhen, so ist doch dies nicht anzufechten, daß die heutige Gestalt von Taufe und Abendmahl Schöpfungen der Gemeinde darstellt. Als Dogma betrachte ich weiter die Anschauung, der zufolge in unserm Gottesdienst nur der Geistliche als Vertreter Gottes betrachtet wird. Dem gegenüber wird es doch als gut evangelisch gelten dürfen, wenn wir diese Aufgabe jedem Gemeindegliede zuerkennen, das redend oder singend Evangelium verkündet, wenn es zu diesem Ende auch nicht einen erhobenen Platz oder gar einen besonderen Raum erlangt. Mit der Sicherheit eines Dogmas tritt endlich die Behauptung auf, daß die Veranstaltung des christlichen Gottesdienstes aus dem Bewußtsein einer relativen Gottverlassenheit hervorgehe, und daß aus diesem Grunde der Gedanke, die Gemeinde wolle in ihrem Gottesdienst sich zu dem bekennen, was ihr gegeben ist, nicht von grundlegender Bedeutung sei. Wann wird man denn endlich aufhören, rein subjektive Zustände und durchaus individuelle Gewöhnungen zum Maßstabe für so große Dinge zu machen, wie es die Feier des Volkes Gottes ist? Und wann wird man die durchaus selbständige Bedeutung des Gemeindegottesdienstes gegenüber jeder andersartigen Veranstaltung privater oder gemeinsamer Religionsübung gebührend sicherstellen? Kurz, Meinungsverschiedenheiten dogmatischer Art sind gewiß unter uns im Spiele, aber diese auf die Verschiedenheit der Konfession zuzuspitzen, ist nicht angängig.

Es ist daneben gern zuzugeben, daß die seit Schleiermacher auf einen deutlichen Ausdruck gebrachte evangelische Anschauung vom Gottesdienst erst durch ihre Vertreter selbst in ein schiefes Licht gerückt wurde. Die „Selbstdarstellung des Glaubens der Gemeinde“ kann als bloßes Schlagwort verwendet, den Schein erwecken, als sei in der Feier, wie wir sie meinen, Gottes Offenbarung, die einstmalige wie die gegenwärtige, so zu sagen ausgeschaltet. Mag man denn auf das bei der Kürze der Formel unvermeidliche Mißverständnis allerseits wohl achten! Brathe erkennt mit uns die Unmöglichkeit an, zwei verschiedenartige Bestandteile im Gottesdienst, sakramentale und sakrifizielle, reinlich aus einander zu halten. Dennoch wirft er seinen Gegnern vor, daß sie für die rechte „Duplizität“ im Kultus kein Verständnis haben. Die vielzitierten Worte aus Luthers Predigt in Torgau, daß hier Gott zu uns rede durch sein Wort und wir zu ihm reden in Gebet und Lobgesang, hält er für des ganzen Rätsels Lösung. Darin irrt er aber, das unterscheiden wir alle, nur daß wir darin keine zulängliche Definition erblicken. Erst recht ist er jedoch im Irrtum, wenn er sagt: „Ihr betrachtet Alles ausschließlich als ein Handeln der Gemeinde, ich dagegen er-

Digitized by Google

kenne ein doppeltes: ein Tun Gottes und ein Tun seiner Kinder!" Das Eine wie das Andere trifft die Sache nicht. Es ist vielmehr eine zweifache Betrachtungsweise möglich. Entweder man sieht Alles als gottgegeben an. Nicht nur Wort und Sakrament, sondern auch Gebet und Lobgesang, die doch von Rechts wegen nichts Anderes sein können und wollen als „was der Geist selbst bitten lehrt", wie denn die Gemeinde selbst Gottes Schöpfung ist. Das ist die rein religiöse Anschauung von der Sache. Oder man betrachtet Alles als Veranstaltung der christlichen Gemeinde. Nicht nur Gebet und Lied, sondern auch Wort und Sakrament. Das ist die wissenschaftliche, die der Liturgik zustehende Art der Beurteilung. Beide schließen sich so wenig aus wie sonst wo Wissen und Glauben. Zu dem Begriffe der Gemeinde, die sich ihren Gottesdienst unternimmt, schafft, gehört bereits unbedingt der Glaube, der sich allenthalben, vor allem aber in der gemeinsamen Feier, zu der Offenbarung Gottes in Christus als zu dem einzigen Grunde, Halt und Ziel unseres inneren Lebens bekennt. Jene Zwiesprache mit Gott, von der Luther redet, ist ganz und gar Werk der Gemeinde, aber der Gemeinde, die selber Gottes Werk ist und sich niemals anders betrachten kann.

Erst auf Grund dieser Überlegung wird man feststellen können, daß Brathes Gedanke, für das Tun der Gemeinde in der Hauptsache das Kirchenschiff, für dasjenige Gottes vorherrschend den Chorraum zu reklamieren, aus dem Rahmen einer wissenschaftlichen Erörterung herausfällt, weil er der beiden als möglich erkannten Betrachtungsweisen vermischt. Im Übrigen ist aber seine Wertschätzung der dialogischen Bestimmung des Gottesdienstes, wie Jedermann sieht, von großer praktischer Bedeutung für alle Teile des gottesdienstlichen Ganzen. Die Duplizität — darin hat Brathe ganz recht — ist unerläßlich. Die Gemeinde hat je und je dafür Sorge zu tragen, daß das Nehmen und das Geben, mit einem Wort die lebendige Wechselbeziehung zu ihrem Rechte komme. Nichts ist dazu geeigneter als eine Raumverteilung, durch welche Kanzel und Altar, Orgel und Sängerchor der Mehrheit der Kirchgänger in harmonischer Vereinigung gegenübertreten.

Der christliche „Wandschmuck"

von **David Koch.**

(Fortsetzung.)

11. Der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig hat unter der Fülle seiner Publikationen eine Anzahl christlicher Bilder in größerem Stile herausgegeben. Sehr brauchbar für unsere Zwecke sind die Blätter aus der nachgenannten Kollektion: Seemanns Wandbilder. Meisterwerke der bildenden Kunst in zweihundert großen Lichtdrucken. I. Folge Blatt 1—100. II. Folge Blatt 101—200. Zwanzig Lieferungen zu je 10 Blatt. Größe 60 × 78 cm. Preis jeder Lieferung 15 Mk., des ganzen Werkes 300 Mk. Einzelne Blätter kosten 3 Mk., zehn beliebig gewählte 25 Mk., 50 beliebig gewählte 100 Mk. Auf starke Pappe gezogene Blätter kosten je 1 Mk. mehr. Wechselrahmen werden einzeln mit Verpackung in Kiste für 10 Mk., 2 Rahmen desgleichen für 18 Mk. geliefert. Die Lichtdrucke ahmen den Ton der Photographie nach. Besonders wertvoll sind die „Apokalyptischen Reiter" des Cornelius. Zu dem Besten im Wandschmuck gehören E. A. Seemanns farbige Kopieen, vor allem die mächtigen beiden Blätter: Dürers vier Apostel (60 × 75 cm) je 5 Mk. das Blatt, außerdem Tizians „Zinsgroschen" (25 × 33 cm 2 Mk.).

12. Die „Vereinigung der Kunstfreunde in Berlin" hat sich die farbige Nachbildung von Gemälden der Königlichen Nationalgalerie und anderer Kunstsammlungen zur Aufgabe gemacht und unter ihren groß angelegten Kunstblättern auch schon für die christliche Kunst manche wertvolle Werk reproduziert. Das hier angewandte Farbenlichtdruckverfahren ermöglicht eine sehr beliebte Nachbildung des Originals. Das Normalblatt hat eine durchschnittliche Größe von 74 × 95 cm und kostet 30 Mk. Das mächtige Doppelblatt kostet bei einer Durchschnittsgröße des Kartons von 96 × 125 cm 60 Mark.

Dazu werden Rahmen geliefert, die auch dem kirchlichen Stile entsprechen. Gerade mit den Doppelblättern, deren Stoffwahl noch ausgebaut werden sollte, läßt sich zweifellos auch für größere Räume eine künstlerisch befriedigende Wirkung erzielen.

13. Der Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien liefert wertvolle Reproduktionen älterer und neuerer Meister christlicher Kunst. Für uns kommt vor allem eine Heliogravüre des Abendmahls von Leonardo da Vinci nach dem Stich



Dürer, Apokalyptische Reiter. Seemanns Wandbilder.

von R. Morghen in Betracht. Das Bild eignet sich für große Räume, bei einer Bildfläche von 43 × 88 cm. Preis: Chinapapier 24 Mk., weiß 20 Mk.; zu sogar zu 6 Mk. wird eine Reproduktion mit den Maßen 40 × 82 cm geliefert. Sehr fein an der Wand wirken auch die Radierungen zu modernen Meistern (Uhde, G. Max) bei einer Bildfläche von durchschnittlich 18 × 27 cm (Karton circa 32 × 45 cm) und einem Preis von 3 Mk.

14. „R. Voigtländers" Verlag hat mit seinen „wohlfeilen religiösen Bildern in Künstler-Steinzeichnungen" durch Heranziehung moderner Meister sich besondere Verdienste

erwerben. Der Preis ist bei einer Bildgröße von 300 × 70 cm mit 6 Mk außerordentlich nieder. In Profilrahmen aus gutem Erlenholz, in schwarz-violetter Farbe gebeizt, mit Goldrändchen zwischen Rahmen und Bild, mit Glas kostet jedes Bild 19 Mk. In Profil-Wechselrahmen aus gutem Erlenholz, in schwarz-violetter Farbe gebeizt, mit Goldrändchen zwischen Rahmen und Bild, mit Federn zum Festhalten des Bildes, mit Glas und mit Rückenpappe jedes Bild 19 Mark, ohne Glas und ohne Rückenpappe, das Bild aber auf Pappe gezogen und gefirnißt, jedes Bild 15 Mk 60 Pf. Profil-Wechselrahmen ohne Bild mit Glas 13 Mk, ohne Glas 6 Mk. Einzelne der Lithographien wirken in ihrer Tönung wie Fresken, wenn der Hintergrund der Wand zu dem Bilde gestimmt ist. Vgl. M-Sch. VIII, 134 ff.



A. van Dyck: Gustav Adolf, König von Schweden. Seemanns Porträtgalerie.

15. Der Verlag von Georg Wigand in Leipzig hat die Originalholzschnitte zu der Bilderbibel von J. Schnorr von Carolsfeld in Photolithographie bedeutend vergrößert, zunächst als Anschauungsmittel für den Religionsunterricht. Doch eignen sich einzelne Blätter auch zum christlichen Wandschmuck. Die Bildgröße ist 55 × 65 cm, die Papiergröße 60 × 70 cm. Es sind zwei Sammlungen von je 15 Bildern für das Alte und das Neue Testament. Die Ausgabe ist auch koloriert zu haben. Doch ist das Kolorit von fremder, nicht gerade glücklicher Hand. Bei einer Neu-Auflage wäre eine feingestimmtere Tönung sehr zu wünschen, da diese Bilder gerade mit Farbe trotz des schweren Holzschnitts gut wirken. Im Verhältnis zur Größe sind die Blätter sehr billig: im Umschlag kostet jede der beiden Sammlungen

schwarz 10 Mk., koloriert 16 Mk., auf Pappe gezogen schwarz 20 Mk., koloriert 25 Mk. Einzelne Blätter kosten schwarz 1 Mk., koloriert 1,40 Mk., schwarz aufgezogen 1,70 Mk., koloriert aufgezogen 2,10 Mk.

16. Zum Schluß seien noch zwei Verlage genannt, die nur durch ein einzelnes Bild



Tizian, Zinsgroschen. Seemanns Farbige Kopien.

Dürer, Johannes und Petrus. Seemanns Farbige Kopien.

Dürer, Paulus und Markus. Seemanns Farbige Kopien.

Bartolomé Esteban Murillo. Maria mit dem Kinde. Bildgröße 43½×58½ cm. Kartongröße [illegible]×93 cm. Verlag Vereinigung der Kunstfreunde Berlin.

Gabriel Max. Jesus heilt ein krankes Kind. Bildgröße 40×66 cm. Kartongröße [illegible]×90 cm. Verlag Vereinigung der Kunstfreunde Berlin.

in Betracht kommen: B. G. Teubner in Leipzig durch eine wertvolle Lithographie von Kunthalt „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Preis 5 Mk. Papiergröße 55 × 75 cm.

Ein gutes koloriertes „Hus“-bild (vor dem Konzil zu Konstanz) von Brozik liefert der Kunstverlag von B. Kocii in Prag. Das Bild kostet 5 Mk., wird aber auch, wo es von einer Gemeinde in größerer Zahl bestellt wird, zu 1 Mk. abgegeben. Soviel ich sehe, ist das Bild ein besonderer Freund mancher „Los von Rom“-Gemeinde.

Wohin gehört nun dieser „christliche Wandschmuck“? Vogtländer hat in seinem Prospekt die Lithographieen für „Privatwohnungen, Schulen, Sakristeien, Betsäle, Waisenhäuser, Heilanstalten und Krankenhäuser“ bestimmt und wird damit im allgemeinen den richtigen Umkreis alles christlichen Wandschmucks bestimmt haben.

In die Kirchen gehört dieser Wandschmuck im allgemeinen nicht. In kleineren Kirchen freilich werden die großen herrlichen Blätter, von denen ich oben sprach, immer noch tausendmal besser sein, als kahle oder gar „quadrierte“ Wände oder eine Stümper-Malerei. Aber dieser Wandschmuck soll die Maler nicht noch mehr brotlos machen. Die Malerei für Kirchen soll dadurch nicht untergraben werden.

Nach den Angaben über Maße und Preise wird jeder leicht aus meiner Zusammenstellung ersehen, was für seine Zwecke taugt. Im übrigen bin ich auch zu persönlichem Rate jederzeit bereit, was sich auf einer Antwort-Postkarte oft leicht machen läßt.

Bezüglich des Rahmens möchte ich sagen, daß derselbe immer der Würde des Raumes entsprechen soll. Ein gutes Bild in schlechtem Rahmen ist vom Übel. Lieber noch warten, bis mehr Geld zur Disposition ist.

Außerdem muß dem Anhängen der Bilder die größte Sorgfalt gewidmet werden. — Bei kleineren getünchten Räumen könnte man manchmal das Koloreit der Tünche nach dem Grundton der gedachten Bilder anlegen, wenn ohnedies eine neue Tünche nötig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Orgelmusik für die Weihnachtszeit,

zusammengestellt von Herm. Greiner, Falkenstein i. V.

Während meiner Praxis war ich bemüht, mich auf dem Gebiete der Orgelliteratur umzusehen und darum der Gemeinde, der ich diene, immer nur das Beste zu bieten. Im Laufe der Jahre habe ich mir ein Buch angelegt und mir alle Vorspiele, die mir zu Gesicht kamen, nach unserem Landeschoralbuch geordnet. Dieser selbstangelegte „Führer“ ist für mich bei meiner Vorbereitung auf den Gottesdienst geradezu unentbehrlich geworden. Soeben ist ein ganz ähnlich angelegtes Werk bei J. G. Walde, Löbau i. S. erschienen: „Wegweiser für den Organisten, ein literarischer Ratgeber bei der Auswahl geeigneter Vorspiele zu den einzelnen Nummern des Sächs. Landeschoralbuchs“ von Oskar Zehrfeld, Kgl. Musikdirektor und Seminaroberlehrer. Dieses Werkchen, welches der Verfasser dem Kirchenchorverband und den Kantoren- und Organistenvereinen zugeeignet hat, ist wohl zunächst für Sachsen bestimmt, aber es wird auch den übrigen strebsamen Organisten eine rechte Hilfe beim Aufsuchen von Vorspielen sein. Ich möchte auf genanntes Büchlein, das nur 1 Mark kostet, empfehlend hinweisen. Vor einigen Jahren habe ich im „Kirchenchor“, dem Verbandsorgane für die Chorvereine der Sächs. Landeskirche aus meiner Sammlung eine Zusammenstellung von Orgelmusik für gewisse Zeiten des kirchlichen Jahres gebracht, die manchem Kollegen sehr willkommen war. Ich habe diese Zusammenstellung vervollständigt, — trotzdem weiß ich, daß ich gewiß manches gute Werk, das mir nicht zu Gesicht gekommen oder das mir auf der Suche entgangen, nicht genannt habe — und biete sie nun den verehrten Lesern dieser Zeitschrift dar in der Hoffnung, auch ihnen einen kollegialischen Dienst zu erweisen. Die aufgeführten Werke eignen sich weniger im allgemeinen zu Vorspielen, besonders die längeren, als vielmehr zu Nachspielen und kirchenmusikalischen Veranstaltungen.

1. Adam, O., Org. in Rom, Thema und Variationen über O sanctissima.
2. Adler, Em op 1, Fünf Orgelstücke, Verlag Rieke 1 M. In diesem Opus ist ein kürzeres Vorspiel zu „Es ist ein Ros entsprungen" F-dur.
3. Barmuß, R Pastorale aus op 36 II Heft 3 M bei Gebrüder Hug & Co. Leipzig G-dur leicht
4. Barmuß R „Heilige Nacht" aus op 36, II. Duett zwischen Schalmei und Flöte zu dem Liede „Stille Nacht" C dur, leicht
5. Brahms Joh, Vorspiel über „Es ist ein Ros entsprungen" aus op 122, II Heft à 3 M bei Simrock, Berlin F leicht
6. Brenner u Hesse „Das Kindleinwiegen" 8 Variationen über ein schlesisches Volkslied, für den Konzertgebrauch eingerichtet von G W Gottschalg, Leuckart 1 M Kaum mittelschwer B
7. v Eyken Kurzes Vorspiel zu „Es ist ein Ros" in Merks op 39 leicht Es.
8. Fischer, K A op 29 „Weihnacht" Konzert für die Orgel Verlag Rodelsky Leipzig 4 M 4 Chorstimmen à 60 Pf Der 3 Satz „Vom Himmel hoch" kann unter Begleitung von Blasinstrumenten gesungen werden. Sehr schwer D
9. Franke F W Choral-Fantasie. Heft 1 und 2 à 3 M. Mainz, Schott Daraus die Fantasie über „Vom Himmel hoch"
10. Forchhammer Th „Weihnachten" „Es ist ein Ros entsprungen" und „Nach einer Prüfung" Kurzweil op 23 2 Vorspiele, leicht. D
11. Forchhammer Th Längere Nachspiele über „Nun komm der Heiden Heiland" G „Macht hoch die Tür" F in op. 30 „Zehn Nachspiele über Choralmotive", komplet 2 50, einzeln 0 60 Pf Verlag Heinrichshofen, Magdeburg Kaum mittelschwer
12. Geist P „Weihnachtsvorspiel" über „Vom Himmel hoch" Verlag Fordel Zittau und Leipzig 1 M Mittelsatz „Es ist ein Ros entsprungen" Ziemlich schwer D
13. Gerhardt P Pastorale Andantino in „175 neue Orgelstücke von Joh Diebold op 70. Feuchtinger und Gleichauf Das ganze Werk 5 M Leicht und kurz A
14. Gulbins Max op 19 Son.-Nr 3 B Motto „Dein Zion streut dir Palmen" und „Mein Herze soll dir grünen" Leuckart 4 M. Ziemlich schwer
15. Guilmant A Pastorale (A) aus Son.-Nr 1 op 42 4 M bei Schott, Paris und Cramer Leipzig Lang und leicht
16. Händel Pastorale Larghetto C im Präludienbuch von Herzog op 30 3. Teil Körner Leipzig
17. Händel G F Halleluja aus „Messias" für Orgel und 2 Violinen Pabst, Leipzig. 1 20 M Dasselbe auch für Orgel und Streichquartett
18. Herrmann W Festpostludium über O sanctissima Heft 11 der Zeitschrift „Die Orgel" Karl Rühle Leipzig F leicht
19. Hiller Paul op 71 5 Variationen über O sanctissima 1 50 M. Kahnt Leipzig F., leicht
20. Herzog, J G. Pastorale für die Weihnachtszeit aus op 71 Mittelsatz-Fugette über „Gelobet seist du, Jesu Christ" J P Peter Rothenburg a. Tbr Leicht kurz, F
21. Herzog, J G. „Es ist ein Ros entsprungen", Präludium für die Weihnachtszeit in Leuckarts Orgelalbum, herausgegeben von Merk op 39 Leicht.
22. Herzog J. G „Weihnachten" „Es ist ein Ros entsprungen" in Palme. op 44 Der angehende Organist 2 Teil Max Hesse, Leipzig 2 M. Leicht, F
23. Jansen P. Weihnachtslied „O du selige o du fröhliche" mit dem Choral „Vom Himmel hoch" verbunden M Breithaus Leipzig 0 80 M Kurz und leicht Es.
24. Lux Friedr op 29 Konzertfantasie über O sanctissima. Mainz, Schotts Söhne 1 M Ziemlich schwer F.
25. Merk, G „O du fröhliche" Kurzes Vorspiel in seinem op 39 bei Leuckart Leicht Es.
26. Merkel, G op. 36. „Weihnachtspastorale" Verlag Mainz, Schotts Söhne 0,75 M Leicht, ziemlich lang G

Digitized by Google

27. Malling, Otto op. 2? 3 Tonstücke Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Wilhelm Hansen, Leipzig.

28. Malling, Otto op. 48. Die Geburt Christi. Stimmungsbilder 3 Sätze: Die Hirten auf dem Felde F, Die Weisen aus dem Morgenlande, F Bethlehem, D. Wilhelm Hansen 1,50 M. Leicht

29. Malling. op 66 2 Hefte. Die Festtage des Kirchenjahres 12 Postludien. Verlag W. Hansen, Leipzig. à 2 M.

In Heft 1 a „Weihnachtsabend" Es mittellang, leicht
b „Erster Weihnachtstag" C mittellang, leicht
c „Zweiter Weihnachtstag" E mittellang, leicht
d „Neujahrstag" D mittellang, leicht

30. Müller, J. P. op. . Phantasie über das Thema aus Judas Makkabäus „Seht er kommt" 2 M. André, Offenbach.

31. Matthison Hansen. Präl. und Variationen über „Vom Himmel hoch". Schuberth & Co. 1,25 M. C.

32. Nagel, H. W. Weihnachtsoffertorium op. 36. Nr. 1 beginnt mit einem 12/8 taktigen Pastorale („Es waren Hirten auf dem Felde"), G, hierauf folgt ein Allegro („Und alsbald war da bei dem Engel), D, dann ein marschartiger Satz („Ehre sei Gott in der Höhe"), D, den Schluß bildet eine Fuge über „Herbei, o ihr Gläubigen", G. Verlag Peters. Schwer.

33. Frenzel, Rob. Pastorale. Andante amabile über Osannensema op. 3. R. Wiegand, Großenhain. G, leicht und kurz.

34. Eckardt, A. op. 5. „Hosianna, Davids Sohn". Fantasie. 1,80 M. E. Hofmann, Dresden.

35. Oesten, M. op. 142, Nr. 1. Weihnachtslied für Violine mit Orgelbegleitung. 0,90 M. bei Papst, Leipzig.

36. Piutti, K. „Am Weihnacht" in op. 6. Fünf Charakterstücke bei Leuckart, Leipzig. 1,50 M. G, mittellang, mittelschwer.

37. Pretzschner, Chr. R. Drei Orgelkompositionen. Nr. 1 darin Variationen im Stile eines Pastorale über das Weihnachtslied „Stille Nacht" kombiniert mit „Vom Himmel hoch" bei A. Kell, Plauen i. V. Ziemlich leicht. E-dur.

38. Rebling, G. op. 42. Nr. 2 Weihnachtspastorale „O du fröhliche". Verlag Heinrichshofen. 0,50 M. Leicht.

39. Rudnick, W. op. 33. „Weihnachten". Eine Fantasie über Weihnachtslieder: „Vom Himmel hoch", „O du fröhliche", „Stille Nacht". Mittelschwer. D. Feuchtinger & Gleichauf, Regensburg. 1,50 M.

40. Rudnick, W. op. 19. Zwei Weihnachtsstücke: „Vom Himmel hoch" und „Stille Nacht". Mittelschwer. 1,50 M. Feuchtinger & Gleichauf, Regensburg.

41. Rudnick. op. 19. Nr. 2 Andante „Stille Nacht". A.

42. Rheinberger, J. Pastorale. 2. Satz aus Son.-Nr. 20, op. 196. A.

43. Rheinberger, J. Pastorale. 2. Satz aus Son.-Nr. 12, op. 154.

44. Rheinberger, J. Sechs Stücke für Violine (Cello) und Orgelbegl. op. 150, daraus Nr. 4 Pastorale. 1,50 M. R. Forberg, Leipzig.

45. Rheinberger, J. op. 102, Heft 2, Nr. 5 Christus factus est. 1,25 M. R. Forberg, Leipzig.

46. Reger, M. Pastorale. Allegretto in op. 59, I. à 2 M. 12 Stücke für die Orgel. F. Ziemlich leicht. bei Peters, Leipzig.

47. Reger, M. Konzertvorspiel zu „Vom Himmel hoch". D aus op. 67, III (52 Choralvorspiele). Schwer. bei Lauterbach & Kuhn, Leipzig. à 3 M.

48. Rudnick, W. „Stille Nacht", kurzes, leichtes Vorspiel im Merks op. 59. B.

49. Rheinberger, J. op. 88. Pastoral-Sonate Nr. 3. G, bei R. Forberg. Schwer. 2,50 M.

50. Riemenschneider, G. op. 29a. Stimmungsbilder. Fünf Stücke zum Konzert- und

gottesdienstlichen Gebrauche. Leipzig, Steingräber. 2 M. Daraus Nr. 2 „Christnacht“. Bearbeitung der Melodie „Lobet den Herrn“. G. Leicht.

51. Stehle, G. E. Fantasie über O sanctissima, bei J. Schuberth & Co. Leipzig. Es. 2,50 M. 3 Teile: a) Sturm im Lebensmeer, b) Frommes Stillleben, c) Triumph und Seligkeit. Sehr schwer.
52. Schneider, Jul. op. 65. Einleitung und Variation über den Choral „Vom Himmel hoch“. C. 1,50 M. Körner. 4händig.
53. Seiffert, K. Nocturno über „Stille Nacht“, enthalten im 2. Bande der „Ausgewählten Kompositionen“ von R. Meister. Quedlinburg, Vieweg. 2 M.
54. S. Sechter & J. Aßmeyer. Pastoral-Präludium und Pastoral-Fuge. 0,80 M. Schlesinger'sche Buchhandlung, Berlin.
55. Thomar, O. op. 2. Weihnachtspastorale. G.
56. Thomas, G. Fantasie über Stille Nacht. Pabst, Leipzig. 0,60 M.
57. Undeshaarn, G. „O du fröhliche“. Es. in Radeckes Vorspielbuch „200 Vorspiele zum Gothaer Choralbuch“. Verlag Thienemann. 6 M.
58. Wermann, O. op. 102. Nr. 5 Pastorale. E. leicht.
59. Wermann, O. op. 61. Nr. 1. Des kleinen Wiegenlied, für Viola mit Orgelbegleitung. Pabst. 0,90 M. Dasselbe auch für englisch Horn.
60. Wermann, O. Pastorale aus Son.-op. 70, bei H. Pohle, Leipzig. Lang, leicht. G.
61. Wermann, O. op. 114. Sonate-Pastorale. Leipzig, Otto Junne. 3,20 M. D, schwer.
62. Zier. op. 11. Tonstücke für die einzelnen kirchlichen Zeiten. Daraus Nr. 1 „Advent“ (O du fröhliche). F. und Nr. 2 „Weihnacht“ (Stille Nacht). C. Leicht.

L'Enfance du Christ von Hector Berlioz.*)

Ein Wort zum 100jährigen Geburtstag des Meisters (11. Dez.) von **Arnold Mendelssohn**.

Des großen französischen Romantikers Säkularfeier wird heuer begangen. Auf die künstlerische Persönlichkeit Berliozʼ wenigstens dürfen wir Deutschen ohne Gewissensbisse schauen. Was unseren einheimischen Genien selten zu Teil wurde — vorurteilslose Würdigung des Neuen und Unerwarteten, das sie uns darboten — dem Ausländer haben es unsere Besten gewährt. Dem größten Musiker, den Frankreich im verflossenen Jahrhundert hervorgebracht hat, den es zu seinen Lebzeiten verlachte und um den Unterhalt tagelöhnern ließ, ihm hat Deutschland eine geistige Heimat geboten, freilich nur im Sinne des Wortes Ubi bene, ibi patria. Denn Franzose ist Berlioz sein Leben lang mit jeder Faser seines Herzens, mit jeder Fiber seines Herzens geblieben. Wohl wußte er deutsche Meister, wie Beethoven und Weber, zu würdigen, wohl hat er auch Einfluß von ihnen erlitten, doch hat sich die aufgenommene geistige Nahrung so völlig seiner gallischen Natur assimiliert, daß weder in melodischen Anklängen noch in der ganzen Art der Formung dieser Einfluß direkt hätte nachgewiesen werden können. Viel eher ließen sich Einwirkungen Glucks und seiner Schule aufzeigen. Aber Gluck stand dem französischen Temperament auch weit näher als jene eigentlich deutschen Meister, wie er ja auch seine Tätigkeit hauptsächlich dem französischen Theater zugewandt hat. Auch die Enfance du Christ ist französisch durch und durch. Vergebens würde man in dieser Musik nach Klängen suchen, die unser deutsches weihnachtliches Empfinden so ausdrücken, wie unsere alten deutschen Lieder es tun. Vielleicht tut wir dem Ausländer Unrecht, wenn es uns scheinen will, als spreche bei ihm die Empfindung nicht direkt, als nehme sie Anregung und Wärme erst aus der Phantasie. Man wird zuweilen an die Art des Malers Doré erinnert. Es mag schon so sein, daß der nationale Unterschied das völlige Gefühlsverständnis gegenseitig ausschließt. Aber wie Vieles kann uns der französische Künstler bei alle dem geben! Welche Charakteristik und Originalität in der Erfindung, welche Vornehmheit und Feinheit im Tonsatz, welche unfehlbare zielbewußte Meisterschaft in der Verwendung der Ausdrucksmittel! Wie wohltätig wirkt die völlige Abwesenheit jenes Schwulstes, an dem wir Deutschen — von den Größten abgesehen — fast durchweg laborieren, weil wir oft mehr empfinden, als wir Talentierten ausdrücken können! Während der Franzose Alles, was er zu sagen hat, auch wirklich kunstgemäß sagen

*) H. Berlioz. Des Heilands Kindheit, op. 25. Klavierauszug mit Text von O. Taubmann. Volksausgabe Breitkopf und Härtel Nr. 1920. Mk. 6.

Digitized by Google

kann. Ob das außerordentliche Werk für unsre Kirchenchöre und unsre evangelischen Weihnachtsgottesdienste geeignet sein wird, die Frage scheint mir trotz aller künstlerischen Vorzüge des Oratoriums zu verneinen. Die deutsche evangelische Kirche muß nach meinem Empfinden national sein, wenn sie will, daß ihre Angehörigen sich in ihr zu Hause fühlen sollen. Ich für meine Person wenigstens muß sagen, daß ich einen Weihnachtsgottesdienst mit „alten lieben Liedern“ einem solchen mit der Enfance vorziehen würde.

Allerlei für den Weihnachtstisch

von **Friedrich Spitta**.

Diese Zeilen wollen nicht einen Weihnachtskatalog von empfehlenswerten Schriften geben, sondern nur Einiges nennen, das mir in letzter Zeit durch die Hand gegangen ist und von dem ich überzeugt bin, daß es Freude machen wird, auch wenn die Lichter des Weihnachtsbaumes längst verloschen sind. An erster Stelle nenne ich Rietschels reizendes Büchlein „Weihnachten in Kirche, Kunst und Volksleben“ (Velhagen & Klasing. Mit 4 Kunstbeilagen und 152 Abbildungen Mk 4.—). Bei dessen Lektüre werden die nur zu schnell dahineilenden Stunden der Feier lang und tief nachklingen. — Die Schnorrsche Bilderbibel hat Hellmaer in verkleinertem Maßstabe herausgegeben, sodaß man das monumentale Werk von 240 Abbildungen im Geschenkband für nur 2 Mk. erhalten kann. Der Maßstab ist groß genug, um noch eine gute Wirkung zu ermöglichen (Hellingers Verlag, Südende-Berlin). — Gerade noch zu rechter Zeit erscheint W. Nelle, Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes (Hamburg, G. Schloeßmann, geb. Mk. 2.), das schärfere Kritik erträgt als die in Schloeßmanns Bücherei für das christliche Haus ihr vorausgegangene Bartsche Geschichte der geistlichen Musik. Für die Leser der M. Schr. bedarf ein Buch von Nelle keiner besonderen Empfehlung mehr, der Verfasser ist ihnen seit lange teuer. Alles, was wir an seinen Arbeiten lieben: Sorgfalt und gewissenhaftes Eindringen der Forschung, ein seltenes Maß von künstlerischem Nachempfinden bei den Werken der Poesie und Musik, ungemeine Frische und begeisternden Schwung der Darstellung findet man in seiner Geschichte des deutsch-evang. Kirchenliedes wieder, die ein rechter Hausfreund in christlichen Familien zu werden verspricht und auch denen, die auf hymnologischem Gebiete wohl bewandert sind, noch mancher erzählen kann, was sie bisher nicht gewußt haben. Eine vornehme Stellung nimmt Nelle ein unter den Mitarbeitern an einem anderen im gleichen Verlage erschienenen Unternehmen „Unsere Kirchenliederdichter. Bilder aus der Geschichte des evang. Kirchenliedes“. Soeben ist der 3. Band erschienen, der Decius, Hermann, Mathesius, Herberger, Fleming, Neander, Neumark, Schenkendorf, Klopstock, Claudius und Knak behandelt (geb. 1 Mk. 50 Pf.). Die 30 Hefte, die in diesen drei Bänden vereinigt sind, können auch einzeln bezogen werden (30 Hefte zu je 10 Pf., 100 Hefte 8 Mk., 1000 Hefte 70 Mk.) und bilden mit ihrem reichen Bilderschmuck ein vortreffliches Weihnachtsgeschenk für die Kinder in Schule und Kindergottesdienst. Die Arbeiten sind natürlich nicht gleichwertig, stehen aber vielfach auf der Höhe einer wissenschaftlich fundamentierten populären Darstellung und sind sehr geeignet, in unseren Gemeinden das Verständnis und die Würdigung ihres Liederschatzes zu heben. — Von den Schriften, die das Richter-Jubiläum





Apsis mit Katheder und Subsellien im Dom von Torcello aus Bückners Geschichte der kirchl. Kunst



Die Kirche. Halbfigur vom Südportal des Straßburger Münsters aus Bückners Geschichte der kirchl. Kunst

hervorgerufen hat, seien als ebenso kostbare wie preiswürdige Monographien genannt: Ludwig Richter. Ein Künstler für das Deutsche Volk von David Koch. (Mit über 100 Bildern und einem faksimilierten Brief. Stuttgart, Steinkopf, geb. Mk. 3,00). Ludwig Richter von Paul Mohn (mit 198 Abbildungen nach Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen und Holzschnitten sowie einem Brief-Faksimile. Leipzig, Velhagen & Klasing, geb. 4 Mk.). Jedes der beiden Bücher hat eigentümliche Vorzüge, hier ein Eingehen auf den ganzen Reichtum Richterscher Schöpfungen an der Hand mannigfaltigster Reproduktionen der Bilder, dort die kunsthistorische Fixierung der künstlerischen Individualität, wie man das von dem Biographen Steinhausens erwarten durfte. — Daneben möchte ich eines anderen Mitarbeiters an der M.-Schr. gedenken, R. Bürkners, dessen Geschichte der kirchlichen Kunst Frank Heft 5, S. 180 gewürdigt hat. Dazu kommt gerade noch vor Torschluß desselben Verfassers Jubiläumsschrift: Hebel, sein Leben und Wirken. Berlin, Hofmann. Mk. 2,40, geb. Mk. 3,20. — Im Großen und Ganzen ist unser Geschlecht für lyrische Poesie nicht oft zu haben, am meisten wohl in der Weihnachtszeit mit dem Zauber der Jugenderinnerungen. Für solche und ähnliche Stunden wird man Karl Hunnius, Zu höheren Sternen. Ein Strauß religiöser Lyrik (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. geb. Mk. 4.) gewiß nicht ohne Genuß und Gewinn aufschlagen. Eine angemein sensitive Dichternatur tritt uns hier entgegen, auf deren eheres Naturgefühl und sprachliche Kunst schon früher von uns hingewiesen worden ist. Die Ereignisse des Natur- und Kirchenjahres in den mannigfaltigsten Wechselbeziehungen treten uns hier entgegen und müssen der gleichgestimmten Seelen nicht bloß ästhetischen Genuß, sondern auch religiöse Erhebung erzielen. Der Einband nach einer Zeichnung von Frau Reman-Foerstering in Karlsruhe ist entzückend, das Titelblatt wäre zu entbehren. — Die Festspiele, von denen die wenigen gerade ihre 5 Anfänge erleben, haben sich allmählich zu einer ganzen Literatur angesammelt, über die später vielleicht einmal in größerem Zusammenhang referiert werden wird. Heute sei nur eines der schlichtesten genannt: „Weihnachtsgaben“, das man für 30 Pf. das Exemplar in Portionen billiger von Herrn Pf. Wewer in Dortmund beziehen kann. Und aus der reichhaltigen Musikliteratur für Weihnachten auch nur ein Heft: Drei altdeutsche Weihnachtslieder. Für gem. Chor gesetzt von Paul Städe (Zittau i. S., Graun. Part. u. St. Mk. 1,20).

Kleine Mitteilungen.

Der ev. Kirchengesangverein für Württemberg hat sein heuriges Jahresfest in der Reichsstadt Hall am 4. und 5. Oktober d. J. gefeiert. Mit Rücksicht auf den chronischen Raummangel der Monatschrift beschränken wir unsern Bericht auf das Wesentliche. Die Zahl der Ortsvereine ist auf 166 mit etwa 5000 Sängern, die der „Herzer“ auf über 1000 gestiegen. Das mit einem Aufwand von 4000 Mk. hergestellte, 62 Chorgesänge von alten und neuen Meistern enthaltende Jubiläumsheft wird sich, wie seine Vorgänger, gewiß auch außerhalb Württembergs viele Freunde erwerben. (Kommissionsverlag von R. Günther in Waiblingen, Partitur 2 Mk. 40 Pf., Stimmen à 45 Pf.) Daß auch in den Vereinen tüchtig gearbeitet worden ist, bewiesen die Leistungen des gegen 300 Stimmen starken Festchors, die am besten zu würdigen versteht, wer die Schwierigkeiten kennt, mit denen die ländlichen Chöre zu kämpfen haben. Der Schwerpunkt des Festes lag diesmal in der Hauptversammlung, der Ausschuß hatte die Gesangbuchfrage auf die Tagesordnung gesetzt und das Referat in die Hände des den Lesern dieses Blattes wohlbekannten Dekan Lic. theol. Günther-Langenburg gelegt. Die Wichtigkeit der Sache rechtfertigt ein näheres Eingehen auf seinen Vortrag über „unser württembergisches Gesangbuch vom Standpunkt der neueren Gesangbuchsbewegung.“ Referent schilderte zum Beginn das Milieu, aus welchem die auf Wiederherstellung des Kirchenlieds gerichtete Bewegung hervorgegangen ist. In ihre Anfänge fällt die Entstehung des württembergischen Gesangbuchs von 1842, welches an die Stelle des rationalistischen von 1791 trat und dem Volk einen Teil seiner alten Kernlieder zurückgab. Hiedurch, besonders durch die reichliche Aufnahme Gerhardtscher Lieder hat es alsbald in weiten Kreisen der Gemeinde die Herzen gewonnen. Da aber mit der rationalistischen Richtung immer noch zu rechnen war, so wurden bei 130 Lieder aus dem für die kirchliche Dichtung unergiebigsten Zeitraum dem Gesangbuch von 1791 entnommen und zu gunsten des kirchlichen Friedens ein entschlossener Bruch mit den Überlieferungen des Aufklärungszeitalters vermieden. Diese Idee, entlanst die nur auf Zeit gemeint sein konnte, wirkt um so fremder, je weiter wir uns zeitlich von dem Geschlecht entfernen, für welches sie bestimmt war. Ein Gegengewicht gegen die unverhältnismäßige Zahl der Lehr- und Tugendlieder wie der Lieder aus der Schule Klopstocks sollte die starke Heranziehung der pietistischen Liederdichtung bilden, wie sie die geschichtliche Entwicklung der schwäbischen Kirche nahelegt. Aber dies geschieht auf Kosten der eigentlichen Blütezeit des Kirchenlieds und einer klaren Scheidung zwischen Gemeinde- und Hausgesangbuch. Referent kommt daher bezüglich der Liederauswahl zu

Digitized by Google

dem Schlusse: „die Auswahl hat die einzelnen Zeiträume der kirchlichen Liederdichtung nicht in entsprechender Weise nach ihrer religiösen, kirchlichen und poetischen Bedeutung berücksichtigt, sie läßt namentlich, was die Unterscheidung des Gemeindelieds und privaten Andachtslieds angeht, die Handhabung fester Grundsätze vermissen, sie schleppt einen ihr unter der geschichtlichen Zwangslage aufgenötigten Ballast weiter, der dem Ganzen die innere Einheitlichkeit raubt und wertvollen Schätzen kirchlicher Lyrik den Eingang versperrt. Indem Ref. weiter die Textrezension an den von der Gesangbuchskommission aufgestellten richtigen Grundsätzen mißt, gelangt er zu dem Urteil: „Die Gesangbuchsredaktoren haben die von ihnen anerkannten Grundsätze keineswegs folgerichtig durchgeführt. Zwar sind die rationalistischen Umdichtungen und Vergewaltigungen älterer Lieder im allgemeinen mit Erfolg beseitigt und ist die biblisch-kirchliche Weltanschauung wieder in ihr Recht eingesetzt. Aber statt nach theologischen wird zeitweise noch ästhetischen Maßstäben geändert, und der Umstand, daß die Redaktoren noch im Anfang der neueren Gesangbuchsbewegung stehen, bringt es mit sich, daß der Rückgang auf das Ursprüngliche und Charakteristische immer noch durch subjektive und willkürliche Änderungsversuche beeinträchtigt wird." Die Richtung, in welcher sich die Änderungsversuche bewegen, wird von dem Ref. mit den Worten gekennzeichnet: „Entsinnlichung der urwüchsigen dichterischen Anschauung, Herabstimmung der gesteigerten Empfindung auf einen mittleren Normalton, Ersatz eigenartiger Wendungen durch landläufige, Verwischen der Altersreife und der individuellen Züge, durch welche das ältere Lied in Gedanke, Ausdruck und Sprachform deutlich von dem heutigen geschieden wird." Die Anordnung der Lieder endlich ist schon von Stip in seiner „Beleuchtung der Gesangbuchsreform" als „über Gebühr nachlässig" bezeichnet; ihr Hauptmangel, der dem dogmatischen Kompendium, nicht dem gottesdienstlichen Leben entnommene Einteilungsgrund, schon von Palmer am Entwurf gerügt worden. Die grundsätzlich verfehlte, übrigens auch sonst unlogische und unorganische Anordnung, welche die Auswahl des Predigtlieds — des zur Zeit einzigen Gemeindegesangs im Hauptgottesdienst — leicht erschwert, hat an ihrem Teil die Verkümmerung des Gemeindegesangs verschuldet. Es ist nur mit einer gründlichen Erneuerung zu helfen. Mit der Forderung, daß das künftige Gesangbuch nicht mehr ohne Noten und künstlerischen Schmuck ausgehen dürfe, und der Erinnerung an die Verpflichtung, welche der evangelischen Kirche durch ihren reichen Liederschatz auferlegt sei und von einer einst mit so rühmlichem Beispiel vorangegangenen Landeskirche doppelt empfunden werden müßte, schloß der Referent seine eindrucksvollen und überzeugenden Ausführungen. Ihre volle Wirkung werden sie erst tun, wenn sie durch den Druck in weitere Kreise gedrungen sein werden. Der diesmaligen Behandlung der Frage vom hymnologischen wird auf dem nächsten Kirchengesangfest eine solche vom musikalischen Gesichtspunkte aus ergänzend zur Seite treten. Wie die liturgische Frage durch Smenders Vortrag auf der Versammlung des Pfarrvereins 1900, so ist die Gesangbuchsfrage durch sein volles Referat in Fluß gebracht. Und die Lebhaftigkeit, womit beide Fragen neuerdings in unseren kirchlichen Blättern verhandelt werden, wie auch andere Anzeichen lassen hoffen, daß der ausgestreute Same gute Früchte tragen werde. Beuttler.

Als Ergänzung zu dem Aufsatz „Die Kirche in Wiemelhausen" teilt uns Herr Pfarter Allhoff mit, daß Herr Architekt Heinrich Robert aus Bochum der Erbauer ist. Sp.

Es ist uns unmöglich, in diesem Hefte bereits auf die Fülle der bei uns eingegangenen Zuschriften und Mitteilungen in Sachen des Einzelkelchs einzugehen. Diese Frage wird uns im nächsten Jahrgange noch viel beschäftigen. Daß die Preuß. Generalsynode eine Besprechung der S. 355 erwähnten Petition im Plenum für nicht geeignet angesehen hat, wird man verstehen können. Das hindert nicht, daß man nun, wie uns aus Düsseldorf geschrieben wird, den Oberkirchenrat um Bewilligung des Einzelkelches angehen wird, in der festen Erwartung, daß dieser keine abschlägige Antwort geben werde. Sp.

Um Gesänge zur Herder-Feier gefragt, teile ich den Interessenten mit, daß sich für kirchliche Feiern vor allem das einzige Lied Herders eignet, das sich in einigen wenigen Gesangbüchern findet und behauptet hat: „Herr unser Gott, wann kommt dein Reich." Im Meininger Gesangbuch (Ackermann) steht es unter Nr. 497, desgleichen im Pfälzischen (Ebrard) unter Nr. 768 in Verkürzung auf 14 Strophen. Von der dazu gehörigen Melodie „Ich dank dir schon" werden die größeren Chor-Sammlungen Sätze bieten. In Schöberleins Schatz III, 664 stehen drei Sätze von Praetorius, Gänger und Bitbarus. Für nichtgottesdienstliche Familienfeiern seien die Brahmsschen Duette über Dichtungen aus Herders Stimmen der Völker genannt. Sp.

Bücherschau.

Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst im Altertum. Grundriß. 2. verbesserte Auflage. Mit 3 Farbtafeln und 380 Textbildern. 484 Seiten. Marburg, Elwert, 1903. 10 Mk., geb. 12 Mk.

Der Verfasser will neben der üblichen ethnographischen und systematischen Darstellungsweise bei seiner Kunstgeschichte auch die echthistorische in ihr Recht setzen, welche den Stoff

nach Epochen ordnet, damit die geschichtliche Entwicklung rein vor das Auge trete. Er will das Werden der Weltkunst erzählen und vereinigt darum bei seiner Darstellung immer das zeitlich und geschichtlich Zusammengehörende. Darum fügte er der Kunst der römischen Kaiserzeit auch die Altchristliche und Frühbyzantinische ein. Mit der Epoche Justinians, der Hagia Sophia in Konstantinopel und den ravennatischen Fresken schließt sein Buch. Eine solche Zusammenfassung des reichen Stoffes nach geschichtlichen Abschnitten entspricht ja dem Zuge unserer Zeit, die allenthalben ein Werden und Wachsen zu sehen sich bemüht und die früher beliebten harten Abgrenzungen zwischen den einzelnen Kunstformen und Völkern zu erweichen sucht, damit das Ganze sich als ein ununterbrochen fließender Strom darstelle. Darüber kann dann leicht das Neue und Ursprüngliche zu kurz kommen und in dem Bestreben, eine geradlinige Entwicklung darzustellen, wohl gar ganz verkannt werden. Das liegt hier nahe bei dem Eintritt des christlichen Elementes in die Welt und die Kunst. Aber der Verfasser hat die Gefahr geschickt vermieden, er dichtet nichts, was hier verletzen könnte. Vielmehr berührt es durchaus wohltuend der früheren Betrachtung gegenüber, bei der man alle Werke der frühchristlichen Kunst als durchaus original und vom neuen Christengeist hervorgerufen anzusehen gewohnt war, die Verbindungsfäden aufzuzeigen, mit denen die Kunst der Kirche fest an das „heidnische" Altertum geknüpft gewesen ist, sodaß sie schließlich als nichts anderes erscheint als ein um einigen neuen Gedankeninhalt vermehrter Ausklang der Antike. So hat sie der Verfasser mit Recht betrachtet und diesen geschichtlichen Zusammenhang geschickt hervorgehoben. — Freilich bietet er in seinem Buche einen so umfassenden Stoff, daß die Erörterungen über die Art der frühchristlichen Kunst nur verhältnismäßig kurz und karg ausfallen konnten. Richard Bürkner.

Muster für kleine Kirchenbauten. Herausgegeben von dem Central-Vorstand des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung. Zusammengestellt von Julius Zeißig, Architekt. Leipzig, Seemann & Co. 1902. 3.50 Mk.

Das Heft enthält auf 40 Seiten 19 Entwürfe von Betsälen, kleineren Kirchen (zu 80—600 Sitzplätzen) und Pfarrhäusern. Es ist gemeint, den Pfarrern und Kirchenvorständen der Diaspora als Musterbuch zu dienen, verfolgt demnach wesentlich praktische Zwecke und bietet außer den Außenansichten der Bauten auch deren Grundrisse, Schnitte, Baukosten u. a. m. Epochemachende Neuheiten sind darin nicht zu finden. Anordnung und Bauform bewegt sich zumeist in der herkömmlichen Weise, wenn auch einzelnen der Vorlagen das Lob selbständiger Erfindung in Gestaltung und Aufbau nicht vorenthalten werden darf. Es hat für einen Kenner der Verhältnisse etwas Belustigendes, zu sehen, wie von diesen 19 Entwürfen nicht weniger als acht den „Ratschlägen" der Eisenacher Kirchenkonferenz stracks zuwider laufen, denn vier von ihnen bieten Wohnungen und Nebenräume unter demselben Dach mit der Kirche, und vier andere zeigen die Nebenbauten unmittelbar an die Kirche angebaut. Beides ist aber bekanntlich nach dem Willen unserer Kirchenregierungen verpönt. Wir erleben somit an diesen berühmten „Ratschlägen" das wunderliche, aber erfreuliche Schauspiel, daß sie von der größten deutschen Landeskirche gar nicht publiziert worden sind und daß sie im streng lutherischen Sachsen, in dem doch diese Entwürfe zusammengestellt wurden, auch einfach außer Acht gelassen werden, wenn die Forderungen der Praxis das erheischen. So sind es lediglich theoretische Ratschläge gewesen und werden zumeist auf dem grünen Tisch liegen bleiben, von dem sie stammen und auf dem sie zusammengebraut wurden. „Grün ist des Lebens goldner Baum." Richard Bürkner.

Festschrift zur Jahrhundert-Feier der Bekenntnis-Freiheit und der Weihe des ersten Gotteshauses der Evangelischen Gemeinde zu Aachen am 12. Juli 1903. 64 S. Aachen, Aachener Verlagsgesellschaft. M. —,50.

„Festschriften sind Gelegenheitsschriften", und bei solchen fürchtet man leicht auf eine seichte Darstellung und inhaltsleere Rhetorik zu stoßen. In der vorliegenden ist nichts davon zu verspüren. Die drei Kapitel, die sie enthält — „Vor hundert Jahren" von Landgerichtsrat Dr. Kayser, „Die Jahre der Not und die Feier der Befreiung" von Pfr. Walther Wolff, „Die Entwickelung der Gemeinde seit 1803" von Pfr. Kessler — entworfen auf Grund sorgfältig benutzten, zum Teil noch unbekannten handschriftlichen Materials, sind höchst anziehende Geschichtsbilder. Die mitgeteilten Tatsachen sind in hohem Maße geeignet, evangelisches Bewußtsein zu heben. Das mit Abbildungen, Schlußvignetten usw. aus der Zeit vor 100 Jahren und mit 7 Hauptbildern, die auch für den evang. Kirchenbau bemerkenswert sind, vornehm ausgestattete Buch sei allerseits auf das Wärmste empfohlen. Für Versammlungen des Gustav Adolf-Vereins und des Evangel. Bundes bietet es ein sehr willkommenes Material. Fr. Spitta.

Max Reger, 52 leicht ausführbare Vorspiele für die Orgel zu den gebräuchlichsten evangelischen Choralen. Op. 67, 3 Hefte, Leipzig, Lauterbach & Kuhn. à 3 Mk.

Regers Choralvorspiele, welche als bedeutungsvoller Markstein der Orgelliteratur zu bewerten sind, sind so recht geeignet, den kunstbegeisterten Organisten für des Komponisten

musikalische Eigenart für das glänzende, gesunde, gemütstiefe und technisch-meisterliche Wesen seiner Kunst zu gewinnen, denn sie sind ganz und gar auf Bach'schem Grunde erwachsen, voll Kraft seelischen Empfindens, voll Erhabenheit, Würde und Anmut. Nur im allgemeinen sei hier angedeutet, daß in sämtlichen Vorspielen der Cantus firmus bearbeitet worden ist bald im Sopran, bald im Tenor oder Baß (Pedal), und zwar entweder einfach oder, wie in etlichen Melodien sanften Charakters, melismatisch verziert. Glänzend umstrahlen die kontrapunktisch geführten Stimmen die feierlich einherschreitende Melodie; sorgfältig sieht dabei der Komponist überall auf Mannigfaltigkeit und Reizvolles und daß die kontrapunktische Begleitung, die meist aus einem deutlich vorgeprägten, frei erfundenen oder der ersten Choralzeile entlehnten Motive erwächst, immer dem kirchlichen Charakter der Melodie entspreche. So hat denn jedes Vorspiel sein originelles, es am besten schmückendes Gewand und ebenmäßigste Durchführung der erwählten Grundfarbe; immer sind die rechten Töne für jede Stimmung getroffen, und nirgends wird der Inhalt von der Form überwuchert. Regers Choralvorspiele erweisen aufs neue, daß an musikalischer Gestaltungskraft, Energie des musikalischen Denkens und poetischer Inspiration der Komponist nicht leicht seinesgleichen hat. Auch in lehrhafter Hinsicht sind diese Vorspiele für Seminarien, Konservatorien und Organistenschulen von höchstem Werte; denn der Nutzen, den sie inbezug auf selbständige Stimmenführung und Konsequenz musikalischen Denkens Musikstudierenden gewähren können, ist ohne weiteres erkennbar. Regers Vorspiele, die wir zu den feinsten Gaben des Komponisten rechnen, seien also allen Pflegern des höheren Orgelspiels für Gottesdienst und Konzert wärmstens empfohlen. Rud. Frenzel-Schneeberg i. S.

Zur Notenbeigabe „Vom Himmel hoch".

Wiederholt ist in der M. Sch. davon die Rede gewesen, daß Luthers Weihnachtslied „Vom Himmel hoch" seinem Wesen nach eine dramatisierte Weihnachtsgeschichte ist, in der die Engel und die Hirten auftreten, an deren Gesänge sich dann das Loblied der Gemeinde reiht. Es ist deshalb unter ästhetischem Gesichtspunkte eine Barbarei, wenn man dieses Lied von Anfang an von der ganzen Gemeinde anstimmen läßt, während doch mindestens bis zu der Strophe „Des laßt uns alle fröhlich sein" Einzelstimmen oder Chor der Gemeinde entgegen singen sollten. Mein Wunsch, daß die richtige Auffassung einmal durch einen Komponisten für unsere gottesdienstlichen Feiern ins Werk gesetzt werden möchte, verband sich mit dem anderen, daß hierbei in bescheidenstem Umfange auch Saiteninstrumente zur Begleitung herbeigezogen werden möchten, deren Klang besonders geeignet ist, die geheimnisvolle Stimmung der heiligen Nacht zu verstärken. Der Kirchenchöre sind wenig, die sich ein Orchester leisten können. Zwei Violinen aber sind auch auf dem Lande wohl zu haben, und wie werden schon diese in einer Gemeinde, die ihren Chor sonst nur a cappella oder mit Orgelbegleitung singen hört, den Eindruck des Festlichen erwecken, wenn ihre zarten Klänge durch den gottesdienstlichen Raum schweben. Für die alten Weihnachtssitten, auf die Luthers Lied zurückgreift — die als Engel verkleideten Knaben, die Wiege des Christkindes usw. — hat unsre Zeit die Naivität vergangener Jahrhunderte verloren. Aber wenn in der Kirche der strahlende Weihnachtsbaum angezündet ist und die traute Weise des Lutherschen Liedes mit der Melodie, die wie keine andere uns Glanz und Seligkeit der Weihnacht mit einem Schlage vergegenwärtigt, von Einzelstimmen gesungen werden, umspielt von den wie Engelsflügel flimmernden Violinen, so werden kleine und große Kinder mit den Augen des Geistes sehen, was kein Volksspiel, ja, was kein Bild unserer Meister ihnen so vergegenwärtigen konnte.

Zur Ausführung dieser Gedanken habe ich seiner Zeit Max Reger anzuregen gesucht, und jetzt liegt im Verlag von Lauterbach & Kuhn in Leipzig die Choralkantate „Vom Himmel hoch da komm ich her" vor, bei der 4 Solostimmen, 2 (Solo-)Violinen, Kinder- (bezw. Frauen-)Chor und einstimmiger Gemeindegesang unter Begleitung der Orgel (bezw. des Harmoniums) zusammenwirken. Nach einem kurzen geheimnisvollen Vorspiel der Orgel und Violinen hebt der Engel der Verkündigung an, begleitet von Orgel und einer Violine mit Sordin „Vom Himmel hoch"; beim 2. Verse „Euch ist ein Kindlein heut geborn" spielen beide Violinen ohne Sordinen statt der zeilenweise einsetzenden Imitationen der Melodie in bewegter Figuration, die sich steigert, als mit dem 3. Verse der Kinderchor dreistimmig anhebt „Es ist der Herr Christ unser Gott". Immer mehr Engelchören drängen singend heran; beim 4. Verse „Er bringt euch alle Seligkeit" wird der Chor vierstimmig. Nun singt der Engel der Verkündigung „So merket nun das Zeichen recht", dazu erklingt in den zartesten Tönen der Begleitung die Melodie „Stille Nacht", ein überaus wirksamer, später noch einmal wiederkehrender Zug! In prachtvollem Kontrast zu diesem weichen Satz setzt die ganze Gemeinde ein unter feierlich ruhiger Begleitung „Des laßt uns alle fröhlich sein und mit den Hirten gehn hinein". Jetzt sinds die Hirten an der Krippe, die reden. Vers 7 „Merk auf mein Herz" singt das Sopran-Solo, Vers 8 „Sei mir willkommen, edler Gast" der Alt, wobei die Melodie in der Begleitung liegt, das Soloquartett a cappella

stimmt Vers 9 an „Ach Herr, du König aller Ding“, der Solotenor Vers 10 „Und wär die Welt viel mal so weit“, Vers 11 „Der Sammet und die Seiden dein“ das Soloquartett dieses Mal mit Begleitung und mit der Melodie im Tenor, Vers 12 „Das hat also gefallen dir“ Solosopran, wobei die Melodie in die Begleitung variiert wird. Beim 13. Vers „Ach mein herzliebes Jesulein, mach dir ein rein sanft Bettelein“ lassen dieses Mal die beiden Solostimmen Sopran und Alt in sinniger Weise die Melodie „Stille Nacht“ ertönen, während über ihren Trioien die Violinen in Oktaven die Melodie „Vom Himmel hoch“ feierlich dahinziehen. Dem Texte des 14. Verses entsprechend „Davon ich allzeit fröhlich sei, zu springen, singen immer frei“ übernehmen die Violinen die Triolenbewegung, während der dreistimmige Kinderchor in geschlossenen Akkorden dahereilt und so zum Schlußvers der Gemeinde „Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron“ überleitet.

Es sind dieses nur flüchtige Andeutungen, die keinen anderen Wert beanspruchen, als unsre Leser zum Einsicht in die Komposition zu veranlassen, in die sie die von Reger schon oft bewiesene Virtuosität in der Variation der Choralmelodie verbunden mit großer Innigkeit und — relativer Schlichtheit finden werden. Eben letzteres macht dieses Werk ganz besonders geeignet, den weitesten Kreisen der Gemeinde dargeboten zu werden. Der Eindruck wird überall ein wahrhaft festlicher sein. Die Anforderungen, die an die Sänger gestellt werden, sind nicht groß, und so sollte ich denken, daß zum nächsten Feste dieses Werk nicht bloß allerorts in unseren Kirchen (auch in Feiern des Kindergottesdienstes) aufgeführt werden würde, sondern auch in den Familien, ein Klavier und 2 Violinspieler, 2 Frauen- (bezw. Kinder-) und zwei Männerstimmen sind leicht beieinander. Wer begrüßt wird Reger seine Weihnachtsgabe danken. — Die Leser finden die Komposition, welche 20 Seiten in Quartformat umfaßt, als besondere Beilage in dieser Nummer. Fr. Spitta.

Zum Schluß des 8. Jahrgangs.

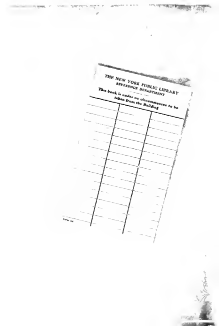
Noch nie sind wir von der friedlichen Ruhe, von der wir vor 8 Jahren träumten, so fern gewesen wie jetzt. Auseinandersetzungen zwischen gegnerischen Ansichten hat es von der ersten bis zur letzten Nummer dieses Jahrganges gegeben. Dazu drängt eine Fülle von praktischen Fragen auf uns ein, die wir eben angefangen haben zu behandeln, und von denen wir noch nicht wissen, wie sie Erledigung finden werden. Aber wie können wir sicher, daß wir bei alle dem den letzten Zweck unserer Arbeit nie aus dem Auge verlieren. Jene Unruhe ist im Grunde doch nur ein Zeichen von Leben auf einem Gebiete, das man oft genug als überlebt und erstarrent angesehen hat und dem man noch öfter im Gegensatz zu den in Kirche und Theologie im Vordergrunde stehenden Angelegenheiten nur ein mitleidiges Lächeln gönnt. Man hat unsre Arbeit nötig, wir aber wollen nicht müde werden. Hundert Mitarbeiter haben im verflossenen Jahre unsre Mappen gefüllt, die Zahl unserer Abonnenten steigt dauernd. Je stärker sie sich vermehrt, um so mehr können wir unseren Lesern bieten und desto schneller die bei uns lagernden Arbeiten absetzen. Wem daran liegt, der werbe wenigstens je Einen neuen Abonnenten für den neuen Jahrgang, er wird selbst davon den größten Gewinn haben. Dankbar bitten wir um das alte Vertrauen zu unserer Dienstwilligkeit und Unparteilichkeit. Ein Richtungs-blatt wollen und können wir nicht bieten. Einem jeden, dem es um die Sache zu tun ist, sei das Wort gegeben. Aus kräftigem Widerspruch lernt man mehr als aus voreiliger Zustimmung.

Für das nächste Jahr geht die Schriftleitung auf Prof. Dr. Smend (Ruprechtsauer Allee 14) über. Spitta.

Inhalts-Verzeichnis zum 8. Jahrgang (Nr. 1—12).

Größere Aufsätze.

Kleinere Mitteilungen.


THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT
This book is under no circumstances to be taken from the Building



Digitized by Google